BIBLIOTHECAE ELECTORALIS MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36627103060013 S

<36627103060013

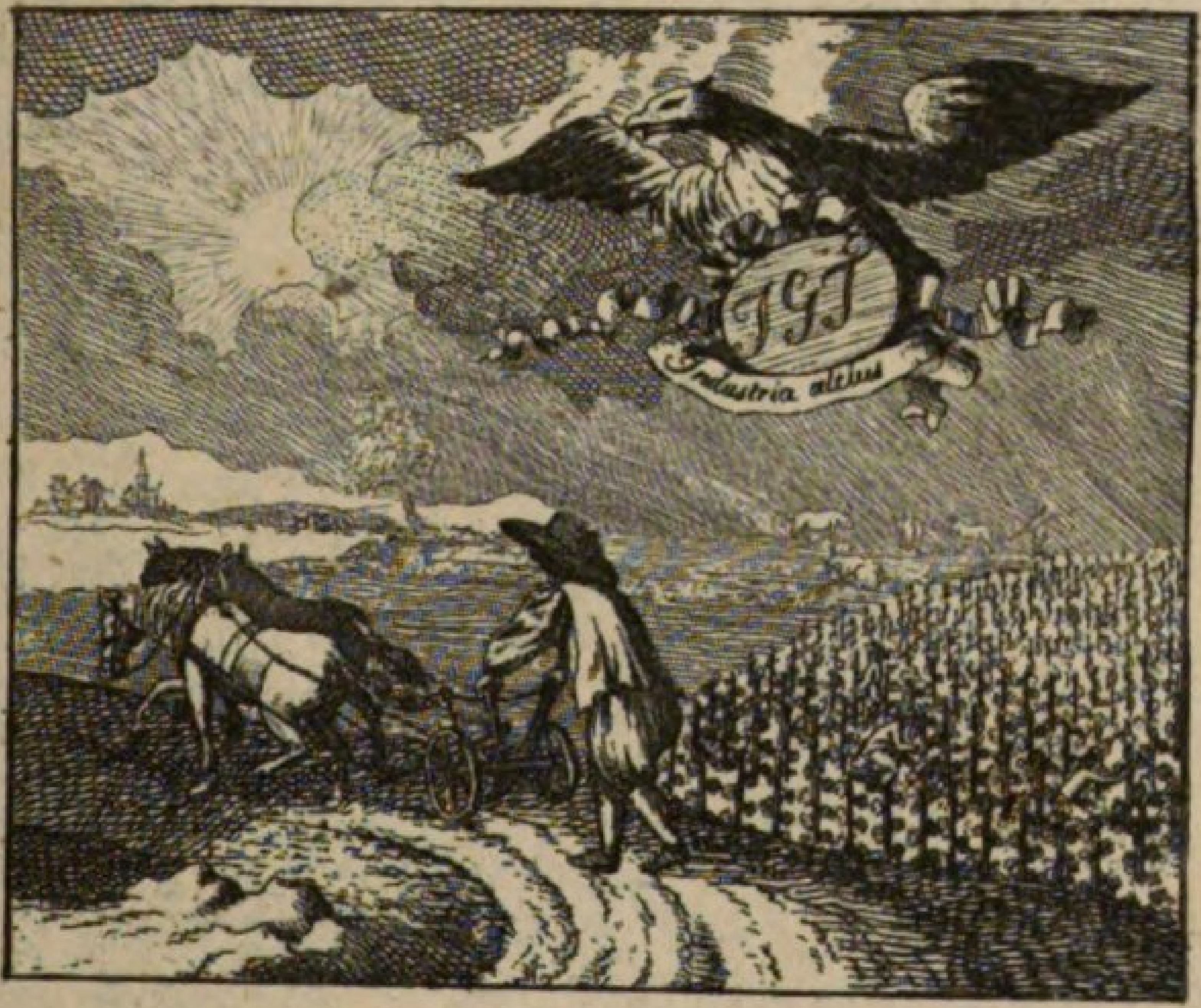
Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1033

Oeconomia. Lexica. 17.

Fritsch. inv. et sc.

Oeconomiſche
Encyklopädie,
oder
allgemeines Syſtem
der
Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,
in alphabetiſcher Ordnung;
von
D. Johann Georg Krünitz.



Fünfzehnter Theil,
von Fre bis Gam. Mit 14 Kupfern.

Brünn,
gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker,
Buch- und Kunſthändler.

1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

F. F.

Frech. 1. Stark, eine veraltete Bedeutung, in welcher noch Matheſius einen frechen Magnet denjenigen nennet, deſſen Kraft durch nichts geſchwächt wird.

2. Muthig, kühn, herzhaft, tapfer, in gutem Verſtande. Dieſe Bedeutung, in welcher auch fraek im Schwed. üblich iſt, iſt im Hochdeutſchen veraltet. Indeſſen ſagt man noch in dem ſächſiſchen Churkreiſe, der Rocken wuchs in wenig Tagen ſo frech daß man ſich darüber verwunderte, d. i. ſtark, muthig.

3. Im hohen Grade verwegen, ſowohl die Gefahr auf eine unbeſonnene Art verachtend, als auch die Geſetze des Wohlſtandes, der Ordnung, der Menſcheit und der guten Sitten ohne Scheu verletzend. Ein freches Maul. Beſonders, die Schamhaftigkeit ohne Scheu verletzend, im hohen Grade unverſchämt. Freche Geberden. Ein frecher Anzug. Eine freche Weibsperſon. Da dieſes Wort ein harter Ausdruck einer verächtlichen Eigenſchaft iſt, ſo bedient man ſich oft, wenn die Umſtände es nöthig machen, der gelindern Ausdrücke frey, ein wenig frey, allzu frey dafür.

Fréderic le grand, heißen bey den Blumiſten gewiſſe Nelkenſorten; ſiehe unter Nelke.

Frégate, ſiehe Fregatte.

Fregaton, Fr. Frégaton, ein ſpaniſches und venetianiſches Fahrzeug, welches von mittelmäßiger Größe iſt, ein viereckiges Hintertheil, einen Mittelmaſt, Hintermaſt und ein Bugſpriet hat. Man bedient ſich derſelben zur Transportirung der Truppen, und zur Abladung der Galleeren. Seine Ladung iſt ungefähr 800 bis 1000 Centner, oder 4 bis 500 Tonnen.

Die Fiſcher in der Provence nennen auch Frégaton ein kleines Fahrzeug, deſſen ſie ſich zum Fiſchfange bedienen. Es iſt daſſelbe an beyden Enden ſpitzig, 18 Fuß lang, 6 Fuß breit, vorn und hinten mit einem kleinen Verdecke verſehen, und wird entweder nur gerudert, oder führt Segel und Ruder.

Fregatte, aus dem Franz. Frégate, oder Ital. Fregata, Lat. Lembus exploratorius, Liburnica, Navis bellica minor, Holl. Fregaat, heißt auf dem Oceane eine Art leichter Kriegsſchiffe, welche von länglicher (d. i. nicht bauchiger oder galliotenartiger) Bauart iſt, nicht hoch über Waſſer geht, gemeiniglich nur zwey Verdecke oder Böden, und hinten einen Spiegel oder ein viereckiges Hintertheil hat. Es führt 20 bis 40, auch wohl mehrere Kanonen, und iſt, weil es ſehr leicht ſegelt, zum Kreuzen und Recognosciren ſehr bequem; daher man auch vor allen Seehäfen dergleichen Fregatten findet, deren man ſich zuweilen zu Convoyirung der Kauffahrteyſchiffe, imgleichen zu Transportirung vornehmer Herren, mehrentheils aber zum Recognosciren der Schiffe, die in den Hafen einlaufen wollen, bedient.

In den franzöſiſchen Seedienſten wird gemeiniglich jedes Kriegsſchiff, welches weniger als 60 Kanonen führt, Frégate genannt.

Eine Advis- oder Avis-Fregatte, Avis-Jacht, Avis-Schiff, L. Navis tabellaria, Fr. Frégate d'avis, Holl. Advijs Fregat, Advijs-Jacht, iſt ein kleines leichtes Schiff, welches wohl beſegelt iſt, deſſen man ſich, wie zu Lande der Couriers, bedienet, um von einem Orte zum andern, Briefe und Nachrichten geſchwinde zu überbringen. Ein ſolches Schiff iſt z. B. einer Armee

Packete

Packete und Verhaltungsbefehle, oder auch Kundſchaft von andern Schiffen zu zubringen, beſtimmt. Es geht mit Segel und Ruder; und ſeine Ladung iſt von 120 bis 200 Tonnen.

Die Spanier ſchicken allemal eines mit der Silberflotte nach der Havana in Amerika, welches in dortigen Ländern von einem Handelsplatze zum andern geht, und von der Kaufmannſchaft Nachrichten einhohlt.

Eine leichte Fregatte, Fr. Frégate légère, nennt man ein kleines Kriegsſchiff, welches ſchnell ſegelt, nur ein Verdeck hat, und 16 bis 25 Kanonen führt.

Ehemals hatte man auch Fregatten auf dem mittelländiſchen Meere. Dieſes waren lange Fahrzeuge mit Segeln und Ruder, kleiner als die Brigantine (ſ. Th. VI, S. 704, f.), höher von Bord als die Galeeren, und mit Löchern zum Durchſtecken der Ruder verſehen.

2. Die Fregate oder der Fregatt-Vogel, Pelecanus Aquilus *Linn.* Fr. Oiſeau Fregatte, Oiſeau de frégattes, iſt ein überaus hoch und ſchnell fliegender Schwimm-Vogel, welcher ſonſt auch der Kriegsſchiff-Vogel, der ſchwarze Eisvogel, und die große See-Schwalbe genannt wird, und dem man den Namen Fregatte, wegen ſeines ſchnellen Fluges gegeben hat; denn dieſer iſt, in Vergleichung mit dem Fluge anderer Vögel, eben das, was die leichte Bewegung einer Fregatte gegen den ſchweren Zug eines großen Laſtſchiffes iſt. Nach Albin's Berichte, haben die Fregatten ſich lange Zeit auf einer gewiſſen, in der kleinen Bucht von Guadalupe liegenden kleinen Inſel aufgehalten und allemal daſelbſt gebrütet, daher man ihr auch die Benennung der Fregatten-Inſel, Fr. islette des frégates, gegeben hat. Unter allen Vögeln fliegen dieſe am höchſten, am längſten, und mit größter Leichtigkeit. Selbſt ein Adler kann ihre Geſchwindigkeit im Fluge nicht erreichen. Man trifft ſie zuweilen 3 bis 400 Meilen tief im Lande an. Ehe es ihnen einfällt, einmal auszuruhen, haben ſie oft ſchon 7 bis 800 Meilen zu-

rück geleget. Zuweilen ſchwingen ſie ſich zu einer ſolchen Höhe, daß man ſie ganz aus dem Geſichte verlieret. Ihre ausgebreitete Flügel halten ſie beſtändig ſchwebend in der Luft, ohne daß es nöthig wäre, dieſelben zu bewegen. Sie ruhen ſich daher nur ſelten an den Küſten aus, weil es ihnen zu beſchwerlich fallen würde, ſich oft wieder empor zu ſchwingen. Noch weniger darf man von ihnen glauben, daß ſie zuweilen, wie andere Waſſervögel, auf dem Waſſer ruheten; denn außerdem, daß ihnen ihre Füße nur ſchlechte Dienſte auf dem Waſſer leiſten könnten, würde die Größe der Flügel ihnen beſonders gefährlich werden. Sie ruhen beſtändig auf Bäumen, oder andern erhabenen Oertern.

Man findet die Fregatten auf dem Wege von Guinea nach Braſilien, oder von Europa nach dem amerikaniſchen Inſeln. Einige Naturkundige rechnen ſie mit unter die ſo genannten Sturm = oder Ungewittervögel (Procellaria,) und behaupten, daß ihr niedriger Flug über den Küſten allemal ein ſicherer Vorbote eines bevorſtehenden Ungewitters ſey.

Dieſe Vögel erhaſchen mit ihrem Schnabel, der wie bey den Charniergänſen gebildet iſt, und mit ihren langen gekrümmten Krallen, die fliegenden und andern Fiſche, welche von den Gold Fiſchen verfolget werden. Letztere vertreten in dieſem Falle die Stelle der Jagdhunde, weil ſie das Wildbret für die Fregatten aufjagen. Wenn dieſe das Waſſer in der Nähe beſtreichen, fangen ſie den geſuchten Raub mit einer ſo bewundernswürdigen Geſchicklichkeit, daß er ihnen faſt nie entwiſchen kann. Sie verfolgen auch die Mewen, Charnier-Gänſe und andere Waſſervögel, um ihnen ihren Raub abzujagen, und ſich deſſen als einer guten Beute zu bemächtigen. Bey dieſer Gelegenheit pflegen die Charniergänſe gemeiniglich ein großes Geſchrey zu erheben, und ihren Raub nicht anders, als gezwungen, fahren zu laſſen. Die verwegenen und ſtärkern Fregatten verachten

achten dieſes Geſchrey, und ſezen ihre Verfolgungen ſo lange fort, bis es ihnen geglückt iſt, ihre Abſicht zu erreichen, und ihren Feind endlich zum Gehorſam zu zwingen.

Man ſieht dieſe Art Vögel als Anzeiger eines nahen Landes an; doch iſt der Schluß nicht ſicher, wenn ſie ſich nur einzeln ſehen laſſen, weil ſie ſich ſehr weit vom Lande entfernen. Wenn ſie aber in Haufen erſcheinen, ſo kann man ſich von der Nähe einer Inſel verſichert halten.

Das Fleiſch der Fregatten ſchmeckt zwar ein wenig nach Fiſchen, iſt aber ſehr nahrhaft, und faſt von eben dem Geſchmacke, als das Fleiſch der Flußteufelchen (Fulica aterrima *Linn.*). Ihr Fett ſchäzt man, zum Einreiben beym ſchmerzhaften Hüftweh, ſehr hoch. Um dieſes Fettes willen werden ſie ſehr verfolget. Wenn ſie auf ihren Neſtern ſitzen, ſchlägt man ſie mit langen Stäben, und ſie fallen ſodann faſt ganz betäubt aus dem Neſte.

Man giebt eigentlich zweyerley Arten von Fregatten, eine große, wie die jezt beſchiebene, und eine kleine, an. Obgleich die erſte nicht größer iſt, als ein Huhn, ſo betragen doch die ausgebreiteten Flügel, von einer Spitze bis zur andern, 7½ Fuß. Ihr Hals iſt von einer mittelmäßigen Länge, ihr Kopf klein, die Augen groß und ſchwarz, ihr Blick ſehr durchdringend, die Füße ſind kurz, und ihr ganzer Leib iſt mit ſchwarzen Federn bekleidet; ihr Schwanz iſt gabelförmig zertheilt, der Schnabel dick, ſchwarz, und an 7 Zoll lang, auch etwas herab gebogen. Die Zehen ſind kurz, und es liegen zwo nach vorn und zwo nach hinten geſtreckt. Das Männchen, wenn es alt genug iſt, hat rothe knoſpige Kinnlappen, faſt wie ein wälſcher Hahn. Das Weibchen unterſcheidet ſich durch den weißen Bauch, und hat keine ſolche Kinnlappen.

Die kleine Fregatte, welche vielleicht nur das Weibchen der erſten iſt, hat einen minder langen, rothen Schnabel, und iſt übrigens roſtfarbig-braun, vorn aber weiß. Ihr Schwanz iſt eben ſo getheilt, und ſie kann ihre Flügel 5½ Fuß weit ausbreiten.

Berlin. Sammlungen, 5 B. S. 520, fgg. n. e. Abbild.
Neueſte Mannigfaltigk. 1 Jahrg. S. 594, f.

Frei, und die damit zuſammengeſetzten Wörter; ſ. Frey.
Frein, ſiehe Gebis. Zaum.
Freis, ſiehe Fraiß.
Freiſamkraut, ſiehe Fraißamkraut.
Frelampe, eine kleine franzöſiſche Scheidemünze, welche 12 bis 15 Deniers, oder nach unſerm Gelde 4 bis 5 Pfennige gilt.
Frelon, ſiehe Horniß.
Fremd, L. Peregrinus, Extraneus, Fr. E'trange, E'tranger. 1. Eigentlich, entfernt, fern, in welcher nunmehr veralteten Bedeutung es noch Epheſ. 2, 14 vorkömmt: daß ihr zu derſelben Zeit waret — fremde von den Teſtamenten der Verheißung.

2. Figürlich. 1) Ausländiſch, nicht aus unſerm Lande. Fremde Völker, Länder, Städte. Fremder Wein, fremde Tücher, fremde Waaren. Ein Fremder, der nicht aus unſerm Lande iſt. 2) Nicht aus unſerm Orte. So werden an vielen Orten die Fremden, oder, wie man ſie auch im Oberdeutſchen nennet, die Ausleute den Bürgern und Einheimiſchen entgegen geſetzet. 3) Nicht zu unſerer Zunft, Innung, Geſellſchaft u. ſ. f. gehörig; in welchem Verſtande dieſes Wort gleichfalls ſehr häufig iſt. 4) Nicht zu unſerm Hauſe gehörig. Fremde Kinder. Fremdes Geſinde. Ein fremder Hund. Perſonen, welche zum Beſuche kommen, werden in Niederſachſen Fremde genannt. 5) Nicht uns gehörig. Fremdes Gut, Fremdes Brod ſchmeckt am beſten. In fremde Hände kommen. In ein fremdes Amt greifen. Fremde Haare tragen. 6) Was uns nicht angeht, nicht zur Sache gehörig. Sich in fremde Händel miſchen. Fremdes Licht, bey den Malern, dasjenige, welches von dem Hauptlichte verſchieden, und zur guten Wirkung eines Gemäldes wohl angebracht iſt. 7) Unbekannt. Fremde Thiere. Eine fremde Sprache. Das iſt mir ganz fremd. Er ſtellet ſich ſehr fremde,

ſehr unbekannt in dieſer Sache, il fait l'étranger. Ein Fremder, oder ein fremder Menſch, im gem. Leben auch Jemand Fremdes. 8) Ungewöhnlich, ſeltſam, wunderlich, ſonderbar. Sich fremd kleiden.

Fremde, die Fremde; ein Wort, welches nur im gem. Leben üblich iſt, ein fremdes Land, einen fremden Ort zu bezeichnen. In die Fremde gehen, aus ſeiner Vaterſtadt, aus ſeinem Vaterlande reiſen. In der Fremde ſeyn, Außer Landes. Aus der Fremde kommen.

Fremdling, Fr. Forain. 1. Eigentlich, eine fremde Perſon, ein Ausländer, der in unſerm Lande und Orte nicht einheimiſch iſt.

2. Figürlich. In der Sache bin ich ein Fremdling, d. i. ſie iſt mir unbekannt, ich bin nicht darin erfahren.

Fremdlings-Recht, L. Albinagium, Jus Albinagii, Fr. Droit d'Aubaine, das Recht des Landesherrn oder der Obrigkeit des Ortes in Anſehung der Fremdlinge, d. i. Ausländer, nach welchem das ſämtliche Vermögen eines ſolchen Ausländers, wenn er ohne Kinder ſtirbt, dem Landesherrn anheim fällt.

Frène, ſiehe Eſche.

Frère Claude, Frère Jean, Frère imperial und Frère royal, nennen die Blumiſten gewiſſe Tulpenſorten; ſiehe unter Tulpe.

Fresco-Malen, Fresco-Malerey, Malerey *al fresco*, aus dem Ital. fresco, friſch, Fr. Freſque, peindre à fresque, Mauergemälde, die Malerey mit Erdfarben auf den friſchen oder naſſen Kalk einer Wand oder Mauer, oder eines Plafonds; L. Ars parietes coemento recente obductos pingendi.

Unter allen Arten von Malereyen, welche heut zu Tage üblich ſind, kann ein vortrefflicher Künſtler in der Malerey auf friſchen Kalk, ſeine größte Geſchicklichkeit anbringen, und ſeinem Werke die größte Stärke

 geben.

geben. Allein, um hierin etwas rechtſchaffenes zu leiſten, muß er ein guter Zeichner ſeyn, eine große Uebung und beſondere Kenntniß ſeines Werkes, welches er vor ſich hat, haben; ſonſt würde ſeine Arbeit armſelich, froſtig und unangenehm ausfallen, weil ſich die Farben nicht ſo leicht, wie im Oehle, vereinigen, und zuſammen wirken. Dieſe Art zu malen, hat in Italien groſſe Künſtler hervor gebracht, welche ſich aber mit dem Wachsthume der Oehlmalerey ſehr vermindert haben; und es bequemt ſich ein Maler ungern dazu, da er mit dem Kopfe über ſich, auf Gerüſten, und ſehr eilfertig, auf dem Kalke der Decken (Plafonds) zu arbeiten genöthigt iſt.

Nachdem ſich alſo derſelbe des Mäurergerüſtes wohl verſichert hat, und die ſchädlichen Dünſte des angeworfenen Kalkes, durch den Beyſtand eines guten Luftzuges verwehen laſſen, macht er die Verfügung, daß der trockne Kalk mit dünnerm Kalke, und dieſer mit einer noch dünnern Tünche überpinſelt werde.

Der erſte Anwurf, welcher aus gutem Kalke und Kitte von geſtoßenen Ziegelſteinen gemacht werden könnte, wird gemeiniglich von grobem Flußſande und gutem Kalke gemacht. Ehe man ihn aufträgt, muß man in die Steine, wenn ſie nicht ſo porös und durchlöchert als ſonſt viele Bruchſteine ſind, ſchräge Löcher von allerhand Art Meißeln, damit die Tünche deſto beſſer eingreiſe, und nicht abfalle. Iſt die Mauer von Ziegelſteinen, nimmt ſie den Mörtel vor ſich ſelbſt ſchon an. Dieſer erſte Anwurf muß wohl zugerichtet, aber ſehr rauh ſeyn, damit der zweyte deſto beſſer faſſe, und ſich mit dem erſten völlig vereinige.

Ehe man das zweytemal bewirft, feuchtet man den erſten Auftrag an, um ihn zur Aufnahme des zweyten geſchickt zu machen. Zum zweyten Anwurf nimmt man Kalk, welcher ſeit einem Jahre, oder wenigſtens ſeit 6 Monaten gelöſcht worden iſt, weil man aus der Erfahrung weiß, daß der Anwurf von dieſem Kalke nicht aufſpringt. Man braucht hiezu Flußſand, welcher weder zu grob noch zu fein ſeyn muß. In Italien, und beſonders in Rom, bedient man ſich des puteolaniſchen Sandes, welcher bey Grabung der Brunnen aus der Erde gebracht wird; weil aber die Körner deſſelben ungleich ſind, iſt es auch ſchwer,

davon

davon einen guten Anwurf zu machen. Weil aber dieſer zweyte Anwurf ſehr leicht ſeyn ſoll, und man auf demſelben nur naß malen kann, muß man einen geſchickten Mäurer haben, der ihn gehörig gleich mache, und nur ſo viel auf ein mal verfertigen, als man in einem Tage bemalen kann.

Sobald die Mauer übertüncht worden iſt, muß man mit einem Pinſel die kleinen Sand Körnchen hinweg nehmen, damit die Farben deſto beſſer darauf haften mögen. Dieſe Arbeit nennt man das Graniren, d. h. das Abkörnen oder Entkörnen, und geſchieht nur bey groſſen, und vom Auge weit abſtehenden Dingen; wiewohl es bey nahe gelegenen auch vorgenommen werden kann. Damit aber doch die rauhe Malerey nicht ſo ſehr in das Geſicht fale, pflegt man zu Ende der Arbeit einen Bogen Papier darauf zu legen, und mit der Mäurer Kelle ſanft anzudrücken, damit die allzu viele Rauhigkeit dadurch vertrieben werde.

Ehe man zu malen anfängt, verfertiget man ſeine Zeichnung, oder das Modell, und noch eine andere Zeichnung, welche ſo groß, als die Arbeit ſelbſt, iſt, und welche man an der Wand befeſtiget, um die Fehler von fern deſto beſſer wahrzunehmen. Zu groſſen Kirchendecken, Säln, krummen Gewölben, die für ein Papier zu groß ſind, bedient man ſich des Gitterrahmens, durch deſen Hülfe man Sachen aus dem Großen ins Kleine bringt. Man theilt das kleine Modell in eben ſo viel kleine Netzquadrate, um die Sache in eben ſo viel größere Vierecke auf die betünchte Mauer davon überzutragen. Von dieſen Quadraten wählet ſich nun der Frescomaler täglich ſo viele, als er in einem Tage auszumalen gedenkt. Dieſen Platz läßt er täglich übertünchen, und er zeichnet jedesmal von neuem die durch den Kalk beworfenen Vierecke auf die friſche Tünche, um danach zu malen. Kann er ſein Tagewerk nicht vollenden, ſo ſchneidet er die überflüſſige Tünche, nur nicht mitten an nackten Theilen, ſondern an der äußerſten Zeichnung,

nung, von dem fertigen ab. Sein Pinſel läuft ſolcher Geſtalt von einem Stücke zum andern unaufgehalten fort; und man warnet den Mäurer beſtändig, nicht den Rand der vollendeten Arbeit mit dem Pinſel zu verunſtalten. Es iſt daher am ſicherſten, das Gemälde von oben anzufangen, und jederzeit unter ſich hinab tünchen zu laſſen. Auf den getünchten Theil der Decke wird die Zeichnung des großen Papieres ſanft gedrückt, und der Umriß mit einem eiſernen Griffel ſolcher Geſtalt vorſichtig in den noch friſchen Kalk durch das Papier gezeichnet. Kleine Riſſe durchlöchert man mit der Nadelſpitze, überſtäubt ſie mit Kohlenſtaube, und reibet dieſen Staub durch das Papier mit einem trocknen Pinſel auf den Kalk ab.

Man bedient ſich der Borſten und anderer Pinſel von ſteifen, langen und ſpitzigen Haaren; allein, man muß ſich hüten, auf dem Grunde des naſſen Mörtels nicht zu viel zu arbeiten. Man kann auch eckige oder ſtumpfe Borſtenpinſel beym Gründen gebrauchen, doch müſſen ihre Haare allemal lang ſeyn.

Alle Farben werden vorher, von jeder ſo viel, als das ganze Werk erfordert, auf einmal mit Waſſer fein gerieben, damit keine Farbenabſätze entſtehen mögen. Das übrige kömmt mit den Oehlmalen überein. Die Farben werden in ihren Geſchirren vor dem Staube in Acht genommen. Die Palette beſteht aus verzinntem Blech; ein umgebogener Rand hindert das Ablaufen der flüſſigen Farben, welche hier ziemlich dünn ſind. Auf der Mitte der Palette befindet ſich ein Waſſergeſchirr, die Farben zu verwaſchen. Der Kalk muß, ehe man zu malen anfängt, keinen Fingerdruck mehr annehmen, weil ein nachgebender Kalk nur ſchwache Anzeigen eines Gemäldes zurück laſſen würde. So bald die erſten Farben den Kalk erreichen, verlieren ſie ihr Licht und ihre Schönheit mit einem Male; man muß daher eben dieſe Lagen mehrmals wiederholen, und ein Stück nicht eher aus der Arbeit laſſen, als bis es völlig aus-

ausgearbeitet und fertig iſt. Jeder hinzu geſetzte Farbenzug würde nach etlichen Stunden nichts als Flecken zum Vorſchein bringen. Ehe man eine neue Lage giebt, muß ſo lange gewartet werden, bis die alte Farbe erſt recht trocken geworden iſt. Friſche Tünche macht ein Gemälde lebendig und dauerhafter; weil aber der Kalk vornämlich die Schatten ein wenig bleich naget, ſo muß man dieſe Farbenbläſſe durch Paſtelfarben, oder durch Pinſelchen, die man mit eben der Farbe mäſſig eingerieben hat, überfahren.

Ehe man zu malen anfängt, muß man die in den irdenen Gefäßen zubereiteten Tinten vorher probiren, indem man ſie, eben ſo wie in der Waſſermalerey, auf Platten von Gyps oder Kalk, oder auch Ziegelſteine, welche die Feuchtigkeit ſogleich an ſich ziehen, trocknen läßt; denn das Waſſermalen hat viel Aehnlichkeit mit dem Frescomalen; ausgenommen, daß bey dieſem der Grund Kalk iſt, und daß man nur in bloßem Waſſer aufgelöſete Farben hiezu gebrauchet.

Es ereignet ſich zum öftern, daß einem Maler das Gemälde mißlingt, ſo, daß er daſſelbe gern wieder hinweg nehmen möchte. Daher muß er daſſelbe abſchroten laſſen, jedoch daß die übrige Arbeit nicht berührt werde. Wenn alsdann der verlangte Ort auf das beſte geſäubert worden iſt, muß man denſelben mit beſonderer Geſchicklichkeit zu nutzen wiſſen, und zur neuen Malerey eine friſche Tünche anwerfen; wiewohl man an bedeckten Orten auf die alte Tünche neue Figuren malen kann, wofern ſie nur gelinder als die übrigen gemalt ſind.

Alle Farben, welche nicht Erden ſind, taugen zu dieſer Art von Malerey nicht, weil das zerſtörende Kalkſalz ſie verändern würde. Auch müſſen dieſe Erden, wo möglich, von trockner Natur, oder geſtoßene Steine und Marmor ſeyn, weil ſie alsdann eine Art von colorirten Mörtel geben.

Die Farben, welche man gebraucht, ſind folgende. Das Weiße des Kalkes ſelbſt iſt das beſte Farben zu miſchen, und Fleiſch und Kleider auszudrücken. Man muß dazu ſolchen nehmen, der wenigſtens ſeit einem halben Jahre gelöſcht worden

den iſt. Man verdünnt ihn mit Waſſer, läßt ihn durch ein dichtes Sieb laufen, und in flachen Gefäßen ſich ſetzen. Das oben ſtehende Waſſer wird abgeſeihet, und man verwahrt den Satz vor den Staub. Der feine weiße Marmorſtaub wird mit Kalkweiß vermiſcht, um ihm mehr Körper zu geben. Einige nehmen von beyden gleich viel; zuweilen iſt auch ein Viertel Marmorſtaub genug. Von allzu vielem Marmor wird das Weiß ſchmutzig. Das Weiße von Eyerſchalen, giebt zum Fresco= und Paſtell Malen eine angenehme Weiße; die Zubereitung deſſelben zu dieſem Behuf, habe ich im XI. Th. S. 760, angezeigt. Ocher, italieniſche Erde, Maſſicot, deſſen Gebrauch doch nicht allzu ſicher iſt; das neapolitaniſche Gelb; doch giebt der Ocher das ſchönſte Gelb. Wenn man ihn hell machen will, verſetzt man ihn mit Kalkweiß. Der Zinnober iſt zwar ein Mineral, aber doch hiezu tauglich; wiewohl er nicht in freyer Luft, ſondern nur an verſchloſſenen Orten dauert. Nach der Läuterung bekleidet man die Gewänder mit feinem Zinnober, nachdem derſelbe vorher auf folgende Art zubereitet worden iſt. Man thut ihn in ein irdenes Gefäß, und gießt Kalkwaſſer, welches noch vom Aufſieden des ungelöſchten Kalkes heiß iſt, darüber; nimmt das Klarſte und Reinſte davon; ſeihet hernach dieſes Kalkwaſſer ab, ohne den Zinnober aufzurühren, und gießt noch einigemal dergleichen Waſſer darauf, nachdem jedesmal das erſtere abgegoſſen worden iſt. Römiſcher, im Ofen gebrannter Vitriol, ſticht ſehr wohl auf der friſchen Tünche ab. Man bereitet ihn in Branntwein zu, wodurch er eine Purpurfarbe bekömmt. Man gebraucht ihn zum Anlegen, und überfährt ihn mit Zinnober, da ſich denn die Gewänder ſo gut, wie in der Oehllaſirung, ausnehmen. Das engliſche Braunroth vertritt des vorhergehenden Stelle, weil es ebenfalls aus blauem Vitriol beſteht; wenn es trocken wird, verbreitet es, im Licht und Schatten eingemiſcht, eine angenehme Purpurfarbe. Der Kreuzdornſaft, oder das Saftgrün, wird von dem Weißen des Kalkes gelbgrün, ohne ſehr zu verſchießen. Das Berggrün belebet die Gewänder in friſchem Kalk. Das Erdſchwarz ſchattirt die gelben Gewänder. Das venediſche Erdſchwarz iſt die ſchwärzeſte unter allen Kalkfarben. Man gebraucht auch die zu Kohlen gebrannten Weinhefen, Pfirſichſteine, Papier ꝛc. Mit allen dieſen Farben vermiſcht der Frescomaler das Kalkweiß zum Lichte, zu Schatten und zu Mittelfarben. Schmalte und Laſurblau gepülvert, beſtehen recht wohl an der Luft und im Regen. Dieſe Farben ſind beſonders in Landſchaften gut.

Ultramarin iſt hier ſchön, aber koſtbar. Der Kalk zerſtört folgende Farben: Bleyweiß, Mennig, Lack, Grünſpan, Auripigment, Beinſchwarz.

In Rom hat man noch eine Art al fresco auf alte Wände zu malen, welche man mit ſehr wenigem und verdünntem Gypſe überwerfen läßt. Dieſe Art leidet alle Farben ohne Unterſchied, wenn man nur die oft geweißten Wände vorher überſchabt hat, um der überflüſſigen Tünche keine Gelegenheit zum Abſpringen zu geben. Friſch getünchte Wände werden nur mit Gypſe überzogen, um die Farben begierig und ſchnell in ſich zu ſaugen.

Das Frescomalen verſtattet folglich nicht dem Pinſel, wie die Oehlmalerey, naſſe Farben in einander zu miſchen; er ſchraffirt oder punctirt gemeiniglich ſeine Schatten; und bloß die Entfernung vom Auge muß dieſe leichte Striche in farbige Flächen verwandeln. Eine kurze Zeit nach dem Malen ſteigen erſt alle Farben aus dem Kalke mit ihren Schönheiten herauf, da ſie unter der Arbeit nichts, als ein unförmliches Chaos von Pinſelſtrichen vorſtellten; die ſcheinbaren Anſätze verſchwinden, und die Wärme der Luft vereinigt die Stücke zu einem Ganzen, deſſen Lebhaftigkeit unzerſtörbar ſcheinet.

Das Frescomalen iſt vormals, ehe man die Oehlfarben ausgedacht hat, zur Verzierung der Wände, ſowohl in den Zimmern, und an den Decken und Gewölben, als auf den Außenſeiten, mehr im Gebrauch geweſen, als heut zu Tage, wiewohl ſie noch jetzt in großen Gebäuden, zu ganz großen Stücken viel gebraucht wird. Die Alten ſcheinen die Farbenmiſchung dazu vollkommen verſtanden zu haben; denn man trifft bisweilen noch Stücke an, die ſeit vielen Jahrhunderten die friſcheſte Farbe behalten haben. Die herrlichſten Werke des Raphael im Vatican, ſind in dieſer Art gemalt, wiewohl ſie jetzt in Abſicht auf die Färbung ſehr viel verloren haben; denn zu Raphaels Zeiten verſtand man die Ausübung dieſer Art zu malen noch nicht ſo gut, als hernach zu der Canacci Zeiten. Hannibal's Gemälde in der Gallerie des farneſiſchen Pallaſtes, ſind in Anſehung der Ausführung weit ſchöner, als alles, was vor ihm in dieſer Art gemacht worden iſt.

Von

Von dieſer Malerey ſind ganz unvergleichliche Deckenſtücke von den Händen des Jeſuiten Andr. Pozzo, in einigen römiſch-katholiſchen Kirchen vorhanden, welcher auch, im Anhange bey ſeiner Maler- und Bildhauer-Perſpectiv, Augſp. 1749, f. eine lat. und deutſche Anleitung dazu, u. d. T. Institutio brevis pingendi albarium recens; kurze Unterweiſung zum Frescomalen, gegeben hat. Unter den franzöſiſchen Frescomalern, war *Charles de la Foſſe* (geb. 1640, geſt. 1716) ſehr berühmt.

In England und in den Niederlanden wird dieſe Art der Malerey nicht gebraucht, weil ſolche wegen der feuchten ſalzigen Seeluſt daſelbſt nicht dauern, noch trocknen kann.

Die beſte Art von Frescomalerey zu machen, ſt. im 34. St. der Gieſſ. wöchentliche gemeinnütz. Anz. und Nachr. v. J. 1764, S. 268, f.

Hallens Werkſtätte der heutigen Künſte, 1. Band, Brandenb. und Lpz. 1761, 4. S. 310—314.

Pernety Handlexicon der bildenden Künſte, Berl. 1764, 8. S. 96, f. und in der dabey befindlichen praktiſchen Abhandl. von den verſchiedenen Arten der Malerey S. 35—41.

Sprengels Handwerke und Künſte, 10 Samml. Berl. 1773. 8. S. 55—61.

Sulzers allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, 1. Th. Leipz. 1773, gr. 8. S. 536, f.

Freſque, ſiehe den vorhergehenden Artikel.

Freſſe, die Freſſe, ein ſehr niedriger Ausdruck, das Maul, das Werkzeug des Freſſens, zu bezeichnen; in Bayern das Gefriß, an andern Orten das Gefräß, Niederſ. Vrete.

Freſſen, Niederſ. und Holl. freten. 1. Eigentlich, eſſen, zur Nahrung zu ſich nehmen, doch in verſchiedenen Einſchränkungen. 1) Von allen Arten von Thieren, wenn ſie Nahrung zu ſich nehmen. Der Wolf hat ein Lamm gefreſſen. Die Heuſchrecken haben alles Getraide gefreſſen. Dem Viehe zu freſſen geben. Von Raubthieren gebraucht, bedeutet es ſo viel als zerreißen. Von einem wilden Thiere gefreſſen werden. Die Jäger brauchen dieſen Ausdruck nur von dem Schwarz und Roth Wildbrete, dagegen ſie von den andern Arten ſich äſen, und weiden ſagen. 2) Von Menſchen. (a) Ein unanſtändiges oder unmäſſiges

ſiges Eſſen zu bezeichnen, in der harten Sprechart. Freſſen und ſaufen, unmäßig eſſen und trinken. (b) Für eſſen überhaupt, in den niedrigen Sprecharten. Er hat einen Narren an ihm gefreſſen, figürlich, er hat eine unmäßige, blinde Liebe zu ihm. Den Todt an etwas freſſen. Sein Leid in ſich freſſen, figürlich, ſich heimlich kränken, ohne ſeinen Gram auszulaſſen. Er will alle Wiſſenſchaften gefreſſen haben.

2. Figürlich: verzehren, vertilgen, verderben, auch von lebloſen Dingen. Der Roſt frißt das Eiſen. Der Krieg hat viel Volk gefreſſen. Es frißt ihn der Neid. Ein Geſchwür, der Krebs frißt um ſich, frißt weiter, wenn es ſich weiter ausbreitet und die geſunden Theile verderbt. Ein freſſender Schade.

Freſſer, der viel iſſet, ein unmäßiger Eſſer, Vielfraß, L. Gulo, Vorax. Wie iſt der Menſch ein Freſſer, Matth. 11, 19.

Ein merkwürdiges Beyſpiel eines unerſättlichen Magens, war der Wittenbergiſche Vielfraß, ein Gärtner, mit Namen Jacob Kahle, von welchem Hr. Prof. Ge. Rud. Böhmer, in einer gelehrten Abhandlung, de polyphago & allotriophaga Wittembergenſi, 1757, auf 5 Quartbogen, eine aus glaubwürdigen Acten und eidlichen Zeugenausſagen gezogene, ausführliche Nachricht ertheilt hat. Dieſer Mann hat bey ſeinem Leben nicht nur eine ungeheure Menge von Speiſen, ſondern auch fremde und ungewöhnliche Dinge zu ſich genommen. Er hat z. B. mit einemmal 8 Schock Pflaumen, ſamt den Kernen, und zu einer andern Zeit 4 Metzen Kirſchen, ebenfalls mit der Kernen, gegeſſen. Noch mehr iſt zu verwundern, daß Derſelbe ſeinen Appetit auch mit fremden, und ſonſt der menſchlichen Natur ungewöhnlichen Dingen vergnügen konnte, ſo, daß er zuweilen die Speiſen ſamt den irdenen Schüſſeln und Tellern, Ofenkacheln, Glas und Kieſelſteine, fraß, und dabey mit ſo ſcharfen Zähnen verſehen war, daß man, wenn er auf einen Stein gebiſſen hatte, die Zähne darin ſehen konnte. Lebendige Vögel, Mäuſe, Raupen, ein Spanferkel ein Hammel mit Haut, Haar und Wolle, wurden von ihm mit der größten Delicateſſe verzehrt: ja, er ſoll einmal kein Bedenken getragen haben, ein blechernes Schreibzeug, ſammt Tinte, Streuſand, Federn

und Federmeſſer, aufzufreſſen, wie ſolches von einem der beeidigten Zeugen, der es ſelbſt mit angeſehen hat, ausgeſagt ward. Ferner machte er ſich ein andermal in Gegenwart vieler Leute, und um etwas Geld zu verdienen, über einen Dudelſack her, fraß ihn auf; und überdies verfolgte er den Beſitzer deſſelben, der darüber erſchrack, und aus Furcht, daß ihm ein gleiches begegnen möchte, zum Fenſter hinaus ſprang, noch ziemlich weit. Solche und andere Umſtände gaben ehedem Anlaß, daß beſonders die gemeinen Leute dieſen ſo genannten Freßkahle beſchuldigten, als ob er durch Hülfe eines böſen Geiſtes bey ſeinen Unternehmungen unterſtützt würde, weshalb denn über ſeine Lebensart im J. 1723 Unterſuchungen angeſtellt, und 7 Zeugen eidlich abgehört worden ſind. Als nun dieſer Mann 1754, im 79 Jahre ſeines Alters ſtarb, ward ſein Körper, auf königlichen Befehl, auf dem wittenbergiſchen Theatro anatomico von Hrn. Prof. Böhmer geöffnet; man hat aber den eigentlichen Grund dieſer Gefräßigkeit nicht entdecken können.

In der Normandie fand ſich, vor etwa 10 Jahren, ein Steinfreſſer, welcher eine Menge Kieſel- und Feuerſteine verſchlang, ſo daß man ſie im Magen klappern hören konnte. Ueber dieſen hat der berühmte le Cat eine phyſikaliſche Betrachtung angeſtellt.

Obgleich in den Schulen der Aerzte behauptet wird, daß man ſich durch den Ueberfluß gemeiniglich eher, als durch die Beſchaffenheit der Speiſen, ungeſund machen könne: ſo bemerkt man doch, daß die meiſten Freſſer zugleich eine außerordentliche Leibesſtärke beſeſſen haben. Nach dem Berichte der Griechen, konnte ſich Herkules nie ſatt eſſen; doch ward er vom Lepräus Elaus in einem Freßwettſtreite überwunden. Letzterer hatte drey Reihen Zähne im Munde, und verzehrte bey einer Mahlzeit einen ganzen Ochſen, weswegen er auch Buphagus, der Ochſenfreſſer, genannt wurde. Milo von Kroton trug in den olympiſchen Spielen einen Stier auf ſeinen Schultern hinweg, und verzehrte denſelben ganz allein in einem Tage. Eben dieſes wird von dem Fechter Theogenes Thaſius erzählet. Aſtidamas Mileſius, welcher dreymal zu Olympia geſiegt hatte, aß mehr als neun andere ſtarke Männer. An der Tafel des Königs in Perſien, Ariobarzanes, fraß er alles allein auf, was für die ganze Geſellſchaft aufgetragen war. Ein außerordentlich großer Pfeifer und Tänzer,

Na-

Namens Herodot von Megara, verlangte zu ſeiner Malzeit nicht weniger als 20 Pfund Fleiſch, eben ſo viel Brod, und einen halben Anker Wein; die Pfeifferin Aglais aber ließ ſich mit 12 Pfund Fleiſch, eben ſo viel Brod, und 8 Kannen Wein begnügen. Vom Kaiſer Maximinus lieſt man, daß er ſehr groß und ſtark geweſen, aber auch täglich 40 bis 60 Pfund Fleiſch und einen ganzen Eimer Wein verzehren konnte. Aurelianus hatte einen Freſſer, der in einer Mahlzeit ein wildes Schwein, einen Hamel und ein Ferkel zu ſich nahm. Claudius Albinus konnte auf einmal 500 Feigen, 100 Pfirſichen, 10 Melonen, 20 Pfund Weintrauben, 100 Schnepfen und 40 Auſtern verzehren. Der littauiſche Fürſt Suidrigellus ſaß gemeiniglich 6 Stunden lang an der Tafel, und hatte 130 Schüſſeln. Dem Kaiſer Maximilian ward im J. 1511 ein ſehr groſſer und dicker Nordländer vorgeſtellt, welcher mit einemmale ein ganzes rohes Kalb und ein Schaf auffraß. In den Nordländern, wo die ſtärkſten Leute wohnen, ſoll die Freßſucht am gemeinſten ſeyn.

Im J. 1765 fand ſich zu Dresden unter der königl. Leibgarde ein Menſch, der bey einer Malzeit beynahe 20 Pfund Rindfleiſch, die Hälfte eines gebratenen Kalbes, mit andern Gerichten in gleicher Menge vermiſcht, aufzehren konnte. Um die Verdauung zu befördern, verſchluckte er auf dieſe Gerichte eine Menge kleiner Steine.

In No. 476 der Philoſophical Transactions wird erzählt, daß ein zwölfjähriger Knabe in England binnen ſechs Tagen ſeiner natürlichen Freßſucht 377 Pfund und 12 Unzen, nämlich jeden Tag nicht unter 52 Pfund 8 Unzen, und nicht über 77 Pfund gegeſſen und getrunken habe.

Die Baumkrankheit, welche unter dem Namen des Krebſes am bekannteſten iſt, wird an einigen Orten auch der Freſſer genannt.

Freſſerey, Niederſ. Vreterije, Vritup. 1. Der Zuſtand, da man unmäßig ißt. 2. Eine Gaſterey, ein Schmaus in den niedrigen Sprecharten. *Eine Freſſerey anſtellen.*

Freß-Fieber, **Freß-Krankheit**, L. Febris famelica, eine Art eines nachlaſſenden Fiebers, wo der Kranke zur Zeit des Anfalles einen außerordentlichen Hunger bekömmt, und ſich, alles ſtarken Eſſens ungeachtet, den-

noch nicht ſättigen kann. Siehe Heißhunger im Art. Hunger.

Freß-Glocke, Fr. Heure du repas, im gem. Leben der Glockenſchlag, welcher die Zeit zum Eſſen ankündiget; daher das Sprichwort: mit der Freßglocke läuten, den Tiſch decken.

Freß-Krankheit, ſiehe Freß-Fieber.

Freß-Pulver, ein Pulver, welches den Thieren, als: Pferden, Schweinen, Hühnern ꝛc. beym Appetitsmangel, um ihnen wieder Luſt zum Freſſen zu machen, gegeben wird; ſiehe Th. II. S. 321, f.

Freß-Rehe, eine Krankheit der Pferde, welche aus unmäßigem Freſſen entſteht, eigentlich eine Cardialgie iſt, und mit der Rehe nichts gemein iſt; ſiehe Hunger.

Freß-Sack, Niederſ. Vretſack, im gem. Leben ein Sack, worin gemeine Leute auf der Reiſe ihr Eſſen bey ſich führen. Im niedrigen Scherze auch eine Perſon, welche viel ißt.

Freß-Spitze, bey den Inſecten; ſiehe im Art. Inſect.

Freß-Waſſer, wird das Bitter- oder Natterwaſſer genannt, weil deſſen Gebrauch den Magen reizt und ſtärkt, und gemeiniglich den Appetit erweckt; ſiehe Th. V. S. 513.

Freß-Wurzel, eine Benennung der Th. II. S. 466 fgg. beſchriebenen Aronwurzel.

Freß-Zange, kleine Zangen, womit einige Inſecten an dem Maule verſehen ſind, und welche ihnen ſtatt der Zähne zum Zermalmen der Speiſe dienen.

Freſſure, ſiehe Geſchlinge.

Fret, *Fretage*, *Fretement*, *Freteur*; ſiehe Befrachten. Fracht.

Fretins, unnütze Aeſte und Reiſer, Wirrreiſer; ſ. Th. II. S. 608.

Frett, Frettchen, Frette, Fretewieſel, Muſtela Viverra *Klein.*; ſiehe unter Wieſel.

Fretter, in den gemeinen Sprecharten, beſonders in Schwaben, ein Pfuſcher; vielleicht von dem noch in Schwa-

Schwaben üblichen Zeitworte fretten, ſchwere Arbeit verrichten, imgleichen plagen, treiben.

Nach anderer Meinung iſt dieſe Benennung aus dem Worte **Verräther** durch eine geſchwinde und zuſammen gezogene Ausſprache entſtanden, durch die Unwiſſenheit des eigentlichen Urſprunges aber mit dem F und ſchlechten e geſchrieben worden; denn eigentlich ſollte es **Vrätter** geſchrieben werden. Es wird dieſer Name insgemein gewiſſen Störern der Rechte und Gebräuche eines Handwerkes gegeben, es möge dergleichen ein widerſinniges Glied der Innung ſelbſt oder ein anderer ſeyn.

Die Sache ſelbſt hat eine gar ſchlimme Quelle. Die Handwerkszünfte machten vormals, vielleicht aus Mißtrauen zu ihrer ſchlimmen Sache, aus ihren Mißbräuchen und Ungezogenheiten, die ſie Handwerksgebräuche nannten, die größten Geheimniſſe, und verfolgten daher diejenigen ihres Mittels, ſowohl Meiſter als Geſellen, die ſolche offenbarten. Dieſe nun nannten ſie am erſten ihre **Verräther** oder **Fretter**, und ſuchten dadurch nichts anders, als heimlich wider die Obrigkeit und Geſetze ihre Leichtfertigkeit und Ungezogenheiten zu treiben und zu conſpiriren. Weil aber ſolche Fretter ſelbſt von den andern dadurch diffamirt, und wenigſtens indirecte aus ihrer Gemeinſchaft geſtoßen, oder ſonſt ſo ſehr geängſtiget wurden, bis ſie ſolche ſelbſt verlieſſen, hernach aber ohne Zunft- und Handwerksgebrauch lebten, und ihr Handwerk trieben: ſo wurden ſie dann auch **Pfuſcher**, und gaben den andern Gelegenheit, Fretter und Pfuſcher für eins auszugeben, und zu klagen, daß dieſe Leute die beſondern Stücke ihrer Kunſt und Handwerksarbeit kund und gemein machten, folglich in dieſer Abſicht Verräther hießen. Daher aber iſt es endlich gekommen, daß viele einen Pfuſcher überhaupt oder einen Sonderling nunmehr einen **Fretter** nennen, nachdem ihre Gebräuche keine Geheimniſſe mehr ſind, und die alte Arkaniſterey der Bosheit abgeſchafft iſt; inſonderheit da ſie heut zu Tage ſelbſt nicht mehr wiſſen, woher das Wort **Fretter** ſeinen Urſprung habe. Ja es wird auch derjenige öfters für einen **Fretter** geſchmähet, welcher aus ihrem Mittel die heimlichen Handwerksbetrügereyen entdecket.

Man findet übrigens auch noch viele Handwerke, welche bey der Aufdingung ſonderlich das Verſprechen der Verſchwiegenheit erfordern; wer nun ſolches übertritt, der heißt auch ein **Fretter**. Ja es giebt noch jezt ſo einfältige und thörichte ein-

zelne Handwerksleute, welche mit Verdruß ertragen, wenn ein anderer nach der Art und Weiſe ihrer beſondern Arbeiten fraget, und ſolche Arcaniſterey treiben, ja entweder grob und abgeſchmackt, wenn ſie recht nach der alten groben und ungezogenen Art noch geſchnitzt ſind, oder doch liſtig mit Unwahrheit und Verſtellung antworten, und den Fragenden etwas aufzubinden ſuchen, ja ſich nachher darauf etwas rechtes zu gute zu thun meinen, wenn ſie glauben, ſie hätten einem etwas weiß gemacht, oder doch das beſte verhehlt. Und eben dieſes iſt die Urſache, warum es nicht ſo leicht iſt, wenn ein Gelehrter die Handwerke zergliedern, unterſuchen und speciell beſchreiben ſoll; weil doch dazu viele ſinnliche Begriffe und Specialia gehören, die man zum Theil von den Handwerksleuten erfahren muß, darunter aber viele glauben, ſie würden ſich ſelbſt ſehr ſchaden, oder wohl gar Fretter werden, wenn ſie alles rein und aufrichtig heraus ſagten, oder ſich nur mit einem nachfragenden Gelehrten, von dem ſie nur vermuthen, er wolle es etwa zu einer Schrift brauchen, über ihre Handwerksarbeit einließen. Man muß alſo allerdings ſehr behutſam mit ſolchen thörichten und bisweilen ſehr groben Leuten umgehen, wenn man nicht Verdruß haben, oder doch nicht betrogen werden, oder etwas erfahren will. Uebrigens ſchlage man hiebey auch im VI. Th. S. 65. den Art. Böhnhaſe nach.

Fretzen, ein Wort, welches nur im gem. Leben einiger Gegenden üblich iſt. 1. Für freſſen, ſo wie man in einigen Provinzen auch ätzen für eſſen braucht. 2. Als ein Factitivum, zu freſſen geben. Das Vieh fretzen, d. i. mäſten. Gänſe, Kapaune fretzen, im Oberd. ſie ſtopfen. In einigen Mundarten auch frexen.

Daher auffretzen 1. für auffreſſen, 2. für auffüttern, aufziehen. Beyde Bedeutungen aber ſind im Hochdeutſchen völlig unbekannt.

Freude. Die Freude iſt ein hoher die Seele durchdringender Grad des Vergnügens, welches aus einem ungewöhnlichen oder plötzlichen Gefühle der Glückſeligkeit entſteht. Sie ſcheint das höchſte Ziel der Wünſche des Menſchen zu ſeyn. Wenigſtens iſt ſonſt keine Leidenſchaft, die ſo ganz Genuß ohne Beymiſchung von Unruhe und von anderm Beſtreben wäre. Da ſie aus der

Vor-

Vorſtellung entſteht, daß alle Wünſche erreicht ſind, ſo wünſcht, hofft und fürchtet das ganze freudige Herz nichts mehr, ſondern überläßt ſich ganz dem gegenwärtigen Genuſſe. Daher kömmt es, daß der Menſch, indem er die Freude genießt, ein großmüthiges, gefälliges und durchaus angenehmes Geſchöpf iſt, mit dem man beynahe machen kann, was man will. Denn da er ſelbſt während der Freude an dem Ziele ſeiner Wünſche zu ſeyn glaubt, ſo ſucht er für ſich nichts mehr, hat kein eigenes Intereſſe; und wenn ihm noch etwas zu wünſchen übrig bleibt, ſo iſt es dieſes, daß nun auch alle Menſchen ſo glücklich wie er ſelbſt ſeyn mögen. Nur muß man ihn in ſeiner Glückſeligkeit nicht ſtören; denn weil die Freude natürlicher Weiſe unbedachtſam, leichtſinnig und dabey ſchnell iſt, ſo könnte ſie auch leicht in wüthende Rache ausbrechen.

So erwünſcht die Freude dem Menſchen iſt, ſo darf er ſich doch nicht beklagen, daß ein beträchtlicher Grad derſelben ſelten kömmt, und nicht lange anhält; denn dieſes würde ihm mehr ſchädlich als nützlich ſeyn. Große Freude ſpannt alle Saiten der Seele ab, weil ſie nichts wünſcht und nichts ſucht. So wie der Menſch, der von Kindheit auf nie gefühlt hat, daß ihm etwas fehlt, natürlicher Weiſe leichtſinnig, träg und unbeſonnen wird, und ſich ſehr wenig über die Sinnlichkeit erhebt: ſo würde es derjenige, der lauter Freuden genoſſen hat, noch viel mehr werden, da ihm gar alle Gelegenheiten zur Anſtrengung ſeiner wirkenden Kräfte benommen wären.

Deſſen ungeachtet aber kann dieſe Leidenſchaft, wenn ſie nur zur rechten Zeit erweckt wird, ganz wichtige Folgen haben, wie z. B. alle öffentliche Freuden, da man in religiöſen oder politiſchen Feyertagen eine glückliche Begebenheit feyert. Daß ein ganzes Volk ſeine Glückſeligkeit erkenne, und ſich derſelben erfreue, iſt in mehrern Abſichten wichtig, weil dieſes Gefühl ſehr vortheilhaften Einfluß auf den Character dieſes Volkes und auf ſeine Handlungen hat. Da können die ſchönen Künſte, beſonders Muſik, Poeſie und Beredſamkeit große Dienſte thun. Oden und Lieder, die durch Vorſtellung des Nationalglückes zur Freude ermuntern, ſind unter die wichtigen Werke der Künſte zu zählen. Horaz hat die Römer mehr als einmal zur Freu-

de über ihr Glück ermuntert (z. B. im 1. B. die 37. III. B. 14. VI. 5.) und die dahin abzielenden Oden gehören unter ſeine vornehmſten Werke. Wenn wir die Päane der Griechen noch hätten, ſo würden wir vielleicht begreifen, daß mancher Sieg dieſes außerordentlichen Volkes hauptſächlich den Freudengeſängen, womit ſie ihre Schlachten angefangen haben, zuzuſchreiben ſeyn möchte.

Aber auch jede Art der Privatglückſeligkeit, die allgemeinen Wohlthaten der Vorſehung, und was etwa einzelne Familien oder Menſchen glücklich macht, und die Aeußerungen der Freude dabey ſind wichtige Gegenſtände. Ich will auch die Lieder nicht als unnütz verwerfen, welche bloß ſinnliche Gegenſtände des Vergnügens zu Erweckung der Freude brauchen; ob ich gleich dem vollkommenſten Trinkliede eben keinen hohen Rang anweiſen würde. Es kann nicht leicht einem aufmerkſamen Beobachter der Menſchen unbemerkt bleiben, daß bisweilen eine freudige Minute, wenn ihre Veranlaſſung auch noch ſo gering geweſen iſt, wichtige Folgen haben kann, Gemüther, welche durch allerhand Verdrüßlichkeiten etwas in Unthätigkeit geſunken waren, wieder aufzurichten.

Große Freuden, die wir an andern Menſchen ſehen, können auch die Wirkung auf uns haben, daß ſie das Gemüth menſchlicher und wohlthätiger machen. Man ſollte denken, ein Tyrann ſelbſt müßte der Tyranney entſagen, wenn er die große Scene lieſt, welche Plutarch und Livius beſchreiben, da der römiſche Feldherr Flaminius dem ganzen verſammelten Griechenlande durch Herolde die Freyheit öffentlich hat ankündigen laſſen. Es ſcheint, als wenn Menſchen, indem ſie in feſtlichen Freuden begriffen ſind, etwas Geheiligtes und Unverletzliches an ſich haben, daß ſich auch der ruchloſeſte Menſch ein Gewiſſen daraus machen müßte, ſie darin zu ſtören. Alſo hat die Freude anderer Menſchen überhaupt auf gute Gemüther die Wirkung, daß man dieſen Menſchen gewogen wird, ſich bereit findet, ihre Freude mit zu genießen, und wo möglich die Quelle derſelben noch voller fließen zu laſſen. Hingegen flößen ungezogene Freuden, die Leichtſinn oder wohl gar Muthwillen und ungezogene Schwelgerey zum Grunde haben, Verachtung ein.

Zu den jetzt angeſtellten politiſchen Betrachtungen über die Freude ſey es mir, noch einige diätetiſche oder öconomiſche hinzuzufügen, erlaubt. Wenn wir die

Le-

Lebensbeſchreibungen ſolcher Leute leſen, die ein ſehr hohes Alter erreicht haben, und ſtets geſund geweſen ſind: ſo finden wird, daß ſie entweder von luſtiger Gemüthsart, oder doch ſo leichtſinnig geweſen ſeyn, daß ſie nichts von Sorge, Gram, Neid, Zorn und Traurigkeit gewußt haben. Aus dergleichen Erfahrungen ſchloſſen die Alten, daß das ununterbrochene Vergnügen, welches in ſanften Gemüthsergötzungen beſteht, zur Geſundheit des Leibes und zum hohen Alter ſehr vieles beytrage.

Unter allen Leidenſchaften ſind die Arten der ſtillen Freude oder des Vergnügens darum die heilſamſten, weil ſie die Lebensbewegungen lebhafter machen, ohne ihnen doch Gewalt anzuthun. Da nun aber die Lebensbewegungen der Urſprung aller übrigen Verrichtungen der Theile unſers Körpers ſind, ſo wirkt das Vergnügen gleichſam von innen von dem erſten Grunde der Bewegungen heraus, und durchdringt mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit das ganze Syſtem der Bewegungen unſers Körpers bis in die kleinſten Theile deſſelben. Nichts iſt demnach heilſamer, als ſich über alles zu freuen, bey den geringſten Kleinigkeiten ein Vergnügen zu empfinden, und die Welt jederzeit von der beſten Seite zu betrachten. Allein es iſt ein Vorzug, welchen gemeiniglich diejenigen, die ihn beſitzen, mehr der Natur als ihrer Geſchicklichkeit zu verdanken haben. Diejenigen, welche dieſe Glückſeligkeit aus den liebreichen Händen der Natur empfangen haben, können ihr nie genug dafür verbunden ſeyn; denn ſie ſind glücklich, ohne es zu ſeyn, und ſie werden es ohne Urſache. Ein glücklicher Zufall hat ihnen einen Vorhang vor allen Unvollkommenheiten des Weltgebäudes gezogen. Die Traurigkeit iſt ihnen etwas Unbekanntes, und der Zorn beweiſet bey ihnen ſeine Grauſamkeit mehr durch eine redneriſche Beredſamkeit, als durch eine Empfindung des Herzens. Von dieſer Art war der hun-

dertjährige Hr. von Fontenelle, der noch beym Froſte des höchſten Alters Scherze ſagte, die Sinngedichte waren, und der auch im Tode noch ein ſchöner Geiſt blieb. Der berühmte Arzt Fried. Hoffmann hatte ſein 84jähriges Alter gewiß mehr dieſem glücklichen Temperamente als ſeinem Lebensbalſame zuzuſchreiben; und ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Beyſpiele anführen wollte, welche dieſes beſtätigen.

Sanctorius hat angemerkt, daß die Freude, indem ſie die Ausdünſtung befördert, den Körper leichter mache, und daß er bey der Zufriedenheit des Gemüthes am leichteſten werde. Dieſes geſchieht durch denjenigen Mechanismus, da das Vergnügen die Bewegung des Herzens, des Pulſes, der Lungen, und den Umlauf des Geblütes ohne natürliche Heftigkeit vermehret, und hiedurch alle Abſonderungen und Ausführungen zum großen Vortheile der Geſundheit befördert. Eine unverhoffte Freude iſt öfters die beſte Arzney in Krankheiten geweſen, und man hat davon unläugbare Beyſpiele. Pechlin führt den Lorenz de Medicis an, welcher an einer ſchweren und langwierigen Krankheit danieder gelegen, und der nicht durch Arzneymittel, ſondern bloß durch das Anhören einer luſtigen Geſchichte davon befreyet worden iſt. Der berühmte Hermann Conring lag ehedem an einem kalten Fieber krank; und da alle Arzneyen nichts verfangen wollten, wurde er bloß von dem Vergnügen geſund, das er empfand, wenn der große Meibom zu ihm kam, und mit ihm von gelehrten Sachen redete. Quintus Fabius hatte zwölf Jahre das viertägige Fieber gehabt, und wurde es endlich doch durch die Freude los, daß er den Sieg über den Hannibal erhielt. Wie oft werden nicht die elendeſten Kranken von dem Beſuche eines angenehmen Freundes oder durch den Zuſpruch eines liebreichen Arztes dergeſtalt geſtärket und erquicket, als ob ſie die kräftigſten Arzneyen genommen hätten! Alles dieſes ſind Folgen der heilſamen Einflüſſe, welche das Vergnügen in die Oeconomie der Lebensbewegungen äußert. Von den erſtaunlichen Wirkungen, welche zu allen Zeiten die Muſik in Krankheiten gehabt hat, und welche keiner andern Urſache, als dem dadurch erregten Vergnügen zuzuſchreiben

ben ſind, werde ich an ſeinem Orte ein Mehreres anführen.

Die Ausbrüche der Freude, nämlich: der Tanz, das Lachen, das Reden, der Geſang, ſind eben ſo viele Arzneymittel wider mancherley gefährliche Krankheiten. Wie große Wirkungen thut nicht in vielen Krankheiten ein zur rechten Zeit getrunkenes Glas Wein, deſſen ganze Wirkung darin beſteht, daß es angenehme Leidenſchaften erreget! Alle dieſe Sachen ſind Jedermann bekannt, und ich kann daraus eine ſichere Folge herleiten. Wenn das ſanfte Vergnügen faſt allen Kranken heilſam iſt; wenn ſeine Wirkungen und Ausbrüche ſelbſt etwas Belebendes und Erquickendes haben, und wenn ſeine Eindrücke in das Herz dieſe Quelle des Lebens erweitern: ſo iſt die Freude eine Sache von der Natur, ſo iſt ſie ein Kleinod, wonach man täglich ringen muß, bis man es erreicht hat, ſo iſt ſie die erſte Pflicht und der Beruf unſers Daſeyns. Man ſollte kaum glauben, daß es Leute geben könnte, die ſich zum Vergnügen nöthigen laſſen, und denen man es empfehlen muß; als ob es ein ſchweres Geſetz wäre. Allein der Geiſt der Schwermuth beſitzt den größten Theil des menſchlichen Geſchlechtes; wenn ich nur die Kinder davon ausnehme. Die Sorgen der Nahrung, der Ehrgeiz, der ſteife Ernſt, welchen die meiſten männlichen Geſchäfte erfordern, die Kränklichkeit, und ſelbſt die ſchwermüthige Tugend, welche die Pietiſten die Gottesfurcht nennen: dieſes alles, und noch viel mehr ſolche Urſachen entwöhnen uns von dem Vergnügen, welches unſere erſte Jugend glückſelig machte; und ſo werden wir elend, indem wir geſetzte Leute und Perſonen von Anſehen werden.

Da ich ſehr wohl weiß, daß es der rechte Weg nicht ſey, Leidenſchaften durch Ermahnungen zu erregen, welche bloß darauf gegründet werden, weil ſie geſund ſind; und da es die ernſthaften und melancholiſchen Leute gar

für einen Frevel halten, die Vergnügungen anzupreiſen: ſo will ich mir die vergebliche Mühe erſparen, Schwermüthigen oder andern, die es für anſtändiger, frömmer, ehrbarer und nothwendiger halten, die Freude zu fliehen, Bewegungsgründe vorzutragen, warum ſie keine Gelegenheit vorbeygehen laſſen ſollten, ſich auf eine anſtändige und geſittete Weiſe zu vergnügen. Ich hoffe, daß es nützlicher ſeyn werde, wenn ich denen, die das Vergnügen ſuchen und lieben, einige heilſame Regeln gebe, wie ſie es auf eine ſolche Weiſe gebrauchen ſollen, welche ihrer Geſundheit nicht nachtheilig iſt.

Es iſt eine allgemeine Regel bey allen Vergnügungen, zu verhüten, daß ſie nicht ſchnell den höchſten Grad erreichen. Ein hoher Grad der Freude wirket, wenn er ſchnell hervor gebracht wird, mit ſolcher Gewalt in die Lebensbewegungen, daß daraus die gefährlichſten Zufälle entſtehen. Das Herz wird gleichſam über ſeine Macht ausgedehnt; der Puls ſchlägt gewaltig, und es entſteht ein Herzklopfen, welches zuweilen die Umſtehenden hören können; die Ausdünſtung wird in einem ſolchen Grade vermehrt, daß man ohnmächtig zu Boden fällt; das Athemholen wird unterbrochen; und wo nicht der Tod ſelbſt augenblicklich darauf erfolgt, ſo können doch andere Fälle hinzu kommen, welche bitter genug ſind, und der Freude allen ihren Reiz benehmen. Von dieſer letztern Art ſind die Krankheiten, welche von dem Einfluſſe der heftigen Freude in das ganze Syſtem der Nerven iheen Urſprung nehmen, als welches dadurch zu ſeinen Verrichtungen ungeſchickt gemacht wird. Hievon kömmt das Herzklopfen, und bey empfindlichen Perſonen die Ohnmacht. Ja noch mehr, eine ſchnelle große Freude kann durch eben dieſe Zerrüttung des Nervenſyſtems ſogar eine Verrückung des Verſtandes veranlaſſen.

In dieſe Gefahr gerieth Dionyſius, der Tyrann von Heraclea im Pontus, von welchem Photius erzählt, daß

er

er für Freude einen Schwindel bekommen, der ihn faſt zu Boden geſtürzt hätte, und daß er beynahe verrückt geworden wäre, als er die frohe Zeitung von Alexanders Tode vernommen habe. Rhodius erzählt von einem Gefangenen, dem ſeine Freyheit angekündigt worden war, daß er für Freude über dieſe Nachricht alſobald das Fieber bekommen habe; und es iſt bekannt, daß die Miſſethäter, welche auf dem Gerichtsplatze Gnade erhalten, von der ſchnellen Abwechslung der Todesangſt mit der lebhafteſten Freude in Lebensgefahr gerathen, und oft durch alle Hülfsmittel der Arzneykunſt nicht gerettet werden können.

Es iſt unſtreitig, daß ein ſehr hoher Grad einer ſchnellen Freude zuweilen plötzlich tödte. Ich will nur wenige unzweifelhafte Beweiſe anführen. Livius erzählt es von einer Römerin, daß ſie bey der unverhoften Zurückkunft ihres Sohnes aus der Schlacht in ſeinen Umarmungen plötzlich geſtorben ſey. Marcellus Donatus hatte zu ſeiner Zeit ein ähnliches Beyſpiel. Im J. 1544 lag der bekannte Seeräuber, der Jude, Sinamus Ceffurus, zu Arſinoe, einem Hafen am rothen Meere, und rüſtete ſich zum Kriege wider die Portugieſen. Hier bekam er die unverhofte Botſchaft, daß Seleucus, ſein Sohn, welcher bey der Eroberung von Tunis in die Sclaverey gerathen war, von dem Barbaroſſa ranzionirt, und mit ſieben Raubſchiffen, die zu ſeinem Befehle ſtänden, nach Alexandrien geſchiffet ſey, und bald ankommen würde. Dieſe Neuigkeit rührte den Vater wie ein Schlagfluß, ſo daß er alſobald ſeinen Geiſt aufgab. Im Bonetus lieſt man eine andere Geſchichte, die in weichen Herzen einen unvergänglichen Eindruck machen wird. Im Thale Lode im Neuburger Gebiete nahm im J. 1658 ein junger Bauersmann wider Willen der Mutter, doch mit Genehmhaltung des Vaters, ein ſchönes aber dürftiges Mädchen zur Ehe. Die Schwiegermutter hielt aber dieſe ihre Schwiegertochter ſo übel, daß ſie ſich wieder zu ihren Aeltern begeben, und ihren Ehemann mit großer Betrübniß verlaſſen mußte. Nachher wurden dieſe beyden Eheleute vor Gram und Kummer krank; doch war der Mann viel ſchlimmer, und trug ein großes Verlangen, ſeine Frau zu ſprechen. Dieſe würde auf einem Schlitten in ihres Mannes Behauſung gebracht. Sie umarmten ſich beyde, und nahmen Speiſe zu ſich, welche ſie vorher beyde nicht gewollt hatten. Man ließ ſie allein, um ſich auszuruhen. Nach zwo Stunden fand man ſie entſeelt, da ſie ſich beyde einander umhalſet hat-

hatten. Ich übergehe, was man im Valerius Maximus 9. B. 12. Cap. im Plinius 7. B. 53. Cap. und in andern Schriftſtellern von Beyſpielen dieſer Art lieſet.

Bey dem allen glaube ich doch nicht, daß die Todesfälle, welche mit Recht auf die Rechnung der Freude geſchrieben werden können, ſo gemein ſind, als ſie ſeyn würden, wenn man alle diejenigen zuſammen zählen wollte, welche dafür ausgegeben werden. Ich will nicht unterſuchen, was an der Geſchichte mit Leibnitzens Erbin ſeyn mag, die für Freude geſtorben ſeyn ſoll, weil ſie unvermuthet Geld unter ſeinem Bette gefunden. Das aber ſcheint mir gewiß zu ſeyn, daß der Pabſt Leo X. nicht von der Freude geſtorben iſt, ob es gleich verſchiedene Schriftſteller geradezu verſichern. Er war auf einem ſeiner Luſthäuſer, als er die Nachricht von der Eroberung Maylands und Parma erhielt, und er gerieth hierüber in eine ſolche Freude, daß ihn dieſelbe Nacht ein kleines Fieber überfiel, worauf er wenige Tage darauf ſtarb. Allein ſo langſam tödtet die Freude nicht. Vielleicht verleitete ſie nur den luſtigen Pabſten zu ſolchen Ausſchweifungen, wovon Johann Zapolicha, ein ehemaliger Woywode von Siebenbürgen, der 1526 zum Könige von Hungarn erwählt wurde, ſein Leben einbüſſen mußte. Man ſagt, daß dieſer Herr vor Freude geſtorben wäre, als ihm die Nachricht überbracht wurde, daß ihm ſeine Gemahlin Iſabella einen Prinzen geboren hätte. Man ſollte aber dabey ſagen, daß er auf gut Ungariſch bey dieſer Freude getrunken, und daß er von dieſer Ausſchweifung erkranket, und in wenigen Tagen geſtorben ſey. Das, was Gellius von dem Diagoras ſagt, ſcheint ebenfalls kein guter Beweis für die Tödtlichkeit einer groſſen Freude zu ſeyn. Jedoch ich muß wieder zu meinen Lebensregeln zurück gehen.

So wie eine große und ſchnelle Freude gefährlich iſt, ſo ſind auch alle Arten der Vergnügen dem Leben und der Geſundheit nachtheilig, wenn man ſie zu Ausſchweifungen macht. Alle ſanfte und ſparſam genoſſene Ergötzlichkeiten ſind uns nützlich. Aber es iſt keine große Leidenſchaft, kein Uebermaß weder im Grade noch in der Dauer der ſinnlichen Ergötzungen ohne Gefahr und Schaden. Die wahre Wolluſt, in die ſich nichts Niedriges miſcht, iſt weder ein Laſter, noch nährt ſie es. Dieſe tugendhafte Wolluſt iſt es allein, welche ein hohes Alter

ter befördert, und eine Freundin der Geſundheit iſt. Kein Laſter macht alt; kein heftiges Vergnügen läßt die Geſundheit ungekränkt; keine vergnügte Lebensart macht uns glücklich, wenn das Gewiſſen nicht mit vergnügt ſeyn kann. Die geſunden Vergnügungen beſtehen überhaupt nicht ſowohl in eigentlich ſogenannten angenehmen Leidenſchaften, als vielmehr in einer Gemüthsfaſſung, bey der man immerr bereit iſt, nur an den vergnügten Begebenheiten in der Welt Antheil zu nehmen, und die traurigen zu vergeſſen. Dieſe geruhige Art des Vergnügens iſt es allein, die einer ununterbrochenen Dauer fähig iſt. Die Leidenſchaften gleichen den Lufterſcheinungen, welche nur wenig Augenblicke dauern. Ein vergnügtes Herz iſt ein heiterer Himmel, der lange Zeit unumwölkt beſtehen kann. Dieſe Fortdauer des Vergnügens iſt aber eine weſentliche Bedingung, wenn Leben und Geſundheit davon Vortheile haben ſollen. Durch die Fortdauer einer ſtillen Freude wird unſere Natur nach und nach an ſo ordentliche Bewegungen gewöhnt, die der Erhaltung des Lebens gemäß ſind. Die Heiterkeit des Gemüthes, das ſtille Vergnügen des Herzens ordnet unſere Lebenskräfte aufs vortheilhafteſte, indem es dieſelben von tauſend Hinderniſſen befreyet, welche ihnen unangenehme und traurige Vorſtellungen in den Weg legen würden. Es kömmt nur auf das Geheimniß an, die ſo glücklich angebrachten Kräfte in dieſer Spannung zu erhalten; und weil keine ſtarke Leidenſchaften, keine ſehr lebhafte Vorſtellungen einer langen Dauer fähig ſeyn können, da ſie die Zeit ſelbſt ſchwächt und verdunkelt, ſo können wir zu nichts anderm, als zu der vergnügten ſtillen Zufriedenheit, die ſich auf Sorgenloſigkeit, Genügſamkeit, auf Tugend und ein gutes Gewiſſen gründet, unſere Zuflucht nehmen.

Freuden = Geld, ein Geld, welches in einigen Gegenden Sachſens verlobte Perſonen vor der Trauung bey Nutſcher=

ſcherrecht in dem Amte erlegen müſſen. Ledige Perſonen geben jede 3 Gr. 6 Pf., verwittwete aber 7 Gr.

Freund, Nieders. Fründ, Holl. Vriend, Engl. Friend, Schwed. und Jßländ. Fraende, überhaupt eine Perſon, welche uns liebt, doch unter verſchiedenen Einſchränkungen. 1. Eine Perſon, welche durch die Bande der Verwandtſchaft mit uns verbunden, und uns folglich zu lieben verbunden iſt, ein Verwandter, eine Verwandte, Fr. Parent. *Ein weitläuftiger Freund. Ein naher Freund. Seine Freunde* (d. i. Verwandte) *wollten die Heurath nicht zugeben.* 2. Eine geliebte Perſon des andern Geſchlechtes, man mag ehelich mit ihr verbunden ſeyn oder nicht, in der edeln und anſtändigen Schreibart. 3. Eine Perſon, mit der man durch den Umgang verbunden iſt. *Er iſt mein alter Freund. Ein vertrauter Freund. Ihre Freundinnen und Geſpielen.* 4. Der Neigung nach, eine Perſon, die man liebt, deren Beſtes man zu befördern ſucht, ohne Rückſicht auf das Geſchlecht, L. Amicus, Fr. Ami. *Er iſt mein ſehr guter Freund. Jemanden zum Feunde haben. Sich Jemanden zum Freunde machen. Ein wahrer Freund. Ein falſcher, verſteckter Freund. Er iſt ein guter Freund von mir,* für, *er iſt mein Freund,* iſt eine im gem. Leben ſehr übliche, vermuthlich nach dem Franzöſiſchen gebildete Art des Ausdruckes. 5. Im gem. Leben nennt man Freunde ſehr oft ſolche Perſonen, mit welchen man in entfernten Verbindungen der Handlung oder der Nahrung ſteht. In dieſem Verſtande pflegen die Kaufleute ihre Correſpondenten und Bekannten Freunde zu nennen; ſiehe Th. VIII. S. 394. 6. Oft iſt *mein Freund* oder *guter Freund* ein Ausdruck, mit dem man geringere unbekannte Perſonen aus Vertraulichkeit anredet, deren Namen oder Stand man nicht weiß. 7) Figürlich. *Ich bin kein Freund von vielem Reden,* d. i. ich liebe das viele Reden nicht. *Er iſt ein Freund vom Trinken.*

ken. Die Nacht iſt Niemands Freund, begünſtiget Niemandes Vorhaben.

Freundbrüderlich, ſo nur in den Kanzleyen, beſonders unter fürſtlichen Perſonen, welche ſich in den Titulaturen Brüder zu nennen pflegen, üblich iſt, für freundſchaftlich und brüderlich. S. auch Freundvetterlich.

Freundlich, im Niederſ. früntlik, Liebe, freundſchaftliche Geſinnungen habend, verrathend, liebreich. 1. Eigentlich, ſofern ſich dieſe Geſinnung durch Geberden und Mienen äußert. Ein freundlicher Mann. Er ſieht immer freundlich aus. Jemanden freundlich anreden, aufnehmen. Sich freundlich ſtellen. Ein freundliches Geſicht, Fr. Viſage doux, gracieux. Er war ſehr freundlich gegen mich. Jemanden freundlich grüßen, Fr. ſaluër quelcun civilement.

2. Figürlich auch, 1) ſofern ſie ſich durch andere Merkmaale an den Tag leget, in welcher Bedeutung dieſes Wort nur im gem. Leben, imgleichen von Vornehmern gegen Geringere üblich iſt. Einem freundlich ſchreiben. 2) Freundliche Bergarten, im Bergbaue, Steinarten, welche Metallmütter abgeben, und daher gleichſam Freunde der Bergleute ſind.

Bey den Malern iſt ein freundliches Colorit dasjenige, welches einen ſchimmernden und hellen Glanz hat. Man muß dieſes nicht mit dem guten Colorite vermengen. Letzteres kann nicht gut ſeyn, ohne zugleich freundlich (Fr. agréable) zu ſeyn; da hingegen das freundliche Colorit mit dem Flittergolde verglichen werden kann, welches einen Glanz ohne innerlichen Werth hat. Von dieſer Art ſind alle Farben, welche etwas vom Email haben.

Freundvetterlich, ſo nur in den Kanzleyen unter ſolchen fürſtlichen Perſonen üblich iſt, welche ſich in ihren Titulaturen Vettern zu nennen pflegen, für freundſchaftlich und vetterlich. Weibliche Perſonen bedienen

ſich

ſich im Oberdeutſchen in eben dieſem Verſtande des Freundmuhmlich. Siehe Freundbrüderlich.

Freundwillig, ein gleichfalls in den oberdeutſchen Kanzleyen einheimiſches Wort, für freundſchaftlich und bereitwillig. Der gute Geſchmack im Hochdeutſchen hat dieſes Wort, ſo wie die ähnlichen freunddienſtlich, freundwerth u. ſ. f. längſt verbannet.

Frevel, der Frevel, im Oberd. auch die Frevel, Fr. Malice, Mêchanceté, Temerité. 1. In der eigentlichen Bedeutung, Gewalt, Stärke. In dieſer Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet.

2. Figürlich, unrechtmäßige Gewalt, vorſetzliche Beleidigung anderer; wo dieſes Wort 1) für eine jede vorſetzliche Beleidigung Gottes und der Menſchen, für Laſter, Bosheit, Verbrechen gebraucht wird. In einigen oberdeutſchen Gerichten theilt man die Verbrechen in den kleinen und den großen Frevel, wovon jener für die niedere, dieſer aber für die höhere Gerichtsbarkeit gehört. 2) Am häufigſten bedeutet dieſes Wort eine jede vorſetzliche Beleidigung des Nächſten, eine muthwillige Uebertretung der Geſetze, wovon der Beleidiger oder Uebertreter keinen Nutzen hat. Frevel an Jemanden begehen. Den Frevel büßen, Strafe dafür geben oder leiden. Er hat es aus bloßem Frevel gethan. 3) In den Gerichten werden oft geringe Verbrechen, dergleichen Scheltworte, Backenſtreiche u. ſ. f. ſind, die vorhin gedachten kleinen Frevel nur ſchlechthin Frevel genannt, zum Unterſchiede von den höhern Verbrechen. Auch die Strafe für dergleichen Uebertretungen der Geſetze oder Beleidigungen anderer führt in manchen Gegenden dieſen Namen; daher wird in einigen oberdeutſchen Gegenden die Geldſtrafe für geringe Verbrechen, die Frevelbuße, ein Gericht, welches nur geringe Verbrechen richtet, das Frevelgericht ſo wie deſſen Richter der Frevelrichter, und eine Rechtsſache, welche geringe Verbrechen betrifft, die

Fre=

Frevel=Sache genannt. 4) Muthwillen, Leichtfertigkeit, und leichtfertige Geſinnung. Das Kind weiß vor Frevel nicht, was es anfangen ſoll.

Frevel=Buße,
Frevel=Gericht,
Frevel=Richter,
Frevel=Sache, } ſ. im vorherg. Artikel.

Frevel=Vogt, in einigen oberdeutſchen Gegenden, z. B. in Strasburg, eine obrigkeitliche Perſon, welche im Namen des Landesherrn die begangenen Verbrechen rüget und anklaget; ein Fiscal.

1. Freveln, Frevel begehen, in allen kurz vorher angeführten figürlichen Bedeutungen dieſes Hauptwortes. In einigen oberdeutſchen Gerichten auch die auf den Frevel, d. i. geringe Verbrechen, geſetzte Strafe erlegen. Der frevelt 30 Schillinge, im Strasburger Stadtrechte.

2. Freveln, ein Wort, welches nur in dem Salzwerke zu Halle üblich iſt, wo die geſottenen Salzſtücke gefrevelt werden, wenn man ſie auf die Trockenböden bringet, damit ſie daſelbſt trocknen.

Frey, in der Schweiz, fryg, im Niederſ. frij, ehedem frig, L. Liber, Fr. Libre, Franc, Engl. free, Holländ. vry. Dieſes Wort bezeichnet eine Abweſenheit aller ſolcher Dinge, welche als eine Einſchränkung, als ein Zwang, oder als ein Hinderniß angeſehen werden.

I. In der weiteſten und vielleicht eigentlichſten Bedeutung, da dann die Sache, welche als abweſend vorgeſtellet wird, das Vorwort von bekömmt. Fr. Exemt, libre. Frey von Sorgen, von Geſchäften, von Abgaben, von Schulden. Gemeiniglich wird das Wort frey, wenn es dieſe Bedeutung hat, an das Hauptwort angehänget, als: ſchuldenfrey, ſorgenfrey, zinsfrey, zollfrey, acciſefrey ꝛc.

II. In engerm Verſtande wird dieſes Wort abſolute und mit Auslaſſung des Hauptwortes faſt von allen

Arten des ſowohl körperlichen, als auch bürgerlichen und ſittlichen Zwanges gebraucht. Die vornehmſten mögen etwa folgende ſeyn.

1. Frey von dem körperlichen Zwange, oder der körperlichen Einſchränkung. 1) Frey von demjenigen, was die Bewegung hindert oder einſchränket. Sich frey bewegen können. Einen Gefangenen auf freyen Fuß ſtellen. Jetzt athme ich wieder aus freyer Bruſt, wenn ſie vorher beklemmt geweſen. Ein freyer Eingang in ein Haus, der durch keine körperliche Hinderniſſe erſchweret wird. Das Waſſer hat ſeinen freyen Lauf, wenn daſſelbe durch nichts gehindert wird. Einer Sache ihren freyen Lauf laſſen, ſie nicht hindern, auch im figürlichen Verſtande. Aus freyer Hand zeichnen, ohne Original, imgleichen ohne mechaniſche Hülfsmittel. Ein freyer Pinſel, Fr. un pinceau franc, ein freyer Grabſtichel, Fr. un burin franc, ein freyer Meißel, Fr. un ciſeau franc, in den bildenden Künſten, der mit einer leichten und dreiſten Hand geführet wird. Siehe Freyheit. In engerer Bedeutung iſt frey dem gezwungenen entgegen geſetzt. Ein freyer Gang, freye Minen und Geberden, welche der natürlichen Beſchaffenheit der Gliedmaßen gemäß ſind. 2) Frey von demjenigen, was den Raum oder die Ausdehnung einſchränket. Ein freyer Platz, der nicht mit Gebäuden oder andern großen Körpern angefüllt iſt. Das freye (ebene, offene) Feld, Fr. pleine campagne. Freye Luft athmen. In der freyen Luft ſchweben. Unter freyem Himmel ſchlafen. Eine freye Ausſicht haben, die durch nichts eingeſchränkt wird. Jemanden die freye Ausſicht verbauen. Ins Freye (in die freye Luft) gehen. 3) Frey von der Berührung anderer Körper; am häufigſten als ein Nebenwort. Ein Balken liegt frey, wenn er zwiſchen ſeinen beyden Enden nirgends aufflieget; imgleichen, wenn er an den Seiten von keinem andern Körper berühret wird. Ein

Schrank

Schrank ſteht frey, wenn er an nichts anſteht. Das Haus ſteht ganz frey, wenn es auf keiner Seite an andere Gebäude ſtößt, Franz. iſolé. Der Baum ſteht gany frey auf dem Felde, wenn er allein ohne andere Bäume ſteht.

2. Frey von dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Zwange. 1) Frey von dem Eigenthumsrechte anderer. (a) von Perſonen, wo dieſer Zuſtand wiederum mehrere Grade hat. Ein freyer Menſch, eine freye Perſon, ein Freyer, Fr. Perſonne de condition franche. im Gegenſatze eines Knechtes, Sclaven oder Leibeigenen. Einen Leibeigenen frey geben, frey machen, frey ſprechen, frey laſſen. Einen Lehrburſchen frey ſprechen, ihn von der Dienſtbarkeit, worin er in den Lehrjahren ſteht, frey erklären, ihn zum Geſellen machen. Die freyen Künſte, weil ſie ehedem nur von freyen Perſonen geübet wurden, zum Unterſchiede von den Handwerkern, welche von Knechten und Leibeigenen getrieben wurden. (b) Von Sachen. Ein freyes Gut, deſſen Beſitzer nicht leibeigen iſt, auf welchem keine Frohndienſte haften; ſiehe Frey-Gut. Ein Gut frey machen, die darauf haftenden Schulden bezahlen. Waaren, Güter frey machen, in einem andern Verſtande, die Abgaben denen ſie unterworfen ſind, bezahlen. 2) Frey von der Oberherrſchaft anderer, wiederum mit mancherley Graden dieſes Zuſtandes. Ein freyes Gut, ein Allodium, ſo keinen mit Lehnspflicht zugethan iſt, im Gegenſatze des Lehngutes. Ein freyer Herr, ſo keines Vaſall oder Lehensmann iſt. Eine freye Republik, ein freyer Staat, ſo keinen auswärtigen Oberherrn unterworfen iſt; ſiehe Frey-Staat. In dem deutſchen Reiche ſchließt dieſes Wort nur die Oberherrſchaft der Reichsſtände, nicht aber des Kaiſers und des Reichs, aus. Freye Reichsſtädte, freye Reichsdörfer, die freye Reichsritterſchaft, u. ſ. f. welche nur allein dem Kaiſer und dem Reiche unterworfen

 ſind.

ſind. 3) Frey von der Abhängigkeit und von der Verbindung mit andern. Ich bin nicht frey, hänge nicht von mir ſelbſt ab, bin nicht mein eigener Herr. Eine Perſon iſt noch frey, wenn ſie mit Niemanden ehelich verſprochen iſt. Sein Herz iſt nicht mehr frey, iſt ſchon von Liebe gegen eine Perſon eingenommen. 4) Frey von der Strafe, von der Verbindlichkeit eines Geſetzes, oder auch von willkührlichen Pflichten. Frey geſprochen werden, von einem Verbrechen, oder von einer Strafe. Frey rauben und ſtehlen können, ohne deshalb einige Strafe zu beſorgen. Die freye Jagd in einem Gehäge haben. 5) Frey von Geſchäften. Ich habe keine Stunde frey. Sich einen halben Tag frey machen. 6) Frey von einer Gefahr, als ein Nebenwort. Frey herum gehen. Frey aus- und eingehen. Vor dem Schuße frey ſeyn; ſiehe Schußfrey. Imgleichen, was dieſe Sicherheit gewähret, in einigen Fällen, und als ein Beywort. Ein freyes (ſicheres) Geleit. 7) Frey von allerley bürgerlichen Beſchwerden, Polizeyanſtalten, und geſellſchaftlichen Hinderniſſen, mit Freyheiten begabt. Eine freye Meſſe. Ein freyer Jahrmarkt. Ein freyer Hafen. Beſonders frey von Abgaben. Ein freyes Haus; ſiehe Frey-Haus. Ein freyes Gut. Freyen Zutritt zu Jemanden haben. Imgleichen von der Bezahlung. Einem den freyen Tiſch, freye Wohnung, freyes Holz ꝛc. geben, ihm dieſe Dinge unentgeltlich geben. Alles frey haben. Jemanden frey halten, im gem. Leben, für ihn bezahlen, Fr. defraïer. Eine Zeche baut ſich frey, im Bergbaue, wenn ſie keine Zubuße mehr erfordert, ſondern die Koſten von ihrem Ertrage beſtreitet. 8) Keinen eigentlichen Beſitzer habend, von Dingen, deren Gebrauch mehrern zuſteht. Es geſchahe auf freyer Straße, in freyem Felde. In dieſem Walde iſt die Jagd frey, einem jeden erlaubt. Ein freyer Wald, deſſen ſich Jedermann bedienen kann; zum

zum Unterſchiede von einem Forſte. Freyes Feld, im Bergbaue, welches keinen eigentlichen Beſitzer hat. Ein Feld frey machen, es für frey, d. i. verlaſſen, Niemanden gehörig, erklären. Eine Zeche fällt ins Freye, wenn ſie von ihrem Beſitzer verlaſſen wird. Siehe Vogelfrey. Frey-Bürſche.

3. Frey von dem moraliſchen Zwange. 1) Ueberhaupt, vermögend etwas zu einerley Zeit und unter einerley Umſtänden zu thun oder zu laſſen, oder fähig von zwey möglichen Dingen dasjenige zu wählen, welches uns am meiſten gefällt. Er hat die freye Wahl, er kann wählen, was er will. Ein freyes Verſprechen, das durch nichts gezwungen worden iſt. Etwas von freyen Stücken thun, im dem. Leben, freywillig aus eigener Entſchließung. Einem etwas frey ſtellen. Freye Hände haben, nach eigenem Willkühr handeln können. 2) In engerm Verſtande: (a) Frey von der Herrſchaft der Sinne und Begierden, fähig ſeine Handlungen nach der Vorſchrift der Vernunft einzurichten, und dieſe auf ſolche Art beſtimmten Handlungen. (b) Frey von Vorurtheilen. Frey reden, frey denken. Sehr frey urtheilen. (c) Frey von Furcht, von Sorgen, von einem böſen Gewiſſen, u. ſ. f. offenherzig, freymüthig. Jemanden frey, (unerſchrocken) anſehen. Er hat ein freyes, offenes Geſicht. Ich ſage es ihnen frey heraus. (d) Frey von der ängſtlichen Beobachtung der Regeln der Kunſt. Eine freye Ueberſetzung, eine freyr Nachahmung, welche ſich nicht ſclaviſch an das Original bindet. (e) Frey von den Geſetzen des Wohlſtandes und der guten Sitten, im nachtheiligen Verſtande und als ein glimpflicher Ausdruck für das härtere frech; Fr. Licentieux, Diſſolu. Der Menſch ſpricht ſehr frey. Ein freyes Leben. Ein freyes Frauenzimmer. Ein freyer Maler, welcher ſchlüpfrige Gegenſtände, nackende Bilder, und Sachen, welche keuſche Augen beleidigen, malet.

Frey⸗Arche, eine Arche oder ein Gerinne an einem Teiche, welches auf eine gewiſſe Höhe offen iſt, ſo daß das Waſſer, wenn es dieſe Höhe erreicht, frey und ungehindert ablaufen kann; ſ. Th. II. S. 386. Siehe auch Frey⸗Gerinne.

Frey⸗artig, eine freye Art habend, von Aeckern, wenn die Art, d. i. Beſtellung derſelben auf des Beſitzers Willkühr beruhet, und nicht durch das Herkommen eingeſchränkt iſt. In Sachſen wird der Feldacker ordentlich für freyartig gehalten. Siehe auch Feld⸗Art.

Frey⸗Bank. 1. Bey den Bildhauern, eine bewegliche Bank, die Figur in dieſelbe einzuſpannnen.

In einigen oberdeutſchen Städten und Märkten gewiſſe Fleiſchbänke, wo der Landmann ſein Vieh ungehindert ſchlachten und verkaufen darf. Siehe Th. XIV. S. 176, fgg.

Frey⸗Bauer, Fr. Tenancier franc. 1. Ein freyer Bauer, der von aller Dienſtbarkeit frey iſt, und nur die gewöhnliche Landſteuer bezahlet, einen Freyſaß, im Gegenſatze der leibeigenen Bauern, Frohnbauern u. ſ. f. In Dänemark werden ſie Landeigner genannt. Siehe Frey⸗Gut.

2. Ein freyer Reichsbauer, ein Bauer in einem freyen Reichsdorfe, ſo Niemanden als dem Kaiſer und Reiche unterworfen iſt.

Frey⸗Bede, ſiehe Frey⸗Gut 4, und Frey⸗Pfennig.

Frey⸗Beuter, ein Seeräuber; einer, der ohne Paß, oder auch mit doppelten falſchen Päſſen, auf Seeräuberey ausgeht, keiner gewiſſen Partey zugethan iſt, und bald unter dieſer, bald unter einer andern Flagge, Freund und Feind angreift; Fr. Armateur, Capre, Flibutier, Forban, Occaſſionaire. Siehe auch Boucaniers. Kaper. Flibuſt. Seeräuber.

2. Auch Landſoldaten, welche an die ſtrengen Geſetze der Kriegszucht nicht gebunden ſind, werden im gem. Leben Freybeuter genannt.

Frey-Bier. 1. Bier welches Jemanden unentgeldlich gegeben wird. *Der Gemeinde ein Freybier geben.*

2. Bier, welches gewiſſen Perſonen, z. B. den Kirchenbedienten, ohne Abtrag der Trankſteuer zu brauen erlaubt wird.

Frey-Brief. 1. Ein Brief, d. i. eine Urkunde, worin einem Leibeigenen die Freyheit ertheilet wird; *ein Freyheitsbrief.*

2. Eine Urkunde, worin einem andern eine gewiſſe Freyheit ertheilet wird; ein *Privilegium Freyheitsbrief*; Fr. Privilége, Diſpenſe, Lettre de franchiſe.

2. Eine Urkunde, vermöge deren man ſicher durch ein Land reiſen kann; ein *Paß*. Siehe, *Paß, Paſſirzettel.*

Frey-Bürger, Fr. Franc-Bourgeois. 1. Ein freyer Bürger, zum Unterſchiede von dem ehemaligen leibeigenen; ſiehe Th. VII, S. 398.

3. Ein Bürger einer freyen Stadt, oder einer freyen Reichsſtadt.

In England verſteht man unter Frey-Bürger, Engl. Free-Deniſon, oder Free-Denizen, einen Fremden oder Ausländer, welcher auf die Hälfte oder Dreyviertel naturaliſirt iſt. Es giebt nämlich daſelbſt, in Anſehung der Fremden, eine Gattung einer halben Naturaliſation, oder auch wohl etwas mehr. Dieſes giebt ihnen zwar Macht zu handeln, unbewegliche Güter zu erwerben, Aemter zu beſitzen; ꝛc. ſie erſtreckt ſich aber doch nicht ſo weit, als eine förmliche Naturaliſation. Dieſe letzte kann nur durch eine Parlamentsacte erlanget werden, anſtatt daß des Königs offene Briefe allein zur erſten Naturaliſation zureichend ſind. Wenn ein Fremder ein ſolcher Freybürger geworden iſt, wird in den Rechten von ihm geſaget, er gehöre ad fidem regis Angliæ, oder, er ſtehe unter dem Schutz des Königs. Weil ſie nun geborne Fremde oder Ausländer ſind, und folglich ihre Mutterſprache ſo gut, als die Landesſprache, verſtehen: ſo geſchieht es zum öftern, daß die fremden Handelsleute, die wegen ihrer Handlungsgeſchäfte dahin gekommen ſind, ſich ihrer zu Dolmetſchern und Commiſſionären bediene.

Frey-Bürſche. 1. Die freye Bürſche oder Jagd in einem Walde.

2. Eine Gegend, in welcher man frey jagen darf.

Frey-Buſch, ein freyer Buſch, oder Wald, in welchem Jedermann zu jagen oder Holz zu fällen erlaubt iſt.

Frey-Denker, der frey, d. i. ohne Vorurtheile, denkt und handelt; ein Name, den ſich die Feinde des Chriſtenthumes ſeit Collins Zeiten gegeben haben, ungeachtet ihre gerühmte Freyheit nur zu oft in Zügelloſigkeit und Widerſtrebung gegen die Geſetze der Vernunft, Religion und Sitten ausartet: ein Freygeiſt. Daher die Freydenkerey und Freygeiſterey, die Art zu denken und zu handeln eines Freydenkers und Freygeiſtes, deſſen Lehren, einzelne Urtheile und Handlungen; und freydenkeriſch, freygeiſteriſch, einem Freydenker und Freygeiſte gemäß, denſelben verrathend. Der Abſicht meines Werkes iſt es unſtreitig gemäß, über die Freydenkerey und Freygeiſterey eine politiſche Betrachtung anzuſtellen.

Daß die Freydenkerey und Freygeiſterey ein jetzt mehr als ſonſt herrſchendes Laſter ſey, bedarf keines Beweiſes; denn die allgemeine Erfahrung zeigt es. Ich weiß wohl, daß das letzt verfloſſene Jahshundert eine Menge grober Atheiſten und Naturaliſten gehabt hat. Ein Spinoza, ein Toland, ein Cherbury und mehrere, werden von ihren Freunden noch jetzt für große Prediger der Wahrheit gehalten. Allein, das Uebel war damals nicht ſo allgemein; es getraute ſich keiner, dergleichen Grundſäze zu vertheidigen, wenn er ſich nicht einer großen Gelehrſamkeit rühmen konnte, wiewohl ſie, wie mehrentheils geſchieht, übel angewendet ward. Nunmehr aber iſt die Sache zum gräulichen Verderben des menſchlichen Geſchlechtes viel weiter gegangen. Da das Bücherſchreiben in unſern Zeiten ein beſonderes Handwerk geworden, und da jetzt die Zahl der Studirenden, obgleich nicht der Gelehrten, größer iſt: ſo werden

den auch ſolche Mißgeburten des Verſtandes in größerer Menge ausgeheckt. Da die Schreibart mehrentheils witzig iſt: ſo werden auch in einem Jahrhunderte, in welchem der Witz vor der Beurtheilungskraft den Vorzug hat, dieſe Sätze mehr angenommen und vertheidigt. Die Jugend, welche ſelten in der Religion gründlich unterrichtet, und noch weniger zu einer wahren Gottesfurcht angeführet wird, giebt ſolchen Irrthümern, welche der verderbten Natur eine zügelloſe Selbſtgewalt ertheilen, gern Beyfall; daher lieſet man Bücher, die eine Religion predigen, welche für alle ausſchweifende Ergötzlichkeiten und eigennützige Abſichten paſſet, mit Vergnügen. Es iſt nicht genug, daß die Menſchen nach ſo gottloſen Lehrſätzen ihr Leben einrichten; ſie vertheidigen ſie auch ohne Scheu gegen andere. Das leereſte Gehirn glaubt in einer Geſellſchaft, wie ein Mann von großem Verſtande glänzen zu können, wenn es hie und da ein Stück aus einer deiſtiſchen Schrift vorbringt, und davon ein Spinnengewebe flicht, welches es ausſpannet, Fliegen und Mücken, d. i. ſo ſchwache Seelen, wie es ſelbſt iſt, zu fangen. Eine offenbare Gottloſigkeit, welche man bey einigen von denen antrifft, deren vornehmſte Pflicht wäre, andern in Lehre und Leben mit guten Beyſpielen vorzuleuchten, trägt viel bey, daß ſich dieſe Seuche allgemein verbreitet; inſonderheit, wenn ihre Reden im täglichen Umgange nicht von größerer Ehrfurcht für die göttlichen geoffenbarten Wahrheiten zeugen, als ſolcher Menſchen, die ſich einbilden, ihr Stand laſſe ihnen darin größere Freyheit. Dieſe falſche Religionsſätze begleiten die Menſchen von der Jugend zum männlichen, und von dieſem zu dem hohen Alter. Denn, ſo wie ſie anfänglich zur Vertheidigung aller jugendlichen Naſerey dienten: ſo werden ſie nachher, alle Ränke, Betrügereyen, Zudringlichkeit und Gewalt, welche der Eigennutz zum Schaden ſeiner Mitbürger und wider die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes ausübt, zu über-

decken, genutzet. Daher kömmt es, daß die Aeltern bey der Erziehung der Kinder nichts weniger beherzigen, als wie ſie zu einer wahren Gottesfurcht angewieſen werden möchten. Und wenn ſolchergeſtalt ein ſolches Geſchlecht ein ihm ähnliches erzeuget, ſo kann es leicht noch dahin kommen, daß der Naturalismus, (d. h. der Lehrbegriff, oder die Meinung, da man die natürliche Uebung der Pflichten gegen Gott für hinlänglich zu ſeiner Gemeinſchaft mit Demſelben hält) oder die Religion des honnetes gens, wie man ſie bereits zu nennen beliebt, in Europa herrſchend wird; beſonders wenn die Regenten dieſelben nicht nur in ihrem Betragen befolgen, ſondern ſie auch, als die beſte öffentlich vertheidigen. Dann bedarf es eines Julianus Apoſtata, ein ganzes Reich mit theoretiſchen Naturaliſten und Gotteslängnern anzufüllen, oder von dieſen Lehrſätzen ein Gebäude zuſammen zu ſchmieden, welches alsdann die ſo genannte Religion dominante wird. Da aber bey einer ſolchen Religion kein gemeines Weſen lange beſtehen kann, wie ich weiter unten zeigen werde: ſo iſt eine Zeit möglich, da das Heidenthum die Stelle der chriſtlichen Religion in Europa einnimmt. Doch, ich will jetzt nicht die Freydenkerey nach ihren Lehrſätzen unterſuchen, oder zeigen, wie wenig ſie mit einer geſunden Vernunft überein ſtimme; denn dieſes gehört nicht in den Plan meines Werkes, und überdem findet man dieſe wichtige Materie bereits in verſchiedenen ſchönen Schriften abgehandelt; ſondern meine Abſicht iſt bloß, von der ſchädlichen Wirkung der Freydenkerey und Freygeiſterey zu handeln, welche ſie in Abſicht des geſellſchaftlichen Lebens, ſowohl zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen, als auch letzterer unter einander, hat.

Ich weiß, daß es zu allen Zeiten falſche Religionen gegeben hat, welche die Staaten an einer zeitlichen Glückſeligkeit nicht hinderten; denn wir finden, daß heidniſche Regenten ihre Unterthanen nach Gerechtigkeit regiert

giert haben; daß man in ihren Ländern die bürgerlichen Gewerbe zur höchſten Vollkommenheit gebracht hat; daß ſie die Begleiterin des Fleißes, Reichthum und Wohlſtand, mit Ehre, Macht und Anſehen gekrönt haben: aber wir werden auch dabey bemerken, daß bey dieſen Völkern das Geſetz der Natur in großem Anſehen geſtanden hat; daß die bürgerlichen Geſetze auf daſſelbe gegründet waren, und daß, welches inſonderheit zu merken iſt, bey denſelben allemal eine geoffenbarte Religion in Anſehung erhalten worden iſt, welche, ob ſie gleich erdichtet war, dennoch in den Herzen des Volkes eine Ehrerbietigkeit gegen die Götter unterhielt, welche auf ihre Handlungen Acht hätten, und ſie nach Verdienſt nicht bloß in dieſem Leben, ſondern auch nach dem Tode, belohnten, oder beſtraften. Es war daher nicht bloß die Furcht vor der Strafe, welche die Menſchen vermochte, der Obrigkeit zu gehorchen, und die Pflichten zu erfüllen, die ihnen theils als Menſchen, theils als Bürger des Staates, oblagen, ſondern es war zugleich ein in ihnen ſeyendes Gewiſſen, welches ſie verklagte oder entſchuldigte, und ſie antrieb, das Böſe zu unterlaſſen, und das Gute zu thun. Eine ſolche Religion, ſo falſch und abergläubiſch ſie auch ſeyn mag, und ob ſie gleich nie eine rechte Gewiſſensruhe geben und eine ewige Glückſeligkeit verſchaffen kann, iſt doch von der Beſchaffenheit, daß ein Staat dabey Beſtand haben, und Friede, Einigkeit, Recht, Billigkeit, Künſte und Wiſſenſchaften in deſſen Grenzen blühen können. Die chriſtliche Religion richtet leider oft nicht mehr aus, wenn ſie bloß mit dem Munde vertheidiget wird, und die Herzen nicht einnehmen kann; alsdann nützt ſie bloß für dieſes Leben; ja, der Mißbrauch, den die ſo genannten Chriſten mit den göttlichen Gnadenverheiſſungen begehen, verleitet ſie oft zu Untugenden, deren ſich ſelbſt Heiden ſchämen würden. Daher kömmt es, daß es chriſtliche Reiche giebt, deren Zuſtand weit ſchlech-

ter,

ter, als der Zuſtand gewiſſer heidniſcher Mächte, iſt. Erſtere nahmen in der Maße ab, als die Gottloſigkeit überhand nimmt, die Handleitung der Jugend zur Tugend und Ehre mehr verabſäumt wird, und ſolche Laſter, welche Gott entehren und das Band der bürgerlichen Geſellſchaften ſchwächen, einreißen. Ich bin übrigens nicht in Abrede, daß nicht die Grundſätze der chriſtlichen Religion ſchon für ſich ſelbſt im Stande ſeyn ſollten, die zeitliche Wohlfahrt weit über die Glückſeligkeit der Heiden bey ihrem Gottesdienſt zu bringen, wenn ſie gleich nur äußerlich befolget wird; woraus man zugleich abnehmen kann, wie glücklich ein Reich ſeyn würde, in welchem Obrigkeit und Unterthanen ſolche wahre Chriſten, wie ſie das Evangelium verlangt, wären.

Aber laſſet uns dagegen die Religion (wenn ſie dieſen Namen verdient) derer Menſchen betrachten, die entweder alle Offenbarung verwerfen, oder auch die bloſſe hiſtoriſche Kenntniß derſelben nutzen, um auf ihren Naturalismus eine beſſere Farbe zu ſetzen, in der Abſicht, Chriſten, die der herrſchenden Religion des Landes zugethan ſind, genennet werden zu können, weil ſie ſonſt ihr Bürgerrecht und die damit verknüpften Vortheile zu verlieren befürchten. Dieſe Menſchen läugneten gern das Daſeyn Gottes, wenn ſie nur ihre eigene Ueberzeugung und die unumſtößlichen Gründe zu beſiegen im Stande wären; ſie geben daher ein Daſeyn eines Gottes zu, legen Ihm und ſich ſelbſt aber Eigenſchaften bey, welche ihrer ungebundenen Sittenlehre angemeſſen ſind. Gott iſt in ihren Augen eine unwiderſtehliche Macht, oder auch ein Weſen, welches ganz Liebe iſt, und welches weder erzürnet werden, noch ſtrafen kann. Sich ſelbſt halten ſie für ſo künſtliche Maſchinen, die bloß alle übrigen, welche Leben und Bewegung haben, übertreffen, mit ihnen aber einerley Schickſal erwarten müſſen, nachdem das Gewicht, welches

dieſe Uhr in Bewegung ſetzt, abgelaufen iſt. Andere ſind ſo billig gegen ſich ſelbſt, daß ſie glauben, außer dem Körper ſey noch ein edlerer Theil, er beſtehe nun aus einer feinern Materie, oder habe eine geiſtige Natur; ſie läugnen daher ein Leben nach dem Tode nicht. Aber die Gerechtigkeit iſt die Eigenſchaft, welche ſie nicht mit Gottes Weſen reimen können; das Böſe nach dieſem Leben zu ſtrafen, heißt nach ihren Begriffen Gott erniedrigen, und Ihm zu einem Weſen zu machen, welches von Leidenſchaften regiert wird, und an dem Unglücke ſeiner Geſchöpfe Vergnügen finden kann. Und da die Offenbarung buchſtäblich wider ihre verkehrte Denkungsart ſtreitet, ſo muß ſie Erklärungen leiden, welche mit ihren Religionsbegriffen übereinſtimmen. Daher muß das Erlöſungswerk ganz verworfen werden, und Chriſtus nichts weiter als ein nachahmungswürdiges Muſter der Tugend ſeyn. Da ihnen aber das nicht möglich fällt, ſo bilden ſie ſich ein, daß ihr Schöpfer (denn einen andern Gott geben ſie nicht zu,) von dem Menſchen nichts mehr fordere, als ſo zu leben, wie es ſeine eigene Kräften geſtatten, das iſt: ſeinem im Verſtande angezündeten ſchwächern oder ſtärkern Lichte zu folgen, und nach deſſen Anweiſung das Gute zu thun, und das Böſe zu laſſen, ſo weit ihm möglich iſt. Mit einem Worte: Ein jeder ſoll nach ſeiner Ueberzeugung leben; ſeine Begierden ſo viel unterdrücken, daß ſie ſeiner zeitlichen Wohlfahrt kein Hinderniß werden, und ſich hauptſächlich vor ſolchen Verbrechen hüten, welche ihn in die Hände des Richters oder Büttels liefern. Das Kirchgehen und andere Uebungen der Gottſeligkeit halten ſie für Dinge, die der Aberglaube eingeführt hat; daher unterwerfen ſie ſich den die Religion betreffenden Landesverordnungen nicht weiter, als in ſo fern ſie davon Vortheile zur Beförderung ihrer zeitlichen Wohlfahrt erwarten können. Man erkennt deutlich, daß ſich dieſe feinere Naturaliſten in nichts, als der

Sprache,

Sprache, von den gröbern unterſcheiden; im Herzen iſt die Religion beyder einerley, und es iſt nur die Furcht vor der Strafe, oder der Eigennutz, welcher einige antreibt, äußerlich einem Theile der Offenbarung beyzufallen. Daher können wir auch, ohne uns an einem Theile derſelben zu vergehen, ſie alle aus einem Geſichtspuncte betrachten, wenn wir unterſuchen, was für Wirkungen ihr Glaubensbekenntniß auf die bürgerliche Geſellſchaft haben könne; um ſo mehr, da ihre Sittenlehre zu einem Zwecke führt, nämlich die göttliche Strafgerechtigkeit zu verwerfen, und ſolchergeſtalt in der That alle Moralität und allen den Nutzen, der den Menſchen daraus theils als Menſchen, theils als Mitbürgern des gemeinen Weſens zufließt, aufzuheben.

Daß ſolche Religionsgrundſätze, wie hier kürzlich angeführt worden iſt, das Band zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen, und zwiſchen den letztern unter einander, wirklich auflöſen, iſt nicht ſchwer zu erweiſen. Denn, was verbindet die obrigkeitlichen Perſonen, ihre Unterthanen zu beſchützen, ihre Rechte und Freyheiten zu vertheidigen, und ihren Wohlſtand zu befördern? und was bewegt die Unterthanen, ihrer Obrigkeit gehorſam zu ſeyn, ihre Würde zu vertheidigen, und Gut und Blut für das allgemeine Beſte aufzuopfern? Sagt man, das ſey der unter ihnen getroffene Vergleich, der ſie von beyden Seiten zur Beobachtung ihrer Schuldigkeiten bewege: ſo beweiſet man die Sache mit dem, was zu erweiſen wäre, oder (welches einerley iſt) man behauptet: Contracte müſſen gehalten werden, weil ſie gehalten werden müſſen. In ſich ſelbſt könnten die Contracte keine Verbindlichkeit mit ſich führen, wenn kein Geſetz wäre, welches verdiente, daß die Contracte gehalten werden müßten. Wenn aber auch dieſe äußerliche Verbindung, wie ſie einige Moraliſten nennen, ihren Grund in der Natur der Sache hätte: ſo wäre das dennoch unzureichend, das Band zuſammen zu halten;

ten; denn, wer will denn die Obrigkeit, welche die Macht in Händen hat, ihre Verſicherungen zu brechen, hindern, wenn ihre Bequemlichkeit oder ein eingebildeter Eigennutz es erfordern! und wie ſchwach wäre nicht die bloße Furcht vor der Macht der Obrigkeit, die Unterthanen zur Unterwürfigkeit und zur Erfüllung deſſen, was ſie ſich unter einander verſprochen haben, zu bewegen! Es wäre natürlich, daß keiner ſeinen Pflichten weiter eine Genüge leiſtete, als ihn der Eigennutz dazu veranlaſſete. Wenn Jemand zur Ausführung ſeiner Entwürfe Macht oder Liſt genug beſäße, ſo würde er ohne Rückſicht auf das allgemeine Beſte oder ſeine Verbindungen, bloß weil er dadurch Vortheile erlangte, durchſetzen, was ihm gut dünkte. Aber edelmüthige Handlungen, Tugenden und Pflichten, welche das Geſetz nicht fordern kann, wären keinesweges zu erwarten. Solchemnach iſt klar, daß zum Beſtande des gemeinen Weſens eine innerliche Verbindlichkeit, Verſprechungen und Pflichten zu erfüllen, erfordert wird. Dieſe Betrachtung führt zu dem natürlichen Geſetze, welches befiehlt, daß Contracte und Vergleiche heilig gehalten werden müſſen; daß, da die Wohlfahrt der Menſchen erfordert, ſich in bürgerliche Geſellſchaften zu begeben, auch alle die Bedingungen, welche ſie ſich dabey ſelbſt vorgeſchrieben haben, erfüllet werden müſſen; daß ein jeder zum allgemeinen Beſten freywillig beytragen müſſe; daß ſich gewiſſe Perſonen beſondere Pflichten ſchuldig ſind, als Männer und Weiber, Aeltern und Kinder, Herrſchaften und Geſinde, Lehrer und Schüler u. ſ. w. Jedes Geſetz ſetzt an der einen Seite das Recht zu befehlen, und an der andern die Verbindlichkeit zu gehorchen, voraus. Ich nehme hier für ausgemacht an, daß Gott und ſeine Geſchöpfe, die Menſchen in ſolchem Verhältniſſe gegen einander ſtehen. Iſt Gott befugt, Geſetze zu geben, ſo hat er auch die Macht zu belohnen, und zu ſtrafen. Seine Geſetze wären unkräftig, und

Er

Er ſelbſt unvollkommen, wenn Er ſich gegen die Befolger und Uebertreter ſeiner Gebote gleich verhielte. Wenn ſich aber ſeine Belohnungen und Strafen bloß auf dieſes Leben erſtreckten, ſo wäre kein zureichender Grund, die Menſchen zur Beobachtung des Geſetzes der Natur zu bewegen; beſonders, da es den Gottloſen oft ergeht, als ob ſie die Werke der Gerechten gethan hätten, und ſo umgekehrt. Aus dieſem allen folgt, daß ein gemeines Weſen, welches glücklich und von Beſtande ſeyn ſoll, aus Menſchen beſtehen müſſe, welche Gott verehren, und aus innern Trieben des Gewiſſens die Pflichten erfüllen, welche ihnen als Menſchen und Bürgern des Staates obliegen. Ein ſolches Gewiſſen aber kann nur bey denen anzutreffen ſeyn, welche von einem künftigen Leben überzeugt ſind, in welchem die Gerechtigkeit Gottes ohne Anſehen der Perſon ausgeübet werden wird, und wo Strafen und Belohnungen auf alle Handlungen, welche die Menſchen in dieſem Leben gethan oder unterlaſſen haben, folgen. Zum Beſtande der bürgerlichen Geſellſchaften wird ſchlechterdings eine Religion erfordert, welche die Strafen oder Belohnungen nach dieſem Leben verſpricht. Alle Religionen ſetzen einen äußerlichen Gottesdienſt, gewiſſe bey demſelben zu beobachtende Cerimonien und dabey zu verrichtende Handlungen feſt; die Freydenkerey aber kann man keine Religion nennen, weil ſie allen äußerlichen Gottesdienſt und alle Moralität verwirft; und der Staat, in welchem die Religion unter die Füße getreten wird, muß nothwendig zerfallen.

Um uns hievon deſto ſtärker zu überzeugen, möchte nöthig ſeyn, ſich ein Reich vorzuſtellen, in welchem die Freydenkerey oder der Naturalismus zur herrſchenden Religion angenommen wäre; eine Religion, die entweder den ganzen Menſchen zur Maſchine machte, deſſen Weſen mit dem natürlichen Tode aufhörte, oder welche Gott zu einem Weſen machte, welches nach dieſem Leben weder das Böſe beſtrafte, noch das Gute belohnte! eine Religion, welche dem zu Folge die Menſchen antrei-

den müßte, ihren natürlichen Trieben zu folgen, ihr Vergnügen zu befördern, und den Eigennutz zum vornehmſten Zweck aller ihrer Handlungen zu machen. Wäre es nicht natürlich, daß alle zur Beförderung der geoffenbarten Religion getroffene Anſtalten als unnöthig abgeſchafft würden? ja, die Kirchen würden entweder niedergeriſſen oder zu Zeughäuſern und ähnlichen Gebrauch angewendet werden; von den Glocken würde man Kanonen oder Ehrenſäulen für die Stifter dieſer herrlichen Religion gießen; die Prieſter, Kirchendiener und alle Lehrer der geoffenbarten Religion würde man als unnütze Brodeſſer abſchaffen; die Bibel hüben die Gelehrten oder Neugierigen, in den Bücherſälen auf eben die Weiſe, und in eben derſelben Abſicht, wie den Talmud, auf; Sonn- und Werkeltäge wären ſodann einerley; Schulen, wenn man ſie noch ferner brauchte, dienten bloß die Jugend zu unterweiſen, wie ſie ihre Glückſeligkeit in allen erdenklichen Ergötzungen ſuchen, und alle Hinderniſſe derſelben, durch was für Mittel es auch nur geſchehen möchte, aus dem Wege räumen könne; Lazarethe, Hoſpitäler und Armenhäuſer wären unnöthige Anſtalten, denn keiner geſtände die Verbindlichkeit zu den Werken der Barmherzigkeit ein, und die darauf verwandten Koſten könnte das Volk beſſer anwenden. Der Regent würde glauben, das ganze Reich ſey ſeinetwegen, und ihm zum Vorrathshauſe geſchaffen, aus welchem er alles, was die Befriedigung ſeiner Wolluſt und ſeines Ehrgeizes erfodere, nehmen könne; die Unterthanen wären in ſeiner Hand, wie eine Citrone aus welcher man den Saft drückt und ſie alsdann auf die Erde wirft; er nutzte ſie und ihr Vermögen auf eben die Weiſe, wie ſich das Vieh des Graſes auf dem Felde bedient; wäre er einem Nero oder Caligula gleich, ſo ſäbelte er, um ſich nach ſeiner Tafel eine Motion zu machen, oder auch bloß zum Vergnügen, einige Köpfe herunter; wäre er ein Heliogabal, ſo verzehrte er ein Fürſtenthum zum Frühſtück; einem türkiſchen Kaiſer gleich richtete er für das Frauenzimmer, ſo wie für die Canarienvögel Hecken an; artete er nach dem Alexander, dem ſogenannten Großen, oder nach einem Tamerlan, ſo thäte er auf der Erde, was die Fiſche im Waſſer thun, da nämlich die großen die kleinen verſchlingen. Die vornehmſten Beamten und Lieblinge des Regenten würden ungeſcheut in allen Arten der Gewaltthätigkeiten raſen, wenn ſie nur ſinnreich genug wären, die Wolluſt, Tyranney oder den Ehrgeiz ihres Herrn durch neue Erfindungen zu befriedigen. Alle geringere Staatsbediente würden, jeder für ſich, Tyrannen des gemeinen Weſens; die zu ihren

Aemtern gehörige Autorität wäre in ihren Händen eine Fliegenklatſche, mit welcher ſie alle die kleinen Inſecten erlegten, welche ihren Vergnügungen in Weg kämen. Einer würde des andern Plagegeiſt; und wer von fremdem Schweiß und Blut am meiſten ſtrozte, der hätte die Pflichten ſeiner Religion am beſten beobachtet, weil er ſich zum Wohlleben und Ueberfluß die reichſten Mittel zu verſchaffen gewußt hätte. Die Stimme des Gewiſſens wäre dagegen viel zu ſchwach; denn ſolche Leute, die ſich einbildeten, ihr Daſeyn höre mit dieſem Leben auf, oder auch daß Gott weder belohnen noch beſtrafen wolle, hätten nicht Urſache, ſich vor Gottes Gericht zu fürchten. Wollte man ſagen, daß die Vorſtellung des Uebels, welches ſolche Gewaltthätigkeiten vor andern Menſchen zu erwarten habe, die unbändigen Begierden hinreichend im Zügel halten könne: ſo darf man ſich nur erinnern, wie wenig die kräftigen Ueberzeugungen von einer zeitlichen nnd ewigen Strafe oft mitten im Chriſtenthume die Menſchen von böſen Handlungen abzuhalten im Stande ſind, wenn die böſen Affecten bey ihnen einmal recht in Bewegung gerathen ſind. Was würde ſich nicht ſodann erſt ereignen, wenn durch die Grundſätze der Religion ſelbſt alle Riegel geſprengt wären! In einem ſolchen Lande müßten durchaus Tugend und Ehre verachtet ſeyn, und wenn ſich ja einige fänden, welche darauf einen Werth ſetzten, ſo würde man dieſelben für kleine Geiſter, für dumme Menſchen halten, welche ſich nicht in dieſe Welt zu ſchicken wüßten, und ihr eigenes Beſte nicht verſtänden. Was für ein ſcheuslich Bild zeigt ſich nicht unſern Augen, wenn wir uns einen großen Staat, der aus theoretiſchen und practiſchen Naturaliſten beſteht, vorſtellen: Menſchen, welche alle Offenbarungen, allen öffentlichen Gottesdienſt, alle heilige Religionshandlungen verwerfen; Menſchen, welche glauben, daß alles frey ſey, was zu unſerm Vergnügen und Wohlleben beytragen könne; Menſchen, welche von keiner künftigen Rechenſchaft ihres Betragens wiſſen wollen! In ſo einem gemeinen Weſen iſt eines jeden Mitglieds einziger Zweck, ſein eigenes Beſtes zu befördern; in Folge dieſes müſſen keine Gelegenheiten verabſäumt, und keine Mittel verworfen werden, welche dazu beytragen können. Worte und Verſprechungen, ja beſchworne Verbindungen müſſen bey Seite geſezt werden, wenn es der Eigennuz erfodert; eine zügelloſe Selbſtgewalt tritt an die Stelle der Unterwürfigkeit gegen das Geſez; Gewaltthätigkeiten und Betrügereyen ſind rühmliche Handlungen, wenn

wenn einzelne Vortheile dadurch gewonnen werden können, es läßt ſich weiter keine Eintracht erwarten, als es der Eigennuz verſtattet. Macht und Liſt ſind die einzigen Mittel, ſeine zeitliche Wohlfahrt zu befördern, und des ruhigen Genuſſes des Lebens und Vermögens; der Regent ſelbſt iſt auf dem Throne nicht weiter ſicher, als ihm dieſe Mittel zur Vertheidigung und Beſchützung dienen. Die Fortpflanzung der Menſchen geſchähe auf eben die Weiſe, wie bey unvernünftigen Thieren; der Eheſtand wäre eine beſchwerliche Lebensart, die ſich für zügelloſe Menſchen nicht ſchickte; Kinder wären eine ſchwere Bürde, die man auf das ſchleunigſte bey Seite ſchaffen, und ihrem Schickſale überlaſſen müßte; wenn irgend ein Vater oder eine Mutter in der Auferziehung eines Kindes eben das Vergnügen fände, welches die Zucht eines andern ſchönen Thieres gewährt, ſo würde doch dieſe Vorſorge nicht länger dauern, als das Kind die Aeltern mit Spielen und Poſſen beluſtigen könnte; ja, wenn allenfalls einige öconomiſche Abſichten die Aeltern bewogen hätten, die Kinder länger bey ſich zu behalten, ſo würde man ſie, ſo lange es der Eigennuz der Aeltern erfoderte, als Sclaven gebrauchen; des Kindes Denkungsart, Religion und Lebensart würde nothwendig eben ſo; daher würden ſie ihren Aeltern nicht länger gehorſam ſeyn, als bis ſie glaubten, ihre Kräfte mit den Kräften der Aeltern meſſen zu können; alsdann würden ſie mit ihnen über das Hausherrnrecht ſtreiten, und ſie auch wohl aus dem Wege ſchaffen, wenn ihre eigene Vergnügungen und ihr Wohlſtand dadurch einen Zuwachs erhalten könnte. Mit einem Worte: ein ſolcher Staat gliche der Beſchreibung, welche Thomas Hobbes von dem natürlichen Zuſtande der Menſchen giebt: Bellum omnium in omnes.

Doch, man möchte mir nicht ohne Grund vorwerfen, daß ich einen Staat, in welchem der Naturalismus die herrſchende Religion ſey, erdichte, ob gleich ein ſolcher nie geweſen, und wohl auch nie ſeyn würde. Ich geſtehe gern ein, daß dieſe ſogenannte Religion bequemer iſt, die Bande eines gemeinen Weſens aufzulöſen, als ſie zu knüpfen; daher glaube ich auch, daß ein Regent, welcher ſelbſt ein Naturaliſt wäre, (wenn er ſein eigenes Wohl bedächte) nicht verſtatten würde, daß ſich alle ſeine Unterthanen zu denſelben Lehrſätzen bekenneten; ja, er würde wahrſcheinlich ſein Anſehen zur Vertheidigung der geoffenbarten Religion anwenden, ob er ſie gleich in ſeinem Herzen verwürfe. Man wird aber auch kaum in Abrede ſeyn können, daß der Einwurf

ſelbſt ſo viel zu meinem Vortheile beweiſet, als ich nur verlangen kann. Denn, kann eine ſolche Religion in einem Reiche nicht zur herrſchenden werden, ſo müſſen ihre Grundſätze wider die Natur des gemeinen Weſens ſtreiten. Es wäre ja ſonſt unbegreiflich, daß kein Geſchichtſchreiber uns von irgend einem gemeinen Weſen, welches auf ſolche Religionsgrundſätze errichtet worden, Nachricht giebt, ob es gleich zu allen Zeiten Menſchen, die denſelben zugethan geweſen, gegeben hat; und es wäre noch unbegreiflicher, daß, da wir Beyſpiele an Regenten haben, welche wirklich Naturaliſten geweſen ſind, ſich gleichwohl keiner gefunden hat, der ſeine Unterthanen von Glaubensſätzen hätte befreyen wollen, die er ſelbſt für Einbildungen hielt. Wollte man ſagen, daß ſie die im Lande herrſchende Religion nur als ein Mittel, den unbändigen Pöbel im Zaume zu halten genützet, ob ſie dieſelbe gleich ſelbſt für eine Einbildung gehalten hätten, und durch ihre Vernunft zu beſſern Einſichten gelangt wären: ſo würde die Ungereimtheit hieraus folgen, daß eine leere Einbildung das Band des gemeinen Weſens zu erhalten, die Eintracht, den Gehorſam gegen die Geſetze und die zeitliche Wohlfahrt zu befördern, kräftiger ſey, als eine gereinigte Vernunft. Wenn daher von dem Naturalismus behauptet werden ſoll, daß er eine Religion ſey, der ein vernünftig denkender Menſch folgen müſſe: ſo muß man auch beweiſen, daß entweder die Staaten bey derſelben glücklich ſeyn können, oder, daß die Menſchen auch außer den bürgerlichen Geſellſchaften glücklich leben können. Man möge aber zu beweiſen übernehmen, was man will, ſo wird der Beweis dennoch fehlen. Solchemnach wird am beſten ſeyn, die Richtigkeit des Satzes zuzugeben: daß kein gemeines Weſen ohne eine geoffenbarte Religion, auf welcher es erbaut iſt, beſtehen könne, und daß ſich ohne dieſelbe das Band der Geſellſchaft ſelbſt auflöſe. Und da viele Religionen ſind, welche ſämtlich Offenbarungen vorgeben: ſo befiehlt die Vernunft, daß man derjenigen folgen müſſe, welche die wahre Glückſeligkeit der Menſchen am beſten befördert. Welche läßt ſich aber in dieſer Abſicht mit unſerer Seligkeitslehre in Vergleichung ſtellen! und wie angelegen iſt es daher nicht für die Obrigkeit, mit eigenen Beyſpielen und Anſtalten eine Religion zu vertheidigen, welche, außer einer ewigen Glückſeligkeit, zur Ruhe, Einigkeit und Folgſamkeit gegen die Geſetze ſo viel beyträgt, mit einem Worte, die alles, was zur Macht und Sicherheit des Reichs gehört, befördert! Von den Vorzügen derer Länder, in denen die chriſt-

chriſtliche Religion herrſcht, vor andern Staaten, werde ich in dem Art. Religion beſonders handeln.

Jo. Fr Bryger, von der Freydenkerey; aus dem zweiten Theile ſeiner Gedanken überſ. ſt. in Schrebers neuer Cameralſchr. 7. Th. S. 105—133.

Frey-Ding, ſiehe Frey-Gericht.

Freydingshof, gewiſſe freye Bauerhöfe im Hildesheimiſchen, deren Beſitzer Frey-Männer heißen, und keinen Hauptfall, Heergewette, noch Gerade, ſondern nur den freyen Zins bezahlen. Sie haben ihren Frey-Gräfen und Ober-Freygräfen, welches letztere der Amtmann zu Steuerwald iſt.

Frey-eigen, in einigen oberdeutſchen Gegenden für erb- und eigenthümlich, allodial, von aller Lehnbarkeit befreyet. Ein freyeigenes Gut. Ein Gut freyeigen beſitzen.

Frey-Fahne, ſiehe unter Frey-Markt.

Frey-Fleiſcher, Freyſchlächter; ſiehe Th. XIV, S. 176, und Frey-Meiſter.

Frey-Fräulein, ein Fräulein, d. i. eine unverheurathete weibliche Perſon, freyherrlichen Standes, die noch ledige Tochter eines Freyherrn.

Frey-Frau, eigentlich eine freye Frau. Jetzt braucht man es nur noch als ein Ehrenwort für das ausländiſche Baroneſſin, die Gattin eines Freyherrn zu bezeichnen; welche zuweilen auch Freyin und Freyherrin genannt wird. Siehe Frey-Herr.

Frey-Frohn, ſiehe unter Frey-Gericht.

Frey-Gaſt, bey den Schuſtern, ein Geſell eines Frey-Schuſters, der ſich von ſelbſt zu den zünftigen Schuſtern wendet.

Frey geborne, L. Ingenui, ſind die, welche von freyen Aeltern geboren ſind. Es iſt hiezu ſchon genug, wenn nur die Mutter, entweder da ſie ſchwanger geworden iſt, oder ſchwanger gegangen iſt, oder geboren hat, frey geweſen iſt.

Frey-Geiſt, Freygeiſterey; ſiehe Frey-Denker.

Frey-gelaſſen, ſo aus der R. A. frey laſſen zuſammen geſetzt worden iſt, der Knechtſchaft, der Leibeigenſchaft entlaſſen; L. Libertus, Manumiſſus, Fr. Franchi. *Ein freygelaſſener Knecht, Leibeigener.*

Dieſes geſchah bey den alten Römern mit beſondern Ceremonien. Bey den alten Deutſchen, und inſonderheit zu des Fränkiſchen Königs Clodovälus Zeiten, waren die Freygelaſſenen zu keinen andern Dienſten, als wozu ſie ſich bey ihrer Freylaſſung verbunden hatten, verpflichtet, daher man ſie auch gemeſſene Dienſte nannte.

Frey-Geld, in der Grafſchaft Rietberg, ein Geld, welches die Leibeigenen ſtatt der Hälfte der Verlaſſenſchaft geben, welche der Erbherr bey ihrem Tode ehedem von ihnen erbte.

Frey-Gericht, ein freyes, d. i. privilegirtes Gericht. Ehedem wurden die Fehmgerichte in Weſtphalen ſehr häufig *Frey-Gerichte*, *Frey-Dinge* und *Frey-Stühle* genannt, weil ſie im Namen des Kaiſers Recht ſprachen und mit ausſchweifenden Freyheiten begabt waren. Der Gerichtsdiener bey einem Freygerichte heißt der *Frey-Frohn*. Siehe auch *Feld-Gericht*, und in den künftigen Supplementen *Fehm-Gericht*.

Frey-Gerinne, ſiehe unter *Gerinne*.

Frey-Graf. 1. Der *Graf*, d. i. Richter eines Freygerichts, beſonders der ehedem in Weſtphalen üblichen Fehmgerichte.

2. Im Hildesheimiſchen und einigen weſtphäliſchen Gegenden, z. B. in der Grafſchaft Mark, der Richter über die Freymänner und ihre Güter, ſo aber nur in Realſachen über ſie zu richten hat, und im Hildesheimiſchen unter dem *Ober-Freygräfen* ſteht, welches der Amtmann zu Steuerwald iſt. Siehe *Frey-Dingshof* und *Frey-Gut*.

Frey-Gut, ein freyes Gut, doch in verſchiedenem Verſtande.

1. Güter, d. i. Waaren, welche von gewiſſen Abgaben befreyet ſind, privilegirte Güter.

2. Ein

2. Ein freyes Landgut im ſchärfſten Verſtande, welches Niemanden mit Lehnspflicht zugethan iſt, ein Allodium, ein freyeigenes Gut, Fr. Franc-aleu, Francalleu, Terre franche.

3. Ein Bauergut, welches nicht zu Frohnen und andern Dienſtbarkeiten verpflichtet iſt, ſondern nur die gewöhnlichen Landſteuern oder einen gewiſſen Freyzins bezahlt; ſiehe Frey-Bauer. In einigen Gegenden werden ſie Freymanns-Hufen, Freymanns-Lehen genannt.

4. In einigen Gegenden verſteht man unter dieſem Ausdrucke ſolche Güter, welche von Kriegs- und oft auch von andern Laſten frey ſind, und dabey nur auf das männliche Geſchlecht fallen.

5. Gewiſſe freye Bauergüter im Hildesheimiſchen und Weſtphäliſchen, deren Beſitzer Frey-Männer, in der Grafſchaft Mark aber auch Stuhl-Freye heißen, und gegen Bezahlung eines gewiſſen Zinſes, welcher die Frey-Bede oder Leib-Bede genannt wird, von einigen Laſten der Leibeigenſchaft frey ſind, aber doch ihre Güter nicht willkührlich veräußern dürfen; Freydings-Höfe, ſiehe dieſes Wort.

Frey-Hafen, ſiehe unter Hafen.

Frey-Haus, Fr. Maiſon franche, ein Haus, welches von gewiſſen Gerichtsbarkeiten, Abgaben, Obliegenheiten u. ſ. f. frey iſt.

In Berlin ſtehen die Freyhäuſer, welche ehmals freye Burglehn-Häuſer hießen, und welche man auch von außen an dem Worte FREYHAUS, welches über den Hausthüren mit vergoldeten Buchſtaben zu ſtehen pflegt, kennt, unmittelbar unter dem Hof- und Kammergerichte, ſind von aller Einquartierung und andern bürgerlichen Auflagen frey, müſſen aber dagegen, wenn fremde Herrſchaften nach Berlin kommen, das Gefolge derſelben logieren, oder auch für daſſelbe gewiſſe Nothwendigkeiten, als: Betten, u. ſ. w. liefern.

Die Eigenthümer der Freyhäuſer werden zu den Eximirten gerechnet; ja, vor Zeiten waren auch diejenigen, die nur in Freyhäuſern wohnten, eximirt. Die Frage, ob die bürgerlichen Eigenthümer der Freyhäuſer unmittelbar unter dem Kammergerichte ſtehen, iſt laut des Reſcripts v. 23. Nov. 1762, (ſ. die Edictenſamml. a. d. J. 1761—1765, Col. 169,) noch nicht gänzlich entſchieden.

In dem berl. Servis-Reglement *de Ao.* 1724, iſt Art. 12. feſtgeſetzt, daß diejenigen Häuſer, welche alte, und von damalen regierender königl. Maj. confirmirte Burgfreyheiten haben, von der wirklichen und perſönlichen Militär-Einquartirung, wie auch vom Servis, da ſie die Hof-Præſtationes wegen der fremden Herrſchaften auf den Freyhäuſern haben, zwar frey bleiben, wenn aber in ſolchen Häuſern bürgerliche Nahrung getrieben wird, die Beſitzer und Eigenthümer derſelben, ſowohl als die Miethsleute, nach Proportion ihres Gewerbes, einen Beytrag an Gelde zur Serviscaſſe thun müſſen.

Beſcheid an Jo. Fr. Roſen und Conſorten, da ſie in Anſehung ihrer Freyhäuſer, aber nicht wegen d r bürgerlichen Nahrung, von dem Servis frey ſeyn können, *d. d.* Berl. d. 10. März. 1745, ſt. im Corp. Conſt. March. Cont. III. Col. 7.

Von dem hochſeel. Könige Friedrich Wilhelm, ward im J. 1733, in Anſehung der bisherigen Immunität der Freyhäuſer eine Veränderung getroffen. Es wurde nämlich bey Ankunft fremder Herrſchaften, Deroſelben Suite in die Freyhäuſer einquartirt, und daſelbſt mit Stube, Bette, Holz und Licht verſorgt. Weil nun dieſerwegen ſich hier und da Schwierigkeiten fanden, weshalb man die Logierung der Suite von den allhier ankommenden fremden Herrſchaften nicht übernehmen konnte, ſo ergieng, den 27. Apr. 1733, der königliche Befehl an die Serviscommiſſion, Jemand, welcher die Häuſer kennt, auszumachen, und in Beyſeyn des Hofſtaatsrentmeiſters, oder wen ſonſt das Hofmarſchallamt dazu deputiren würde, dem Kriegs-Hof- und Criminalgerichte anzuzeigen, wo jeder, falls die Freyhäuſer ſelbſt nicht logiren können oder wollen, einzumiethen ſey. Dieſem Befehle zu Folge wurden die Quartiere bedungen, von dem Hofmarſchallamte jedem ſein Billet gegeben, und dafür geſorgt, daß die Perſonen in den gemietheten und bedungenen Quartieren gut untergebracht wurden.

Zu

zu Bezahlung der Quartiere ward das Geld nach dem Feuerſocietät-Quanto auf die Freyhäuſer repartirt, und den Beſitzern der Freyhäuſer frey gelaſſen, Jemand zu beſtimmen, welcher bey der zu machenden Logierung, Ausſuchung und Bedingung der Quartiere, auch Repartition der Gelder, zugegen ſeyn könnte.

Verſchiedene ſpecielle Nachrichten von den berliniſchen Freyhäuſern, findet man in Küſters alten und neuen Berlin, 3. Abtheil. Berl. 1756, f. und eine Abhandlung über die Natur, Beſchaffenheit und Vorrechte der Freyhäuſer in Berlin, in *Henr. Brokes* ſelectis Obſ. forenſibus, Lub. & Alton. 1765, f. Obſ. 149, S. 233—240.

Bey den Handwerkern, verſteht man unter Freyhaus ein Haus, in welchem ein unzünftiger Handwerker wohnen darf.

Es geben, wie bekannt, die Handwerker genau Acht, daß ihnen von Niemanden, der in ihrer Zunft nicht iſt, Eingriff geſchehe, und ſich eben der Rechte bediene, die ihnen das Zunft- und Meiſterrecht giebt, andern aber, die nicht rechtmäßig in der Zunft, oder gar nicht ſind, verbietet. Und daher verfolgen ſie alle, die ſich deſſen unterfangen, als Störer und Pfuſcher, fallen mit obrigkeitlichem Beyſtande in die Häuſer, und heben ſie auf. Weil aber einige dieſes Recht gemißbraucht, auch allerley andere Ungerechtigkeiten durch dieſes Zwangs- und Bannrecht verübt, und auch diejenigen, die ihre Arbeit brauchen, damit incommodirt haben: ſo iſt es gewiſſen Handwerkern an einigen Orten widerfahren, daß man gewiſſe Häuſer von dieſem Bannrechte ausgenommen, und darin den Störern Sicherheit und Schutz geleiſtet hat. Dieſe nennt man alsdann Freyhäuſer. Inſonderheit haben dieſes die Schneider an vielen Orten, vornämlich bey Stiftern und Höfen, erfahren müſſen. Alſo ſind z. B. zu Zeitz, in Anſehung der Schneider, verſchiedene ſolche Häuſer, als: der Stiftsräthe, Domherren, auch anderer adeliger und vornehmer Perſonen, wie auch die Geiſtlichen, die fürſtlichen Beamten, und Raths- auch Gerichtsperſonen, von dieſer Ordnung des Zunftzwanges ausgenommen. Es ſteht ihnen daher frey, entweder einen Meiſter aus der Stadt, oder aber einen Freyſchneider, d. i. einen, der entweder kein, oder doch ihrer Meinung nach kein rechtmäßiger Meiſter ihrer Zunft, oder ein fremder Meiſter iſt, in ihrer Behauſung zu gebrauchen. Es iſt dieſes auch auf andere Handwerker gezogen worden. Nur die Zeugmacher haben in ihren Privilegien, v. J. 1684, erhalten: daß keinem, der ſich nicht

nicht in ihre Innung begeben, daſelbſt in der Stadt, in dem Domcapitel, dem Amte und andern zuſtändigen Frey-häuſern ſich aufzuhalten, und darin weder heimlich noch öffentlich ſein Handwerk zu treiben, erlaubt ſeyn ſolle; welches auch im 14. Art. auf das Land extendirt worden iſt. Dergleichen findet man auch hin und wieder noch viel mehrere.

Siehe auch den Art. Frey-Meiſter.

Frey-Herr. 1. Ueberhaupt ein freyer Herr, der Niemanden unmittelbar unterworfen iſt. In dieſem Verſtande pflegt man im gem. Leben mehrmals einen, der ſein eigener Herr iſt, einen *Freyherrn* zu nennen.

2. Im engern Verſtande wurden im deutſchen Reiche nach Carls IV. Zeit ehedem diejenigen Edeln, welche keinem Größern zu einigen Dienſten verpflichtet waren, die Dynaſten, *Freyherren* genannt, zum Unterſchiede von den Nobilibus Miniſterialibus oder adeligen Dienſtmännern. Heut zu Tage machen die *Freyherren*, oder wie man ſie auch nennt, die *Barone*, einen Mittelſtand zwiſchen den Grafen und gemeinen Edelleuten aus, und ihre Würde iſt ein bloßer Ehrennahme, der vermittelſt eines Diploms erhalten werden muß. Ein dem Kaiſer und Reiche unmittelbar unterworfener Freyherr, wird ein *Reichs-Freyherr* oder *Reichs-Baron* genannt.

Man theilt die Freyherren in mittelbare und unmittelbare ein. Jene führen allein freyherrliche Namen und Wappen; dieſe aber genießen alle Gerechtigkeiten, welche einem Reichsfreyherrn zukommen können, und haben, wie die Grafen, in den Reichsverſammlungen Sitz und Stimme.

Eine ſolche Perſon weiblichen Geſchlechts, wird ſowohl *Frey-Frau*, als *Frey-Herrin* und *Freyin*, Fr. Baronne, genannt; das letztere, ſofern die Freyherren ehedem auch nur *Freye* genannt wurden, wie aus einer Urkunde in Scheidts Nachr. vom hohen und niedern Adel, S. 25, erhellet.

Frey-Herrin, ſiehe im vorhergeh. Artikel.

Frey-Herrſchaft, eine freye Herrſchaft, welche Niemanden als dem Kaiſer und Reiche mit Lehnspflicht zugethan iſt; eine *Baronie*.

Frey-Hocke, ſiehe unter Hocke.

Frey-Hof, Fr. Cenſe (Metairie) franche, ein freyer, d. i. von gewiſſen Dienſtbarkeiten, Gerichtsbarkeiten, Abgaben u. ſ. f. befreyter Hof. Ehedem wurden auch die Edelhöfe Freyhöfe genannt, weil ſie von den Dienſtbarkeiten der Bauerhöfe befreyet waren. Jetzt ſind die Freyhöfe an einigen Orten Bauerhöfe, welche zu keinen Frohndienſten verbunden ſind, Frey-Güter.

Freyhöfe, Freythöfe, Friedhöfe, war ehedem auch eine Benennung nicht nur der Kirchhöfe, ſondern aller Freyſtätten, und befreyter Oerter. So braucht Ottfried Frithof von einem Palaſte, Notker, die monſeeiſche Gloſſe und der Schwabenſpiegel Vrithofa und Frithof, von einem Gottesacker.

Frey-Hufe, ſiehe Hufe.

Frey-Jahr, ein Jahr, in welchem man gewiſſe Freyheiten genießt. Insbeſondere verſteht man darunter gewiſſe und beſtimmte Jahre, binnen welchen Jemand von den bürgerlichen Abgaben oder andern öffentlichen Beſchwerungen befreyet iſt, dergleichen z. B. in den Städten den jungen neu-angehenden Bürgern und Anbauern, den Abgebrannten und Baubegnädigten, oder auch anderer beſonderer Umſtände wegen privilegirten Perſonen, ertheilt werden. An einigen Orten wird auch das Gnaden-Jahr oder Nachjahr, d. i. dasjenige Jahr, in welchem eine Wittwe nach ihres Mannes Tode noch deſſen Beſoldung und Einnahme genießt, ein Frey-Jahr genannt.

In der deutſchen Bibel iſt das Freyjahr dasjenige Jahr, in welchem Leibeigene und Gefangene ihre Freyheit erhalten. Ezech. 46, 17. Jer. 34, 8. f.

Frey Kur, ſiehe unter Kur.

Frey Lauf, Frey-Gerinne; ſiehe unter Gerinne.

Frey-laut, ſo nur bey den Jägern für voreilig im reden und bellen üblich iſt. Ein Hund iſt freylaut, wenn er zu hitzig iſt, und ſchon bey der Fährte ausgiebt; welches auch Fährten-Laut genannt wird; ſ. Th. XII, S. 47.

Ein

Ein Jäger iſt freylaut, wenn er zu voreilich angiebt. In beyden Fällen iſt dafür auch vorlaut üblich.

Frey-Leben, ſiehe unter Leben.

Frey-machen, die Freymachung; die Handlung, da man etwas frey macht. Die Freymachung der Waaren, im gem. Leben, die Handlung, da man die Acciſe oder Abgaben von denſelben bezahlt.

Im Bergbaue iſt das Freymachen, oder die Freymachung diejenige Handlung, da ein Bau für frey oder verlaſſen erklärt wird; daher der Frey-Macher, derjenige Bergmann, der eine verlaſſene Zeche für frey erklären läßt; das Freymachens-Buch, dasjenige Buch, in welches dieſe Handlung eingetragen wird; der Freymachens-Richter, der dazu verordnete Bergmeiſter.

Frey-Märker, an einigen Orten ein Dorf- und Landmeiſter, welcher die Freyheit hat, ſeine Waaren, z. B. Fleiſch, Brod ꝛc. in die Stadt zu Markte zu bringen, und dort ſelbſt, doch nicht in öffentlichen Fleiſchſcharren, noch unter verdeckten Buden auf dem Markte, ſondern unter freyem Himmel, feil zu haben. In Breßlau werden ſie Gäßler genannt, weil ſie auf der Gaſſe feil haben; ſ. Th. XIV, S. 177, in der Anmerkung.

Es iſt dieſes oft ein Mittel, die ordentlichen Meiſter in beſſerer Zucht zu halten. Allein man muß damit ſehr behutſam verfahren, wenn man nicht die Stadthandwerker ruiniren, und die Handwerksſachen gar auf das Land wider ihre Natur, und zum Verderben der Landwirthſchaft, ziehen will. Siehe Dorf-Handwerker.

Frey-Mäurer, Fr. Franc-Maçon, ein Mitglied des Freymäurerordens, eines ſehr alten und in alle Welttheile ausgebreiteten Ordens, welcher ſich zur Ausübung der Freundſchaft, der Wohlthätigkeit, und aller dem Staate und der Geſellſchaft ſchuldigen Pflichten auf eine beſonders genaue Art verbunden hat, und deſſen zum Theile von dem Geſchäfte des Mauerns hergenommene Gebräuche eine hieroglyphiſche Deutung auf gewiſſe

wiſſe, höchſt wichtige, noch nicht verrathene Myſterien haben.

Um ſich eine richtige Idee von den Freymäurern zu machen, muß man ſie als eine Geſellſchaft myſtiſcher Philoſophen betrachten; und ihr ganzes Geheimniß beſteht in einem ſymboliſchen Unterrichte, daß nur die Moral wahre Wiſſenſchaft, und wahre Tugend nur die geſellige ſey. Ihre Verſammlungen werden Logen genannt.

Die Abſicht der Freymäurergeſellſchaft iſt, den Menſchen vernünftig, ſanft und tugendhaft zu bilden, und in dieſer Abſicht bemüht ſie ſich, ſeine Irrthümer zu zerſtreuen, ſeine Sitten durch unſchuldige Vergnügen des Lebens zu mildern, ihm beyzuſtehen, und ihn in ſeinen Bedürfniſſen zu unterſtützen. Alle Glieder dieſer Geſellſchaft ſind Brüder; und weder Sprachen noch Kleider, noch Meinungen, weder Würden, Stand noch Güter, machen unter ihnen den geringſten Unterſchied. Die Gleichheit iſt ihr erſtes Geſetz. Nach dieſem Syſteme wird die ganze Welt gleichſam als eine Republik angeſehen; eine jede beſondere Nation iſt eine Familie, und jedes einzelne Glied ein Sohn derſelben. Da nun alle einzelne Glieder dieſer Geſellſchaft Brüder ſind, Brüder, welche ſich vorgeſetzt haben, vernünftig und tugendhaft zu handeln: ſo haben ſie die Pflicht auf ſich, ſich unter einander zu lieben und zu helfen, ſich auch gegen andere Menſchen rechtſchaffen und anſtändig zu betragen, und gute getreue Bürger des Staats zu ſeyn. Daher ſchwören die Mäurer in allen ihren Graden, ihrer Obrigkeit treu und gehorſam zu ſeyn. Da der Orden keine äußern Zwangsmittel beſitzt, ſo nimmt er zu der Gewalt der Moral ſeine Zuflucht, und bemüht ſich daher, ſeine Glieder empfindſam und tugendhaft zu machen. Aus dieſer Quelle entſpringen alle übrige Geſetze, deren Gegenſtand Einigkeit, Ordnung, Harmonie, Anſtändigkeit der Sitten und Ruhe des Geiſtes, iſt. Dieſe nun in ihrer Stärke zu erhalten, und Zerrütterungen vorzu-

zubeugen, war es nothwendig, das ſchöne Geſchlecht zu entfernen.

Schreiben eines Mäurers an Mylord Rob. Truell, einem Mitgliede der Geſellſchaft der Plauderer, über die Ausſchließung des ſchönen Geſchlechts aus dem Freymäurerorden. Aus dem Engl. überſetzt. 1741, 8.

Ge. Fr. Müllers ehrenrettende Beantwortung der immerwährenden neubegierigen Frage: Weshalb kein Frauenzimmer in den Freymäurerorden aufgenommen werde, gelegentlich bey einem Beſuche der zunftmäßigen freyen und angenommenen Mäurer, in ihrer Verſammlung abgeleſen. Berl. 1777, 4 gr 1. B.

Man hat die Gewohnheit, jedem neu angenommenen Bruder ein Paar Frauenzimmerhandſchuhe zu überreichen, um ſie derjenigen zu geben, die er am meiſten ſchätzt. Ja, man hat ſogar ſeit einiger Zeit, durch Nachahmung, Frauenzimmer in die Geheimniſſe der Mäurerey eingeweiht; doch ſind dieſe von denjenigen, welche dem männlichen Geſchlechte mitgetheilt werden, unterſchieden. Die Grade der Frauenzimmer ſind aus dem erſten Buche Moſis genommen. Die Symbolen und Bilder haben auf die Tugenden ihres Geſchlechts Beziehung, und die Loge ſtellt bey der Aufnahme den Garten Eden vor. Dieſer weibliche Orden hat die Lehre zur Abſicht, daß das Weib von Gott zur Gehilfin des Mannes geſchaffen ſey, und daß dieſe Vereinigung, als ein Geſchenk ſeiner wohlthätigen Hand, eine Freyſtätte des Vergnügens, der Ruhe und der Unſchuld ſeyn ſollte, daß aber die Neugier auf der einen, und die Süßigkeit der Verführung auf der andern Seite, den Fall des ganzen menſchlichen Geſchlechts verurſacht habe. Beym Schluſſe ermahnt man die Aufgenommenen, dieſen Schaden durch ihre Tugenden wieder zu erſetzen, wodurch ſie allein das Band der Vereinigung befeſtigen, und uns die reinen und wahren Freuden des Lebens empfinden laſſen können.

Aus eben dieſem Grunde iſt es auch ausdrücklich verboten, in den Logen über theologiſche und politiſche Gegenſtände zu ſtreiten; ja, man darf nicht einmal davon reden, und eben ſo wenig zuchtloſe und unanſtändige Geſpräche führen. Wahrheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigung, Treue, Glaube und Mitleid ſind die Tugenden, die ein Mäurer ausüben muß. Ueberhaupt iſt der einzige Endzweck dieſer verehrungswürdigen Geſellſchaft, den Menſchen zu verbeſſern, und die Moral zu vervollkommnen. Der Orden der Mäurer nimmt es

zur

zur Grundregel, daß jedes Glied nicht nur in ihm ſelbſt, ſondern auch in dem Anſehen ſeiner Mitbrüder, eine ſichere und wirkſame Stütze findet. Ein Unglücklicher, der durch Gewalt, Verläumdung oder Haß unterdrückt wird, iſt mehrentheils ohne Rettung verloren; iſt er aber ein Mäurer, ſo wird es ihm ſehr leicht, unter allen Nationen ein Vaterland, Brüder und Beſchützer, ja nicht ſelten ſein Glück, zu finden. Daher iſt ein Hauptzweck dieſer Geſellſchaft, die freundſchaftliche Hilfe und Dienſtwilligkeit unter Unbekannten in der Fremde, auf der Reiſe und bey andern Vorfallenheiten, durch die Zunftverbindlichkeit eines Freymäurers zu befördern; und ſie haben deshalb geheime Zeichen, Geberden, Worte ꝛc. unter ſich, um ſich als Freymäurerbrüder zu erkennen. Uebrigens muß man die Geſellſchaft der Mäurer weder nach ihren Geheimniſſen, noch nach ihren Sprachen, Gebräuchen und Bildern beurtheilen. Ihre Myſterien zielen auf die Erheiterung des Geiſtes, Erhaltung der Harmonie und Bildung des Herzens. Die Allegorie der Geſellſchaft ſelbſt iſt ſinnreich und unterhaltend. Man nimmt ſich vor, einen Tempel aufzubauen; und dies iſt der Tempel der Tugend. Die Werkzeuge zu dieſem Bau ſind Symbolen der Architektur des Herzens. Das Winkelmaß, der Triangel und der Zirkel, bilden die Billigkeit, Gerechtigkeit und Rechtſchaffenheit vor. Das Licht iſt eine Anſpielung auf die Tugend. Der Menſch, ehe er zur Arbeit an dieſem erhabenen Tempel zugelaſſen wird, d. i. ehe er die Bahn der Tugend betritt, iſt ein Unglücklicher, der im Finſtern wandelt; will er in dieſen Tempel zugelaſſen werden, ſo muß er ſich vorher von ſeinen Laſtern reinigen, und deshalb hinreichende Proben ſeiner Beſtändigkeit und ſeines guten Willens ablegen. Die Handſchuhe und der weiße Schurz, womit man einen neugeweihten Bruder bekleidet, ſtellen die Reinigkeit und Unſchuld der Sitten vor, durch welche ſich ein ächter Mäurer auszeichnen muß. Die Mäurer erkennen keinen

nen andern Unterſchied, als den die Tugend giebt. Geburt, Rang und Glücksgüter werden wagerecht geſetzt, ſo bald man den erſten Grad ertheilet. Alle Grade haben einen myſtiſchen Sinn; aber wenig Männer ſind fähig, die Allegorie derſelben zu enthüllen. Nach der Sprache der Freymäurer werden alle, die nicht zu ihrer Geſellſchaft gehören, für Profane gehalten; aber jeder redliche und tugendhafte Mann iſt ihr Freund, und nur ein ſolcher iſt es, welchen ſie des Brudernamens, oder des Anſpruches, ein Mitglied ihrer Geſellſchaft zu ſeyn, würdigen. Man wird keinen einzigen guten Mäurer, d. i. einen vernünftigen und rechtſchaffenen Mann finden, welcher den Profanen die Geheimniſſe ſeiner Geſellſchaft entdeckt. Man hat immer bemerkt, daß auch diejenigen, welche in allen andern Dingen ſehr unvorſichtig geweſen, dennoch hierin undurchdringlich geblieben ſind. Wenn man dieſe Geſellſchaft deswegen ſchmähet, weil ſie ihr Geheimniß auf das heiligſte verwahrt; ſo iſt es eben, als wenn man an einem Gebäude die Regelmäßigkeit des Entwurfes tadeln wollte. Geheimniſſe dieſer Art ſind nur alsdann ehrwürdig, wenn man dieſelben unter dem Siegel des Eides geheim hält; werden ſie allgemein verbreitet, ſo hören ſie auf, Geheimniſſe zu ſeyn.

Leute, welche alles auf das genaueſte nehmen, halten die Freymäurerey aus dem Grunde dem Staate für nachtheilig, weil ſich ihr Syſtem auf Gleichheit und Freyheit gründet. Man verſteht hierunter eine vollkommene Gleichheit des Standes, des Ranges und der Lebensart; in dieſer Bedeutung aber iſt eine vollkommene Gleichheit höchſt widerſinnig und chimäriſch. Die Menſchen ſind ſich nie, weder der Stärke, den Talenten, noch der Geſtalt nach, vollkommen gleich; jeder hat noch überdies jenen ſchrecklichen angebornen Hang, über andere zu herrſchen, und es würde unmöglich ſeyn, eine völlige individuelle Gleichheit einzuführen. Die Gleichheit

heit der Freymäurer beſteht darin, daß ſie ſich insgeſamt wie Brüder anſehen, um unter ſich die Pflichten der Wohlthätigkeit und des Mitleids auszuüben. Das Urtheil über ihre Freyheit iſt eben ſo ungegründet. Man nimmt an, daß die Mäurer eine gänzliche Unabhängigkeit von den Geſetzen lehren, und daß ſie die bürgerliche Subordination als ein die Menſchheit entehrendes Joch betrachten. Das Syſtem der Mäurerey iſt vielmehr der Unregelmäßigkeit und der Zügelloſigkeit gerade entgegen geſetzt, und es erlaubt keine andere Freyheit, als die ſittliche. Nur in dieſer Rückſicht nennen ſich die Logen frey, weil ſich Tugend und Liebe umarmen müſſen, und weil jene niemals ächt ſeyn kann, wenn ſie nicht frey und ungezwungen ausgeübet wird. Eben dieſes iſt der Grund, warum ſich die Arbeiter an dem Tempel der Tugend in Italien liberi Muratori nennen. In Frankreich hat man das Wort Franchiſe angenommen; ein Ausdruck, der noch genauer die Freyheit des Herzens bezeichnet, und von dieſem ſind die Beywörter Franche-maçonnerie und Franc-maçon, abgeleitet.

Unter allen Verläumdungen iſt dieſe die unwürdigſte, wenn man die Mäurer beſchuldigt, daß ſie Atheismus und Irreligion lehren. Alles iſt Frömmigkeit und Sittlichkeit in ihren unſchuldigen Geheimniſſen. Sie rufen Gott als den großen Baumeiſter der Welten an; und dieſer Ausdruck iſt edel und erhaben. Wer glauben kann, daß eine Geſellſchaft, welche die Gottloſigkeit lehrt, und ſchändliche Gebräuche hat, lange Zeit beſtehen könne, der kennt das menſchliche Herz noch wenig. So oft von einer lange dauernden Geſellſchaft die Rede iſt, kann man kühn behaupten, daß ſie ſich nur durch ihre gute Moral ehrwürdig gemacht hat.

Es iſt immer niedrig und ungerecht, wenn man die Freymäurerlogen, wie der ſchwache und unwiſſende Pöbel beurtheilt; da ſie ſich doch nur damit beſchäftigen, Tempel der Tugend, und Altäre, der Freundſchaft und Menſch-

Menſchlichkeit geweihet, zu errichten. Beſſer unterrichtete und gerechte Leute verwechſeln niemals dieſe geheimnißvollen Verſammlungen mit unerlaubten Zuſammenkünften, oder mit verdächtigen, dem Staate verhaßten Secten. Alſo urtheilt ein Statiſt vom erſten Range, der Freyherr von Bielfeld, im 1. Th. ſeines Lehrbegriffs der Staatskunſt, Breßl. und Lpz. 1777, gr. 8. S. 214.

„Die Policey muß keine Verſammlungen gewiſſer Geſellſchaften oder Verbrüderungen erlauben, deren Abſichten, Grundſätze, Satzungen und Einrichtungen ſie nicht weiß, weil ſich in ſolchen finſtern Verſammlungen hundert Complotte, hundert gefährliche oder ſchädliche Entwürfe für den Staat anſpinnen können. Indeſſen muß man unter dieſer Regel die Logen der Freymäurer nicht mit begreifen. Dieſer Orden iſt auf dem ganzen Erdboden ausgebreitet, beſteht ſeit Jahrhunderten in den geſittetſten Ländern; hat ſich niemals in Staatsſachen gemiſcht, und hat dem gemeinen Weſen und ſeinen Bürgern niemals etwas anders, als Vortheile, gebracht. Es giebt ſo viel regierende Fürſten, große Herren, Obrigkeiten, ja Geiſtliche, welche Glieder dieſer Geſellſchaft ſind, daß der Staat von ihren Verſammlungen nichts zu fürchten hat; viel Unterthanen, und ſonderlich viel Arme, nichts anders als gutes von ihnen zu gewarten haben.“

Der klarſte und überzeugendſte Beweis, daß in der Freymäurerverſammlung nichts vorgeht, was die Ruhe des Staates ſtören kann, iſt wohl dieſer, daß ſie ſich ſeit vielen Jahrhunderten nicht nur in allen Provinzen Europens, ſondern auch in manchen aſiatiſchen Gegenden, und faſt im ganzen von Europäern bewohnten Amerika, ausgebreitet, dennoch aber niemals die geringſte Unordnung angeſponnen, ſondern ſich vielmehr beſtändig durch Werke der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit, (wohin unter andern auch das im XIII. Th. S. 368, erwähnte Kinderhaus der Freymäurer zu Stockholm, welches zugleich ein Findelhaus iſt, zu rechnen,) ausgezeichnet hat. Und hat man ſie auch gleich in

einigen Staaten aus einem ungegründeten Argwohne nicht geduldet: ſo iſt es doch nicht zu läugnen, daß man ſie im Gegentheil in vielen andern geſchützt und aufgemuntert hat.

Der König von Preußen, Friederich der Große, ertheilte dem Orden in allen ſeinen Landen öffentliche Freyheit. Am Johannistage 1743 feyerte die ehrwürdige Loge ihre Aufnahme in Berlin auf eine überaus ſolenne Art. Seit der Zeit ſind faſt in allen Städten der preußiſchen Provinzen Freymäurer. In Berlin zeichnen ſich dieſe ſchätzbare Männer ganz vorzüglich durch Mildthätigkeit und Wohlthaten gegen die Armuth aus allen Religionsſecten aus. Die hieſige Loge ward in England, unter d. 30. Nov. 1773 zur großen Landesloge erklärt, und es ward ihr d. 16. Jul. 1774, von Sr. Majeſtät dem Könige, ein förmlicher Freyheits- und Schutzbrief, (unter der im XIII. Th. gegenwärtigen Werkes, S. 362, erwähnten Bedingung,) allergnädigſt verliehen. Sie haben aus allen Ständen des Staates ihre Mitglieder; ſelbſt den Predigerſtand, wenigſtens in dem Preußiſchen, nicht ausgenommen. Kein Prediger darf auch deshalb, daß er unter dem Orden iſt, Caſſation befürchten, wie es 1745 im Braunſchweigiſchen geſchah. (*) Die berliniſchen Verſammlungen ſind in der That von großem Werthe, und ungemein glänzend.

Auch in Schweden, Holland, Curland und England, beſchützt die Regierung öffentlich den Freymäurerorden. Man ſieht in London und Stockholm oftmals öffentliche Aufzüge, wo die Mäurer mit ihren Kleidungen, Zierrathen und Zeichen bekleidet ſind. In ganz Deutſchland ſieht dieſe Geſellſchaft in der größten Achtung; und in allen franzöſiſchen Provinzen giebt es eine Menge Mäurerlogen, welche der Regierung keinesweges unbekannt ſind.

Der eigenthümliche Character gefährlicher Geſellſchaften beſteht darin, ſich den Augen der Redlichen, vorzüglich der Obrigkeit, zu entziehen. Die Logen der Mäu-

(*) Dieſes in den churfürſtl. braunſchweiglüneburgiſchen Landen an alle Superintendenten d.d. Hannover d. 14 Jun. 1745 ergangene königliche und churfürſtliche Conſiſtorialreſcript, worin allen Geiſtlichen der Eintritt in den Freymäurerorden ernſtlich unterſaget worden, findet man unter andern auch in Köhlers Münzbeluſtig. 17. Th. Nürnb. 1745, 4. S. 418, f.

Mäurer hingegen ſind gegen Niemand anders, als den Pöbel, zurückhaltend. Wenn ſie ihre Thüren den Schwachen, Boshaften und Laſterhaften verſchließen, ſo öffnen ſie ſolche ohne Unterſchied den Männern von Verdienſte und Stande, und vornämlich den Tugendhaften. Ja, es iſt eine ihrer Grund-Maximen, daß ſie ſich bemühen, obrigkeitliche Perſonen, Staatsbediente, und ſelbſt Regenten in ihren Schoos aufzunehmen. Und überhaupt, wie viel regierende Prinzen, wie viele durch ihren Stand, durch glänzende Eigenſchaften und Reinigkeit ihrer Sitten ausgezeichnete Männer, ſind nicht unter der Zahl ihrer Brüder!

Der Baron von Bielfeld erzählt in ſeinen **freundſchaftlicher Briefen**, (1. B. 4 Br.) daß der **König von Preuſſen**, als Kronprinz, in der Nacht vom 15. Aug. 1738 zugleich nebſt dem Hauptmanne vom Regimente des Königs, nach allen gewöhnlichen Gebräuchen als Freymäurer zu Braunſchweig aufgenommen worden ſey.

Im Jahre 1740 äußerten Se. königliche Majeſtät bey der Thronbeſteigung ein Verlangen, daß in Berlin eine Freymäurerloge geſtiftet werden möchte. Der Baron von Bielfeld, und der geheime Rath Jordan, nahmen es über ſich, eine Loge unter dem Namen **der drey Weltkugeln** zu errichten. Sie fieng auch wirklich im Monat Junius 1740 zu arbeiten an, und im Julius dieſes Jahres wurden ſchon der Prinz Wilhelm, der Markgraf Carl, und der Herzug Holſteinbeck, in dieſer neuen Loge angenommen. Das Anſehen der Loge wuchs in wenig Jahren. Sie errichtete 1754 eine Tochterloge unter dem Namen Concorde, oder **der Eintracht**, welcher ihr damaliger Großmeiſter, der Baron von Bielfeld, ein Patent d. 9. Dec. beſagten Jahres ertheilte. In dem J. 1755 errichtete ſie die zweyte Tochterloge unter dem Namen de l'Amitié, bey welcher in franzöſiſcher Sprache gearbeitet wird. Im J. 1762 ſtiftete ſie die Loge de la parfaite Union zu Stettin; und das Patent für ſelbige ward am 18. März 1762 ausgefertiget. Kurz nachher nahm ſie den Namen **zu den drey Zirkeln** an. Ferner errichtete ſie im J. 1763, d. 26. Dec. durch Deputation eine neue Loge in Magdeburg, **zu den drey Säulen** betitelt; ertheilte 1769, d. 13. Jan. der Loge **zu den drey Kronen** in Königsberg das Patent; ſtiftete 1770, den 24.

Febr.

Febr. die dritte Filialloge zu Berlin, der flammende Stern genannt; 1774, d. 17. Aug. die vierte Filialloge daſelbſt, mit dem Namen Friedrich zu den drey Seraphinen, in welcher gleichfalls franzöſiſch gearbeitet wird; d. 6. Dec. gedachten Jahres, die Loge Auguſta zur goldnen Krone in Stargard; 1775, d. 14. Jun. die Loge zum goldnen Schwert in Weſel, und d. 4. Sept. deſſ. Jahres hieſelbſt die fünfte Filialloge, die Verſchwiegenheit zu den drey verbundenen Händen genannt.

Als der Baron von Bielfeld die hieſigen Staaten verließ, ward der Markgraf Carl Großmeiſter; und da derſelbe im Kriege mit Tode abgieng, erwählte ſie den Prinzen Friedrich Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg Durchlaucht zum Nachfolger. Sie ſchickte auch ihrerſeits einen Deputirten zu dem im Jahr 1775 in Braunſchweig gehaltenen großen und anſehnlichen Convent, den die nach einem gewiſſen Syſtem, welchem 9 hier ungenannte Fürſten und Prinzen einverleibet ſind, arbeitenden Logen in Deutſchland veranſtalteten.

Nachfolgende ſind es, womit ſie in der engſten und genaueſten Verbindung ſteht, und denen der Durchlauchtigſte Herzog Ferdinand von Braunſchweig als Großmeiſter vorgeſetzt iſt:

1. Braunſchweig, die Loge	zur gekrönten Säule.
2. Bremen, = = =	zum ſilbernen Schlüſſel.
3. Caſſel, = = =	zum gekrönten Löwen.
4. Coppenhagen, = =	Zorobabel zum Nordſtern.
5. Dresden, = = =	zu den drey Schwertern.
6 und = = =	zu den wahren Freunden.
7. Eiſenach = = =	Carolina.
8. Frankfurth am Mayn	zu den drey Diſteln.
9. Görliz, = = =	zur gekrönten Schlange.
10. Guben, = = =	zu den drey Säulen.
11. Göttingen, = =	Auguſta zu den drey Flammen.
12. Glaz, = = =	zu den drey Triangeln.
13. Hamburg, = =	Abſalon zu den drey Neſſeln.
14. ferner daſelbſt = =	St. George zur Fichte.
15. und = = =	Emanuel zur Mayenblume.
16. Hannover, = =	zum weißen Pferde.
17. Haſenpoth (in Curland)	zur grünen Flagge.
18. Hildesheim, = =	Ferdinand zur gekrönten Säule.
19. Huſum (in Dänemark)	Carl zur guten Hoffnung.
20. Leipzig, = = =	Minerva zu den drey Palmen.
21. Marienberg (im Erzgebürge.)	
22. Marienwerder (in Preußen.)	

23. Marburg, die Loge	zum gekrönten Löwen.
24. Mietau, = = =	zu den 3 gekrönten Schwertern.
25. Meynungen, = =	Charlotta zu den drey Nelken.
26. Naumburg, = =	zu den drey Hämmern.
27. Nieder Zauche, =	zum glänzenden Siebengeſtirn.
28. Neu=Brandenburg (im Meklen=burgiſchen)	zum gekrönten Greif.
29. Nieborg, = = =	St. Knud zum gold. Lindwurm.
30. Oſten (in Schleſien)	zur goldenen Himmelskugel.
31. Querfurt, = = =	Minerva zu den drey Lichtern.
32. Rendsburg, = =	Joſua zum Korallenbaume.
33. Riga, = = = =	zum Schwert.
34. Roſtock, = = =	zu den drey Sternen.
35. Sachſenfels, = =	zu den drey Roſen.
36. Schleswig, = =	Salomo zum goldenen Löwen,
37. Stuttgard, = =	Carl zu den drey Cedern.
38. Warſchau, = =	zu den drey Helmen.
39. Weimar, = = =	Amalia.
40. Wetzlar, = = =	
41. Wismar, = = =	zu den drey Löwen.

Außer dieſen werden reiſende Brüder, die mit richtigen Adreſſen verſehen ſind, noch viele mit der preußiſchbrandenburgiſchen Mutter= und Stammloge zu den drey Weltkugeln verbundene und vereinigte Logen nicht nur in Deutſchland, ſondern auch ſelbſt in Frankreich, Italien und den Niederlanden, antreffen.

Hiſtoriſche kurze Nachricht von der Freymäurer Mutterloge zu den drey Weltkugeln in Berlin. Berl. 1775. gr. 8. ein halb. B.

Die auf den Herzog Ferdinand, als Großmeiſter der vereinigten Freymäurerlogen in Deutſchland, zum Vorſchein gekommene Gedächtniß=Medaille, ſtellt das Bildniß Sr. Hochfürſtl. Durchl. mit der Umſchrift: FERDINAND. DUX. BRUNS. ET LUNEB. und der Unterſchrift: OMN. IN GERM. UNIT. LIB. MURAR. SUPR. MODERATOR. auf dem Revers einen unter dem Auge der Vorſehung ruhenden Löwen, über demſelben: VIDI. VICI. QUIESCO; unter demſelben: OB FELIC. REUNION. MURAR. LIBEROR. GERMAN. vor. Siehe Fig. 792.

Bey dieſer Gelegenheit theile ich auch eine Nachricht und Abbildung einiger Freymäurer=Medaillen mit.

Eine Medaille auf die engliſche Freymäurer=Brüderſchaft, v. J. 1733. Fig. 793. Die Hauptſeite zeigt ein, auf

rö=

römiſche Art, ſehr wohl geſchnittenes Bruſtbild eines Mannes, mit kurzlockigen Haaren, und dem umher ſtehenden Namen: CAROLUS SACKVILLE. MAGISTER. FL. Auf der Gegenſeite ſteht der Harpocrates, oder der heidniſche Gott des Stillſchweigens, als eine nackte Mannsperſon, welche eine Blume auf dem Haupte hat, einen Finger der rechten Hand auf die Lippen leget, den linken Arm auf eine halbe Säule ſtützet, und in der linken Hand ein mit Blumen und Früchten gefülltes Horn des Ueberfluſſes (cornu copiæ) hält. Unten bey den Füſſen, iſt zu beyden Seiten allerley Mäurerhandwerkszeug auf die Erde neben herum geſtellt, mit der Ueberſchrift: AB ORIGINE. Unten auf dem Avers und Revers iſt der Name des Medailleurs befindlich; L. NATTER. F.ecit. FLORENT. iæ.

Fig. 794 und 795, ſind zwo Freymäurer-Medaillen der hamburgiſchen und braunſchweigiſchen Logen.

Fig. 794 enthält auf der erſten Seite ein Sinnbild, welches aus der in der Luft zwiſchen dem oben zur Rechten ſtehenden Mond, und unten zur Linken hervor ſtrahlenden Sonne, ſchwebenden Erdkugel beſteht, mit der Umſchrift: FACIES SUPREMI EADEM. Im Abſchnitt iſt zu leſen: HAMBURGI. Die andere Seite zeigt einen mit vielen Strahlen und Freymäurergeräthe umgebenen Wappenſchild, in deſſen blauen Felde ein abgekürzter ſchwebender, und mit drey ſilbernen Caſtellen beſetzter Sparren zu ſehen iſt.

Fig. 795, ſtellt auf der erſten Seite den Hercules vor, welcher ſich mit dem rechten Arme auf einen oben mit der Löwenhaut bedeckten dicken Stamm ſtützet, und den Zeigefinger auf den Mund drückt, in dem linken Arme aber ein unterwärts gekehrtes und mit Mäurerwerkzeuge angefülltes Horn des Ueberfluſſes hält, mit der Ueberſchrift: FAVETE LINGUIS, und der Unterſchrift: ÆQUITAS CONCORDIA ET VIRTUS. Auf der andern Seite hält eine oben zur Rechten aus den Wolken hervor gehende Hand eine Bleywage über etliche unten auf der Erde über einander liegende viereckige Werkſtücke, mit der Ueberſchrift: EQUA LEGE SORTITUR INSIGNES ET IMOS.

Eine Medaille der Freymäurerloge in der magdeburgiſchen Stadt Halle, vom J. 1744, bildet Fig. 796 ab. Die erſte Seite zeigt den auf einem Säulenfuße ſitzenden, in der rechten Hand ein Senkbley haltenden, und mit dem linken Arme ſich auf eine neben ſtehende große Erdkugel lehnenden Logenmeiſter, in landüblicher Kleidung, bedeckt mit dem Hute, und umgürtet mit einem Schurzfelle, worauf unten zween

Ringe zu ſehen ſind. Am Halſe hängt ein Winkelmaß an einem Bande. Um ihn herum liegt auf der Erde allerley Mäurerwerkzeug, und ein Quaderſtein, an welchem die Buchſtaben C. S. v. BR. ſtehen. Zur rechten Seite iſt ein zerbrochenes Säulengebäude von ioniſcher Ordnung. Ueber ihm ſcheint die Sonne, zu welcher ein gekrönter Adler auffliegèt. Umher iſt zu leſen: STVDIO. SAPIENTIA. SILENTIO. Die andere Seite zeigt drey in einander geſchlungene Hände, davon der von der rechten Seite hervor gehende Arm mit einem Prieſterrockärmel, der von der linken Seite hervor geſtreckte Arm mit einer eiſernen Armſchiene eines Harniſches, und der darüber von oben herab reichende Arm mit einer bürgerlichen Kleidung, angethan iſt. Darüber ſieht man den geſtirnten Himmel mit dem gehörnten Monde, und unten in der Ferne die Lage der Stadt Halle. Umher wird die auf der erſten Seite abgebrochene Umſchrift alſo fortgeſetzt: ET NON FUCATA AMICITIA QUID NOBILIUS. Im Abſchnitt iſt zu leſen: HALÆ. MDCCXLIV. D. XXIV. JVN.

Der Revers dieſer Medaille zeigt an, daß auch Perſonen geiſtlichen Standes in dieſe Loge aufgenommen worden ſind.

Es giebt verſchiedene Bücher und Schriften, deren Verfaſſer das Freymäurergeheimniß entdeckt haben wollen; als: Der verrathene Freymäurerorden; Der zerſchmetterte Freymäurer; Der hellbrennende Leuchter des Freymäurerordens; Das ſo genannte Conſtitutionsbuch; Die allerhöchſten Grade der Freymäurerey, u. a. m. Dieſe Schriften haben theils Fremden ſelbſt, theils der Schalkheit mancher Freymäurer, ihr Daſeyn zu danken. Die ſeltſamen Fragen und Antworten, die ſonderbaren Gebräuche, das Tändelhafte, und wirklich Läppiſche, was häufig genug in dieſen Schriften vorkömmt, laſſen gar nicht vermuthen, daß der Orden ſich in der That mit ſolchen lächerlichen und nichts bedeutenden Kleinigkeiten und wahren Spielwerken beſchäftige; denn, welcher vernünftige Mann würde in ihrer Geſellſchaft bleiben! und doch zählt man noch immer die Edelſten und Beſten des menſchlichen Geſchlechtes unter ihren Gliedern. Man kann zwar deswegen nicht behaupten, daß alle Dinge, welche in dieſen

ſen Büchern ſtehen, bloß aus der Luft gegriffen und gänzlich erdichtet ſeyn ſollten. Es iſt ſehr möglich, daß hin und wieder Geſellſchaften exiſtirt haben, in welchen man ſich ſtatt reeller Dinge mit ſolchen Kleinigkeiten beluſtigte, und die ſich, um die Unwiſſenden deſto ſtärker anzureizen, den Namen Freymäurer beylegten. Elende niedrige Seelen, welche man in ſolche aufnahm, und denen nichts zu heilig iſt, welches ſie nicht mit Füßen treten ſollten, glaubten das Geheimniß der Mäurer entdeckt zu haben, und ſuchten es nunmehr der ganzen Welt mitzutheilen.

Ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniß freymäureriſcher Schriften, findet man im Almanach oder Taſchenbuch für die Brüder Freymäurer, von den Jahren 1776, 1777 und 1778. Ich führe hier nur einige der allerneueſten an:

Jo. Jac. Moſer von Geduldung der Freymäurergeſellſchaften; beſonders in Rückſicht auf den weſtphäliſchen Frieden. 1776, 8. 3 B.

Anderweite Beantwortung der Fragen des Hrn. Etatsrath Moſer von Geduldung der Freymäurergeſellſchaften in Rückſicht auf den weſtphäliſchen Frieden. 1776, 8. 2 und ein halber Bog.

Carl Hubert Lobreich von Plumenoek geoffenbarter Einfluß in das allgemeine Wohl der Staaten der ächten Freymäurerey, aus dem wahren Endzweck ihrer urſprünglichen Stiftung erwieſen, und der Schrift des Königl. Däniſchen Etatsrath Jo. Jac. Moſers, von Geduldung der Freymäurergeſellſchaften, beſonders in Abſicht auf den weſtphäliſchen Frieden, entgegen geſetzt. Samt dem klar- und deutlichen Unterricht, das wahre Roſenkreuzeriſche Aſtralpulver ächt zu bereiten, und zum Beſten des gemeinen Weſens wider faſt alle Krankheiten zu gebrauchen. Amſterdam 1777, gr. 8. 10. B.

Vertheidigung der Freymäurergeſellſchaft, iſt erſte Abhandl. in dem neuen Diogenes, oder Beurtheil. alltäglicher und unbemerkter Weltbegebenheiten. Roſtock und Lpz. 1777.

Apologie des Ordens der Freymäurer, von dem Bruder **** Mitgliede der ** ſchottiſchen Loge zu P*. Neue ganz umgearbeitete, und einzige authentiſche Ausgabe. Philadelphia, im J. 3882, d. i. 1778. Berl. 1778, 8. 16 B.

Alphabetiſches Verzeichnis aller bekannten Freimaurer-Logen, aus öffentlichen Urkunden dieſer ehrwürdigen Geſellſchaft zuſammen getragen. Leipz. 1778, 8. 9 B. Es werden hier 891 Logen aufgeführt. Der Verf. zweifelt aber ſelbſt noch an der Vollſtändigkeit, und die ſchwediſchen Logen ſind gleichfalls nicht mit ver-

verzeichnet. Die Einrichtung des tabellariſchen Verzeichniſſes iſt, daß er zuförderſt die Logen mit fortſchreitender Zahl, den Ort, das Land, den Namen, das Großmeiſterthum worunter ſie ſtehen, die Zeit der Stiftung, den Tag der Verſammlung, und in der letztern Columne andere Merkwürdigkeiten bemerkt. Nach einer aus Paris am Ende des vorigen Jahrs eingegangenen Nachricht, ſtehen allein unter dem Großmeiſterthum des Herzogs von Chartres, 670 in Frankreich eingerichtete Logen. Hieraus kann man leicht ſchließen, wie mangelhaft dieſes Verzeichniß ſey. Freymäurer Bibliothek, (herausgegeben von Hrn. geh. R. H**.) Erſtes Stück. Berl. 1778, gr. 8. 14 B.

Frey-Mann, ein freyer Mann, doch nur in einigen beſondern Fällen. 1. In einigen Gegenden, der Beſitzer eines freyen Bauergutes, welches zu keinen Frohndienſten, ſondern nur zu den gewöhnlichen Landſteuern verpflichtet iſt; ſiehe Frey-Gut 3. Daher die **Freymanns-Hufe**, das **Freymanns-Lehen**, eine ſolche Hufe oder Lehen.

2. Im Hildesheimiſchen und Weſtphäliſchen, der Beſitzer eines Freydings-Hofes; ſiehe Frey-Gut 5.

3. In einigen Gegenden, z. B. in Meißen, werden die Schinder, d. i. diejenigen Knechte des Scharfrichters, welche zum Abdecken des umgefallenen Viehes gebraucht werden, in der edlen und anſtändigen Schreibart Frey-Männer genannt; vielleicht weil ſie ehedem Leibeigene waren, und zum Behufe dieſes ekelhaften Dienſtes freygelaſſen wurden. An andern Orten führt auch der Profoß bey den Soldaten, und an noch andern der Henker, oder vornehmſte Bediente des Scharfrichters, dieſen Namen.

4. Bey dem Opitz kömmt Freymann in der ungewöhnlichen Bedeutung eines Freyersmannes vor.

Frey-Markt, ein freyer, d. i. privilegirter Markt. So führt dieſen Namen der große jährliche Jahrmarkt in Bremen, welcher auf den Lucastag gehalten wird, und neun Tage dauert. Die Fahne, welche während dieſes Marktes von der Börſe ausgeſteckt wird, heißt die **Frey-Fahne**.

Frey⸗Meiſter, bey den Handwerkern, ein unzünftiger Meiſter; oder auch ein Meiſter, der auf obrigkeitlichen Befehl und auf eine eingeſchränkte Art in die Zunft aufgenommen worden iſt, von welcher Art es denn Frey⸗Fleiſcher und in Niederſachſen Frey⸗Schlächter (ſ. Th. XIV, S. 176,) Frey⸗Schmiede, Frey⸗Schneider, Frey⸗Schuſter u. ſ. f. giebt. Daher das Freymeiſter⸗Recht, das Recht eines ſolchen Freymeiſters; die Freymeiſter⸗ſchaft, deſſen Zuſtand.

Dergleichen Frey⸗Meiſter giebt es gemeiniglich in Stiftsſtädten, die entweder auf den ſogenannten Mandaten, oder auch in der Stadt, doch in Freyhäuſern (ſ. oben, S. 57, f.) wohnen; wie denn auch nach geſchehener Wahl ein Prälat Macht, und deswegen vielen Anlauf hat, in jedes Handwerk einen ſolchen Meiſter zu ſtellen. Bisweilen heißen ſie auch in dieſem Sinne Hof⸗Handwerker, wiewohl dieſes auch oft etwas anders bedeutet. Sie werden auch wohl zuweilen, wenn das Wort in weiterm Verſtande gebraucht wird, Gnaden⸗Meiſter genennet. Sonſt aber bedeutet dieſer Name nur diejenigen Freymeiſter, welche aus Gnaden zwar auch das Meiſterrecht bekommen, doch aber in der Zunft ſind und Handwerksgebrauch mit halten; da hingegen andere als Meiſter außer der Zunft, ohne Handwerksgebrauch zu beobachten, zu arbeiten, die Gnade von der Landesobrigkeit erhalten haben. Indeſſen mache ich doch eigentlich hier überhaupt nur noch von dem Freymeiſter⸗Rechte folgende Anmerkungen:

1. Es kann ſolches eigentlich Niemand ertheilen, als die Landesherrſchaft; doch kann ſolches auch aus beſonderer Vergünſtigung oder einem Privilegio des Landesherrn, eine nachgeordnete Obrigkeit ertheilen; ja, im Vorhergehenden habe ich ſchon verſchiedene andere angegeben, die an einigen Orten das Recht dazu haben. Und wer will daran zweifeln, daß auch ſelbſt eine Zunft und Innung, mit Vorbewußt und Erlaubniß der ho⸗

hen

hen Obrigkeit, Jemanden außer ihrer Zunft für ſich zu arbeiten vergönnen, und ſich jährlich ein Gewiſſes in die Lade könne geben laſſen! Man findet dergleichen Fälle an verſchiedenen Orten. Im Hildburghauſiſchen haben ſolches die Leinweber im J. 1725 gethan. Und die Zunft kann ja ihrer Rechte ſich bey dieſem und jenem begeben, wenn die Policey nichts dabey zu erinnern findet. Weil auch für dergleichen Freymeiſterſtellen denen, welche ſie vergeben können, etwas gegeben wird, ſo hat man auch den Univerſitäten, um ihnen eine kleine Revenüe zu verſchaffen, oder doch in verſchiedenen Fällen die Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit und ihres diſciplinar-Fori über die Studenten zu befördern, verſtattet, das Freymeiſterrecht zu ertheilen, da dann ſolche Freymeiſter unter den Univerſitätsgerichten ſtehen. Die Univerſität zu Frankfurth und Halle hat dieſes Recht, und viele Freymeiſter.

Brunnemann ad l. fin. ff. de colleg. & corp. n. 8.
Privileg. Halenſ. Academ. Art. XVII.

Doch ſcheint eigentlich dieſe Vergünſtigung mancher Univerſitäten aus dem Rechte der Canonicorum, als wohin ehemals das ganze Univerſitätsweſen nach dem päpſtlichen Kirchenrechte gezogen wurde, ſeinen Urſprung zu haben. Wie denn die Stiftsherren in Zeitz, und auch an andern Orten, dieſes Recht ebenfalls haben.

2. Ob nun gleich dieſes alles ſeine Richtigkeit hat, ſo iſt doch nun auch hiebey die Frage: Ob und wie es nach den Policeygrundſätzen rathſam ſey, dieſes Recht zu ertheilen? Denn die Sorge für die allgemeine Wohlfahrt, inſonderheit aber für das Aufnehmen des Handwerks ⸗ und Manufacturweſens, ſetzt dieſem Rechte, Freymeiſter zu ſetzen, oder überhaupt das Recht zu ertheilen, daß man eine Handwerksarbeit, wenn auch die Innungs ⸗ und Zunftrechte nicht bey uns wären, machen dürfe, Ziel und Maß, und erfordert,

daß

daß dabey theils die Aufnahme einer Handwerksarbeit geſuchet, theils aber einem Handwerke dadurch nicht geſchadet, ſondern vielmehr derjenige Verfall, darein daſſelbe gekommen iſt, dadurch verhindert werde. Denn das iſt der beſondere Zweck der Policey bey den Nahrungsgeſchäften der Handwerker insgemein. Und daher kann hiebey keinesweges bloß und vornämlich bald auf den Particularnutzen des Freymeiſters, bald auf die Revenüe und auf die Ausübung der Autorität desjenigen, der es ertheilt, oder aber auf den Particularnutzen der Meiſter derjenigen Zunft, zu welcher ſonſt der Freymeiſter gehören ſollte, geſehen werden.

Inſonderheit ſind jetzt gedachte beyde erſte Puncte bey denjenigen Freymeiſtern wohl zu erwägen, welche außer einer bereits vorhandenen Innung von der Obrigkeit geſetzt werden ſollen. Denn, was die oben erwähnten eigentlichen Gnadenmeiſter betrifft, die doch in der Zunft ſind, nur aber etwa in Anſehung des Meiſterſtückes oder des Meiſtergeldes oder anderer Præſtandorum diſpenſirt werden, und in die Innung genommen werden müſſen: ſo hat es dabey ſo viel nicht zu ſagen, wenn anders die Vermehrung der Anzahl der Glieder einer Zunft an einem Orte nicht ſchädlich wäre, oder aber auf dieſe Weiſe die Abſicht der geordneten Meiſterſtücke nicht vollends gar verloren gienge, und die Zünfte durch ſolche Gnadenmeiſter mit ungeſchickten Meiſtern angefüllet würden. Und wenn auch die gewöhnliche Erforſchung der Handwerksgeſchicklichkeit bey den Zünften in den Meiſterſtücken mit dieſen gar wegfiele: ſo könnte doch nach gegründeten Policeyregeln nicht geſtattet werden, daß ein jeder, welcher ſich nur angiebt, ohne Erforſchung ſeiner Geſchicklichkeit, zur Verfertigung einer Handwerksarbeit, oder wohl zum Lehren und Unterrichten zugelaſſen werde. Denn es iſt dem gemeinen Weſen daran gelegen, daß es geſchickte Handwerksarbeiter habe, ja immer geſchicktere bekomme,

me, daß ſie gute Lehrmeiſter vor andern, ja daß es ſolche theils in genugſamer Menge, theils aber auch in ſolcher Anzahl habe, welche ſich wirklich auf eine Arbeit gut ernähren, und damit erwerben, folglich an ihrem Theile zugleich zum allgemeinen Flor der Nahrung beytragen kann. Und ſolchergeſtalt müßte alsdann, wenn die Zünfte abgeſchaffet wären, oder wo einer von ihrer Anſtalt, wie z. B. ein Freymeiſter, ausgenommen wird, dennoch vor allen Dingen 1) die Geſchicklichkeit des Arbeiters vor der Obrigkeit ſonſt gewiß erforſchet, hienächſt aber 2) auf jetzt gedachte proportionirliche Anzahl, theils in Anſehung des gemeinen Weſens, theils aber auch in Anſehung der ſchon in Zunftordnung ſtehenden andern Meiſter, wie auch hier zugleich auf deren Beſchaffenheit, geſehen werden; z. B. ob ſie geſchickt oder ungeſchickt, oder ob ſie vielleicht dem gemeinen Weſen mit Betrug und Ueberſetzung, oder allerley Hinderniſſen in andern Geſchäften, unter dem Schutze ihrer Innungsrecht beſchwerlich fallen, vermöge deren kein anderer ſonſt eine Arbeit machen, oder eine Waare führen darf, der nicht in ihrer Innung wäre, als wodurch ſie eben Betrug, Ueberſetzung, und viele andere beſchwerliche Dinge, ausüben können.

Dieſes erfordert alſo das gemeine Beſte, welches die Haupt- und Grundregel aller Regentenrechte iſt, und um ſo viel weniger von einer ſubordinirten Unterobrigkeit, die ſolche nur im Namen der Regenten ausübet, aus Eigennutz übertreten werden darf. Daher ſich auch von ſelbſt verſteht, daß dieſe unter keiner andern Bedingung dieſes Recht, Freymeiſterrechte zu ertheilen, von der hohen Obrigkeit erhalten habe, als daß ſie es in dieſer Ordnung ausübe, weil der Landesherr ſelbſt nach göttlichem Geſetze davon nicht abzugehen befugt iſt. Eben darum können auch ſolche Rechte den Unterobrigkeiten wieder genommen oder eingeſchränket werden, wenn ſie ſolche nicht auf die jetzt gedachte Art ausüben, weil die

ge-

gemeine Wohlfahrt dergleichen von den hohen Herrſchaften fordert. Und das iſt die Urſache, warum auch a) an vielen Orten, wo bereits eine Zunft oder Innung von einem Handwerke iſt, die Anzahl, Freymeiſter zu ſetzen, durch die Landesgeſetze nur auf einen oder wenige eingeſchränkt wird; b) daß nach ſolchen Geſetzen das Freymeiſterrecht nur verdienten Leuten gegeben werden muß; c) daß der Freymeiſter ſonſt ein ehrlicher Mann ſeyn, und nichts wahrhaftig anſtößiges an ſich haben müſſe; d) daß er ſich nur zu einer gewiſſen Profeſſion und zu dem Namen einer Arbeit bekennen, dabey bleiben müſſe, und nicht in alle greifen und pfuſchen dürfe; e) daß, einer oder weniger Perſonen wegen, nicht etwa ein ganzes wohl beſetztes Handwerk, und welches ſeine Sachen doch ordentlich treibt, leide und ruiniret werde; daß endlich f) auch, wenn ſchon die Verfertigung der Arbeit und Nahrung mit einer Waare eines Handwerkes verſtattet wird, dennoch eben nicht das Recht ertheilt werde, auch andere zu lehren und zu unterrichten; es müßten denn keine zunftmäßige Lehrmeiſter in einem Handwerke ſeyn, inſonderheit wenn dadurch, ſo lange noch die Zünfte völlig gelten, in Anſehung der Förderung ſolcher Jungen viele Disharmonie entſtehen würde, wofern nicht wenigſtens der Lehrling bey einer Zunft aufgedungen werden müßte, den ein ſolcher Freymeiſter lehren wollte, welches aber wiederum, da dieſer nicht zur Zunft gehört, ſchwerlich geſchehen könnte.

Ein feines Muſter einer Conceſſion der Freymeiſter Rechte, findet man vom König von Schweden, in Fabers Staatscanzley, Th. 45, Cap. 24, n. 2. angeführt.

3. Von dem Freymeiſterrechte ſelbſt hat ordentlicherweiſe ein Freymeiſter folgende Vortheile: a) Er darf kein Meiſterſtück machen; auch b) kein Meiſterrecht und Geld, oder doch, wenn er in die Innung zugleich kömmt, nur wenig geben; er darf keine Hand-

werksgebräuche halten; iſt auch d) bisweilen von der Gerichtsbarkeit der ordentlichen Obrigkeit ausgenommen, und darf übrigens e) für ſich ſeine Waare, oder für andere als beſtellte Arbeit machen, auch, nach Beſchaffenheit der Profeſſion, damit in gewiſſer Maße kramen, wenn nicht der Handel oder die Krämerey, wenigſtens die öffentliche, als ein der ganzen Innung gehöriges Recht angeſehen, und an einen gewiſſen Ort, z. B. Stände, Bänke, Stellen, gebunden wäre, als deſſen ſich der Freymeiſter freylich nicht anmaßen könnte, außer in ſo weit es allgemeine Marktfreyheit verſtattet. Wie er dann eben deswegen auch bey allen dieſen Vortheilen dagegen den Genuß aller eigentlichen Rechte der Innung und Zunſt entbehren, und daher z. B. entweder keinen Jungen, oder doch unter großer Einſchränkung, lehren, ja wohl gar auch keine Geſellen halten, oder ſonſt von gemeinen Innungsrechten etwas genießen darf.

4. Außer dieſem iſt endlich noch anzumerken, daß es auch noch andere Wege gebe, indirecte, ohne dergleichen Freymeiſterrechtsconceſſion, dieſe Rechte zu genießen, oder doch von den Geſetzen und Gebräuchen der Zunft oder eines Handwerkes eximirt zu ſeyn, und dem ungeachtet diejenige Arbeit machen zu dürfen, welche ſonſt dazu gehört. Es giebt aber vornämlich dreyerley Wege. 1) Sind bisweilen gewiſſe Oerter, Plätze und Wohnungen berechtigt, Arbeiter aufzunehmen, und dieſelben eine Arbeit daſelbſt beſtändig machen zu laſſen, die nicht zünftig ſind; welches dann auf gewiſſe ausgenommene Gerichtsbezirke, oder beſonders privilegirte Häuſer ankömmt. Dieſes iſt bereits im Art. Frey-Haus S. 57, f. erläutert worden. Alſo hat z. B. in Reval der Statthalter das Recht, auf der ſo genannten Schloß-Jurisdiction dergleichen Freyarbeiter ſich ſetzen zu laſſen. Die von Adel, und andere hohe fürſtliche und gräfliche Perſonen pflegen auch dergleichen auf ihren

ren Schlöſſern und Reſidenzen zu thun. 2) Zu dergleichen Eximirten pflegen auch die Handwerksleute vom Militär-Stande gerechnet zu werden.

Unter den militäriſchen Handwerksleuten verſtehe ich hier ſolche, welche ein Handwerk völlig ausgelernt haben, und entweder 1) als Geſellen, oder als Meiſter, in Kriegsdienſte gegangen ſind, folglich weil ſie auch dieſe verrichten, oder gar, wenn es nöthig iſt, mit ins Feld marſchiren müſſen, ſich nicht wohl in Zünfte und Handwerksgebrauch einlaſſen können; oder 2) welche in Kriegsdienſten lange geſtanden, ihren Abſchied erhalten, und alsdann freylich ſehen müſſen, wie ſie ſich ernähren können, auch wohl daher arm ſind, oder vieles von ihrem Handwerke vergeſſen haben. Was die erſten betrifft, ſo wird ſolchen in einigen (z. B. brandenburgiſchen und ſächſiſchen) Ländern verſtattet, in ihrem Quartier- und Garniſonſtande bloß vor ihre Hand, ohne Jungen und Geſellen, ihre Handwerksarbeit zu treiben; doch ſind einige Handwerksleute dieſer Gattung auch beſonders in Anſehung der zu übernehmenden Arbeit eingeſchränkt. Denn die Zimmerleute dürfen nur Flick- und kleine Arbeit machen, ſich aber in kein Haupt- und andere Gebäude einlaſſen. In Dresden ſollen auch die ſo genannten Neunzigmanne das Handwerk nicht anders treiben, als wenn ſie vorher ſchon Meiſter geweſen ſind.

S. das Reſcript von Johann Georg III. d. d. Dresd. 1673. d. 31. Dec. und des Königs *Auguſti II.* im J. 1698, d. 14. Jan. ergangene Beſtätigung dieſer Verordnung.

Ob nun wohl hiegegen eingewendet werden könnte: Ein Soldat ſollte ſich billig an ſeinem Solde genügen, und es werde dadurch die Nahrung der redlichen Meiſter geſchwächt, ja, es ſey allenfalls beſſer, daß man ihnen nur als Geſellen bey einem Meiſter zu arbeiten verſtatte, wie dann allerdings ehemals in den königl. preußiſchen Ländern daher, daß man bey den Regimentern den Soldaten, inſonderheit beweibten, in den Städten unter dem Schutze der Officiers alle bürgerliche Nahrung zu treiben verſtattete, eines Theils die andern Bürger und Handwerker in ihrer Nahrung ſehr verkürzet, andern Theils aber, da dieſe Leute auch gemeiniglich die Freyheit von allen bürgerlichen Abgaben genoſſen haben, den öffentlichen Einnahmen großer Schade zugezogen worden iſt, folglich auch zu wünſchen wäre, daß ſolche Verſtattung unter gewiſſer Einſchränkung mit gehöriger und vorhergehender Unterſuchung, ob ſie auch etwas

etwas dienliches arbeiten, und ſich inſonderheit als beweibte nicht füglich von ihrer Löhnung allein erhalten könnten, nicht aber nur alles auf die oft indiscrete und mit eigenmächtiger Gewalt unterſtützte Erlaubniß der Officiers geſchehen möchte: ſo ſind doch die jetzt gedachten Einwürfe an ſich von keiner Erheblichkeit, indem ſolche meiſtentheils, wenn dieſe Erinnerung beobachtet wird, wegfallen, ihrer auch eben ſo gar viele nicht auf dieſe Weiſe die Rechte eines freyen Arbeiters genießen werden, folglich den andern Meiſtern ſo großen Eintrag nicht thun können. Daß ſie aber nur für Geſellen arbeiten ſollten, das möchte aus vielen Urſachen wegen der Kriegsdienſte nicht füglich angehen, den Meiſtern aber mit ſolchen Geſellen nicht allemal gedient ſeyn, inſonderheit, wenn ſolche in die den Meiſtern meiſtentheils nur verſtattete gewiſſe Anzahl der zu haltenden Geſellen gerechnet werden ſollten. So viel aber den Abgang der öffentlichen Einnahmen betrifft, ſo tragen hingegen dieſe Leute durch die Kriegsdienſte, und hienächſt durch die Acciſeabgaben, die ſie doch in dem Preiſe für ihre Victualien, worauf der Verkäufer auch die Acciſe ſchlägt, ebenfalls geben müſſen, bereits ſchon andere gemeine bürgerliche Laſten, wenn ſie gleich nicht die beſondern ſtadtbürgerlichen Laſten tragen. Ueberdem wird auch hinwiederum an den Ausgaben zu ihrer Unterhaltung aus der Kriegscaſſe etwas menagirt, indem ſie meiſtentheils, ſo lange ſie arbeiten, wenig oder gar keine Löhnung bekommen, ſonderlich wenn ſie gar als Beurlaubte anzuſehen ſind. Die aber keine eigentliche Beurlaubte ſind, werden ohnedieß, wegen Mangel der Zeit, nicht viel bey ihrem Handwerke arbeiten können, und alſo den andern noch weniger Schaden thun. Nur aber ſcheint es nicht rathſam zu ſeyn, dergleichen Soldatenhandwerksleuten, wennn ſie auf dem Lande in Quartiren liegen, daſelbſt dieſe Freyheit zu verſtatten, wofern ſie nicht ſonſt ein Landhandwerk haben, weil ſolches den Städten die Nahrung allzu ſehr entziehen möchte. Diejenigen aber, welche gedient haben, und ihren ehrlichen Abſchied erhalten, gleichwohl aber noch arbeiten können, und nicht Invaliden ſind, welche Gnadenpenſionen genießen, können in dem vorerwähnten Falle noch weniger ausgeſchloſſen werden, ihre Handthierung auf ihre eigene Hand, ſo gut ſie können, ohne Jungen und Geſellen, als Freymeiſter zu treiben. Daher ſolches auch vermöge der Verordnung des Königs von Dänemark, Chriſtian IV, vom J. 1733, daſelbſt geſchehen muß, und viel löblicher iſt, daß man auf ſolche Weiſe dieſen armen Leuten für ihre gefährliche Dienſte, welche ſie

dem

dem Vaterlande geleiſtet haben, ihre Verſorgung verſtattet, wenn auch gleich andere davon einigen Schaden hätten, als daß man ihnen zum Müßiggang, Rauben, Stehlen ꝛc. Gelegenheit giebt. Denn hier iſt aus zwey Uebeln das geringſte zu erwählen. Doch könnte ein Unterſchied unter ſolchen abgedankten Soldaten gemacht werden; nämlich unter denen, welche 1) ihren Abſchied nicht ſelbſt ohne Noth geſuchet, 2) eine ziemliche Zeit gedient, 3) vor ſich keine Mittel hätten, in Zunft und Ordnung zu treten, und 4) auch von ihrem Handwerke etwas verlernt hätten, ſich aber in die Städte ſetzen; und unter denjenigen, bey welchen dieſes alles fehlt. Denn es würde doch letztern dieſe Freyheit zu verſtatten nicht rathſam ſeyn. Diejenigen, welche bereits vor dem Antritte der Kriegsdienſte, Meiſter in andern Ländern oder im Lande geweſen ſind, müſſen ohndieß ohne Entgeld in einer Zunft, oder bey ihrer erſten Zunft im Lande aufgenommen werden. Welche aber ihr Handwerk noch recht verſtänden, denen könnte man das Meiſterrecht bey einer Zunft durch ordentliche Meiſterſtücke zu gewinnen auflegen, ſie aber von den gewöhnlichen Unkoſten befreyen.

Der dritte Weg, wodurch Handwerksarbeiter ohne Zunftzwang entſtehen können und entſtehen ſollten, iſt das Engagement bey ordentlichen und eigentlichen Manufacturen und Fabriken; und zwar entweder bey allen, oder einigen, die man beſonders zu fördern wünſchet. Denn zur Aufnahme ordentlicher Fabriken, die aus Verlegern und Fabrikanten, und vielerley andern Arbeitern unter einer gehörigen Subordination beſtehen, werden genugſame und gute, wie auch an die Ordnung und Einrichtung der Fabrik gebundene Arbeiter erfordert. Dieſe ſollten nun freylich die Handwerkszünfte liefern. Denn der Zweck derſelben iſt überhaupt die Aufnahme des Manufacturweſens in einem Lande, welches entweder nur im Kleinen vermittelſt einzelner Meiſter, da ein jeder nur für ſich auf ſein Handwerk arbeitet, oder aber ausnehmend und im Großen, vermittelſt jetzt gedachter eigentlichen Fabriken und Manufacturen, beſteht. Von dieſen letzten wußte Deutſchland ehedem wenig oder gar nichts, ob es gleich das Hauptſtück des Zweckes der Zünfte ſeyn ſoll, und eben dadurch dieſe erſt

was rechtes zum Reichthum des Landes austragen. Indeſſen da dieſes fehlte, ſo ſind auch die Zünfte ganz in der Einrichtung auf den erſten und nur ſchlechten Theil des Manufacturweſens nach und nach gefallen und eingerichtet, ja endlich gar vermittelſt ihrer Mißbräuche dermaßen verdorben worden, daß ſie auch ſo gar wenig zu dieſen einzelnen und kleinen Stücken des Manufactur= und Fabrikenweſens nutzen, und deshalb noch immer verbeſſert werden müſſen, wenn man dieſe Anſtalt beybehalten will. Allein in Abſicht auf das eigentliche und große Stück des Manufacturweſens nutzen ſie nicht nur wenig oder nichts, ſondern verhindern es auch auf viele Weiſe mit ihren Innungsrechten, Gebräuchen und Zunöthigungen. Daher müſſen die Arbeiter in ſolchen Manufacturen frey von dieſem Zunftkrame ſeyn, bloß von der Manufactur dependiren, und doch auch, wenn ſie hernach mit Bewilligung der Fabrik außer derſelben als Geſell oder Meiſter vor ſich auf ihrem Handwerke arbeiten wollen, unweigerlich auf Schein und Atteſtat einer ordentlichen Manufactur wieder gefördert und angenommen, oder als Freymeiſter geduldet werden.

Und hierin haben die Handwerkszünfte nicht das geringſte Recht ſich zu widerſetzen, da ſie ſonſt ſelbſt wider den rechten Hauptzweck alles Zunftweſens ſtreiten, und alſo dieſe Anſtalt, nämlich Zunft und Zunftweſen, noch verächtlicher und ſchädlicher machen würden. Denn, das Zunftweſen gar abzuſchaffen, würde ſehr unweiſe gehandelt ſeyn; und es iſt ſehr ſchwer, daſſelbe zu verbeſſern, wenn nicht beydes durch ordentliche Manufacturanſtalten geſchieht, wovon ich an ſeinem Orte ausführlicher handeln werde.

Frey = Meſſe, ſiehe **Meſſe**.

Frey = Pfennig. 1. Eine Art der Abgabe, welche auf gewiſſen Grundſtücken liegt, deren Beſitzer ehedem Leibeigene waren, aber von dem Landesherrn frey gelaſſen worden, und welche nach Verſchiedenheit der Gegen=

genden auch Frey-Zins, imgleichen Leib-Bede genannt wird; ſiehe Frey-Gut 4. In Erfurt ſind dergleichen Freypfennige noch jetzt üblich.

2. In einigen Gegenden eine Abgabe der Leibeigenen für die Freyheit zu freyen, d. i. zu heurathen; in welcher Bedeutung dieſes Wort ſchon in dem Sachſenſpiegel vorkömmt.

Frey-Recht. 1. An einigen Orten, das Recht, da man von Baulebung (d. i. demjenigen Rechte, nach welchem der Grundherr berechtigt iſt, nach dem Tode eines Unterthanen, ein Stück Vieh wegzunehmen,) frey iſt, wogegen der Grundherr den zehnten Theil von den Gütern bekömmt, im Falle ſie veräußert werden; welcher zehnte Theil gleichfalls den Namen des Freyrechtes führt.

2. In weiterer Bedeutung, das Recht eines jeden freyen Mannes, der keines andern Leibeigener iſt, ſich an einem Orte frey und ungehindert aufzuhalten; das Weichfried-Recht; in welchem Verſtande dieſes Wort in dem Weichbilde Art. 4. vorkömmt.

Frey-Richter, ſiehe Feld-Gericht.

Frey-Salz, ſiehe unter Salz.

Frey-Saß, in einigen Gegenden, ein Saß, d. i. Beſitzer eines Freygutes; ſiehe Frey-Gut 3.

Frey-Schießen, in einigen Gegenden, ein privilegirtes feyerliches Schießen nach einer Scheibe, oder nach einem Vogel; ſiehe Schützen-Geſellſchaft.

Frey-Schlächter, ſiehe Frey-Fleiſcher.

Frey-Schöppe, eine Schöppe, d. i. Beyſitzer der ehemaligen Freygerichte in Weſtphalen; ſiehe Frey-Gericht.

Frey-Schürfen, im Bergbaue, das Recht frey und unentgeltlich ſchürfen zu dürfen; ſiehe Schürfen.

Frey-Schuß. 1. Bey feyerlichen Scheiben- oder Vogelſchießen, ein Schuß, für welchen man die gewöhnliche Einlage nicht entrichten darf.

2. Ein ſicherer Schuß, den man nicht verfehlt; in welchem Verſtande dieſes Wort bey den Jägern von einer Art abergläubiger Jägerkünſte gebraucht wird.

Frey-Schutz, Frey-Gerinne; ſiehe unter Gerinne.

Frey-ſprechen, ſiehe Los-geben.

Frey-Staat, ein freyer Niemanden unterworfener Staat. Im engern und gewöhnlichſten Verſtande, eine Republik, zum Unterſchiede von einer Monarchie.

Frey-Stadt, Fr. Ville franche. 1. Eine freye, Niemanden als dem höchſten Landesherrn unmittelbar unterworfene Stadt, in welchem Verſtande dieſes Wort in Ungarn ſehr häufig iſt. Im Deutſchen werden dergleichen Städte gemeiniglich freye Reichs-Städte genannt; obgleich einige ſich viele Mühe gegeben haben, einen Unterſchied unter Frey-Städten oder freyen Städten und freyen Reichs-Städten zu erkünſteln.

2. Eine Stadt, welche zugleich eine Freyſtätte, d. i. ein ſicherer Zufluchtsort für Verbrecher iſt. Dergleichen Freyſtädte gab es bey den ehemaligen Juden. Auch in Dänemark iſt in den neuern Zeiten eine Stadt zu einer ſolchen Frey-Stadt erkläret worden.

Frey-Stätte, Freyung, Gr. und Lat. Aſylum, Fr. Aſile, Aſyle, Lieu de franchiſe, oder ſchlechtweg Franchiſe, Lieu de refuge, eine Stätte, d. i. ein Ort, wohin Uebelthäter und Verbrecher oder Schuldner fliehen, um daſelbſt vor der gewaltſamen Verfolgung der Gerichte, oder der Gläubiger ſicher zu ſeyn. Dergleichen Freyſtätten ſind bey den Alten ſehr gebräuchlich geweſen, zum Theil auch ſehr gemißbraucht worden. Rom iſt durch die vom Romulus daſelbſt eröffnete Freyſtätte zuerſt aufgekommen.

In der römiſchen Kirche waren ehedem die Kirchen, Altäre und Klöſter ſolche Freyſtätten, und in manchen Ländern, wo die römiſch-katholiſche Religion in vollem Schwange geht, ſind ſie es noch.

Die

Die öffentlichen Miniſter haben auch faſt in allen europäiſchen Ländern noch das Recht, in ihren Palläſten und Quartiren, Unglücklichen eine Frey-Stätte zu geben, welche von der Gerichtsbarkeit des Ortes, Schulden oder anderer Urſachen wegen, verfolgt werden. Ein öffentlicher Unterhändler (Miniſter, Geſandter oder Reſident) kann nicht Behutſamkeit genug bey dieſem Vorrechte anwenden. Gebraucht er es, um einen Hauſen Spitzbuben, Böſewichter, oder Umläufer zu ſchützen, ſo iſt ſein Verfahren ſehr tadelnswürdig, und der beleidigte Hof iſt berechtigt, ſich bey ſeinem Herrn darüber zu beklagen. Findet ſich aber eine Gelegenheit, irgend einem unglücklichen Menſchen von ſeinem Volke eine Freyſtätte zu geben, ſo kann er es nicht abſchlagen, noch der Hof ſolches mit guter Art übel nehmen. Es iſt ſo gar nothwendig, daß er wenigſtens einmal während ſeines Aufenthaltes ſein Recht in dieſem Stücke erhärte, und der Verjährung zuvor komme. Die fremden Miniſter in London können einen ſolchen Schutz einer kleinen Anzahl von Schuldnern, die nicht bezahlen können, ertheilen, ohne ihnen einmal Aufenthalt in ihrem Hauſe zu verſtatten, ſondern ſie geben ihnen einen bloßen Schutzbrief, den ſie von den Statsſecretären genehm halten laſſen, welche dafür ſorgen, daß es den Vorgeſetzten der Juſtiz bekannt werde. Allein, es iſt dienlich, daß man die Unterhändler, die ſich an dieſem Hofe befinden, benachrichtige: daß, wenn ſie dieſes Recht zu oft gebrauchen, dieſes eben nicht das rechte Mittel ſey, ſich bey dem Monarchen und bey der Regierung beliebt zu machen, oder ſich einen glücklichen Erfolg in wichtigen Angelegenheiten verſprechen zu können.

Was ein weiſer Unterhändler am meiſten vermeiden muß, iſt, daß er Staatsverbrechern, oder andern Perſonen, die das Intereſſe des Regenten, bey dem er ſteht, verrathen haben, bey ſich keine Freyſtätte erlau-

be. Es giebt kein ſichrers Mittel, ſeinen Character und ſeine Rechte in Gefahr zu ſetzen, ſich Haß und Verachtung zu zuziehen, und ſich zum glücklichen Fortgang in allen Geſchäften ſeiner Unterhandlung untüchtig zu machen. Keiner von den Schriftſtellern, die vom Völkerrechte und von der Staatslehre gehandelt haben, läugnet: daß die Unverletzlichkeit des Pallaſtes eines Geſandten aufhört, wenn er einen Verbrecher der beleidigten Majeſtät zum Schutze dient, und daß der Landesherr ihn mit Gewalt kann herausnehmen laſſen, ohne dem Völkerrechte Zwang anzuthun.

Man hat ein Beyſpiel, aber ein ſehr zweydeutiges und gar nicht gültiges, an der Uneinigkeit zwiſchen England und Spanien über den Herzog von Ripperda geſehen, den die ſpaniſche Regierung d. 25. May 1726 aus dem Pallaſte des Hrn. Stanhope, Abgeſandten von Groß-Britannien, zu Madrit aufheben ließ; wohin dieſer Miniſter ſich geflüchtet hatte, nachdem er den Abſchied vom Könige von Spanien erhalten hatte. Alle Umſtände dieſer Begebenheit findet man in den öffentlichen Nachrichten dieſes Jahrhunderts. Gleichwohl kann man nicht unbemerkt laſſen, daß allen großen Herren in der That daran gelegen iſt, einem öffentlichen Miniſter nicht das Recht des Schutzes für einen Verbrecher der beleidigten Majeſtät zu geben; daß aber das Verfahren des Hofes zu Madrit, in der Sache des Herzogs von Ripperda, äuſerſt unregelmäßig und unverantwortlich geweſen ſey, indem Ripperda nicht eher für einen Verbrecher der beleidigten Majeſtät erklärt worden iſt, als nachdem er ſich in die Stille begeben hatte, und zwar durch einen Rath, der aus ſeinen ärgſten Feinden und aus des Königs Gewiſſensräthen beſtand, und daß ſein ganzes Verbrechen in ſeiner Eingezogenheit ſelbſt beſtanden hat. Wenn aber ein Unterhändler ſich eines Unterthanen des Prinzen, bey dem er lebt, bedient hat, um zu ſeinen Abſichten zu gelangen, und die Untreue dieſes Unterthanen bekannt würde, und ihn in Gefahr ſetzte, in Verhaft gezogen zu werden: ſo verlangt die Staatskunſt, daß der Unterhändler ihn in ſein Haus nehme, ſich ſeiner Schriften und alles deſſen bemächtige, was ihre Verbindnng anzeigen könnte, und ihn entwiſchen laſſe, oder ſo lange, als möglich, beſchütze, ohne daß er dabey Gefahr läuft, ſeinen Character und die Ehre ſeines Herrn auf das Spiel zu ſetzen.

Freyherrn von Bielfeld Lehrbegriff der Staatskunſt, 2. Th. Bresl. und Lpz. 1777, gr. 8. S. 408. fgg.

Ob gleich die Freyheit, welche in römiſch = katholiſchen Landen die Klöſter haben, Verbrecher aufzunehmen, einem großen Mißbrauche unterworfen iſt: ſo wäre es, meines Erachtens, doch gut, gewiſſe Frey-Stätten zu verordnen, dahin ein Menſch flüchten könnte, der das Unglück gehabt hat, Jemanden tödlich zu beſchädigen, oder durch Verſehen einen Brandſchaden oder anderes Unglück zu veranlaſſen; daſelbſt müßte er bleiben, und ohne Gefängniß ſeine Sache ausführen. Denn die Unterobrigkeiten fahren zuweilen etwas zu ſchnell zu; daher flüchten ſolche Leute außer Landes, und die Freunde ſchicken ihnen Geld in andere Länder nach; dadurch gehen ſie dann zu Grunde, weil ſie nicht ſicher erſcheinen können. Ein freyes ſicheres Geleit (Salvus conductus) auszuwirken, hält theils ſchwer, und iſt koſtbar; theils weiß der zehnte Mann vom gemeinen Stande hievon nichts; und da er gemeiniglich von Steckbrieſen verfolgt wird, darf er ſich Niemanden entdecken. Indeſſen liegt ſeine Hauswirthſchaft danieder: die Obrigkeit greift zu, und die Familie iſt ruinirt. Nicht zu gedenken, daß ein ſolcher Unglücklicher oft, wenn er ohne Hülfe und verlaſſen herum ſchweift, nun ein Landſtreicher und Räuber wird; da er hingegen aus einer Freyſtätte in ſeinem Vaterlande gar bald ſeine Unſchuld darthun, ſeine Sache ausführen, zu den Seinigen zurück kehren, und ſich ferner ehrlich nähren könnte.

* * *

In weiterm Verſtande wird ein jeder Ort, wo man Schutz und Sicherheit findet, eine Frey = Stätte genannt. Dieſer Wald, dieſe Höhle ſoll mir zur Frey-Stätte dienen. Alle Unterdrückte flohen zu ihm, als zu ihrer Frey = Stätte.

Frey = Stuhl, ſiehe Frey = Gericht.

Frey = Stunde, eine Stunde, da man von den gewöhnlichen Arbeiten frey iſt.

Frey=Tag, (*) L. Dies Veneris, Fr. Vendredi, der ſechſte Tag in der Woche; welcher bey den Römern der Liebesgöttin Venus, und bey den Semnonen einem alten deutſchen Volke, der Frea oder Friga, der Venus der mitternächtigen Völker, gewidmet geweſen iſt, und daher beyderſeits ſeinen Namen bekommen hat.

Die Frea oder Friga, eine Göttin der alten Sachſen, und anderer nördlichen Völker, Gemahlin des Gottes Wodan, und Beſchützerin der öffentlichen Freyheit, wird als eine nackete Frau abgebildet, mit einem Myrtenkranze auf dem Haupte, einer Kugel in der rechten Hand, drey goldenen Aepfeln in der linken; und in ihrem Gefolge die Grazien in einem mit Schwänen beſpannten Wagen. So wurde ſie zu Magdeburg gefunden, wo ſie, auf Befehl des Druſus Nero, als die nordiſche Venus verehrt wurde.

Die Türken und alle Muhamedaner feyern dieſen Tag, wie die Chriſten den Sonntag. In der römiſchen und griechiſchen Kirche iſt er ein Faſttag, an welchem Fleiſch zu eſſen verboten iſt.

Der ſtille Freytag oder Char=Freytag, der Freytag in der Charwoche, der Freytag vor Oſtern, der Todestag Chriſti. Ehedem wurde er auch der gute Freytag genannt.

Im vorigen Jahrhunderte ließen die Fürſten zu Liegnitz eine in Geſtalt eines Dreyers geprägte Münze am Charfreytage den Armen austheilen, welche daher auch Almoſen=Pfennig oder Almoſen=Gröſchel, und in der gemeinen Mundart gutes Freytags=Gröſchel genannt wurde.

Frey=Tiſch, Fr. Table franche, 1. Die unentgeltliche Koſt, die man bey Jemanden genießt. den Freytiſch bey Jemanden haben, alle Tage unentgeltlich bey ihm ſpeiſen. Einem den Freytiſch geben.

2. Eine öffentliche Anſtalt, wo bedürftige Leute umſonſt geſpeiſet werden, beſonders auf Schulen und Uni=

(*) Der Name dieſes Tages lautet bey dem Ottfried Friadag, im Tatian Frigetag, im Angelſ. Frigedag, im Holländ. Vrydagh, im Niederſ. Frijdag, im Dän. Fredag, im Schwed. Fredag, im Engl. Friday.

Univerſitäten, und diejenigen ſelbſt, welche auf dieſe Art den Tiſch frey haben.

Churbraunſchweigiſches vorläufiges Reglement für die Freytiſche zu Göttingen, d. d. 14. Oct. 1734, ſt. in den Braunſchw. Calenb. Ordn. Cap. 1, S. 735.

Leges der Freytiſche, eb. daſ. S. 745.

Reſcript wegen Aufführung derer, ſo die Freytiſche genießen, d. d. 29. Febr. 1736, eb. daſ. S. 779.

Königl. preußiſche Verordnung wegen der Collecten zu den Freytiſchen in Halle, d. d. 15. May 1704, ſt. in Mylii Corp. Conſt. Magd. Th. 1, S. 135.

Mandat, betreffend die Anlegung mehrerer Freytiſche, und wie es mit den Quartalcollecten zu halten ſey, d. d. 31. Aug. 1704. eb. daſ. S. 136.

Frey-Treppe, ſiehe unter Treppe.

Frey-Waibel, in der Schweitz eine obrigkeitliche Perſon auf dem Lande, ſo auf den Amtmann folgt. Siehe Waibel.

Frey-Waſſer, ſiehe unter Waſſer.

Frey-Werber, derjenige, welcher eine Perſon zu verheurathen ſucht, ihr eine Braut, oder einen Bräutigam zu verſchaffen bemühet iſt; ein Braut-Werber, in den gemeinen Mundarten ein **Freyersmann**, im Osnabrück. Dögenomann.

Frey ſtammt in dieſer Bedeutung unmittelbar von freyen, heurathen, ab, wovon Frije im Niederſ. die Freyth bedeutet.

Frey-williges Geſchenk, Don gratuit; ſiehe Th. IX, S. 373, f.

Frey-Zettel. 1. Ein Zettel, worin man Freyheit von gewiſſen Abgaben oder Zwangspflichten erhält. Inſonderheit eine Art von Fracht- oder Paſſirzetteln, welche entweder wegen der von Bezahlung der ſonſt ſchuldigen Gebühren, als: Zoll, Licent, Geleite, Acciſe ꝛc. befreyeten Güter und Sachen, oder von den an einem Orte bloß durchgehenden Waaren ertheilt werden; Fr. Acquit à caution de tranſit.

2. Im Bergbaue, ein Zettel, welchen der Receßſchreiber zum Beweiſe giebt, daß eine Zeche wegen des

un-

unterlaſſenen Receßgeldes frey und verlaſſen geworden iſt.

Frey-Zins, ſiehe **Frey-Pfennig**.

Freyburger Bier, ſiehe Th. V, S. 22.

1. **Freyen**, (*) frey machen, beſonders von gewiſſen Verbindlichkeiten und Laſten frey ſprechen, mit Freyheiten begaben. Eine *gefreyete Manufactur*, privilegirte, im Oberdeutſchen. Im Hochdeutſchen iſt dieſes Zeitwort veraltet, ſeitdem befreyen üblicher geworden iſt. Nur das Mittelwort, ein *Gefreyter* oder der *Gefreyte*, iſt noch im Soldatenweſen üblich, einen gemeinen Soldaten auf den Wachen zu bezeichnen, der von dem Schildwach ſtehen befreyet iſt, aber dafür die andern Schildwachen aufführt, patrouillirt u. ſ. f.

Daher die *Freyung*, ſo noch in einigen Gegenden ſowohl von der Handlung des Befreyens, als auch und zwar am häufigſten von einem befreyeten Orte üblich iſt. So bedeutet dieſes Wort an einigen Orten noch eine Freyſtätte, ſ. oben, S. 86; imgleichen eine von der ordentlichen Gerichtsbarkeit befreyete Gegend. Daher das **Freyungs-Recht**, Jus aſyli, das Recht, eine ſolche Freyſtätte zu haben; die **Freyungs-Gränze**, ihre Gränze; der **Freyungs-Stein**, der Gränzſtein einer ſolchen Freyung u. ſ. f. Siehe Freyheit IV.

2. **Freyen**, (**) ſo nur in den niedrigen Sprecharten üblich iſt. 1. Sich ehelich um eine Perſon bewerben, ſie lieben und zu heurathen ſuchen. *Um ein Mädchen freyen.*

(*) Im Niederſ. ehedem frijen, bey den ſchwäbiſchen Dichtern frigan, im Angelſ. frian, im Engl. free.

(**) Freyen, Niederſ. frijen, Schwed. fria, Dän. frie, iſt in beyden Bedeutungen nur den gemeinen und beſonders niederſächſiſchen Mundarten eigen, daher es auch in dem 1523 zu Baſel nachgedruckten Teſtamente Lutheri als ein unbekanntes Wort durch weyben, eelich werden, erklärt wird. Es iſt das alte gothiſche frigon, lieben, von welchem noch das Mittelwort Freund, in Geſtalt eines Hauptwortes üblich iſt. Ehedem hatte man von dieſem Worte auch die Frie, für die Ehe, und Fridil für einen verlobten Bräutigam. Siehe Freyth.

freyen. Selten, doch zuweilen auch von dem weiblichen Geſchlechte. Das Mädchen hat lange um ihn gefreyet. Zwey Perſonen freyen ſich mit einander, wenn ſie ſich lieben, in der Abſicht ſich zu heurathen. Nach Geld freyen, eine reiche Perſon zu ſeinem Gatten ſuchen. Figürlich im gem. Leben auch um ein Amt freyen, ſich um daſſelbe bewerben.

2. Heurathen. Eine Perſon freyen. In ein Geſchlecht freyen. In der deutſchen Bibel kömmt es in dieſem Verſtande ſehr häufig vor.

Freyer, (*) gleichfalls nur in den gemeinen Sprecharten, eine Mannsperſon, welche eine weibliche Perſon zu heurathen ſucht, ſich ehelich um ſie bewirbt; ein Bräutigam vor dem Verlöbniß, der auch wohl ein Freyers-Mann genannt wird. Sie hat viele Freyer. Freyers Gedanken haben, auf Freyers Füßen gehen, Willens ſeyn, ſich zu verheurathen.

Daher die Freyerey, die Bemühung eines Freyers. Die Freyth. Auf die Freyerey gehen. Niederſ. Frijerije.

Freyers-Mann, in den gemeinen Sprecharten, beſonders Nieder-Sachſens. 1. Ein Freyer. Siehe den vorhergehenden Artikel.

2. Der eine andere Perſon zu verheurathen bemühet iſt, in ihrem Namen um eine Perſon anhält; der Frey-Werber, Braut-Werber.

Freyheit, L. Libertas, Fr. Liberté. I. der Zuſtand, da eine Perſon oder Sache frey iſt.

1. In der weiteſten Bedeutung, der Zuſtand der Abweſenheit gewiſſer Arten des Zwanges und der Einſchränkung, welche alsdann das Vorwort von bekommen. Die Freyheit von Sorgen, von Geſchäften, von Schulden, von dem Geſetze u. ſ. f.

2. In

(*) Niederſ. Frijer, Dän. Frier, Böhmiſch Fregjr, ein Liebhaber, Fregjrka, eine Liebſte, Freg, die Göttin der Liebe, Poln. Freyercz.

2. In engerm Verſtande, wo es, ſo wie das Bey- und Nebenwort frey abſolute und mit Auslaſſung der Einſchränkung von der Abweſenheit aller Arten des Zwanges und der Einſchränkung gebraucht wird. 1) Im phyſiſchen Verſtande, der Zuſtand, da eine Perſon oder Sache von demjenigen frey iſt, was deſſen Bewegung hindert oder einſchränkt. Einem Gefangenen die Freyheit ſchenken. Ein Thier, einen Gefangenen in Freyheit ſetzen. Sich in Freyheit ſetzen, entwiſchen, entkommen. Jedes Thier liebt, ſucht die Freyheit. Die Freyheit des Pinſels, wenn derſelbe mit einer leichten Dreiſtigkeit geführt wird. 2) Im bürgerlichen und gemeinſchaftlichen Verſtande, in den mehreſten, der bey dem Worte frey angeführten Fällen. Die natürliche Freyheit, derjenige Zuſtand, in welchem der Menſch in ſeinen Handlungen von keinem andern abhängt. Einem Leibeigenen die Freyheit ſchenken. Die Freyheit einer Republik. In der Freiheit leben. Die Freyheit eines Hafens, einer Meſſe einſchränken. 3) Im moraliſchen Verſtande, das Vermögen, zu thun, was man will, oder das Vermögen, unter zwey möglichen Dingen dasjenige zu wählen, was uns am beſten gefällt. Er hat ſeine Freyheit.

II. Das Recht, in einzelnen Fällen an gewiſſe Einſchränkungen nicht gebunden zu ſeyn, ſo wohl im phyſiſchen, als bürgerlichen, geſellſchaftlichen und ſittlichen Verſtande. Einem Gefangenen mehrere Freyheiten verſtatten. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen zu ſagen, daß u. ſ. f. Im politiſchen Verſtande ſind Freyheiten, welche man auch mit einem lateiniſchen Namen Privilegia zu nennen pflegt, Rechte, wodurch der Oberherr die Gleichheit der bürgerlichen Rechte zum Beſten eines oder mehrerer aufhebet. Eine Stadt, eine Meſſe, ein Haus, eine Fabrik mit Freyheiten begnädigen. Mit allergnädigſter oder gnädigſter

digſter Freyheit, lieſet man mehrmals auf privilegirten Büchern. Siehe Privilegium. Bau-Freyheiten, Brand-Freyheiten, u. ſ. f. Nachlaß an Steuern und Gaben wegen eines Baues, oder wegen eines erlittenen Brandes.

Von der Freyheit des Kaufhandels, ſiehe Handels-Freyheit.

III Eine freye Handlung, eine Handlung, wodurch die vorgeſchriebenen oder eingeführten Schranken überſchritten werden; am häufigſten im nachtheiligen Verſtande. In einem Gemälde befinden ſich große Freyheiten, wenn die Regeln der Kunſt überſchritten worden ſind.

IV. Ein befreyeter, d. i. mit Freyheiten oder Privilegiis begabter Ort, in welchem Verſtande dieſes Wort noch in verſchiedenen Gegenden üblich iſt; L. Immunitas, Fr. Franchiſe. In Weſtphalen werden Flecken oder Marktflecken, d. i. große mit gewiſſen Gerechtſamen begabte Dörfer mehrmals Freyheiten genannt. In andern Gegenden führen dieſen Namen gewiſſe Häuſer und Straßen, welche von manchen bürgerlichen Laſten und Einſchränkungen befreyet ſind. Dergleichen iſt die Dom- und Herren-Freyheit zu Naumburg, welche unter dem Domſtifte ſteht. Siehe auch Frey-Haus und Frey-Stätte.

Freyheits-Brief, ein Brief, d. i. Urkunde, worin Jemanden gewiſſe Freyheiten von dem Landesherrn ertheilet werden; ein Privilegium. Siehe Frey-Brief und Privilegium.

Freyinn, in einigen Gegenden, beſonders Ober-Deutſchlandes, eine adeliche Perſon von freyherrlichem Geſchlechte, ſie ſey verheurathet oder nicht, eine Baroneſſe. Siehe Frey-Frau und Frey-Herr.

Freyſam, ſiehe Fraißam.

Freyth, ein nur in den gemeinen Mundarten übliches Wort. 1. Für Freyheit, in welchem Verſtande es noch

noch zuweilen in dem zuſammen geſetzten Freythof gehöret wird.

2. Die Heyrath. Auf die Freyth gehen, zu heurathen ſuchen.

In dieſer letzten Bedeutung ſtammt es von freyen, heurathen her, und wird von den Hochdeutſchen bald Freyd, bald Freye, bald Freyde, bald Freihte, bald noch anders geſchrieben. Im Niederſ. iſt ſowohl Frije als Frijte üblich.

Freyth-Hof, ſiehe Frey-Hof.

Freyung, ſiehe oben, S. 92.

Friande, eine Tulpenſorte; ſiehe unter Tulpe.

Friandiſe-Handel, (aus dem Franz. Friandiſes, Näſchereyen, Leckereyen, Schleckereyen, allerhand Naſchwerk, inſonderheit Zuckerwerk und Gebackenes,) heißt derjenige Handel, der mit allerley Delicateſſen, Naſchwaaren oder andern Leckerbischen, als: hamburger geräuchertem Fleiſche, bologneſer und Cervelatwürſten, neuen Häringen, Stockfiſchen, geräuchertem Lachſe, Schollen, Platteiſſen, Bücklingen, Sardellen, Sprotten, Caviar, Auſtern, Muſcheln, Neunaugen; engliſchem, ſchwediſchem, danziger und holländiſchem Süßemilch- und Kümmelkäſe, Kaſtanien, Citronen, Limonien, ſüßen und bittern Pomeranzen, Granaten, Oliven, Kapern; provenzer, gardſer und genueſer Oehl; trockenen und feuchten Confituren; Eau des Carmes, Roſſolis und andern Liqueurs, ausländiſchen, inſonderheit ſüßen Weinen ꝛc. getrieben wird, welche Waaren insgeſamt daher Friandiſe-Waaren genannt werden. Dieſer Handel wird bey uns mehrentheils nur von den Italiänern, und theils Franzoſen, jedoch auch einigen Deutſchen, in Hamburg und Amſterdam aber auch von den ſo genannten Limonienweibern getrieben.

Fribuſt, ſiehe Flibuſt.

Fricandeau, Fr. Fricandeau, ein Gericht von geſpickten und in ihrer eigenen Brühe gedämpften Schnitten

Kalbfleiſch. (*) Man nimmt dazu eine Kalbskeule, und ſchneidet dünne Stückchen, woran jedoch keine Flechſen oder Haut ſeyn dürfen, klopfet dieſes Fleiſch mit einem Meſſerrücken fein zart; hernach ſchneidet man Speck, wie zum Rebhühnerſpicken, ſpicket das Fleiſch damit, und leget es auf eine Schüſſel oder Spickbret. Alsdann ſetzt man eine Caſſerolle mit Butter auf das Feuer, leget das geſpickte Fleiſch darein, und läßt es eine ziemliche Weile darauf ſtehen, ſo wird ſich viel Brühe zeigen. Dieſe ſeihet man herab auf eine Schüſſel; thut zu dem Fleiſche ein Paar ganze Zwiebeln, Ingber, Muskatenblüthen, ein wenig Thymian, Lorbeerblätter, Citronenſchalen, nebſt etwas Salz, und läßt es ferner dämpfen; hernach gießt man Wein und gute Brühe daran, und läßt es alſo kochen, ſtreuet auch ein wenig geriebene Semmel daran, oder gießt fertige Brühe darauf, und läßt es noch ein wenig kochen. Wenn man nun bald anrichten will, läßt man die abgeſeihete Brühe darein laufen, und drückt Citronſaft darüber her. Dieſes geſpickte Kalbfleiſch wird auch zu Grenades gebraucht, wovon an ſeinem Orte.

Man macht auch Fricandeau von Tauben, Fr. des fricandeaux de pigeonneaux, d. i. junge Tauben, deren jede in zwo Hälften geſchnitten worden iſt, und womit übrigens, wie mit dem Kalbsfricandeau verfahren wird. Auch hat man Störfricandeau, Fr. des fricandeaux d'eſturgeon, von zerſtückten und geſpickten Stör.

Die Zubereitung der geſpickten Fricandeaux mit grünen Erbſen, mit Blumenkohl, mit Spinat, mit Sauerampfer, mit Eyern und Aepfeln ꝛc. lehrt das neueſte Handbuch für junges Frauenzimmer, 2. Th. Hamb. 1774, 8. S. 152, fgg.

Fri-

(*) Im Franzöſiſchen heißt eigentlich jede ſolche Schnitte un fricandeau, das daraus beſtehende Gericht aber wird im Plural ausgedruckt. Wenn alſo der Deutſche ſagt: man ſetzte uns ein Fricandeau vor, ſo ſagt der Franzoſe im Plurali: on nous ſervit *des fricandeaux*.

..RISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Fricandellen, Fr. Fricandelles, nennt man, in der Kochkunſt, ein in Butter gebackenes Gehäcke aus Kalbfleiſch, Semmel, Speck u. ſ. w. welches in Geſtalt kleiner Würſte, oder auch in anderer Form zuſammen gerollt iſt. Sie werden zuweilen mit Stücken von Kälbernetz überzogen, und alsdann Netz-Würſtchen genannt.

Die ganze Zubereitung der Fricandellen iſt folgende. Man bratet eine Kalbskeule ab, thut hernach alle Haut herunter, und ſchneidet nur das derbe Fleiſch mit einem Schneidemeſſer ganz klein, ſtößt es in einem Mörſer, thut zuvor in Milch geweichte Semmel darein, ferner ein Stückchen Butter, Muskatenblüthen, 4 Eyerdotter, ein ganzes Ey, ein wenig klein geſchnittene Zwiebeln und Salz, und reibet dieſes alles wohl unter einander, thut es wieder heraus, ſchneidet friſchen Speck ganz kleinwürfelicht, und rührt denſelben auch darunter. Hierauf nimmt man Kälbernetze, ſchneidet ſie ſtückweiſe, ſo groß als die Würſtchen werden ſollen, leget auf die geſchnittenen Stücke Netze etwa 2 Finger ſtark von der gemachten Farße, und rollet ſie zuſammen; beſtreicht auch eine Tortenpfanne mit Butter, leget die Würſte darein, und ſetzt ſie in den Backofen. Wenn ſolche nun fein gelbbraun gebacken ſind, kann man ſie auf eine Schüſſel anrichten.

Will man eine Sardellenſoße dazu machen, ſo nimmt man 3 bis 4 Eyerdotter, thut dieſe in ein Töpfchen, gießt ein wenig Coulis oder ſonſt gute Brühe darüber, imgleichen ein wenig Wein und Citronenſaft, und querlt dieſes zuſammen an einem Kohlfeuer, bis es dick zu werden anfängt. Endlich gießt man von dem Fette, worin die Würſtchen gelegen und gebraten haben, auch hinein, ſchüttet dieſe Brühe in eine Schüſſel, ſprenget vom vorigen Fette etwas darüber, richtet die Würſtchen auf den Schüſſelrand herum an, und garnirt ſie mit Citronen oder Blumenwerke. Dieſe Würſtchen können auf mancherley Art, als Beylagen, zu Erbſen, Bohnen, Braunkohl ꝛc. gebraucht werden.

Man bereitet auch Fricandellen von Kalbsleber, Lungen, rohem Schweinfleiſche, Hammelfleiſche ꝛc. nur muß man wiſſen, was man gelinde oder hart machen ſoll. Daher ſind bey ſolchen Würſtchen die Eyer zu menagiren; auch darf man nicht viel geriebene Semmel dazu brauchen; Nierentalg aber und eingeweichte Semmel

mel ſind am dienlichſten. Den Geſchmack zu verändern, füget man Citronen, Sardellen, Zwiebeln u. d. gl. mit bey; viele thun auch ein ziemlich Theil Cardamomen dazu.

Fricaſſee, Fr. Fricaſſée, nennt man, in der Kochkunſt, ein Eſſen von eingeſchnittenem Fleiſche, oder in Stücken zerſchnittenem Geſlügel, Wildbret ꝛc. welches man in einer Caſſerolle in Butter hat abſchwitzen laſſen, und hernach in einer kräftigen Fleiſchbrühe mit allerley Zuthaten gekocht hat. Daher fricaſſiren, Fr. fricaſſer, in Stücken zerſchnittenes Fleiſch oder Fiſche, Eyer ꝛc. in einer Pfanne oder Caſſerolle röſten, prägeln, oder braten.

Man nimmt z. B. Kalbfleiſch, junge Hühner, oder Tauben, ſchneidet die Hühner oder Tauben in 4 Theile, das Kalbfleiſch aber in kleine Stückchen. Hernach läßt man beydes aufwallen, leget es alsdann trocken aus, nimmt ein gut Theil Butter, läßt ſie in einer Caſſerolle gelb werden, leget das Fleiſch nebſt einem Bündchen ganzer Peterſilie, und ſo viel Thymian, und eine ganze Zwiebel darein, bindet dieſes mit einem Zwirnfaden zuſammen, deckt es mit einer Stürze zu, und läßt es, bis das Fleiſch gar iſt, auf Kohlen mit einander kochen. Alsdann gießt man ein wenig Fleiſchbrühe dazu, nimmt etliche Eyerdotter, ſchlägt ſie in ein Töpfchen, und querlt es ſcharf, gießt einen Löffel voll Eſſig, und etwas Brühe von dem zugerichteten Fleiſche dazu, nimmt eine Citrone, reibet die Schale davon ab, drückt den Saft daran, und thut auch etwas Muskatenblumen dazu. Hierauf ſchüttet man ein wenig Zucker und eine Meſſerſpitze Mehl hinzu, läßt es von fern abkochen, ſchlägt, wenn es noch nicht dick genug iſt, ein Paar Eyerdotter daran, doch muß es ſich nicht backen, und endlich thut man ein wenig klein geſchnittene Peterſilie dazu. Alsdann richtet man es an, gießt die Brühe darüber, beleget es mit Citronenſcheibchen, beſtreuet es mit Muskatenblumen und kleiner Peterſilie, und gießt aus der Caſſerolle etwas gelbe Butter darüber.

Wie von allen kalten Braten eine Fricaſſee zu machen ſey, beſchreibt das Handbuch für junge Frauenzimmer, a. ang. O. S. 146, f.

Man bereitet auch Fricaſſeen von allerley Wurzelwerk, Gurken ꝛc. wovon an ſeinem Orte Erwähnung geſchieht.

Friche, die Brache, der Brachacker, das Brachfeld; ſiehe Th. VI, S. 303.

Friction, ſiehe Reiben.

Fried-Hag, Fried-Zaun, ſiehe unter Hag.

Fried-Hof, ſiehe Frey-Hof.

Fried-Pfahl, ein noch in einigen Gegenden übliches Wort, den Gränzpfahl einer Gerichtsbarkeit zu bezeichnen, der zuweilen auch eine Fried-Säule genannt wird.

Fried-Säule, noch in einigen Gegenden Oberdeutſchlandes, die Gränzſäule einer Gerichtsbarkeit oder eines Burgfriedens.

An einigen Orten führt auch ein bloßer Wegweiſer dieſen Namen, vermuthlich, weil man ehedem dergleichen Gränzſäulen auch zu Wegweiſern gebrauchte.

Fried-Schatz, ſiehe Friede-Pfennig.

Fried-Thor, } ſiehe unter Hag.
Fried-Zaun, }

Friede oder Frieden, L. Pax, Fr. Paix, ein Wort, welches überhaupt alle Arten der Ruhe und Sicherheit bezeichnet.

1. Im eigentlichen Verſtande. 1) Oeffentliche Ruhe und Sicherheit in der bürgerlichen Geſellſchaft, Sicherheit für ſeine Perſon und ruhiger Beſitz ſeines Eigenthumes, der Zuſtand, da keiner den andern öffentlich beleidiget; in welchem jetzt gröſtentheils veralteten Verſtande dieſes Wort bey dem ehemaligen Fauſtrechte ſehr üblich war. Daher noch die in den Schriften der damaligen Zeiten üblichen Ausdrücke, Frieden wirken, die öffentliche Ruhe herſtellen, Frieden und Geleit geben, ſicheres Geleit geben; Jemanden in ſeinen Frieden nehmen, in ſeinen Schutz. Imgleichen die Zuſammenſetzungen Land-Frieden, Friedensbruch, Friedens-Richter, Friede-Gebot, u. ſ. f. Noch jetzt ſagt man im

im gem. Leben, Frieden vor einem haben, Jemanden in Frieden laſſen, ihn nicht beunruhigen; ich werde mir Friede zu verſchaffen ſuchen, d. i. Ruhe, Sicherheit; laß mich mit Frieden, oder laß mich zufrieden, beunruhige mich nicht; man hat nicht länger Frieden, als der Nachbar will; er will nicht Frieden halten u. ſ. f. In der deutſchen Bibel kömmt es in dieſer Bedeutung noch ſehr häufig vor. Auch die Sicherheit einzeler Oerter, nach welcher ſie vor aller Gewaltthätigkeit geſichert waren, führte ehedem dieſen Namen, daher die Zuſammenſetzungen Burg-Friede die unverletzliche Sicherheit der Bürge oder Palläſte, Kirchen-Friede, die Sicherheit der Kirchen, Ding-Friede, der Gerichtsſtätten u. ſ. f. 2) Abweſenheit der gewaltthätigen Uneinigkeit, äußere Einigkeit, ſowohl (a) überhaupt, im Gegenſatze des Zankes, Streites. Frieden mit einem haben. Im Frieden mit ſeinen Nachbarn leben. Den Frieden (die Einigkeit) im Hauſe ſtören. Frieden unter ſtreitenden Parteyen ſtiften. Frieden gebieten. Zum Frieden rathen. Friede und Einigkeit iſt der Name eines Bieres, welches in Kyritz gebrauet wird. (b) In engerm Verſtande, Abweſenheit des gewaltſamen Streites zwiſchen ganzen Staaten, im Gegenſatze des Krieges. Wir haben Friede, leben im Frieden. Friede ernähret, Unfriede verzehret. Den Frieden brechen. Beſonders die Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe zwiſchen Staaten nach vorher gegangenem Kriege, und der Vertrag, vermittelſt deſſen ſolches geſchieht. Frieden ſchließen. Der Friede iſt zwar ſchon geſchloſſen, aber noch nicht unterſchrieben.

2. Figürlich, Ruhe des Gemüthes, Abweſenheit aller heftigen und unangenehmen Empfindungen. Der ſüße Frieden, den man im Schooße ſeiner Familie genießet.

Frieden wirken, heißt inſonderheit bey dem Salzwerke zu Halle, wenn der Salzgraf den Thalleuten bey

ihrem Pfingſtbiere, auch ordentlich alle Jahre, des Tages vor dem Weihnachtsfeſte, in der Obrigkeit Namen, gebietet, daß ſich Niemand zanken, raufen, ſchlagen, oder andern Unfug treiben ſoll; welches am letzt erwähnten Tage mit einigen beſondern Cerimonien im Thale an dem Deutſchbrunnen verrichtet wird.

Friede, (Haus-) ſiehe in H.

Friede-Gebot, noch in den Gerichten einiger Gegenden, ein Befehl Frieden zu halten, d. i. von Beleidigungen in Worten und Werken gegen andere abzuſtehen. Es gehört dieſes mit zu dem an einigen Orten gewöhnlichen Kirchweihſchutze, und wird durch den Gerichtsdiener oder Amtsknecht vor den Wirthshäuſern, oder unter der Linde, oder auf der Gemeine nach geendigtem Gottesdienſte an den hiezu gewidmeten Oertern, ausgerufen.

Sonſt wird das Friede-Gebot auch bey den Handwerkszünften und Innungen beobachtet, und es damit gemeiniglich alſo gehalten. Wenn in den Zünften und Zuſammenkünften der Handwerksleute Streit und Zank oder Unfriede entſteht, ſo ſind der Obermeiſter und die Aelteſten durch die Artikel mehrentheils befugt, Friede zu gebieten, oder daß ſie Friede halten, in ihren Worten und Werken von Beleidigungen abſtehen, und von ihren unterſchiedenen Meinungen und Verlangen ohne ſolche Beleidigung handeln, oder aber vor dem Richter ihre Sache rechtlicher Art nach ausmachen, oder ſich dem Ausſpruche des Handwerkes, wenn die Sache dahin gehört, unterwerfen ſollen. Ja, es geſchieht auch dergleichen Friedegebot öfters von der Obrigkeit, wenn ſtreitende Handwerksleute bey ihren ſtreitigen Rechten ſich unter einander noch dazu mit Worten oder Werken zu beleidigen anfangen, und man mit ihnen gelinde verfahren, die Injurien nicht gleich unterſuchen und beſtrafen, ſondern die erhitzten Gemüther erſt nochmals warnen will. Und eben dieſe Erhitzung, darein ſtreitende

de Parteyen leicht aus menſchlicher Schwachheit verfallen können, iſt auch der billige Grund dieſer Friedegebote, ſonderlich, da man die Handwerksleute, ſo viel möglich, menagiren, und nicht immer mit Strafen verfolgen, ſondern vielmehr die Verbrechen durch Warnen und Abmahnen vorher zu verhindern ſuchen ſoll, wenn man nach dem eigentlichen Geiſte der Polizey verfahren will.

Friede-Kauf, in den Rechten einiger Gegenden, ein Kauf, da etwas in Bauſch und Bogen zur Erhaltung des Friedens, oder zur Vermeidung eines Proceſſes, gekauft wird. Imgleichen die Handlung, da man, um einen Proceß los zu werden, etwas giebt, oder von ſeinen Gerechtſamen nachläßt.

Friede-Pfennig. 1. An einigen Orten eine Benennung des Weinkaufes, weil dadurch der Friede, oder ruhige Beſitz eines Eigenthumes gleichſam erkauft wird; daher derſelbe auch Friede-Schilling, imgleichen Friede-Wein heißt. Siehe Wein-Kauf.

2. An andern Orten, z. B. bey den Frieſen, ein jährliches Geld, womit ſie ſich öffentliche Sicherheit und ſicheres Geleit von der Obrigkeit erkaufen, und welches an andern Orten, z. B. in der Grafſchaft Oettingen Friede-Schatz genannt wurde.

Friede-Schatz, **Friede-Schilling**, **Friede-Wein**, } ſiehe den vorhergehenden Artikel.

Friedens-Richter, obrigkeitliche Perſonen in England, welche auf die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in den ihnen untergeordneten Diſtricten zu ſehen, und die Uebertreter in Verhaft zu nehmen haben; Juſtice of peace. Sie kommen alle drey Monate in die Hauptſtadt einer jeden Grafſchaft.

Friedens-Tag. 1. Derjenige Tag, an welchem der Friede zwiſchen freyen Staaten geſchloſſen, oder an welchem das Andenken eines geſchloſſenen Friedens gefeyert wird.

 2. Bey

2. Bey den Handwerksgeſellen, derjenige Tag, an welchem ſie ihre feyerliche Zuſammenkünfte halten, weil ſolche zur Erhaltung der guten Einigkeit unter ihnen eingeführet worden ſind.

Friedrich d'Or, heißt diejenige Goldmünze, welche Se. Majeſtät, der vor regierende König von Preußen, **Friedrich der Große** in Dero Landen ſchlagen laſſen. Es ſind dieſelben zu 21 Karat 9 Grän ausgemünzt; und es enthalten 35 Stück derſelben eine Mark cölniſchen Gewichtes. Man hat doppelte zu 10, ganze zu 5 Rthlr., und halbe zu 2½ Rthlr. Sie ſind, wie das Silbergeld, mit Buchſtaben bezeichnet, woraus man erkennen kann, in welcher Münzſtadt ſie geſchlagen ſind. Die gerändelten werden ungewogen genommen.

Reſcript wegen verbotener Annehmung und Ausgebung der beſchnittenen, abgefeilten und nicht mehr gerändelten Friedrichs d'or, d. d. Berl. d. 18. May 1769, ſt. in der Edictenſamml. v. J. 1769, No. 38.

Es giebt falſche **Fridrichs d'Or**, mit der Jahrzahl 1751, und dem Buchſtaben B; imgl. mit der Jahrzahl 1752, und dem Buchſtaben A, deren Kennzeichen in No. 29 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 284, angegeben werden.

Frieren, (*) L. frigere, Fr. geler. Dieſes Wort wird in doppelter Geſtalt gebraucht. 1. Mit dem Hülfsworte haben. 1. Froſt empfinden. *Wir haben die ganze Nacht gefroren.* Noch häufiger und vielleicht am richtigſten, als ein Impersonale. *Mich friert* oder

es

(*) Im Niederſ. lautet dieſes Wort freren, und im Iſländ. frira, womit auch das Lat. frigere und rigere, überein kömmt. In verſchiedenen gemeinen deutſchen Mundarten und verwandten Sprachen findet ſich ſtatt des r ein ſ, wie in dem Steyermärk. frieſen, bey dem Notker friuſen, im Niederſ. freſen, im Dän. fryſe, im Schwed. fryſa, im Angelſ. fryſan, im Engl. freeze, da es nicht allein Kälte empfinden, ſondern auch die Wirkung dieſer Empfindung, Schauer, imgleichen Furcht, Angſt, u. ſ. f. bedeutete, wie aus dem Oberd. Fraiſch, Fraiſam, und andern, erhellet. Das Griech. φρισσω, horreo, gehört gleichfalls zu deſſen Geſchlechte.

es friert mich. Es hat uns heftig gefroren. Es friert mich an den Händen, an den Füßen, d. i. ich empfinde Froſt an den Händen, an den Füßen. 2) Zum Gefrieren bringen, d. i. in Eis verwandeln, von der Witterung, als ein Imperſonale. Es hat dieſe Nacht Eis gefroren, das Waſſer iſt vor Kälte in Eis verwandelt worden, Fr. il a gelé à glace la nuit paſſée. Imgleichen abſolute: Es wird dieſe Nacht frieren. In Island friert es ſtark. Siehe Gefrieren, welches von einigen gleichfalls in dieſer Bedeutung gebraucht wird.

2. Mit dem Hülfsworte ſeyn, durch die Kälte ſeine Flüſſigkeit verlieren, in Eis verwandelt werden, Fr. ſe geler. Das Waſſer friert. Die Erde iſt gefroren. Der Wein friert nicht leicht. Indeſſen iſt in dieſer Bedeutung gefrieren üblicher.

Fries, der Fries, ein Wort, welches überhaupt einen krauſen Körper bedeutet, aber im Deutſchen nur in einigen Fällen gebraucht wird. (*) Es bedeutet,

1. Einen tuchartigen geköperten Zeug, welcher aus zweyſchüriger Wolle mit vier Schämeln gewebet und geköpert wird, nur die halbe Walke bekömmt, und gerauhet, aber nicht geſchoren wird. (**)

(*) In beyden Bedeutungen iſt das Wort zunächſt aus dem Franz. Friſe entlehnet, welches eine jede krauſe Sache bedeutet, im Grunde aber ein Abkömmling der älteſten europäiſchen Sprache iſt. Das Franz. friſe und unſer kraus, ſind bloß in dem Präfixo unterſchieden, welches dort ein Blaſelaut, hier aber ein Hauchlaut iſt. Beyde ſtammen von unſerm reißen her.

(**) Der Name dieſes Zeuges lautet im Schwed. Fris, im Ital. und Span. Friſa, im Engl. Frees, im Böhm. Fris, im Franz. Friſe und Drap de Friſe, im mittlern Lateine Pannus Friſſatus; nicht weil er, wie Ihre behauptet, von Frieſen erfunden und verfertiget worden iſt, ſondern weil er in Frankreich ehedem friſiret oder gekräuſelt wurde, daher er im mittlern Lat. auch Pannus Friſſatus hieß, in welcher Sprache eine jede Franſe Friſum, Freſium, Fres genannt wurde. Siehe Franſe und Friſiren.

Man hat gekreuzte und ungekreuzte Frieſe. Die gekreuzten kommen gemeiniglich aus Ireland, und haben nach dem Pariſer Maße $\frac{3}{4}$ in der Breite, und zu 24 bis 25 Ellen in der Länge. Die ungekreuzten aber, deren Breite $\frac{7}{8}$, und die Länge zu 24 bis 25 Ellen, wie an den irelándiſchen iſt, werden aus England gebracht. Es werden auch dergleichen in Languedoc gemacht, welche aber um ein halbes Viertel breiter, als die engliſchen ſind, indem ſie eine freye Elle in der Breite haben. Unter allen dieſen Gattungen von Frieſen, werden die engliſchen am höchſten geachtet.

Zwar wird in den franzöſiſchen Tarifs von 1664, 1667, 1687 und 1699, bey Beſtimmung der Einfahrtszölle, auch gewiſſer Sorten von ſpaniſchen und flandriſchen Frieſen, wie auch noch anderer weißer Frieſe, ſonſt auch baumwollene Frieſe genannt, Erwähnung gethan, welche nach der Gode verkaufet werden. Da aber beyde in Frankreich nicht mehr bekannt ſind, ſo iſt daraus zu ſchließen, daß ſie entweder unter andern Namen dahin geſchicket werden, oder daß vielmehr ihre Manufactur gar verloren gegangen ſeyn muß.

In Deutſchland wird der Fries am häufigſten in Sachſen, zu Hamburg und Lübeck, desgleichen zu Lüneburg und Calbe, im Herzogthum Magdeburg, gemacht.

Nach No. 13 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 135, iſt in dem neuen Zucht= und Arbeitshauſe zu Torgau eine Friesmanufactur angelegt worden, und es wird daſelbſt, in Quantität, jedoch nur weiß und ungefärbt, 2 Ellen breiter Fries, à 6 Gr. 9 Pf.; 1½ E. breiter, à 3 Gr. 9 Pf. und 4½ Viertel breiter, à 3 Gr. 3 Pf. verfertiget.

Es iſt der in Deutſchland verfertigte Fries ein gemeiniglich ſtarker, grober, und nicht ſehr dicht gewebter Zeug. Er hat auf ſeiner Oberfläche ſtarke und lange Haare, und wird von der ſchlechteſten Wolle bereitet, wozu ſo gar der ſchlechte Kämmling aus der gekämmten Zeugmacherwolle kömmt; dieſe wird mit der andern Wolle vermiſcht, in den großen Reißkämmen geriſſen und wohl durchgearbeitet, mit feinen Stri-

chen

chen glatt und eben geſtrichen, und alsdann geſponnen. Er kömmt gemeiniglich 60 Ellen lang, und $4\frac{1}{2}$ bis 5 Viertel Elle breit, vom Stuhl. Zur Kette nimmt man 15, zum Einſchlag aber 46 Pfund Wolle; mithin iſt dieſer, gegen die Kette gerechnet, ungleich gröber geſponnen, weil man faſt dreymal ſo viel gebraucht. Er wird gewaſchen, und eine Stunde lang mit Seife gut gewalket, hierauf aber gerauhet und im Rahmen getrocknet. Er iſt eine gemeine Waare der Gewand- und Tuchſchneider, die ihn weiß von den Friesmachern einkaufen, und hernach ſchwarz, grün, blau, am meiſten aber roth, färben laſſen. Es wird dieſer Zeug zu Bett- und Pferdedecken, zu Regenröcken, zu Unterfutter unter ſchlechte Kleider, zu Unterröcken der Frauensperſonen ꝛc. häufig gebraucht; wie er denn vor vielen andern ungemein warm hält.

Lic. Hofmanns vierter Nachtrag zu ſeiner öcon. Chymie, im 12. B. der öcon. Nachr. Leipz. 1760, 8. S. 424, f.

Jacobſon Schaupl der Zeugmanufacturen in Deutſchland, 2. B. Berl 1774, gr. 8. S. 307.

Sprengels Handw. und Künſte, 14. Samml. Berl. 1776, 8. S. 337.

2. In der Baukunſt, verſteht man durch Fries, Fr. Friſe, Ital. Fregio, den mittlern Theil eines Hauptgeſimſes oder Gebälkes (entablement,) zwiſchen dem Unterbalken (architrave,) und dem Kranz (oder Karnies, corniche.) Es ſtellt derſelbe den Raum vor, den die Köpfe der zum oberſten Boden auf den Unterbalken gelegten Balken, und die Oeffnungen zwiſchen denſelben einnehmen. Man nennt ihn im Deutſchen auch den Borten, welches mit ſeinem griechiſchen Namen, Ζωνη ein Gürtel, überein kömmt. Seine Höhe iſt in verſchiedenen Ordnungen, und auch in derſelben Ordnung in verſchiedenen Gebäuden, bald etwas größer, bald etwas kleiner, ohne ſich merklich von dem dritten Theile der Höhe des ganzen Gebälkes zu entfernen.

Bey ganz einfachen Gebäuden, iſt der Fries ein bloß glatter Streif (face, faſce,) über welchen man

zwey

zwey oder drey kleine Glieder ſetzt, die ſich an das Kinn der Rinnleiſte anſchließen; bey zierlichen Gebäuden hingegen wird der Fries auf mancherley Art verzieret. In der doriſchen Ordnung, geſchieht dieſe Verzierung mit Dreyſchlitzen (Triglyphen); ſiehe Th. IX, S. 629, fgg. In den andern Ordnungen wird der Fries mit allerley Schnitzwerk, mit Fruchtſchnüren, mit Bildern lebendiger Thiere und Thiergefechte, (ſiehe Fig. 797 A, daher vermuthlich der Name Zophorus, d. i. Thierträger, von ζῶον ein lebendiges Thier, und φέρω ich trage, kömmt, womit Vitruv den Fries benennt,) mit menſchlichen Figuren, mit Waffen oder Geräthſchaften, mit bloßen Aushöhlungen oder Krinnen, (dergleichen an Säulen angebracht werden,) ausgezieret. Es iſt alſo kaum ein zur Säulenordnung gehöriger Theil, bey deſſen Verzierung die Baumeiſter ihrer Einbildungskraft freyern Lauf laſſen. Palladio macht ihn bauchig wie einen Pfühl. Wie mannigfaltig ſchon die Alten dieſen Theil behandelt haben, kann man bey Winkelmann, über die Baukunſt der Alten, S. 59, fgg. ſehen. Sturm, in ſeiner vollſtänd. Anweiſung, alle Arten von regulären Prachtgebäuden nach gewiſſen Regeln zu erfinden, zeigt, wie man alle Ordnungen nach Belieben mit Balkenköpfen in dem Frieſe verſehen könne, daß doch jede Ordnung ihre Eigenſchaft und einen vollkommenen Unterſchied von den übrigen behalte. *Desgodez* in ſeinen Edifices antiques de Rome, und *Daviler*, im Cours d'architecture, zeigen ebenfalls viele Muſter, wie die Frieſe der zarten Ordnungen zu verzieren ſind.

Im Franzöſiſchen heißen die verzierten Borten, Friſes ornées; die glatten aber Friſes liſſes.

Ein mit geſchnitztem Laubwerke verzierter Fries, Friſe fleuronnée.

Ein Borten mit einem Aufzuge; ein Fries, worauf gewiſſe Geſchichten, Opfern u. d. g. im Basrelief vorgeſtellt ſind, wie

z. B. in Rom der Fries am Triumphbogen des Titus und auf dem Plaze des Nerva, Friſe hiſtoriée, oder Friſe hiſtorique.

Ein Fries, worauf Seepferde, Seeungeheuer, Tritonen und andere Attribute des Meeres vorgeſtellt ſind, wie z. B. der ſchöne, zur toscaniſchen Ordnung gehörige Fries an der großen Galerie des Louvre, auf der Waſſerſeite, Friſe marine. Man nennt auch Friſe marine einen mit künſtlichen Eisſchollen bedeckten, oder einen mit Muſchelwerk belegten Fries, z. B. in Bädern, Grotten und Springbrunnen.

Ein Fries, der mit bäueriſchem Werke (Boſſage) bekleidet iſt, Friſe ruſtique.

Ein Fries, der mit Attributen des Heidenthumes, oder des Chriſtenthumes, verziert iſt, Friſe ſymbolique. Von der erſtern Art iſt z. B. der korinthiſche Fries am Tempel hinter dem Capitolio zu Rom, und der doriſche Fries am Hôtel de la Vrillère zu Paris, beyde mit Opferinſtrumenten. Von der leztern Art ſind z. B. die Frieſe an der Kirche des heil. Rochus zu Paris, und am Portal der Invalidenkirche des heil. Ludwigs daſelbſt. Man nennt auch Friſe ſymbolique einen Fries, der mit den Attributen einer Nation, einer Würde, eines Ortes, eines Stammwappens u. d. gl. verziert iſt.

Ein Fries, der ſeiner ganzen Länge nach ausgebaucht iſt, Friſe bombée.

Der Fries ſchickt ſich auch ſehr wohl zu Aufſchriften. So ſind an der Rotonda in Rom, und an dem berliniſchen Opernhauſe, an dem Frieſe der Halle, die Aufſchriften. Ein ſolcher Fries mit einer Inſchrift, heißt im Fr. Friſe hiſtoriée. Bisweilen werden auch ovalrunde Oeffnungen, die man Ochſenaugen nennt (ſ. Th. XII, S. 574), darin angebracht, um kleinen, über den Hauptzimmern liegenden Kammern, dadurch Licht zu geben. Sie können auch viereckig, wie die Zwiſchentiefen (Metopen) am doriſchen Frieſe, gemacht werden, und ſind um ſo viel ſchicklicher, da ſie den offenen Raum zwiſchen zween Balken vorſtellen. Dergleichen kleine Fenſter in dem Frieſe geben die natürlichſte Gelegenheit, kleine Zwiſchenkammern (Entreſols) über großen Zimmern anzubringen.

End-

Endlich werden auch die geſchnitzten Bildhauerzierrathen an verſchiedenen Orten des Schiffes, hauptſächlich aber am Gallion, und am Hackbort oder Spiegel; imgleichen die Verſtäbungen an den Böden, Brüchen und Köpfen der Kanonen, Frieſe oder Friſirungen genannt.

Es giebt auch Frieſe von Schloſſerarbeit, mit Schnörkeln, Laubwerk u. d. gl. auf Gattern, Balcons, Treppenbacken ꝛc.

Frieſe. 1. Der aus Friesland, einer von den Provinzen der vereinigten Niederlande, gebürtig iſt, ein Friesländer, Fr. Friſon.

2. In den alten Hanſeeſtädten eine beſondere Secte der Weißgärber, welche nicht allein, wie dieſe, Weißgarleder, ſondern auch zugleich Beutlerarbeit machen, und es weder mit den Rößlern, noch mit den Rheinländern halten; vielleicht, weil ſie aus Friesland herſtammen. So ſehr ſich auch die andern Weißgärber von dieſen abſondern: ſo ſehr pflegen ſie ſich doch hin und wieder zu bemühen, die Beutlerarbeit an ſich zu ziehen, inmaßen ſie beſtändig mit den Beutlern, wegen der ledernen Hoſen, Strümpfe, Färberey des ſpaniſchen Leders u. ſ. f. ſtreiten. Siehe Weiß-Gärber.

Frieſel, der Frieſel (*), L. Purpura. Man bemerkt bey fieberhaften Bewegungen oftmals einen Ausſchlag in der Haut mit einem ſtarken widrigen Geruche, welcher fein und erhaben iſt, wie Hirſekörner, dabey ſtark jucket,

(*) Im Schwediſchen heißt dieſe Krankheit gleichfalls Friſel, im Dän. aber Friſlinger; vermuthlich von frieſen, frieren, weil ſie allemal mit einem Fieber verbunden iſt, oder doch auf daſſelbe Frieſel geſehen wird, das alte braſa, brennen, das Stammwort ſeyn. Der rothe Frieſel heißt in Preußen der rothe Hund, und es iſt merkwürdig, daß auch die Malabaren denſelben ſo nennen.

In einigen, beſonders niederſächſiſchen, Gegenden iſt dieſes Wort ungewiſſen Geſchlechtes, das Frieſel.

cket, ſehr ſchnell zurück tritt und wieder zum Vorſchein kömmt. Ein ſolcher Ausſchlag wird der Frieſel genannt. Eigentlich könnte man ihm den Namen Hirſekrankheit geben. Man hat zweyerley Arten dieſes Ausſchlages beobachtet: eine Art iſt erhaben und roth, dies wird der rothe Frieſel genannt; wird man aber in der Erhabenheit eine durchſichtige Feuchtigkeit gewahr, wovon die Erhabenheiten weiß erſcheinen, ſo heißt es der weiße Frieſel.

Aus dem ſchnellen Zurücktreten, und aus dem ſtarken Geruche, welcher oft Nieſen erreget, ſchließt man mit Recht, daß die Frieſelſchärfe ſehr flüchtig ſeyn müſſe. Daß dieſelbe mehr in den wäſſerigen Theilen des Blutes, als in dem Blute ſelbſt, ihren Sitz haben müſſe, zeigt theils der weiße Frieſel, theils auch deren Flüchtigkeit an. Die Erfahrung lehret, daß eine ſolche Schärfe die Nerven ſtärker, als eine andere, angreiſe. Daß die Frieſelſchärfe nicht in dem Körper ſtecken könne, ohne beſondere Bewegungen zu erregen, und daß ſie auch nicht ohne unruhige Empfindungen zum Vorſchein kommen könne, wird ein jeder ohne Beweis einſehen. Die allgemeinen Bewegungen, die der Frieſel in den Eingeweiden des Körpers verurſacht, ehe er zum Ausbruch kömmt, ſind: abwechſelnder Schauer und Hitze, Schmerzen in den Gliedern, ein ſchwerer Athem, Beängſtigungen, Mattigkeit, ein unruhiger mit Phantaſien vermiſchter Schlaf. Die beſondern Anzeigen, welche einen Frieſel vermuthen laſſen, ſind: ein Stechen in der Haut mit einiger Betäubung der Finger und Gliedmaßen, und ein öfteres Fröſteln, wenn der Kranke einen Theil des Körpers entblößt, ehe der Ausſchlag zum Vorſchein kömmt; wozu man auch eine trockne Hitze in der Hand rechnen kann.

Da der Frieſel von einer doppelten Art iſt, nämlich der weiße und rothe: ſo iſt leicht zu erachten, daß auch ſeine Beſchaffenheit verſchieden ſeyn müſſe. Der

weiße

weiße wird für gefährlicher gehalten, als der rothe; doch läßt ſich dieſes auch nicht allgemein behaupten; es kömmt vieles auf die Nebenumſtände an, ob der Frieſelausſchlag allein, oder mit einer andern Krankheit verbunden iſt. Der rothe Frieſel ſtellt ſich ſehr oft auch ohne Fieber ein, und iſt bey vielen eine langwierige Plage, wobey keine andere Beſchwerden ſind, als ein Stechen und Jucken in der Haut, wenn ſie ſich erhitzen. Einige empfinden Unruhe und Beängſtigung, wenn der Ausſchlag verſchwindet, welches aber aufhört, wenn ſolcher wieder hervor kömmt.

Die kurz vorher angeführten Zufälle, ſind nur als allgemeine anzuſehen, wenn der Frieſel allein, ohne eine andere Krankheit erſcheint. Trifft derſelbe ſolche Perſonen, welche milzſüchtig ſind, oder Kindbetterinnen: ſo vergeſellſchaften ſich noch andere Zufälle damit. Der Frieſelausſchlag tritt alsdann, ſo wie die mehreſten Krankheiten, unter der Larve anderer Zufälle auf. Bey hiſteriſchem Frauenzimmer erregt derſelbe vor dem Ausbruche alle Zufälle der Mutterbeſchwerung; eben ſo auch bey den Hypochondriſten. Giebt man aber auf die weſentlichen und erſt gedachten Anzeigen des Frieſels Acht, ſo kann man den verſteckten Feind doch unter den vermiſchten Auftritten erkennen. Eine große Mattigkeit und Entkräftung, die auch bis zur Ohnmacht ſteigt, pflegt ſich vor dem Ausbruche des Frieſels, insbeſondere bey dem Frauenzimmer, einzuſtellen.

Der Tag, wenn der Frieſel ausbricht, kann nicht genau beſtimmet werden. Insgemein geſchieht es am vierten Tagee, zuweilen am ſechsten und ſpäter, manchmal auch noch früher. Die Haut zieht ſich zuſammen, und ſcheint einer Gänſehaut ähnlich zu ſeyn. Der Ausſchlag iſt unzählig, und etwas ſcharf anzufühlen. Zuerſt kömmt er am Halſe hervor, hernach auf der Bruſt und Rücken, zuletzt an Armen und Händen. Nachdem der Ausſchlag ausgetreten iſt, laſſen auch die Zufälle,

welche vorher dem Kranken beſchwerlich waren, nach; er wird ruhiger und munterer. Die Haut, welche vorher trocken war, wird feucht; der Puls, welcher im Anfange hart und ſchnell ſchlug, wird weich und langſamer. Vor dem Austritte des Frieſels iſt der Leib bey den meiſten verſchloſſen, daß man auch kaum mit einem Klyſtiere Oeffnung verſchaffen kann. Nach dem Austritte pflegt ſich der Leib ohne Beyhülfe zu öffnen. Auch an dem Urin wird man eine merkliche Veränderung gewahr. Bey dem Anfange der Krankheit erſcheint derſelbe insgemein wäſſerig und klar; nachdem der Frieſel aber in die Höhe getreten iſt, wird er trübe; auch pflegt ſich die Monatszeit wieder einzuſtellen.

Wenn man den Frieſelausſchlag auch nicht an der hirſenförmigen Erhabenheit der Haut erkennen könnte, ſo verräth ſich ſolcher doch durch den ſtrengen und widrigen Geruch, welcher ſich alsdann am ſtärkſten äußert, wenn der Ausſchlag erſcheint. Insgemein ſteht der Frieſel vier Tage in der Haut, in welchen ſich die Erhabenheiten nach und nach mit einer übelriechenden Feuchtigkeit anfüllen. Nach dem Ablauf dieſer Tage vertrocknet der Ausſchlag allmählich, verwandelt ſich in Geſtalt der Schuppen mit einem unbeſchreiblichen Jucken, welche abfallen, und der Kranke gelangt nach und nach zu ſeiner vorigen Geſundheit.

Bey allen Krankheiten, inſonderheit aber bey der gegenwärtigen, kömmt es ſehr viel auf den Zuſtand des Körpers an. Iſt der Kranke ſchon vorher mit einigen Uebeln behaftet geweſen, als: mit einer Verſtopfung der goldenen Ader, mit einer Verhaltung der Monatszeit; oder iſt die Perſon ſchwanger, oder mit hiſteriſchen und hypochondriſchen Zufällen geplagt; iſt ſie durch Gram und andere Leidenſchaften ſchon vorher entkräftet worden: ſo iſt der Ausgang immer etwas zweifelhaft. Eben dieſes findet auch Statt, wenn eine ungeſunde Witterung iſt, anſteckende Krankheiten herr-

ſchen; noch mehr aber iſt der Kranke in Gefahr, wenn der Frieſel zu einer andern Krankheit, als: Pocken, Maſern, bösartigen Fiebern ꝛc. ſchlägt. Ein Glück, wenn alsdann der Kranke mit dem Leben davon kömmt!

Es iſt eine verdächtige Vorbedeutung, wenn der Kranke, nachdem der Ausſchlag häufig ausgetreten iſt, keine Beruhigung empfindet; wenn der Puls klein und hart bleibt, der Athem ſchwer, und in der Herzgrube Beängſtigung verſpüret wird. Eben dieſes gilt auch, wenn das Frieſelfieber mit einem ſtarken Schweiße eintritt, wodurch der Kranke abgemattet wird; wenn der Urin wäſſerig und häufig abgeht mit einem beſtändigen Triebe zum Harnen, oder wenn der Urin, der ſchon trübe war, wieder wäſſerig wird, oder ein Durchfall ſich mit Bauchſchmerzen einfindet.

Ein gefährliches Zeichen iſt es, wenn der Ausſchlag wandelbar iſt, bald zum Vorſchein kömmt, gleich darauf aber wieder zurück tritt. Tritt er mit einmal ganz zurück, ſo ſchwebt der Kranke in augenſcheinlicher Gefahr. Die Zufälle, welche auf das Zurücktreten erfolgen, ſind nach den Theilen, auf welche die Frieſelſchärfe fällt, verſchieden. Insgemein leidet die Bruſt; der Athem wird verkürzet, mit untermiſchten öftern Seufzen. Zuweilen folgt ein trockner Huſten darauf. In den mehreſten Fällen wirft ſich die Frieſelſchärfe nach dem Halſe, worauf ein Zuſammenſchnüren deſſelben, Entzündungen, Schwämme auf der Zunge und im Munde, zu erfolgen pflegen. Einige bekommen ein Reißen im Leibe; Andere klagen über Brennen im Urin; Verſchiedene über Gliederſchmerzen, einſeitiges Kopfweh, auch über Seitenſtiche.

Tödtliche Vorbedeutungen ſind, wenn der zurück getretene Frieſel durch keine Mittel wieder nach der Haut getrieben werden kann, wenn er ſich in den Eingeweiden feſt ſetzt, Entzündung und den Brand daſelbſt erreget. Dieſe betrübte Wirkung entdeckt man an der innern ſtarken

ken Hitze, wobey die äußern Glieder kalt ſind; oder umgekehrt, wenn in den äußern Theilen eine brennende Hitze, und in den innern eine Kälte verſpüret wird. Insgemein endiget ſich dieſes Trauerſpiel mit Schlucken, Ohnmachten und Zuckungen. Dieſe traurige Folgen entſtehen insbeſondere bey dem weißen Frieſel; bey dem rothen ſind die Zufälle, wenn ſolcher zurück tritt, ſelten mit einer ſo großen Gefahr verknüpft.

Es iſt merkwürdig, daß dieſe Krankheit mehr die Reichen, als Armen, verfolget. Perſonen, die im Ueberfluß leben, viel warmes Getränk, als: Thee und Kaffee, und unreines Waſſer trinken, welche viel mehlige Speiſen, Kuchen und Früchte genießen, ſich oft verkälten, die gewöhnlichen Verminderungen des Blutes verabſäumen, viel Sorge und Kummer haben, viel denken und eine müßige Lebensart führen, bey welchen die Blutflüſſe verſtopft ſind, ins beſondere der weiße Fluß ſich verhält: ſind dem Frieſel am meiſten unterworfen, überhaupt aber das Frauenzimmer mehr, als das männliche Geſchlecht.

Am gewöhnlichſten ſtellt ſich der Frieſel bey Kindbeterinnen ein, bey welchen er auch zugleich am gefährlichſten iſt. Bey ſolchen pflegt der Frieſelausſchlag ſich am dritten oder vierten, zuweilen auch am ſiebenten oder zehnten Tage nach der Entbindung einzufinden. Welche Menge von Wöchnerinnen hat nicht das Frieſelfieber, mitten in der Freude über eine glückliche Geburt und bey dem erſten Anblicke ihrer Leibesfrucht, weggerafft! Die Aerzte bemühen ſich zwar die Gründe begreiflich zu machen, warum eben ſolche Perſonen die Opfer dieſer Krankheit ſeyn. Sie ſuchen dieſelben in dem Blute während der Schwangerſchaft, und in dem Zuſtande nach der Entbindung. Da wir aber das Frieſelgift nicht in ſeiner Natur kennen, ſo wird es immer ſehr ſchwer ſeyn, die wahre Beſchaffenheit zu entwickeln. Es kann auch ſen, daß der häufige Genuß des Kaffee

zur Entſtehung deſſelben etwas beytragen kann, welcher den Wöchnerinnen überhaupt mehr ſchädlich als nützlich iſt. Ich glaube aber, daß die gewöhnlichen heißen Stuben, worin man ſolche Perſonen, nach einem verjährten Vorurtheile, zu halten pflegt, das meiſte zur Entſtehung des Frieſels beytragen. Nimmt man noch hiezu den Mangel gehöriger Bewegung in der Zeit der Schwangerſchaft, eine übel geordnete Diät, und die Leidenſchaften: ſo kann man ſich die Entſtehung dieſes Ausſchlages in dem Wochenbette, in einigem Zuſammenhange gedenken.

Das Frieſelfieber gehört auch unter die Krankheiten, womit die Arzneywiſſenſchaft, vor nicht gar langer Zeit, zum Schaden des menſchlichen Geſchlechts, bereichert worden iſt. Ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erſchien dieſes Fieber zuerſt in Leipzig, als ein ganz unbekanntes Uebel: inſonderheit waren die Wöchnerinnen dieſer Krankheit ſehr ausgeſezt, daher ſie auch das leipziger Wochenfrieſel genannt wurde. Das Traurigſte bey einer ſolchen neuen Erſcheinung iſt, daß die Erſtern, welche davon befallen werden, faſt ohne Rettung verloren ſind. Entweder iſt die Natur zu ſchwach, dem andringenden unerkannten Uebel zu widerſtehen, oder die Aerzte, welche die Eigenſchaft deſſelben nicht kennen, richten durch eine verkehrte Curmethode das Leben zu Grunde. Hiezu kömmt noch die wichtige Bemerkung, daß eine neue Krankheit, bey ihrem erſten Ausbruche in einer Weltgegend, weit heftiger wüthet, als wenn ſie ſchon viele Jahre in dieſem Klima geherrſcht hat. Der Fortgang der Zeit, die unzähligen Wanderungen durch die Bewohner einer ſolchen Gegend, entkräften einiger Maßen das flüchtige Gift, und benehmen ihm ſeine ſchnell tödtende Kraft. Welche erſchreckliche Verheerungen haben nicht die Blattern, da ſie von Europa nach Amerika durch die Spanier gebracht wurden, unter den unglücklichen Einwohnern dieſes Landes angerichtet! Selbſt die Peſt hätte keine größere Verwüſtung machen können. Wie fürchterlich war nicht die Luſtſeuche, als die Spanier ſolche mit ihren erbeuteten Schätzen nach Europa überführten! Alle Zufälle waren weit heftiger, als zu unſern Zeiten; und da man keine Heilmittel wider dieſe amerikaniſche Seuche kannte, womit man ihr gleich im Anfange hätte begegnen können, war der Tod, oder ein jämmer-

merliches Leben, unvermeidlich. Eben ein ſolches Schickſal hat man auch bey dem erſten Auftritte des Frieſels beobachtet. Unbekannt mit der Natur dieſes Ausſchlages, wählte man mehrentheils verkehrte, nämlich hitzige und ſtark austreibende Mittel, und beſchleunigte dadurch den Tod der Kranken.

Ehe ich auf die ſichere und vernünftige Curmethode des Frieſels komme, wollen wir noch einmal auf das Bild der Krankheit zurück ſehen, weil auch um ſo viel mehr die Urſache des Verfahrens einem Jeden begreiflich ſeyn wird.

Wir wiſſen, daß der Frieſelausſchlag von einer ſehr flüchtigen Eigenſchaft iſt, welcher ſchnell und durch den geringſten Trieb in der Haut erſcheint, aber auch eben ſo ſchnell, ja noch ſchneller bey einer geringen Veranlaſſung wieder zurück tritt. Bey allen Ausſchlagfiebern muß man darauf bedacht ſeyn, den Ausſchlag zur gehörigen Zeit nach der Haut zu leiten, wenn die Natur den Austrieb nicht ſelbſt bewirket; und wenn er einmal in der Haut ſteht, ſolchen darin ſo lange zu erhalten ſuchen, bis er völlig abgetrocknet iſt. Dieſe Regel muß auch bey dem Frieſel beobachtet werden. Man kann aber ſeine Gegenwart im Körper durch keine untriegliche Kennzeichen, ehe er ausbricht, errathen, folglich auch mit Gewißheit alsdann keine austreibende Arzneyen gebrauchen, deſto gewiſſer aber, wenn er zurück tritt.

Durch welche Arzneyen ſoll man nun den Frieſelausſchlag, wenn er zu früh verſchwunden iſt, wider austreiben? Können wir wohl hitzige Mittel zu dieſem Zweck gebrauchen? Nein, dieſes verbietet nicht allein die Arzneywiſſenſchaft, ſondern auch ſchon die geſunde Vernunft. Hitzige Mittel machen einen flüchtigen Ausſchlag noch flüchtiger und ſchärfer. Je gewaltſamer er ausgetrieben wird, deſto ſchneller tritt er auf die innern Theile zurück, erreget unbeſchreibliche Angſt, Unruhe und Entzündung in den Eingeweiden, entkräftet den Kranken, verſetzt ihn in den Zuſtand der Phan-

taſien und Raſerey. Alle hitzige Tropfen und Schweißmittel ſind hier durchaus ſchädlich, und als ein wahres Gift anzuſehen. Ein zurück getretener Frieſel muß bloß mit gelinden Arzneyen nach der Oberfläche der Haut geleitet werden. Sehr oft kann man ihn durch heißen Thee wieder nach der Haut bringen. Durch den Fliederthee erreicht man ſeine Abſicht noch gewiſſer. Der Thee von Kamillenblumen, wenn ſolcher nicht zuwider iſt, leiſtet eben dieſe Wirkung, und lindert zugleich den Krampf und die Beängſtigung. Sollten die Hinderniſſe, welche den Frieſelausſchlag zurück halten, durch den vorgeſchlagenen Thee nicht gehoben werden können: ſo nehme man ein Campherpulver, von 2 Gran Campher mit 4 Gran Salpeter und einem Stücke Zucker gerieben. Es kann auch 1 Gran Campher mit Zucker gerieben allein, alle 2 oder 4 Stunden gebraucht werden, bis der Frieſel wieder zum Vorſchein kömmt. Das gelinde Reiben der Bruſt und des Unterleibes mit weichem Flanelle, hat den Ausſchlag oft wieder hergeſtellt. Sind die Füße kalt, ſo müſſen ſie gleichfalls gerieben werden. Das ſicherſte Mittel aber, den Frieſelausſchlag nach der Haut zu ziehen, ſind die ſpaniſchen Fliegen, zwiſchen die Schulterblätter oder auf die Füße gelegt, ſo bey drohenden Gefahren als das einzige Rettungsmittel übrig bleibt.

Wenn der Ausſchlag nun ſchon in der Haut ſteht, muß man denſelben, bis zur Austrocknung in dem Gewebe der Haut zu erhalten ſuchen. Hiezu wird aber mehr, als bloße Arzneyen, erfordert. Die ganze Wartung und Pflege des Kranken muß zu dieſem Zwecke eingerichtet werden.

In keiner Krankheit iſt ein heißes Zimmer ſchädlicher, als in dieſer; und nichts kann den Ausſchlag leichter zurück treiben, als wenn der Kranke mehr als mäſſig warm gehalten wird, es möge ſolches durch die Stubenwärme, oder durch ſtarke Bedeckungen, geſchehen. Eben

Eben ſo ſchädlich iſt ein kühles Verhalten. Mit wie vieler Aufmerkſamkeit hat man alſo nicht auf die Mäßigung der den Kranken umgebenden Luft zu ſehen!

Ein kalter Trunk hat manchen Frieſelpatienten hingerafft. Zorn, Schreck, Gram, und alle heftige Leidenſchaften, haben eine gleiche traurige Wirkung gehabt, worauf ein ſchnelles Zurücktreten des Ausſchlages zu erfolgen pflegt, welcher oft durch keine Mittel wieder nach der Haut geleitet werden kann. Welche wichtige Nothwendigkeit verpflichtet uns alſo nicht, alle dieſe Urſachen von dem Kranken zu entfernen, und alle Behutſamkeit anzuwenden, ſein Gemüth in dem Gleichgewichte der Ruhe zu erhalten!

Aber auch flühende Arzneyen können bey dem Frieſel ſchädlich ſeyn. Die Aerzte haben ſogar von dem Gebrauche des Salpeters eine üble Wirkung beobachtet. Sie verſtatten den Gebrauch deſſelben zu wenigen Granen, und nur bey gewiſſen Umſtänden. Die kühlenden Tropfen, welche von dem D. **Minderer** den Namen führen, und die in den Apotheken zu haben ſind, können ſicher gebraucht werden, weil ſie nicht allein die Hitze mindern, ſondern auch gelinde austreiben. In deren Ermangelung, kann man dem Kranken, wenn er einen vollen Puls und ſtarke Hitze hat, entweder einen Theil von dem aus gleichen Theilen Salpeter, vitrioliſirten Weinſtein und fein pulveriſirten Krebsſteinen oder Muſchelſchalen beſtehenden Temperirpulver, mit 2 Theilen Krebsſteinpulver vermiſchen, und alle 4 Stunden eine Meſſerſpitze voll geben, oder ihn auch 4 Gran Salpeter, mit Zucker gerieben, einnehmen laſſen. Iſt aber der Puls klein, und der Kranke matt, ſo finden ſolche Pulver nicht Statt, ſondern in ſolchem Falle ſind ſtärkende Mittel heilſamer.

Von Getränken, ſind Bier und Wein dem Kranken ſchädlich. Der Gerſtentrank allein, oder mit Hirſchhorn gekocht, oder auch das Hirſchhornwaſſer, wird

von den mehreſten Aerzten empfohlen, wozu ſie noch Scorzoner- oder Saſſaparillwurzel nehmen. Man kann etwas Citronſaft zuſetzen. Citronſaft und Waſſer aufgekocht und mit Zucker verſüßt, ſind gleichfalls in der Hitze dienlich, ins beſondere wenn man den Zucker mit aufwallen läßt. Ein leichtes und wohl gegohrnes Tiſchbier kann dem Kranken auch erlaubet werden.

Iſt aber der Kranke ſehr abgemattet und ſchwitzt dabey ſehr ſtark, ſo muß man ihn nicht mit häufigem Theetrinken oder mit dem Gerſtentranke martern, wodurch unfehlbar der Schweiß und die Entkräftung noch mehr zunehmen würden. Hier ſind ſäuerliche und erquickende Sachen weit dienlicher, wohin der vorgedachte Citronentrank gehört, zu welchem man noch etliche Löffel voll Wein gießen und mit kochen kann. Die Hirſchhorngallerte mit Citronen und Wein gemacht, davon theelöffelweiſe, doch nicht kalt, gegeben, erquickt und ſtärkt den Abgematteten. Man kann auch folgenden Julepp verfertigen. Man nimmt eine Hand voll friſcher oder getrockneter Akeleyblumen, oder Klapperroſen, oder auch Roſenblätter, gießt eine Theetaſſe voll kochend Waſſer darauf, läßt es über Kohlen gelinde aufwallen, ſeihet das Waſſer durch, und drückt es zugleich aus. In dieſes durchgeſeihte Waſſer wirft man nach und nach, während dem Kochen über Kohlen, ſo viel Zucker hinzu, bis man an den Proben auf einem kalten Teller ſieht, daß es ſchon die Dicke eines Syruppes hat. In dieſen Sirupp tröpfelt man nach und nach einige Tropfen Vitriolgeiſt, rührt ihn ſorgfältig um, und tröpfelt wieder einige Tropfen ein, bis der Saft angenehm ſäuerlich iſt. Dieſer mit dem bekannten Liquor anodynus des Hoffmanns vermiſchte Julepp, wird den Entkräfteten ebenfalls ſtärken und beruhigen. Man kann ſich auch in ſolchem Zuſtande eines Chinatrankes, deſſen Zubereitung im XIII. Th. S. 297, zu finden iſt, bedienen. Dieſer Trank treibt nicht

nicht allein den Ausſchlag hervor, ſondern erhält ihn auch in der Haut, und ſtärkt die abgemattete Natur. Die Behutſamkeit, welche ich im Anfange der Cur empfohlen habe, iſt auch ins beſondere bey der Oeffnung des Leibes zu beobachten. Eine anhaltende Verſtopfung vermehret Angſt, Unruhe und Beklemung; ein Durchfall hingegen zieht den Ausſchlag zurück, oder verhindert, daß er nicht zum Vorſchein kommen kann. Wie ſoll man ſich alſo in beyden Fällen verhalten? man hebe die Verſtopfung durch ganz gelinde und erweichende Klyſtiere, worin nichts reizendes enthalten iſt, von Regenwaſſer und ungeſalzener Butter, oder auch von Habergrütze und Baumöhl, oder auch von Waſſer allein. Deſto ſchwerer iſt es, den Durchfall zu heben, ohne dem Kranken dadurch Schaden zu zufügen. Die Aerzte rathen, man ſolle zu einem Pulver von Krebsſteinen, ſchweißtreibendem Spießglanz, einige Grane Cascarille zuſetzen. Wenn aber dieſe Mittel nicht im Hauſe ſind, wenn auch die in dergleichen Fällen gerühmte Fettwurzel (Conſolida major, Symphytum) nicht vorhanden iſt, welches Mittel ſoll man alsdann ergreifen? Ein Säckchen mit trocknen Kräutern, von Krauſemünze, Kamillen, Majoran, Liebſtöckel, und andern, die einen Geruch haben, halten gelinde an. Klyſtiere von gekochten Kälberfüßen, oder von Habergrütze, worin das Gelbe vom Ey geklopft worden iſt, ſind ſo gar in der Ruhr wirkſam. Entſteht aber der Durchfall von dem Brande in den Gedärmen, welchen man an dem geſpannten Unterleibe, an dem polternden Geräuſche und an dem Unrathe, welcher wie Rotz anzuſehen iſt, erkennet: ſo iſt alle Hülfe vergebens. Vielmals ereignet es ſich, daß der Durchfall von dem zurück getretenen Frieſel entſteht. In ſolchem Falle ſind die austreibenden Mittel, inſonderheit die ſpaniſchen Fliegen, die beſten Mittel den Durchfall zu hemmen.

Noch eine wichtige Sache haben wir bey dem Frieſel zu überlegen. Es betrifft ſolche den Aderlaß. Es

iſt unendlich viel daran gelegen, daß wir die Umſtände richtig beurtheilen, in welchen der Aderlaß nützlich oder ſchädlich iſt. Wir können durch einen glücklichen Aderlaß den Kranken mit einmal von ſeiner Unruhe und Beängſtigung befreyen, und dem Frieſelfieber dadurch eine gute Richtung geben; wir können aber auch durch eine zur unrechten Zeit vorgenommene Verminderung des Blutes, den ganzen Lauf der Krankheit in Unordnung bringen, den Patienten ſchwächen, und zur Beförderung des Todes nicht wenig beygetragen. Ich will die Umſtände, ſo viel als möglich, genau bezeichnen, damit Niemand hierin ſo leicht einen Fehler begehen könne.

Der Aderlaß findet zuvörderſt in dem Falle Statt, wenn bey einer Kindbetterin der Abfluß des Blutes ſtehen geblieben, und aus den oben beſchriebenen Anzeigen zu vermuthen iſt, daß ein Frieſel ausbrechen werde, oder wenn er auch ſchon wirklich ausgebrochen iſt. In ſolchen Verhältniſſen kann man noch vor dem Ausbruche des Frieſels die Ader ohne Bedenken öffnen laſſen: nur muß man nicht damit zaudern. Hier vermindert die Oeffnung der Ader alle Beängſtigungen, Schmerzen und Unruhe, und der Frieſel kömmt ohne alle Beſchwerden zum Vorſchein, wodurch der Kranke in eine ſanfte Beruhigung geſetzt wird, oder es wird der Ausſchlag dadurch noch mehr befördert. Ferner iſt der Aderlaß auch in dem Falle nützlich, wenn man bey dem Kranken augenſcheinliche Merkmale der Vollblütigkeit wahrnimmt, und der Frieſel unbeſtändig iſt, daß er bald hervor tritt, bald aber auch wieder verſchwindet, ohne eine äußerliche Urſache, und ohne daß die Leidenſchaften Schuld an dieſer Veränderung ſind. Die Oeffnung kann an dem Fuße geſchehen, wenn das Blut ſtark nach dem Kopfe dringt. Nach dem Aderlaſſe läßt man heißen Thee trinken. Schädlich hingegen iſt der Aderlaß, wenn der Patient ſtark ſchwitzet, eine Schwachheit äußert, der

Puls

Puls klein und ſchnell ſchlägt, oder ſich gar Ohnmachten einſtellen.

Die flüchtige Eigenſchaft des Frieſels erfordert noch mehrere Regeln, welche bey der Cur zu beobachten ſind. Bey den meiſten Krankheiten dient es zu einer augenſcheinlichen Erleichterung, wenn der Kranke ſich eine Zeitlang außer dem Bette aufhält; bey dem Frieſel hingegen verhütet man das lange Sitzen, weil der Patient leicht in Ohnmacht fallen und der Frieſel zurück treten kann. Bey dem Umwechſeln der Wäſche hat man eben die Vorſicht, welche ich bey dem bösartigen Flußfieber, Th. XIV, S. 428, empfohlen habe, zu beobachten.

Aus der bisherigen Beſchreibung der Cur des Frieſels wird ein jeder einſehen, daß es dabey mehr auf eine genaue Pflege und Diät, als auf die Arzneyen, ankomme. Auch die beſten Arzneyen ſind vergebens, wenn jene beyden Stücke nicht gehörig beobachtet werden.

Ich füge noch von dem langwierigen (chroniſchen) Frieſel, einige Anmerkungen bey. In den meiſten Fällen iſt dieſer ohne Gefahr: und er verurſachet nur einige leichte Beängſtigungen, wenn er verſchwindet. Ich habe verſchiedene Perſonen gekannt, welche mit dieſem Uebel behaftet geweſen ſind. Sie ſind von ihrer Plage dadurch befreyet worden, daß ſie 2 Theile von dem halliſchen Pulver wider die Schärfe, und 1 Theil von dem antiſpasmodiſchen, gebraucht haben. Ein hartnäckiger langwieriger Frieſel weicht nicht durch ſolche leichte Mittel. Es muß dabey eine genaue Diät beobachtet, zum öftern gelinde Abführungen gebraucht, und ein blutreinigender Trank von Chinawurzel, Saſſaparille, Klettenwurzel ꝛc. täglich getrunken werden. Der gewöhnliche Aderlaß muß niemals verſäumet, auch dabey auf die goldene Ader geſehen werden.

Frieſiren, ſiehe Friſiren.

Frie-

Frieſiſch, aus Friesland gebürtig, daſelbſt verfertigt, nach Art der Friesländer, Friesländiſch. Frieſiſche Pferde, ſo in Friesland geworfen worden; ſiehe unter Pferd.

Frieſiſche Reiter, eine Art von Schlagbaum; ſiehe unter Reiter.

Friesländer, der aus Friesland gebürtig iſt. Ein frieſiſches Pferd wird im gem. Leben gleichfalls ein Friesländer genannt. Der grüne Friesländer iſt in einigen Gegenden der Name des grünen Kopfſalates.

Friesländiſcher Hahn, ſiehe Huhn, No. 13.

Frimas, ſiehe Reif.

Fringilla, ſiehe Fink.

Fringiren, ein aus dem Franz. fringuer entlehntes Wort, welches bey den Färbern an einigen Orten üblich iſt, und ſo viel bedeutet, als: das gefärbte Zeug ſtark auswinden oder ausringen, indem man es zuſammen drehet. Daher das Fring-Eiſen oder Fringir-Eiſen, der Haſpel, vermittelſt deſſen ſolches geſchieht, und welcher auch der Hengſt heißt; der Fring-Nagel u. ſ. f.

Das Franz. fringuer, ſtammet von dem deutſchen ringen, Niederſ. wringen, ab.

Friolet, eine Art Birn; ſiehe Th. V, S. 418.

Friperie, Fripier; ſiehe Trödel.

Friponnes, Fripons, bey den Confecthändlern, kleine runde Schachteln mit Quittenbrod oder Quittenlatwerge, inſonderheit aus Orleans.

Friquet, Eyerſchaufel; ſiehe unter Schaufel.

Friſch. 1. Eigentlich, kühl, ein wenig kalt; Niederſ. friſk, Engl. fresh, Fr. frais, Schwed. frisk. Das Waſſer iſt ganz friſch, kühl. Friſche Luft ſchöpfen. Ein friſcher Keller, in welchem es kühl iſt. Ein friſcher Trunk. Es iſt heute ganz friſch, ein wenig kalt.

2. Figürlich in verſchiedenen Bedeutungen, welche insgeſamt von der kühlen Beſchaffenheit der Luft und des Waſſers, und deren Wirkung auf den menſchlichen Körper in der Hitze, hergenommen zu ſeyn ſcheinen.

1) Noch

1) Noch unverdorben, was noch ſeine völlige Güte hat; Lat. Recens. Eine friſche Ruthe, ein friſcher Aſt, im Gegenſatze eines dürren. Friſcher (grüner) Baſt, friſche Rinde. Friſches Waſſer, welches noch nicht trübe iſt. Beſonders von Eßwaaren, im Gegenſatze deſſen was verdorben, riechend faul iſt. Friſche Waaren. Friſche Auſtern, friſche Häringe. Das Fleiſch iſt noch friſch. Die Eyer ſind nicht mehr friſch. Im Hüttenbaue wird friſch von Mineralien gebraucht, welche noch nicht todt gebrannt, ſondern noch flüſſig ſind. Friſche Schlacken, ſo von flüſſigen Erzen kommen. Friſches Bley, zum Unterſchiede von der Glätte; ſiehe Friſch-Bley. Friſch machen, das Kupfererz mit Friſchbley reinigen; ſiehe Friſchen. Friſches Geſtein, im Bergbaue, feſtes Geſtein, welches nicht brüchtig iſt, und keiner Zimmerung bedarf.

2) Was erſt vor kurzem entſtanden oder geſchehen iſt. (a) Was erſt vor kurzem geſchehen iſt, nur in einigen Fällen. Jemanden auf friſcher That ertappen, während der That, auf der That; welche That ehedem eine handhafte That oder Handlung genannt wurde. So auch als ein Adverbium für jetzt, erſt. Friſch gekochte Speiſen, die erſt jetzt gekocht ſind. Friſch abgeſchnittene Zweige. Imgleichen für neu. Von friſchem, von neuem. (b) Was erſt vor kurzem in ſeinen gegenwärtigen Zuſtand verſetzt worden iſt. Friſche Roſen, welche erſt abgebrochen worden ſind. Friſches Obſt. Ein friſches Bett, welches erſt überzogen worden iſt. Friſcher Schnee, welcher erſt gefallen iſt. Ein friſcher Schmerz, welcher erſt verurſacht worden iſt. Eine friſche Wunde. (c) Was erſt vor kurzem verfertiget worden iſt, doch nur noch von ſolchen Dingen, welche zum Eſſen und Trinken dienen. Friſches Brod. Friſcher Käſe. Friſches Oehl, Bier. Friſche Eyer, welche erſt geleget worden ſind. Friſches Fleiſch, welches vor kurzem geſchlachtet worden iſt, zum Unterſchiede des

ein-

eingeſalzenen und geräucherten. Friſche Fiſche. Friſche Butter, welche erſt verfertigt worden iſt. Friſche Häringe, welche vor kurzem eingeſalzen worden ſind. Friſche Auſtern, friſche Citronen u. ſ. f. welche erſt angekommen ſind. Die Waaren ſind noch ganz friſch, ſind erſt vor kurzem angekommen. In einigen Fälleu auch von andern Dingen für neu. Friſche Fahrten einhängen, im Bergbaue, für neue. Daß dieſes Wort ehedem auch für jung überhaupt müſſe ſeyn gebraucht worden, ſcheint aus dem Neutro friſchen und aus dem Hauptworte Friſchling zu erhellen.

3) Was noch nicht gebraucht iſt, und daher noch ſeine völlige Güte hat; eine Fortſetzung der vorigen Figur. Friſche Kohlen, die noch nicht gebraucht worden ſind, im Bergbaue. Ein friſches Faß anſtecken, ſo noch nicht angezapft worden iſt. Eine friſche Tonne aufmachen. Friſche Hunde anhetzen, die ſich noch nicht müde gejagt haben. Friſche Pferde nehmen, Fr. prendre des chevaux frais, oder des relais; friſche Mannſchaft anrücken laſſen, ſo ihre Kräfte noch nicht erſchöpft haben, Fr. Troupes fraîches. Dahin gehört auch die Redensart: die Sache iſt mir noch im friſchem Andenken, Fr. je ſuis encore frais de cela, j'ai la mémoire fraîche de cela, wenn daſſelbe noch nicht geſchwächet worden iſt.

4) Munter, muthig, im gem. Leben und der vertraulichen Sprechart. Friſch daran ſeyn. Friſch von Statten gehen. Friſch und geſund ſeyn. Friſch und munter ſeyn. Ein friſcher Muth. Friſch gewagt, iſt halb gewonnen. Friſch einſchenken. Sich friſch (hurtig) anziehen. Es geht alles friſch von Statten. Ich will friſch hinter einander wegſchreiben. Auch von Farben, für lebhaft. Eine friſche (muntere) Farbe; ſiehe Friſche 1. Friſcher Wind, in der Seefahrt, ein günſtiger ziemlich ſtarker Wind.

In den meiſten dieſer figürlichen Bedeutungen lautet es im Niederſ. friſch, und mit Verſetzung des r verſch, varſk, im

Dän.

Dän. fris, fersk, im Angelſ. ferſch, im Engl. fresh, im Holländ. friſch, berſch, in Franz. frais, im Ital. fresco, im Schwed. frisk, und fersk, im mittlern Lat. freſchus, friſcus.

Friſch-Bäcker, diejenigen Bäcker, welche alle Tage, wenn die Reihe ſie trifft, friſches Brod backen, oder wie man im gem. Leben ſagt, das Friſchbacken haben.

Friſch-Bley, im Hüttenbaue, friſches Bley, d. i. Bley, welches in ſeiner wahren metalliſchen Geſtalt vorhanden iſt, zum Unterſchiede von der Glätte, welche ein verderbtes, in Kalk verwandeltes Bley iſt. In dieſem Verſtande wird ſowohl das aus dem Erze geſchmelzte, als auch das aus der Glätte wider hergeſtellte Bley, Friſchbley genannt. In engerm Verſtande führt nur das letztere dieſen Namen. Siehe Friſch 2 (1), Friſchen, und in den Supplementen Anfriſchen.

Friſch-Boden, ſiehe Th. X, S. 615.

Friſch-Eiſen, auf den Eiſenhämmern: 1. Eiſen, welches in den hohen Oefen ſich zu ſehr ſammelt und nicht fließen will; weil es durch das allzu ſtarke Gebläſe nur wieder hart und friſch, d. i. kalt geblaſen wird.

2. In einem entgegen geſetzten Verſtande auch nochmals geſchmelztes und gereinigtes Eiſen; ſiehe Friſchen 3; und Th. X, S. 613.

Friſch-Eſſe, auf den Eiſen- und Stabhämmern, eine Eſſe, in welcher das aus dem hohen Ofen gekommene Eiſen gefriſchet, d. i. nochmals geſchmelzet und gereiniget wird; ſiehe Friſchen 3, und Th. X, S. 613.

Friſch-Feuer, (Rheinländiſches) ſ. Th. X, S. 619.

Friſch-Geſtübe, ſiehe unter Geſtübe.

Friſch-Glätte, ſiehe unter Glätte.

Friſch-Heerd, oder Friſch-Ofen, in dem Hüttenbaue, 1. derjenige Ofen, in welchem dem Schwarzkupfer Bley zugeſetzet wird, um es dadurch von dem Silber zu ſcheiden; ſiehe Friſchen 4.

2. In den Eiſen- oder Stabhämmern, der Heerd, wo die Eiſengänſe gefriſchet, oder von neuem geſchmelzet werden; ſiehe Friſchen 3, und Th. X, S. 613.

Friſch-Knecht, ſiehe unter Friſcher.
Friſch-Melk, ſiehe unter Melk.
Friſch-Ofen, ſiehe Friſch-Heerd.
Friſch-Pfanne, in den Seigerhütten, eiſerne Pfannen, worin das Kupfer gefriſchet, d. i. zu Seigerſtücken gegoſſen wird; ſiehe Friſchen 4.
Friſch-Schlacken, in dem Hüttenbaue, friſche Schlacken, d. i. Schlacken, welche von flüſſigen Erzen kommen, und gute Zuſchläge abgeben; ſiehe Friſch 2 (1).
Friſch-Stück, in den Seigerhütten, diejenigen Erzkuchen oder Stücke Schwarzkupfer und Bley, welche bey dem Friſchen des Kupfers entſtehen, und auch Seigerſtücke genannt werden: ſiehe Friſchen 4.
Friſch-Zacken, im Hüttenbaue, lange dicke eiſerne Platten, womit der Friſchheerd auf den Eiſenhämmern ausgeſetzet wird; ſiehe Th. X, S. 615.
Friſche, die Friſche, das Hauptwort von dem Beyworte friſch, welches aber nur in einigen wenigen Fällen gebraucht wird.

1. Bey den Malern bedeutet die Friſche der Farbe, inſonderheit der Fleiſch-Farbe, Fr. Fraîcheur de la couleur, die wahre und ſchönſte Farbe, die man einer Figur, inſonderheit ihren fleiſchigen Theilen, giebt. Die Friſche des Colorits, Fr. Fraîcheur du coloris, eine der Natur glücklich nachgeahmte Lebhaftigkeit der Tinten.

2. Bey den Jägern, ein waſſerreicher Ort, wo das Wild ſich friſchet, oder erfriſchet; ſiehe Friſchen 1.

Friſchen, iſt in doppelter Gattung üblich.

I. Als ein Activum, friſch machen, doch nach der verſchiedenen Bedeutung dieſes Wortes auch in verſchiedenem Verſtande.

1. Kühl machen, wofür doch erfriſchen üblicher iſt. Indeſſen kömmt ſich friſchen in dieſem Verſtande noch bey dem Logau vor. Auch bey den Jägern friſchet ſich der Hund oder ein Thier, wenn es trinkt, wo es auch als ein Neutrum gebraucht wird, der Hund, das Thier friſchet.

2. Was

2. Was verdorben, unkenntlich iſt, wieder gut und kenntlich machen, in einigen einzelnen Fällen. So friſchen die Büchſenſchmiede ein gezogenes Rohr, wenn ſie es aufs neue reifen oder ausziehen. Siehe in den Supplementen Auffriſchen. Die Hunde friſchen oder ausfriſchen, bey den Jägern, ihnen eine Purganz eingeben; ſiehe Friſchung 3.

3. Eine Sache nochmals bearbeiten, um ihr dadurch einen höhern Grad der Güte zu ertheilen; auch nur als ein Kunſtwort in verſchiedenen einzelnen Fällen. So wird das aus dem hohen Ofen gekommene Eiſen gefriſchet, wenn es nochmals geſchmolzen wird, um es zu reinigen; ſiehe auch Friſch-Eiſen, Friſch-Eſſe, Friſch-Heerd, und Th. X. S. 613. Die Goldarbeiter friſchen die Fugen, welche ſie zuſammen löthen wollen, wenn ſie ſolche auffeilen, oder von neuem glatt feilen.

4. Wieder herſtellen, auch nur im Hüttenbaue, wo man die Wiederherſtellung des Bleies aus der Glätte friſchen nennet; ſiehe Friſch 2 (1), Friſch-Blei, Friſch-Heerd, Friſch-Pfanne, Friſch-Stück. Auch die Arbeit, da man ſolches Friſchblei oder auch nur Glätte zu dem rothen Kupfer ſetzt, um vermittelſt derſelben das Silber aus dem Kupfer zu ziehen, heißt friſchen.

5. Eine Zeche mit Stollörtern friſchen, im Bergbaue, Stollörter in derſelben machen.

Daher die Friſchung; ſiehe ſolches weiter unten beſonders.

II. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben Junge werfen, ferkeln, wo dieſes Wort doch nur von den wilden Säuen im Jagdweſen üblich iſt. Die Bache hat gefriſchet. Gefriſchte Jungen; daher Friſchling.

Friſcher, auf den Eiſenhämmern, ein Arbeiter, der das Friſchen des Eiſens verrichtet; ſiehe Friſchen 3. Der Knecht oder Gehülfe des Friſchers wird der Friſch-Knecht genannt; ſiehe Th. X. S. 613.

Friſchling, (welches von vielen irrig Fröſchling geſprochen oder geſchrieben wird) in dem Jagdweſen ein junges wildes Schwein, bis es ein Jahr alt iſt; ſiehe Schwein. (Wildes)

Friſchung. 1. Die Handlung des Friſchens in allen Bedeutungen des Activi.

2. Waſſer, ſofern es den Hunden zum Getränke dient, bey den Jägern. Die Hunde nehmen Friſchung, wenn ſie ſaufen. Den Hunden die Friſchung holen.

3. Eine Purganz, auch nur bey den Jägern und von den Hunden gebraucht. Den Hunden eine Friſchung geben; ſiehe Friſchen 2.

Friſe, ſiehe Fries.

Friſette, ſiehe Cotonnée, Th. VIII. S 406.

Friſiren, ein Wort, welches aus dem Franz friser, kränſeln, kraus machen, entlehnt iſt, und vornämlich in folgenden Fällen im gemeinen Leben gebraucht wird.

1. Bey den Tuchbereitern, ein Tuch oder ſonſt einen tuchartigen und wollenen Zeug friſiren, d. i. die Oberfläche (oder rauhe Seite) des Zeuges aufkratzen, und die Wolle dergeſtalt in die Runde unter einander reiben, daß ſie kraus wird, und ſich in kleine, dicht neben einander ſitzende Knötchen oder Zöpfchen zuſammen drehet. Ueberhaupt werden daher alle wollene Tücher oder Zeuge, welche entweder auf der rechten oder auf der verkehrten Seite etwas gekräuſeltes haben, friſirte Tücher oder Zeuge genannt. Dieſe Tuch- oder Zeugkrauſe, die man ſchon vor Alters in den Ratinen (*) gehabt hat, war ſonſt den Tuchmachern in Deutſchland nicht bekannt, hernach aber haben es die Tuchſcheerer als eine ihrer vornehmſten Arbeiten bekannter gemacht, und nennen

(*) Weil die Ratine vornämlich auf dieſe Weiſe bearbeitet werden: ſo rührt auch die franzöſiſche Benennung ratiner, welche mit friser von gleicher Bedeutung iſt, eben daher.

nennen es auch couttoniren oder narbicht machen, imgleichen criſpiren. Auf der verkehrten Seite werden gemeiniglich nur die zur Trauer beſtimmten ſchwarzen Tücher, auf der rechten Seite aber die Ratine friſirt. An einigen Orten wird dieſe Arbeit unter die Meiſterſtücke mit gerechnet. In England hat man dieſe Arbeit beſonders ſchön gemacht, und uns allerley criſpirtes oder friſirtes Zeug unter verſchiedenen Namen, z. B. Tüffel ꝛc. geliefert, welche aber nunmehr ebenfalls bey uns verfertiget werden.

Sonſt nennt man auch wohl die Draps d'Or und Draps d'Argent friſirt, wenn ſolche auf der rechten Seite nicht recht glatt, ſondern auf der Oberfläche etwas gekräuſelt und ungleich ſind; und dieſe werden insgemein für die reichſten geachtet.

Nicht ſowohl jetzt als vor einiger Zeit machte die Mode die friſirten Tücher beliebt. Heut zu Tage friſirt man wenigſtens noch die Flanelle, und zuweilen auch den von allerley Farben beſtehenden Moll, welcher ſtark zu Ueberröcken gebraucht wird. Durch das Friſiren wird die Wolle auf der rechten Seite eines Tuches oder tuchartigen Zeuges kraus, und es entſteht hiedurch eine Knoſpe (ein Knötchen oder Zöpfchen) neben der andern. Es kann aber ein ſolches Friſiren der Tücher eben nicht vortheilhaft ſeyn; denn wenn ſich die Knoſpen abgetragen haben, welches leicht geſchieht, ſo iſt das Tuch kahl und ohne Bedeckung.

Grobe Tücher pflegen die Tuchmacher zuweilen mit einer ſogenannten Handſcheibe zu friſiren. Dieſe hölzerne Scheibe hat an der obern Seite einen Stiel, auf der untern aber eine Bedeckung von Sand und zerſtoſſenem Glaſe, welches mit Leimwaſſer aufgetragen, und wenn es trocken iſt, abgerieben wird. Die Haare oder die Wolle des Tuches bleiben beym Scheeren lang ſtehen, und beym Flanell und Moll werden bloß die obern Spitzen abgeſchnitten. In dieſer Beſchaffenheit legt man den Zeug auf einen gepolſterten Tiſch, be-

ſtreicht ihn mit einer Salbe, die aus fettigen und öhligen Beſtandtheilen zuſammen geſetzt wird, und reibt auf der Oberfläche des Tuches mit der vorgedachten Scheibe, ſo daß man dieſe im Kreiſe herum drehet. Allein dieſe Arbeit iſt mühſam, und giebt dem Zeuge doch keine rechte Friſur. Einige Tuchſcheerer friſiren das Tuch vermittelſt Bimsſteines mit den Händen, welches aber eine ſaure und langweilige Arbeit iſt; und es muß für die Elle 1 bis 2 Groſchen bezahlt werden. Weil nun alle dieſe Kunſtgriffe nicht allzu wohl von Statten gehen, auch ſehr mühſam, und bey einer großen Menge Zeuge oder Tücher, welche friſirt werden ſollen, überhaupt ſehr langſam und nicht wohl anzubringen ſind: ſo hat man zu dieſer Abſicht eine ſehr künſtliche und ſinnreiche Maſchine erfunden, welche eigentlich die Friſirmühle, Fr. Friſe oder Friſoir genannt wird, wodurch dieſe Arbeit um ein Großes erleichtert und befördert wird. Dieſe Maſchine haben die Franzoſen zuerſt erfunden, und von ihnen hat ſie Deutſchland angenommen. Eine ſolche Mühle kann entweder durch Menſchenhände, oder durch ein Pferd, oder auch durch das Waſſer in Bewegung geſetzt werden, ohne daß es nöthig iſt, die innern und weſentlichen Theile abzuändern. Wenn man ſich von dieſer Maſchine, welche aus ſehr vielen künſtlich zuſammen geſetzten Theilen beſteht, einen deutlichen Begriff machen will, ſo muß man ſich vorſtellen, daß die Bewegung derſelben von der Beſchaffenheit ſeyn müſſe, damit alle und jede Theile eines Stückes Zeuges ganz langſam und beſtändig gleichförmig durch diejenigen Theile der Maſchine, welche die Mühle genannt werden, gehen. Dieſe Maſchine dient nun eigentlich dazu, daß der obere Theil derſelben, welcher mit Leim beſtrichen, und über dieſen mit ganz feinem Sande beſtreuet worden iſt, dergeſtalt, daß beyde Schichten zuſammen genommen, wenigſtens den vierten Theil eines Fingers dick, und ſo gut als möglich geebnet ſind, deſto hurtiger bewegt werde.

Fig.

Fig. 798. ſtellt eine ſolche Maſchine vor, welche durch ein Pferd in Bewegung geſetzt wird. Es ſteht dieſelbe in einem geräumigen Gebäude, welches in zwey Böden abgetheilt iſt. a iſt der untere Boden, b der obere. In dem untern Boden befindet ſich eine verticale Welle c, welche 12 Fuß hoch, und 10 Zoll im Durchſchnitte dick iſt. Dieſe Welle geht bis an den Boden des obern Stockwerkes, wo ſie mit ihrem Zapfen in einer Pfanne d, welche in dem Balken des Bodens angebracht iſt, ſich um ihre Achſe drehet, ſo wie ſich ſolche mit ihrem unterſten Zapfen auf dem untern Boden in e gleichfalls in einer Pfanne umdrehet. Ungefähr 4 Fuß von der Erde hat dieſe Welle Speichen f, auf welches ein großes Stirnrad g liegt. Die Speichen ſind ſo lang, daß das Rad 10 Fuß hoch über der Erde liegt. Das Stirnrad greift in einen Drilling h, welcher vertical neben dem Stirnrade auf einer Welle i ſteckt. Dieſe Welle läuft mit ihren Zapfen in einer Pfanne des Gerüſtes. Der Drilling iſt ungefähr 15 Zoll hoch, und die Scheiben deſſelben haben 20 Zoll im Durchmeſſer. Er hat 12 Stöcke. Nahe an dem Fußboden auf dieſer Welle i ſteckt ein horizontales Kammrad k, welches mit ſeinen Zähnen in einen horizontalen Drilling l greift. Dieſer Drilling ſteckt auf einer gleichfalls horizontal liegenden Welle m. Neben dem Drillinge l befindet ſich ein Kammrad n, ſo wie auch auf dem andern Ende eben ein ſolches Rad o anzutreffen iſt. Von dieſen beyden Kammrädern n und o ſetzt jedes einen kleinen Drilling p, welcher vertical auf einer eben ſo geſtellten eiſernen Welle ſteckt, in Bewegung. Da man aber vor den Säulen des Gerüſtes ſolche nicht gut ſehen kann, ſo werde ich ſie in einer beſondern Zeichnung vorſtellen.

Dieſe Welle mit ihren Drillingen läuft mit ihren untern Zapfen in einer am Boden angebrachten Pfanne, wie Fig. 799 in a zeigt; das obere Ende der Welle aber dreht ſich in einer kupfernen Pfanne b, welche 8 Zoll lang, 2 dick, und 3 breit iſt. Dieſe obere Pfanne iſt mit Schrauben an dem untern Theile der Mühle oder Kratze c feſt geſchraubet. Das Ende dieſer Welle d, welche nicht mit der Achſe in gleicher Linie liegt, ſondern nach der Seite gebogen iſt, endigt ſich in der obern Mutter e, welche an den obern Theil der Mühle f mit Schrauben g feſt geſchraubet iſt. Dieſe Art von gebogenen Haken d geht in das Loch dieſer Pfanne, Fig. 800, hinein, und bewegt ſich in derſelben hin und wieder. Weil nun die äußerſte Krümmung deſſelben während der Bewegung einen Zirkel beſchreibt, deſſen Mittelpunct

punct in der Achſe liegt, ſo wird dadurch die Pfanne e, Fig. 799, wie auch der obere Theil der Mühle f, wo er an ſolche befeſtigt iſt, in eben eine ſolche Art der Erderſchütterung und zirkelrunden Bewegung geſetzt, als welche erfordert wird, wenn der Zeug verlangtermaßen die erwähnten Knöpfchen erhalten ſoll.

Die Mühle ſelbſt oder diejenigen Theile, welche das Friſiren bewerkſtelligen, ſind folgende: Ein doppeltes Gerüſte von ſtarkem Zimmerholze, wovon der Untertheil q, Fig. 798, auf der Welle der Drillinge p ruhet, als worin der Zapfen d, Fig. 799, der Welle durchgehet. Der Obertheil der Mühle r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, iſt ein ſchweres Stück, welches ungefähr 6 Zoll breit. Unter dieſem Obertheile iſt ein Bret angebracht, welches mit Lehm beſtrichen, und mit feinem Sande überſtreuet wird, ſo, daß es durch beyde Materien einen Ueberzug ¼ Fingers dick erhält, welches aber ſehr geebnet iſt. Die Puncte in der 799. Fig. bezeichnen das Bret bey 1 des Obertheiles der Mühle. Da daſſelbe ſchwer iſt, ſo muß es durch einen Hebezug in die Höhe gehoben werden. Zu dieſer Abſicht iſt oben über der Maſchine am Balken an einer eiſernen Stange h, Fig. 799, eine andere wagerechte Stange i an einem Bolzen k beweglich angemacht, und an dem Ende l ſind zween ſtarke Stricke an den Enden des Obertheiles der Mühle f in m mit Ringen befeſtigt, damit, wenn man an dem Ende der Stange i zieht, vermittelſt der Stricke der Obertheil in die Höhe gehoben werde, um den Zeug unterlegen zu können.

Der Untertheil der Mühle q, Fig. 798, iſt mit kurzen Haaren ausgeſtopft, mit einem recht glatten Plüſche überzogen, und an beyden Seiten des Holzes recht ſtramm ausgeſpannt. Auf dieſen Untertheil kömmt der zu friſirende Zeug zu liegen, weshalb er eine weiche und gleiche Unterlage haben muß. Wenn nun der Obertheil r, Fig. 798, und f, Fig. 799, mit dem Hebel i k in die Höhe gehoben wird, ſo kann man das zu friſirende Tuch darunter legen. Damit aber auch der friſirte Zeug, welcher nicht allzu lange unter den Gängen bey dem Friſiren liegen bleiben muß, auch allmählig wieder von der Mühle gebracht werde, ſo wird ſolches folgendergeſtalt bewerkſtelliget. Die Welle m, Fig. 798, des Getriebes l dreht zugleich ein Getriebe oder einen Drilling s mit um, welches die Welle auf ihrem Zapfen horizontal ſtehen hat. Dieſe greift in ein Stirnrad t, welches abermal das an ſeiner Welle befeſtigte Getriebe u mit ſich herum drehet; dieſes Getriebe greift ferner in ein

großes

großes Stirnrad v, welches auf einer horizontal liegenden Welle w ſteckt, welche eigentlich ein, der ganzen Länge der Maſchine nach, mit einer Wollkratze (oder einem Leder, worauf ſich mehrere Reihen eiſerner Haken befinden) umgebener Cylinder iſt, und wälzt ſolche mit herum. Dieſer letztere Mechanismus und dieſe Welle dient dazu, das friſirte Tuch von der Mühle herunter zu ziehen; denn die kleinen kratzenmäßigen Haken faſſen in das Tuch, und ziehen daſſelbe ganz langſam herunter.

Unter der Walze und Mühle ſteht ein Schragen x, worin das Tuch zum Friſiren liegt, und worauf daſſelbe zur Mühle geleitet wird.

Damit aber auch das zu friſirende Tuch recht ſtramm und gleich in die Mühle geleitet werde, ſo ſind hinter der Mühle der Länge nach 3 Stangen angebracht, durch welche geſchlungen das Tuch in den Gängen q r geleitet wird. Man findet ſolche in Fig. 801 beſonders vorgeſtellt. Dieſe 3 Stangen liegen hinter der Mühle horizontal, und es geht das Tuch unter der Stange a über der Stange b, und endlich unter der Stange c nach der Mühle.

Damit nun dieſe Maſchine in Bewegung gebracht werden könne, ſind lange Stangen y an die Speichen des großen Rades f, Fig. 798, und an deren Ende wieder Schwengel z angebracht, woran ein Pferd angeſpannt werden kann. Damit aber das Pferd in ſeinem Kreislaufe bleibe, und nicht ausweichen könne, ſind an die Welle c Stangen t z angemacht, woran das Pferd mit ſeinen Halſtern angebunden werden kann, damit es in gleichem Gange erhalten werde. Damit aber auch die Walze w ihren Endzweck erreiche, das Tuch mit ihren Haken zu faſſen, und ſie ſolches nicht bewerkſtelligen könnte, wenn das Tuch frey hienge; ſo iſt vor dieſer Walze eine Stange a a angemacht, damit das Tuch zwiſchen der Walze und der Stange dicht neben ihr herunter gehe.

Ich komme nunmehr auf die beſondern Handgriffe, welche zu dem Friſiren gehören. Man ſchlägt zuvörderſt das Tuch oder den wollenen Zeug über einen Tiſch ſchlangenweiſe über einander in Falten, reinigt es aber dabey von den Knoten. Ich habe bereits oben erwähnt, daß man das Tuch, welches man friſiren will, nicht allzu lang ſcheeren, ſondern die Haare der Wolle lang laſſen muß, weil es ſonſt nicht möglich wäre, daß man die Zöpfchen zuwege bringen könnte. Wenn nun alſo das Tuch auf ſolche Art gefaltet, und von den Knoten gereinigt worden iſt, legt man

man daſſelbe ſo gefaltet in den Schragen unter der Mühle. Das letzte Ende deſſelben wird mit einem andern Stücke Tuch vereiniget, jedoch nicht vermittelſt einer Naht durch einen Faden, ſondern vermittelſt eines Drahtes; ſiehe Fig. 802. Es wird nämlich der Draht durch das eine Ende des Stückes b durchgeſteckt, und dergeſtalt vereiniget, daß ein Ende über dem andern zu liegen kömmt, wie bey c d zu ſehen iſt.

Wenn nun die Mühle zum Friſiren in den Stand geſetzt werden ſoll, wird der obere Theil der Mühle r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, vermittelſt der Stange oder des Hebels i, Fig. 799, in die Höhe gehoben. Alsdann nimmt man das Stück Tuch, welches mit dem neuen zu friſirenden Tuche vereinigt iſt, und zieht es über und unter die drey Stangen a b c, Fig. 801, durch, ſo weit, daß das Ende des Tuches genau auf den gepolſterten Untertheil q, Fig. 798, oder c, Fig. 799, zu liegen komme. Sodann läßt man den Obertheil der Mühle darauf, und ſtellt obenauf Stäbe b b, Fig. 798, welche auf dem Obertheile der Mühle und dem Gerüſte c c geſtützt werden, damit die Mühle nicht wanke. Das Stück Tuch, welches aus der Mühle heraus hängt, wird nach der wie eine Kratze geſtalteten Welle w zwiſchen den Stab a a geleitet, und um die Welle etwas umgelegt, damit, wenn ſolche herum gehet, ſie gleich anfänglich im Stande ſey, vermittelſt ihrer Haken das Tuch herunter zu ziehen. Denn wenn die Mühle im Gange iſt, ſo ſteht ein Arbeiter mit einer Krücke, und ſtößt das von der zackigen Welle herunter gezogene Tuch beſtändig von den Haken, damit dieſe beſtändig friſches Tuch ziehen können. Ein anderer Arbeiter giebt Acht, daß das Tuch auf dem Schragen x gerade und gleich nach der Mühle zu gehe, und keine Runzeln oder Falten mache, weil ſonſt dieſer Theil, wo Falten ſind, nicht friſirt würde, ſondern ſogenannte Katzenſchwänze darſtellte.

Wenn gedachtermaßen das Tuch in der Mühle liegt, und dieſe in Bewegung geſetzt werden ſoll, ſo ſpannt man ein Pferd an die Stange y, und mit der Halfter an die Stange t z, läßt daſſelbe im Kreiſe herum gehen, und ſetzt ſolchergeſtalt die Mühle in Bewegung; denn der Zapfen d der Welle des Drillinges q, indem er ſich in der obern kupfernen Pfanne e, Fig. 799 und 800, im Kreiſe herum bewegt, ſetzt den Obertheil der Mühle r, Fig. 798, oder f, Fig. 799, in eine zitternde Bewegung, und zieht, vermittelſt ihrer mit Lehm und Sand beſtrichenen Fläche, die

Haare

Haare in gerůndete Zöpfchen, oder rollt ſie vielmehr im Kreiſe zuſammen. Die Stäbe bb ſind deswegen aufgeſetzt, und unter das Gerůſte c c geſtůtzt, damit ſie auf dem Tuche, welches friſirt wird, dicht aufliegen, und die dadurch bewerkſtelligte Erſchůtterung ihre Abſicht erreiche. Da das Getriebe s dazu beſtimmt iſt, die Getriebe und Råder t, u, v in Bewegung zu ſetzen, ſo geſchieht dieſes darum, damit die kratzige Welle w ganz langſam ſich herum wälze, um den Zeug aus der Můhle zu ziehen.

In der 798. Fig. bey d d ſieht man, wie das Tuch aus dem Schragen x nach der Můhle q und r, und von da wieder zwiſchen der Stange a a nach der mit Håkchen beſetzten Welle w geht. Wenn das ganze Stůck Zeug die Můhle durchgegangen iſt, wird der obere Theil der Můhle in die Hőhe gezogen, und man klopft denſelben mit einer Ruthe aus, damit keine kurze Wolle darauf ſitzen bleibe. Sodann wird das Stůck wieder in den unter dem Tiſche befindlichen Schragen gelegt. Ueber dieſen wird es ausgebreitet, und von einem Ende bis zum andern mit einer, wie ein kleiner Beſen geſtalteten Bůrſte ausgefeget, um es alsdann zum zweytenmal zu friſiren, welches auch wohl bis zum drittenmal widerholt wird, je nachdem das Tuch oder der Zeug gut oder ſchlecht friſirt werden ſoll.

Will man die etwa wegen der Falten entſtandenen ſchadhaften oder unfriſirt gebliebenen Stellen oder die Rattenſchwånze wieder heraus haben, ſo fåhrt man mit einer Kardetſche wider den Strich der Wolle darůber her, da alsdann ſolche Stellen, nachdem dadurch die Wolle in die Hőhe gebracht worden iſt, ungleich beſſer friſirt werden, als die übrigen.

Die Arbeit bey dem Friſiren der Tůcher geſchieht auf einerley Art, außer daß ſolche manchmal weniger oder auf eine etwas andere Art verrichtet wird, nachdem nämlich die Tůcher feiner oder grőber ſind. Es ſind dieſes aber beſondere Handgriffe, welche durch viele Erfahrung und őfters angeſtellte Verſuche erlernt werden.

Man kann auch durch das einzige Rad g, Fig. 798, die Maſchine dermaßen vervielfåltigen, daß zugleich vier ſolche Můhlen in Bewegung geſetzt werden kőnnen, indem das Rad ſo geſtellt wird, daß von allen vier Seiten dergleichen Getriebe mit ihren Wellen in Bewegung geſetzt werden kőnnen.

Hrn. Prof. Beckmann Anleitung zur Technologie, Gőtt. 1777. 8. S. 33.

Die Tuchfriſirerkunſt, von Hrn. Duhamel; ſt. im 6. B. des Schaupl. der Künſte und Handwerke, Leipz. und Königsb. 1767, gr. 4. S. 1—16, m. 5 K. T.
(Hrn. Prof. Ebert) Kurzer Begriff der menſchlichen Fertigkeiten und Kenntniſſe, 1. Th. Lpz. 1778, 8. S. 296.
Jacobſon Schauplatz der Zeugmanufacturen in Deutſchland, 2. Band, Berl. 1774, gr. 8. S. 284—295.
Sprengels Handwerke und Künſte, 14te Samml. Berl. 1776, 8. S. 340—347.

2. Die Kopfhaare nach der Kunſt kräuſeln, welches eigentlich eine Arbeit der Perrückenmacher iſt. Nachdem aber heut zu Tage ſowohl bey dem männlichen als weiblichen Geſchlechte die Haartouren von fremden und eigenen Haaren Mode geworden ſind, ſo iſt beynahe eine beſondere Profeſſion der Friſirer oder Friſeurs entſtanden, welche an vielen Orten noch von den Perrückenmachern unterſchieden ſind.

Unter die Vorbereitungen der Haare, welche zu der Verfertigung der Perrücken erfordert werden, gehört unter andern auch das Kräuſeln oder Krauſen der ſortirten Haare. In dieſer Abſicht befeſtigt der Perrückenmacher ein Packet nach dem andern an den zuſammengebundenen Köpfen neben dem Rande eines Tiſches mit einem hölzernen Schraubenſtocke oder einem andern hiezu ſchicklichen Inſtrumente, und zwar ſo, daß die Spitzen der Haare gegen ihn zugekehrt ſind. Auf die Spitzen legt er oberhalb den dünnern Mitteltheil eines Kräuſelholzes, und unterhalb breitet er auf den ſämtlichen Haarſpitzen einen Streif Papier aus, damit dieſe Spitzen beym Kräuſeln nicht ausſpringen, ſiehe Fig. 803. Ein ſolches Kräuſel- (Kraus- oder Friſir-) Holz, Fr. Bilboquet, a, iſt ein rundes Stäbchen von Buchebaum- oder anderm harten Holze verfertigt, etwa 2 bis 3 Zoll lang, und in der Mitte merklich dünner, als an beyden Enden. Der Perrückenmacher muß mehrere Krauſehölzer von verſchiedener Dicke haben. Zur Stirnkrauſe (Toupet) ſind die Friſirhölzer kleiner, zu den übrigen Krauſen gröber, weil dazu längeres

geres und mehreres Haar kömmt. Manche pflegen auch vor dem Kräuſeln ein Packet langer Haare zu theilen, und auf zwey Friſirhölzer zu wickeln, weil es Kräfte und Mühe erfordert, ein ſtarkes Packet von langen Haaren aufzuwickeln.

Was nun zuvörderſt das Friſiren oder Accommodiren der Perrücken betrifft, ſo kämmt der Perrückenmacher nach dem Annähen der Treſſen die ſämtlichen Haare der Perrücke mit einem Friſirkamme (ſiehe unter Kamm) aus einander, damit jedes an ſeinen gehörigen Ort zu liegen komme. Alsdann ſchmiert er die ſämtlichen Haare mit weicher Pomade, welche aus Schweinſchmolz, Wachs und wohlriechenden Oehlen verfertigt wird, ein, und pudert ſie, wodurch ſie ſich auflockern. Nach dem Pudern ſchneidet er die Schnüre ab, nimmt die Perrücke von dem Montirungs= (Form=) Kopfe, und hängt ſie auf einen Perrückenſtock. Auf dieſen befeſtigt er ſie an den Schläfen mit zwey Schnüren, ſtreicht alsdann die Vorderhaare der Tour mit einem Kamme zurück, und bügelt ſie mit einem warmen Bügeleiſen, damit ſie ſich hinlänglich niederlegen, und nicht wieder aufſteigen. Hierauf zertheilt er die Seitenhaare, und bey den Stutzperrücken auch die Hinterrangen in Locken, toupirt jede Locke mit dem Friſirkamme, lockert ſie hiedurch auf, ſchlägt ſie mit dem Kamme um einen Finger, und giebt ihr die gehörige Forme und Lage. Die Fronte toupirt er gleichfalls, und giebt ihr nach der Mode mit dem Kamme die gehörige Geſtalt. Hiebey ſtreicht er die Haare mit einer harten Pomade, welche aus Talg, Wachs und wohlriechenden Oehlen zuſammen geſchmolzen wird. Er befeſtigt auch wohl die Locken mit Haarnadeln, und giebt ihnen hiedurch die erforderliche Lage und Haltbarkeit. Uebrigens muß der Perrückenmacher ſchon bey Verfertigung der Perrücke die Anlage ſo machen, daß er ſie nach der Mode friſiren kann. Zuletzt wird die Perrücke gepudert.

Bey

Bey eigenen Haaren iſt der Perrückenmacher auch Friſeur; und hiedurch wird der Schade wieder erſetzt, welcher daraus entſteht, daß die Perrücken jetzt nicht mehr ſo Mode ſind, als vordem. Unterdeſſen entgeht ihm doch in dieſem Falle dadurch vieles, daß es in groſſen Städten bloße Friſeurs giebt, welche übrigens nichts mehr von der Perrückenmacherkunſt verſtehen, ſondern das Friſiren nur aus dem Zuſehen und aus der Uebung erlernt haben.

Bey dem Friſiren der Haare des Kopfes an Mannsperſonen werden dieſelben von dem Friſeur wohl durchgekämmt, das hintere Flechthaar von dem Seitenhaare abgeſondert, und das Hinterhaar am Kopfe feſt zuſammen gebunden. Er verſchneidet die zerſcheitelten Seitenhaare mit der Scheere dergeſtalt ſchräge hinter dem Kamme, daß die unterſten Haare ſtufenweiſe länger, und die der Scheitel nahe liegenden immer kürzer gelaſſen werden. Hieraus entſtehen gleichſam Etagen zu den Locken. Auf gleiche Art wird auch das Haar von der Scheitel bis an die Seitenhaare herab ſtufenweiſe verſchnitten, um hernach dieſe Scheitelſtockwerke (Fronte), wie die Stirnkrauſe (das Toupet, Toupee) mit der heißen Friſirzange in Locken aufzurollen.

Statt deſſen bringt es die jetzige Mode ſo mit ſich, daß man dieſes Haar der Scheitel an der Haut ganz kurz, und wie geſtachelt, in Geſtalt einer Kehrbürſte verſchneidet, daher man ihm auch die aus dem Franzöſiſchen entlehnte Benennung Vergette giebt. Es iſt dabey kurz, ſtraubig, und wird nicht weiter gekräuſelt. Das Toupet wird mitten über der Stirne etwas länger gelaſſen, als gegen die Schläfe zu, und nach einer geraden Linie verſchnitten. Nach dem Verſchneiden der Haare lieſet man mit der Ecke des Friſirkammes etwas Haar aus einerley Schicht zuſammen, und biegt die Spitze dieſes beſchnittenen Seitenhaares zu einer Locke um, um welche man ein dreyeckiges Papier herum falzet,

zet, und es nach dem Hinterkopfe zuſammen drehet, damit die Haarlocke nicht wieder zurück laufen möge. Dieſes heißen die Lockenpapiere (Papilloten), und das Einſchlagen der Haare in dergleichen Papiere wird das Papillotiren genannt. Wenn die Haare um den ganzen Kopf aufgewickelt ſind, werden dieſelben gebrannt. Hiezu hat der Friſeur zwo verſchiedene Arten von Eiſen. Das eine, das Friſireiſen, das Quetſcheiſen, oder die Brennzange genannt, Fig. 805, iſt wie eine Zange, und an dem Ende mit zween Backen, welche inwendig glatt ſind, gemacht. Das andere, das Schnabeleiſen, Toupeteiſen oder die Toupetzange, Fr. Fer à toupet genannt, Fig. 805, ſieht einer länglichen Scheere gleich, welche ſtatt der beyden Klingen oder Arme eben ſo viel eiſerne Stäbe hat, deren einer rund, und der andere hohl iſt, daß jener in dieſen hinein paſſet. Es muß dieſes Eiſen gut ſchließen, beſonders an der Spitze, oder es muß der rundliche Arm in der Rinne des andern überall gleich anliegen. Man zieht diejenige vor, deren Vernietung nicht zu ſehen iſt. Das Quetſcheiſen muß niemals über Kohlen, ſondern beſtändig in der Gluth heiß gemacht werden. Wenn es die nöthige Hitze hat, welches man daran erkennt, wenn es ein Papier nicht mehr ſchwarz brennet, ſo wird eine Papillote nach der andern dazwiſchen gefaſſet, und ein wenig, entweder eine kürzere oder längere Zeit gedrückt, nachdem das Eiſen mehr oder weniger heiß iſt; es iſt aber beſſer, daſſelbe ſo heiß, als es das Haar leidet, zu gebrauchen, weil man alsdann jede Papillote in kürzerer Zeit brennen kann. Aus dieſer Urſache pflegt man auch mehrere dergleichen Eiſen zu haben, und in das Feuer zu legen, wenn man die Haare auf dem ganzen Kopfe brennen will. Es bleiben ſolchergeſtalt die Haare etliche Stunden lang, natürlichen Locken gleich, aufgerollt, da die Wärme einen Theil von den Materien der Haare heraus getrieben hat, wodurch ſie ſich zu krümmen genöthiget

get werden, bis die verkürzten Haarfaſern und ausgeleerten Markbläschen von neuem ihre Elaſticität von dem Blute oder von der Näſſe der Luft erreichen, aufſchwellen, und die Kräuſelung (Friſur) völlig vertilgen. Selbſt die Erſchütterung des Windes und alle Bewegungen ſpannen die Haare wieder gerade aus, wie ſich ein trockner Schwamm vom Waſſer ausdehnt. Werden indeſſen die Haare zu oft gebrannt, ſo verlieren ſie nach und nach alle ihre Elaſticität, ſie werden kraftlos, ihr Glanz und ihre Ründung verſchwinden, ſie zerbrechen vor der Zeit, und der Kopf wird davon ſo dünnhärig, daß man ſtatt des eigenen Haares eine Perrücke aufſetzen muß.

Wenn die Papilloten wieder erkaltet ſind, macht man das Papier los, kämmt die gebrannten Haare zuſammen aus, feuchtet ſie mit ein wenig Pomade, die man in der hohlen Hand verreibet, an, und pudert die Locken ein wenig ein, um ſie deſto beſſer mit dem Kamme aufzulockern, oder damit ſie von der Pomade nicht zu feſt zuſammen kleben mögen. Hierauf ergreift der Friſirer die Reihen der Haare nach einander mit der linken Hand, indeſſen daß er dieſe Etagen der Seitenhaare mit dem Kamme in der rechten von unten herauf enge zuſammen filzet, ſo daß die Spitzen der Haare durch den Kamm heraus gehoben werden. Solchergeſtalt wird das krauſe Seitenhaar locker zuſammen in eine krauſe Verwirrung gekämmt, oder loſe in einander verfilzet. Aus dieſer Verwirrung von verfilzten Krauſen zieht man ſo viel Haare, als zu einer Locke kommen ſollen, mit dem Kamme hervor; dieſes Packet wird gleichſam von neuem verfilzet oder zuſammen geſchabet, und man theilt demſelben dadurch die Figur einer dicken und lockern Krauſe oder einer Buckel mit, daß man das längſte Haar über dem Finger in eine Buckel über die Verfilzung herauf kämmt. Und dieſes wird ſowohl an Perrücken als am eigenen Haare das

Accom-

Accommodiren oder das Legen in Locken genannt.

Wenn man ein Toupet tragen will, welches über die Stirne her geht, oder wenn die erſten Haare über der Stirne nicht zu kurz, ſondern glatt gekräuſelt und hinterwärts gebogen ſeyn ſollen, ſo muß dieſes mit dem Toupeteiſen geſchehen. Dieſes läßt man mäßig heiß werden, faßt alsdann die Reihe von Haaren, welche das Toupet geben ſoll, dazwiſchen, hält ſie gerade in die Höhe, dreht alsdann das Eiſen um, in welchem der runde Theil deſſelben nach unten gekehrt iſt, damit die Haare niederwärts gebogen werden, und brennt auf dieſe Art das Toupet.

Unter den Arten von ringförmig gekräuſelten Locken (Buckeln), in welche man das Seitenhaar legt, erhebt ſich heut zu Tage diejenige Art, welche man Taubenflügel (Ailes de pigeons) nennt, weil dieſe Buckeln, wie Flügel, vom Kopfe nach hintenzu laufen. Zu einem ſolchen Lockenflügel werden die Haare der Seiten mit ſchmieriger Wachspomade am Kopfe zuſammen geklebet, die Spitzen dieſer Buckeln über dem Finger gelockt, und wie ein Flügel im Schwunge, vom Kopfe nach hinten weggeſtreckt. Man macht zwo oder drey ſolcher abſtehender Flügelbuckeln in einer Reihe, und zwar ſo, daß die Ohren völlig bloß bleiben.

Die zweyte Art von unſern Buckeln iſt, wenn man dieſe lockere Verfilzung (Kreppe) der Seitenhaare läßt, wie ſie iſt, und nur eine einzige große, klare und lange Locke über die Ohren unterzieht, da alles übrige Seitenhaar gleichſam durchſichtig hohl mit dem Kamme aufgelockert iſt.

Ferner pflegt man auch das lockere Seitenhaar mit Haarnadeln in Buckeln zuſammen zu heften, und das ſind die *Nadelbuckeln*. Man filzt das gebrannte Haar, man ſchlägt daraus über dem Finger eine Locke, und es wird dieſe Verfilzung durch die zweyarmigen Haarnadeln

deln feſt gehalten, die man wie eine aufgeſperrte kleine Haargabel durch die Locken ſteckt.

Viertens ſchlägt man die Haare in verworfene Buckeln, da eine Locke nach der andern nachläſſig wegfällt, ohne gerade Schichten von Locken zu machen. Die Hammelpfoten ſind ſenkrecht hängende Rollen, da alle vorige Arten von Locken Querbuckeln waren. Kettenlocken ſind gerade Reihen von unterbrochenen Querbuckeln, die man locker in einander kämmt. Sie ſcheinen wie die Ringe der Ketten in einander einzugreifen.

Das Friſiren oder Kräuſeln der Haare iſt zum rechten Arme des Wohlſtandes im Putze geworden. Man ahmt dadurch die von Natur krauſen Locken nach, welche freylich ein friſcheres und gefälligeres Anſehen haben, als ein gerades Haar ohne Ordnung hat. Auch der Soldat ſchmieget ſich unter den Scepter des Friſireiſens, ob er gleich im Felde mit den Perrücken ſchlecht zu rechte kommen würde.

In Frankreich hat man ſeit einiger Zeit für die Soldaten und die Schweizergarde eine beſondere Art der Friſur erdacht, welche in allen Arten der Witterung beſtändig bleiben möchte, die ſich zwar nicht für alle und jede ohne Unterſchied ſchicket, nichts deſto weniger aber einerley Wirkung thut. Das Verfahren der franzöſiſchen Garde beſteht darin, daß ſie ſich eines dünnen und geraden Bleches von Blei, welches ungefähr 3 Zoll lang iſt, (ſiehe Fig. 806, A.) bedienen. Nachdem ſie nämlich die Papilloten an beyden Seiten weggenommen haben, nehmen ſie die Maſſe zwiſchen die Finger, legen über die Mitte derſelben ein Stückchen gedachten Bleyes, wickeln daſſelbe aufwärts, die Haare aber über dieſe erſte Falte, und machen, daß dieſe Locke auf dieſe Weiſe erhalten wird, indem ſie den Reſt des Bleies zum zweytenmal zuſammen biegen. Das übrige von den Haaren oberhalb dieſer zweyten Falte iſt herabwärts gekehrt, fällt wieder zurück, und bedeckt ſie; wodurch dann zwo neben einander liegende Locken B entſtehen. Die Schweizer thun weiter nichts, als daß ſie nur die Locke um ein rund gebogenes Kartenblatt wickeln, und ſie an dieſem mit einer Stecknadel feſt ſtecken.

Ich komme auf das Friſiren der Frauenzimmerhaare. Das Frauenzimmer hat gemeiniglich ein dickes

kes und langes Haar, welches ſich auf mancherley Weiſe accommodiren läßt. Es muß daſſelbe, wie die Männer, ſein Haupthaar in gutem Stande erhalten, und ſich ſelbige zu verſchiedenen Zeiten verſchneiden laſſen. Dieſes Verfahren bleibt beſtändig, die Mode möge beſchaffen ſeyn, wie ſie will. Der ganze Umfang des Geſichts bis zu den Ohren iſt ſehr kurz, und wird immer allmählich länger, bis auf 2½ Zoll, in der Entfernung von ungefähr 2 Zoll hinterwärts; alsdann gehen die längern Haare und der Nacken, in Proportion ihrer Länge, nach einander fort.

Was die gewöhnliche Art, die eigenen Haare zu friſiren, betrifft, ſo iſt das Toupet um die Stirn und Wangen bis zu den Ohren bald ſchmäler, bald breiter, wie ſolches aus Fig. 807, 808 und 810, a, a, a, erhellet Nach dieſer kleinen Krauſe gehen die Locken an, welche über den Finger geformt, neben einander her, und bis hinter die Ohren liegen; Fig. 808 und 810, b, b. Der ganze hintere Theil des Haupthaares von oben bis unten wird nicht gekräuſelt, ſondern von unten auf, bis zu der Scheitel in die Höhe geſchlagen, welches man den Chignon nennet, Fig. 809, c. Diejenigen welche nur ganz kurze Haare haben, laſſen ſich gemeiniglich den ganzen Kopf kräuſeln, oder wie eine runde Stutzperücke in Buckeln legen; vorn aber wird derſelbe auf eben die vorgedachte Weiſe kurz gekräuſelt; den ganzen übrigen Theil des Kopfes aber leget man in Locken, welche bald ſo, bald anders liegen. Dieſe Art der Friſur nennen die Franzoſen Bichon, und die deutſchen Affen der Franzoſen, welche kein Bedenken tragen, bey ihrem Kopfputze die Aehnlichkeit mit den Hunden jenen nachzumachen, einen Budel (im Hochdeutſchen Pudel). Der Fig. 807 vorgeſtellte Kopf iſt nach ungariſcher Art gekräuſelt.

Wenn man ganz kurze Haare kräuſeln will, nimmt man eine beſondere Art gedreheter Pavillotten, d. d. Dieſe

ſe zu machen, dreht man zwiſchen den Fingern einen kleinen Streifen Papier zuſammen, welcher alsdann gleichſam die Dienſte eines Friſirhölzchens leiſtet. Dieſes Papier legt man quer über die Spitzen eines gerade ausgedehnten Zopfes Haare, und wickelt ſie damit ſo weit auf, als man kann; nachher aber drehet man die beyden Enden des Papiers zuſammen, und ſchlägt eine andere gewöhnliche Papillote darum.

Uebrigens bedient man ſich zum Friſiren der Frauenzimmerköpfe, beſonderer Friſir = Kämme, welche ich im Art. Kamm beſchreiben werde.

Man verfertiget auch für das männliche und weibliche Geſchlecht, wenn ſie ſchlechtes Seitenhaar haben, falſche Seitenkrauſen (Haar=Touren,) oder auch Halb-Perrücken mit einem halben Netze, und es werden jederzeit die natürlichen Haare übergekämmt.

Ueberhaupt haben die Perrücken des Frauenzimmers mit den Beutel = oder auch Stutzperrücken der Mannsperſonen viel Aehnlichkeit; daher ſie auch ebenfalls zuweilen Stutzperrücken genannt werden. Was beyde beſonders haben, ſind; die Vordertheile, die Seitentheile, der Nacken ꝛc. Die Frauenzimmerperrücken werden niemals über die Ohren gemacht; die Montur aber iſt darin verſchieden, daß man gar keine Ausſchweifung daran ſieht; und, ſo wie ſie ein merklich freyer Angeſicht haben müſſen, als die Mannsperſonen, ſo wird auch das Monturband ungleich eher umgeſchlagen und zurück gebogen, als an den Männerperrücken. Das übrige der Montur iſt ſelten ein Netz, ſondern gemeiniglich von Taffet, feiner Leinwand, zuſammen genähten Bändern u. d. gl. Gemeiniglich bindet man dieſelben hinten zu, oder auch mit Haarzöpfen oder andern dergleichen Hülfsmitteln. Die Vordertouren gehen von oben von den über einander liegenden Locken ſchräge herunter; die Locken aber, ſo wie man dieſen die Lage giebt, und der Nacken, wie bey einer in

Locken

Locken gelegten Perrücke. Die vorerwähnten Theile der Perrücke werden beſonders auf dem hölzernen Kopfe entweder auf feine oder gemeine Leinwand, oder auch Taffet, gearbeitet, welcher aber auf dem Kopfe recht wohl ausgedehnet werden muß. Auf den vordern Theil des Kopfes, wo das Toupet gemacht wird, kommen nur kurze und feine Treſſen; der aufgeſchlagene Nacken (Chignon) aber wird aus ſolchen gemacht, welche ein langes Haar haben, und eigentlich dazu gearbeitet ſind; die Seitenlocken werden auf recht wohl ausgedehntes Floretband genähet.

Wenn ein Frauenzimmer nicht ſo ſtarke Haare hat, daß man ihr einen Chignon machen kann, welcher die gehörige Dicke hat: ſo macht man ihr einen Haar-Wulſt, Fr. Toupe, welcher nichts anders iſt, als eine Menge von zuſammengewickelten kurzen Haaren, ſie ſeyn von welcher Art ſie wollen. Dieſe rollet man in den Händen zuſammen, da ſie dann dermaßen zuſammen laufen, und in einander verwickelt werden, daß ſie gleichſam einen feſten Körper auszumachen ſcheinen, dem man doch aber eine Geſtalt nach Belieben geben kann. Dieſen Haarklumpen pflegt man indeſſen länglich rund, in der Mitte aber dicker, als an beyden Enden, zu machen. Man leget ihn oben auf den Kopf unter den Aufſchlag der Haare des Nackens, wenn man ihn in die Höhe hebet, wodurch derſelbe ſchon das Anſehen gewinnt, als ob er von Natur ſehr ſtark wäre.

Zuweilen bedient man ſich auch bey den aufgeſchlagenen Nackenhaaren, eines beſondern, ziemlich großen und zirkelförmig runden Kammes, e, mit dicken und langen, ungefähr ½ Zoll von einander ſtehenden Zähnen. Den obern Theil dieſes Kammes beſetzt man mit zwo oder mehrern Locken, f. Dieſe Locken werden von Treſſen gemacht, welche man nach Schraubengängen zwiſchen den Zähnen hindurch und auf den Kamm wickelt; die Lockenkrauſe bieget man daher auf beyden Sei-

ten aus einander, und ſteckt gedachten Kamm in die bis auf die Scheitel hinauf geſchlagenen Nackenhaare, es mögen dieſelben eigen ſeyn, oder zu einer Perrücke gehören, wofern alles mit Haaren bekleidet ſeyn ſoll; Fig. 809. Zuweilen beſetzt man dieſen Kamm auch wohl mit Steinen.

Außer den jetzt gedachten Arten zu accommodiren, giebt es noch eine andere, welche der Perrückenmacher oder Friſeur zu machen wiſſen muß, und welche blos zur Zierde dienet. Dieſes ſind die ſogenannten falſchen Locken, welche zu dem Ende verfertigt ſind, damit man ſie ſowohl zwiſchen die eigenen Haare als Perrücken, an verſchiedene Oerter auf dem Kopfe des Frauenzimmers ſtecken könne. Die zwo gewöhnlichſten Arten dieſer Locken ſieht man bey g und h abgebildet. Es befindet ſich an denſelben ein langer Stiel von gedrehetem Eiſendraht, vermöge deſſen man die Locke an jeden beliebigen Ort des Kopfes oder der Perrücke ſtecken kann.

Die Schönheit des Haares erhält die Hand des Friſeurs nicht geringen Zuwachs. Daher giebt Ovidius den Frauenspersonen, welche gern geliebt ſeyn wollen, den Rath, immer gut friſirt zu ſeyn, de arte amandi, L. 13, v. 133.

Munditiis capimur: non ſint ſine lege capilli;
Admotae formam dantque negantque manus.

Die Griechen nannten dieſe Friſirer βοϛρυχοπλόκους, τριχοβοϛρύχους, καλλοπιϛας; die Römer Cinoflones, Cinerarios. Jenes Wort gebraucht Horaz, 1 Sat. 2. v, 98. dieſes Catull Epigr. 62. Juvenalis Sat. 6. v. 476, nennt ſie Cosmetas. Die Römer hatten die löbliche Mode, daß ſie die Frauensperſonen nicht durch Mannsleute, ſondern durch Mädchen bedienen ließen. Das Kammermädchen, welches ſie ankleidete und ihnen den Kopf zurecht machte, hieß Ornatrix. Eine Dame hatte bisweilen eine große Menge, welche durch beſondere Meiſter in der Kunſt des Haarfriſirens unterrichtet wurden; *Marcian.* in l. 65, 3. D. de Legat §. 3. Ovidius rühmt das Mädchen ſeiner Liebſten, wegen ihrer Geſchicklichkeit im Friſiren, weswegen ſie wohl mehr verdiente, als Magd zu ſeyn; 1 Amor. IX.

Colli-

Colligere incertos, & in ordine ponere crines
Docta, neque ancillas interhabenda, Nape.

Eine andere ihrer Mägde Cypaſſis war ſo geſchickt, daß ſie dem Haare ihrer Frau tauſend verſchiedene Geſtalten geben konnte, und daß ſie wohl werth geweſen wäre, nur Göttinnen zu friſiren; 2. Amor. VIII.

Ponendis in mille modos perfecta capillis.
Comere ſed ſolas digna, Cypaſſi, Deas.

Bey einem Frauenzimmer, welches eitel genug war, einen wohlgepuzten Kopf für den größten Theil ihrer Herrlichkeit anzuſehen, hatte es das Friſirmädchen ſehr übel. Wenn es das geringſte verſahe, ſo hatte es das ſich ſelten etwas beſſeres, als Schläge und einen blutigen Denkzettel, zu verſprechen. Jene Frau bey dem Juvenal, mit deren Beyſpiele er beweiſet, daß nichts unerträglicher iſt, als eine reiche Frau, ließ die Kaltſinnigkeit des mit ihr unzufriedenen Mannes, welcher ſie die Nacht allein ſchlafen laſſen, ihre Domeſtiken entgelten; ſie ſchlug ſie nach der Reihe. Nun hatte ſie ihren Liebhaber entweder nach einem Garten, oder nach dem Tempel der Iſis, dem gewöhnlichen Sammelplatze der Verliebten, beſtellet. Da ſie ſich nun mehr, wie gewöhnlich, ſchmücken will, muß die unglückſelige Pſecas, der noch die Haare, bey welchen ſie von ihrer Frau war herum gezogen worden, um den Kopf fliegen, und welche das ihr abgeriſſene Halstuch noch nicht wieder umwerfen können, ihr die Haare friſiren. Menſch! warum ſteht dieſe Locke höher, als die andern? Eine lederne Peitſche ſtraft ſogleich das Verbrechen des gebogenen Härchens. Was hat Pſecas verbrochen? Iſt es ihre Schuld, daß ihre Frau ſo häßlich iſt? Sat. VI. v. 491, fgg.

Der Lalage ihr Mädchen, Plecuſa, hatte es auch nur mit einer Locke verſehen, welche ſie nicht feſt genug geſteckt hatte, und mußte hart dafür büßen. *Martial.* 2. Epigr. 46.

Der Lehrmeiſter in der Kunſt zu lieben, Ovid, fordert von ſeinen Schülerinnen mehr Sanftmuth. Die Haarputzerin muß nichts zu befürchten haben, ſagt er; ich haſſe diejenigen, welche ihr ſogleich mit den Nägeln in das Geſicht fahren, ihr die Haarnadel aus der Hand reißen, und ihr damit die Arme zerſtechen. Das blutrünſtige Mädchen verwünſcht den Kopf ſeiner Frau, und weint bey dem Friſiren der verdammten Haare; de arte amandi l. 3. v. 239. Des Ovid ſeiner Geliebten ihr Mädchen hatte niemals was zu befürchten. Ihr ſchmeidiges Haar nahm

hundert Formen an. Es wurde eben ſo wenig durch die Nadel, als durch den Kamm, ausgeriſſen; das Mädchen kam immer mit heiler Haut davon. Sie hat ſich oft in ſeiner Gegenwart friſiren laſſen, und niemals hat ſie dem Mädchen die Haarnadel aus der Hand geriſſen und ihm damit die Arme verwundet.

Adde, quod & dociles & centum flexibus apti,
Et tibi nullius cauſa doloris erant.
Non acus abrupit, non vallus pectinis illos:
Ornatrix tuto corpore ſemper erat.
Ante meos ſaepe eſt oculos ornata, nec unquam.
Brachia decrepta ſaucia fecit acu.

Wie leicht war es nicht, daß die Friſirer was verſahen, da die Damen faſt alle Tage neue Moden, das Haar zu tragen, erfanden! So wenig als man die Eicheln auf dem Baume, die Bienen auf dem Berge Hybla, oder das Wild auf den Alpen zählen kann: ſo wenig iſt es mir, ſagt Ovid de arte am. l. 3. v. 149, möglich, alle Haartrachten zu zählen. Jeden Tag kömmt eine neue Mode zum Vorſchein.

Der Geſchmack iſt unterſchieden; der einen gefällt dieſe, der andern eine andere Mode; was auch die eine kleidet, das kleidet die andere nicht. Ovid, de arte am. l. 3. will, daß die, welche ein längliches Geſicht hat, nichts auf dem Kopfe haben, und, wie die Laodamia, die Haare auf beyde Seiten friſiren ſoll.

Longa probat facies capitis diſcrimina puri:
Sic erat ornatis Laodamia comis.

Die eine kleidet es, wenn ſie ihr Haar ungebunden, wie Apollo, wenn er die Leyer ſpielt, fliegen läßt; die andere aber, wenn ſie es, wie die Diana, wenn ſie auf die Jagd geht, durch ein Band zuſammen bindet.

Alterius crines humero jactentur utroque.
Talis es aſſumta, Phaebe canore, lyra.
Altera ſuccinctae religetur more Dianae.
Ut ſolet, attonitas cum petit illa feras.

Als Corinna den Ovid beſuchte, ſo bedeckten die Locken auf beyden Seiten ihren weißen Hals, ſo wie Semiramis an ihrem Brauttage friſirt war, 1. Amor. 5. V. 9.

Ecce Corina venit, tunica velata recincta,
Candida dividua colla tegente coma:
Qualiter in thalamos formoſa Semiramis iſſe
Dicitur — — —

Wenn

Wenn Horaz, 3. Od. 14. nach der glücklichen Wiederkunft des Auguſtus ein Feſt anſtellen will, ſo muß ſein Diener die Sängerin Neära rufen; er ſoll ihr ſagen, daß ſie, um eilig zu kommen, ihr braunes Haar nur in einen Knoten ſchlage.

> Dic & argutae properet Neaerae
> Myrrheum nodo cohibere crinem.

Eben ſo, ohne ſich mit dem Kopfputze lange aufzuhalten, ſoll die Lyde, einen Knoten in die Haare geſchürzt, wie die ſpartaniſchen Weibsleute gehen, mit ihrer elfenbeinernen Laute zu ihm kommen; 2. Od. 11.

Die herrſchende Mode war, die Haare rund um den Kopf in unterſchiedene Reihen Locken zu legen, und alle dieſe Reihen durch eine zirkelförmige Nadel zuſammen zu halten. *Tertullian.* de vel. virg. und *Iſidor.* I. 19. Eine Abbildung ſolcher Haar-Nadel liefert *Montfaucon* Antiqu. expliqu. T. III. p. 50. Eine andere Art ſilberner Neſtel-Nadeln, die Zöpfe um dieſelben zu winden, welche man zu Herculanum gefunden hat, beſchreibt Winkelmann in ſeinem Sendſchreiben von den herculianiſchen Entdeckungen, S. 61. Die gröſte, 8 Zoll lang, hat, an ſtatt des Knopfes, ein korinthiſches Capitäl auf welchem die Venus ſteht, die mit beyden Händen ihre Haare gefaßt hat; neben ihr ſteht Amor, und hält ihr einen runden Spiegel vor. Auf einer andern haben ſich Amor und Pſyche umfaſſet. Je höher ſie das Haar in die Höhe aufthürmen konnten, deſto lieber war es ihnen. Weil das eigene Haar nicht dazu hinreichte, ſo fügten ſie viel falſches Haar dazu. Tertullian de cult. ferm. c. 7. nennt einen ſolchen Haarthurm eine Scheide und Futteral des Kopfes: Neſcio quas enormitates ſutilium atque textilium capillamentorum, quaſi vaginam capitis & operculum verticis; und Hieronymus, einen Thurm fremder Haare, alienis capillis turritum verticem ſtruere. Juvenalis Sat. 6. v. 501. ſagt von der oben ſchon angeführten Frau: ſie bauet ſich einen ſo hohen Thurm von vielen Reihen Haarlocken auf dem Kopf, daß ſie vorn ſo lang als die Andromacha ſcheinet; von hinten iſt ſie weit kleiner: man ſollte ſie für eine andere halten. Als ſie ſich friſiren ließ, mußten alle ihre Mädchen, jung und alt, zugegen ſeyn, und alle werden bey einer jeden Locke zu Rathe gezogen, nicht anders als wenn ein Anſehen im Anputze den Verluſt der Ehre oder des Lebens nach ſich zöge.

Es ſey mir erlaubt, dem Frauenzimmer und einigen Kunſtverſtändigen zu Gefallen, welche die wichtige Kunſt zu friſiren oder in Haaren aufzuſetzen, gehörig zu ſchätzen wiſſen, hier eine kurze Nachricht von einem franzöſiſchen Werke mitzutheilen, welches in ſeiner Art das einzige iſt, und mit zu den ſeltenen Erſcheinungen unſers aufgeklärten Jahrhunderts gehört.

Herr Legros hat nicht nur in einem eigenen Buche von 61 Seiten, ein vollſtändiges Syſtem vom Haarputze der franzöſiſchen Damen vorgetragen, ſondern ſeine Regeln auch noch durch 33 hiezu gehörige Kupfertafeln ſinnlicher und deutlicher zu machen geſucht (*). Ja, was noch mehr iſt, er hat zu Paris eine eigene Academie geſtiftet, von welcher er Director iſt, und wo man in verſchiedenen Claſſen dieſer ſeiner zur höchſten Vollkommenheit gebrachten Kunſt ſich unterrichten laſſen kann. Er verſichert, auf 42erley Manier die Damen aufgeſetzt, und 300 verſchiedene Haartouren, welche man für natürliche Haare angeſehen hat, für ſie gemacht zu haben. In der Meſſe 1763 ſtellte er 30 große Puppen auf, welche alle friſirt waren, und die Bewunderung der Damen erhielten; und im J. 1765, ſtellte er 100 Stück dergleichen friſirte Puppen auf, welche nicht nur den Beyfall der franzöſiſchen Damen erhielten, ſondern auch zum Theil an die vornehmſten franzöſiſchen Höfe verſchickt wurden. Ihnen zu Gefallen errichtete er drey Claſſen, worin Kammerdiener, Kammerfrauen, und Friſeurs gezogen werden.

Einige Feinde des Hrn. Legros ſagten, daß man die Moden in ſeinen Kupferſtichen mit natürlichen Haaren nicht nachmachen könne. Um das Publicum vom Gegentheil zu überzeugen, ließ er 33 junge Mädchen nach ſeinen 33 Kupferplatten friſiren, und alle Tage in den Monaten May und Jun. 1766. auf dem Walle ſpazieren gehen. Dergleichen Mädchen

(*) Livre d'eſtampes de l'art de la coëffure des Dames françoiſes, ſur les deſſeins originaux, d'après les accommodages, avec le traité abregé d'entretenir & conſerver les cheveux naturels, par le Sr. *le Gros*. à Paris, 1765, 4.

Eb. d. ſſ. l'art de la coëffure des Dames françoiſes, avec le traité en abregé ſur la façon d'entretenir & de conſerver les cheveux naturels, & les plans des largeurs des cheveux des faces, qu'il faut obſerver pour faire toutes ces coëffures, & la façon de ſe coëffer avec des cheveux faux, à Paris. 1767.

Mädchen nennt man in Paris Prêteuſes de tête, Kopf-Leiherinnen. Sie ſind 10 bis 12 Jahre alt, und verleihen ihre Köpfe, bey Friſeurs, die ihre Lehrlinge, vom Morgen bis in den Abend, ſich in ihren Haaren üben laſſen, indem ſie alle Stunden friſirt und wieder ausgekämmt werden. Sie bekommen dafür des Monats ungefähr anderthalb Thaler, und haben noch überdieß das Vergnügen, manchmal in einem Tage dreißigmal anders aufgeſetzt zu werden.

Die Kupferſtiche ſind ſowohl für die gewöhnliche Toilette, als auch zum Gebrauch auf Bällen, und auf dem Theater, eingerichtet. Die erſten Exemplare des Buches hat der Verf. an die Kaiſerin Königin, an die Kaiſerin von Rußland, und an die Königin von England, Spanien, Preußen, Schweden, Dänemark und Portugall zu überſenden die Ehre gehabt. Das Werk koſtet in Paris, gebunden und illuminirt, 48 Livers (ungefähr 16 Rthlr.), geheftet und nicht illaminirt 24 Livres.

Pro Memoria in Sachen der Damencoeffeurs in Paris, gegen die Perrückenmacher daſelbſt, ſt. im 54. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1770.

The art of dreſſing the hair. A Poëm; humbly inſcribed to the membres of the T. N. Club, by E. P. Philocosm. and late Hair-Dreſſer to the ſaid Society. Lond. 1777, 4.

A treatiſe on the hair, ſhewing its generation ——— alſo a deſcription of the moſt faſhionable methods of dreſſing Ladies and Gentlemens Hair, both natural and artificial; with an eſſay on Dreſs in general. Addreſſed to the Ladies of Great Britain. By DAV. RITCHIE. Lond. 1770. 8.

3. Bey dem andern Geſchlechte, Kleidungsſtücke, Vorhänge u. ſ. f. mit Band, Spitzen, Blonden, Agrements, Franſen und Streifen von Zeuge, zierlich beſetzen und einfaſſen. Daher die Friſur, die krauſe Beſetzung ſelbſt.

Ein Frauenzimmerkleid erhält gemeiniglich am Halſe, und vorn herunter, eine Friſur. Die Mode hat aber mannigfaltige Arten der Friſur erfunden, wovon ich nur eine der gewöhnlichſten anzeigen werde. Die Pfeifenſtiel-Friſur beſteht aus ſchmalen und runden Falten oder Tollen, nach der Breite des Friſurſtreifes. Die Spitzkäſe- oder Schiff-Friſur, hat ihren Namen von ihrer Geſtalt erhalten; denn die Falten werden in Geſtalt eines Spitzkäſes, oder eines kleinen Kahnes, geleget.

Die Carreaux-Friſur erhält rautenförmige Falten: ſind dieſe Rauten verſchoben, ſo nennt man es Waffen-Friſur. Fallen dieſe Falten etwas ins runde, ſo entſteht die gepuffte Friſur, und dieſe iſt beynahe $\frac{1}{4}$ Elle breit. Die vier letzten Friſuren werden mit Schaf- oder Baumwolle ausgeſtopft, damit ſich die Friſur deſto beſſer erhebe." Alle dieſe Friſuren müſſen vorläufig in Falten geleget werden, und alsdann werden ſie erſt auf das Kleid genähet. Eben ſolche Friſur erhält auch der zur Roberonde gehörige Rock an ſeinem untern Umfange, und man nennt dieſe Friſur Faibel, Fr. Falbala ſ. Th. XII, S. 125, f. Doch muß die Friſur des Rockes und der Roberonde jederzeit mit einander übereinſtimmen.

Man ſagt auch: eine Serviette friſiren, Fr. friſer une ſerviette, d. h. eine Serviette brechen, oder in zierliche Falten legen; ſiehe Serviette.

Friſir-Bohrer, Fr. Fraiſe, ſiehe in den künftigen Supplementen, unter Bohrer der Schloſſer.

Friſir-Eiſen, ſiehe oben, S. 141.

Friſir-Holz, ſiehe oben, S. 138.

Friſir-Kamm, ſiehe oben, S. 139, und 146.

Friſir-Mühle, ſiehe oben, 132.

Friſon, Fr. Friſon, ein ſchlechter Fries, oder gekräuſelter wollener Zeug, welcher warm und weich iſt, in England verfertigt wird, und woraus füglich Weiberunterröcke oder auch Jupen gemacht werden können. Man nennt ihn auch engliſchen Schwanen-Boy; ſ. Th. VI, S. 301.

Ferner iſt Friſon auch eine Gattung friſirter oder gekräuſelter Cantillen, welche mit zur Stickerey, oder wohl zur Verfertigung der goldenen und ſilbernen Zeuge gebraucht wird.

In der Normandie iſt Friſon ein Maß zu flüſſigen Sachen. Er hält 2 Pots, welche ungefähr 4 pariſer Pinten betragen.

Friſ-

Friſquette, das Rähmchen der Buchdrucker; ſiehe Rahmen 3.

Friſton, ſiehe Schauer.

Friſt, die Friſt, ein noch in den Gerichten ſowohl, als im gem. Leben übliches altes Wort.

1. Eine beſtimmte Zeit, innerhalb welcher etwas geſchehen ſoll, ein Termin, oder eine Rechts-Friſt, L. Terminus legalis; imgleichen die Verlängerung dieſer Friſt, Aufſchub der beſtimmten Friſt, d. i. eine Erſtreckung oder Verlängerung der Zeit, eine Nachſicht, oder ein Aufſchub deſſen, z. B. was man entweder bezahlen ſoll, oder ſonſt auszurichten hat; in den Rechten auch Dilation oder Friſt-Verſtattung, d. i. ein Anſtand oder Verzug, welcher den Parteyen zu Beybringung ihrer Nothdurft, oder zu Leiſtung desjenigen, was ihnen zu thun auferlegt worden iſt, entweder ſchon in den Rechten verſehen iſt, oder von dem Richter verſtattet wird. Es ſind dieſelben nach den Sachen und Orten unterſchieden; insgemein aber ſind es 4 Wochen; beym Kammergerichte in der Mark Brandenburg, 6 Wochen; und nach Sachſenrecht, 6 Wochen 3 Tage, oder 45 Tage, welches eine ſächſiſche Friſt heißt, (ſo wie eine doppelte ſächſiſche Friſt, eine Zeit von 4 Monathen,) wiewohl jene, nach Beſchaffenheit der Umſtände und Sachen, bald vermindert, bald aber auch erhöhet werden kann. So iſt z. B. zur Beſcheinigung im Handelsgerichte 3 Wochen; in Bergſachen, 4 Wochen; zum Beweis der Braugerechtigkeit, 2 Monate, geordnet. Zum Verfahren der Parteyen in Concurs, werden ebenfalls nach Beſchaffenheit der Sache und des Richters Ermeſſen, 3, 6, 9 und höchſtens 12 Wochen verſtattet; worüber aber dergeſtalt zu halten iſt, daß weder von dem Richter noch von den Parteyen oder deren Advocaten, einige Dilation oder Compromiß zu zulaſſen iſt; und gleichwie ſonſt das Septiduum oder eine ſiebentägige Friſt auch bey dem mündlichen Verfahren über den Beweis Statt

findet, alſo iſt hingegen zu dem ſchriftlichen Verfahren darüber zu jedem Satze eine Friſt von 3 Wochen geſetzt. Zur Hilfs-Friſt, wird bey der Auflage ohne Unterſchied eine Friſt von 14 Tagen geſetzt; ehe man aber zur Subhaſtation ſchreitet, eine vier und zum Subhaſtationstermin wenigſtens eine achtwöchentliche erfordert. Zur Wiedereinleſung eines ſubhaſtirten Gutes, wird nur eine ſechsmonatliche Friſt geſtattet. Bey der dem Schuldner verſtatteten längern Friſt, wird ſein Bürge nicht los, er hätte ſich denn ausdrücklich bedungen, daß er nach Ablauf der erſten Friſt nicht haften wolle. Wenn in einem Documente die Bezahlung nach und nach, oder nach guter Gelegenheit verſprochen worden iſt, ſo hat der Richter die Zahlungsfriſten nach Billigkeit, und Beſchaffenheit des Gläubigers und Schuldners, von Amtswegen zu beſtimmen. Sonſt aber werden die erbetenen Friſtverſtattungen nur um erheblicher Urſachen und Hinderniſſe willen, und auch nicht mehr, als zum drittenmal, zugegeben.

Siehe auch Galgen-Friſt.

2. Eine gegenwärtige, beſonders aber künftige Zeit überhaupt, doch nur noch ſelten, und auch hier nur noch im gemeinen Leben. *Ich habe ihn in Jahres Friſt, in Monats Friſt nicht geſehen.*

3. Auf Bergwerken, bedeutet Friſt oder Friſtung, eine zu Bergrecht angemeſſene und übliche Zeit, worin etwas geſchehen muß, wenn es beſtändig ſeyn ſoll. Sie wird ſowohl zum Entblößen und Beſtätigen, als auch zu Belegung einer Zeche, und ſo oft etwas nicht zur ſonſt geſetzten Zeit geſchehen mag, geſuchet und gegeben, jedoch nicht ohne beſondere und hinreichende Urſachen, als da ſind: Wettermangel, Waſſersnoth, Streit, Gebrauch der Arbeiter, Abſenkung der Lichtlöcher, Winterszeit, Ungewitter, u. d. gl. m. Jedoch wird auch hier eine ſolche Friſt nicht leicht über zwey, oder höchſtens dreymal gegeben, zumal in verſtolltem Fel-

de,

de, und zwar auf Silberbergwerken nicht über 1 Quartal; auf Zwitter=Kies und Eiſenſteinzechen aber nicht über 2 Quartale, oder längſtens eine Jahrsfriſt, nach der churſächſiſchen Bergordnung. Wer auch in ſolchem Quartale oder Jahrsfriſt um neue Verſchreibung und Nachlaſſung zu bitten unterläßt, deſſen Fundgruben und Maſſen ſind alsdann ins Freye gefallen.

Friſten aufſagen, nennt man auf Bergwerken, wenn andere ſich angeben, die Grube zu bauen; da dann von dem Bergmeiſter anbefohlen wird, daß ſie ihre Gebäude mit völligen Schichten wirklich verſehen möchten, wiedrigenfalls die Zeche dem Angemeldeten verliehen werden würde.

Friſt=Buch, im Bergbaue, ein Buch, in welches die Friſten, Nachlaſſungen, Steuern, vierte Pfennig, und andere Angelegenheiten, verzeichnet werden.

Friſt=Geld, ein Geld, welches die Gewerken alle Vierteljahr erlegen, wodurch das beſtätigte Lehen gefriſtet, d. i. beym Alter, oder in Kraft erhalten wird; die Friſtung. Siehe auch Quatember=Geld.

Friſt=Verſtattung, ſiehe oben, S. 155.

Friſt=Zeche, ſiehe unter Zeche.

Friſten, Friſt geben, ſetzen. 1. In der erſten Bedeutung des Hauptwortes, einen Termin ſetzen.

2. Aufſchub geben, aufſchieben, in welcher veralteten Bedeutung es nur noch zuweilen in den Rechten vorkömmt. *Eine Sache friſten*, d. i. verſchieben. *Den Eid friſten*, aufſchieben. Am häufigſten braucht man es noch in der N. A. *einem das Leben friſten*, die Zeit ſeines Todes weiter hinaus ſetzen, beſonders wenn ſolches von Gott gebraucht wird. Im Oberdeutſchen braucht man es in einer mehr thätigen Bedeutung für retten. *Sein Hausrath wurde gefriſtet*, d. i. aus der Feuersbrunſt gerettet.

Friſtung, ſiehe Friſt 3, und Friſt=Geld.

Friſur, Fr. Friſure. 1. Die Krauſe der Haare, oder auch das Gekräuſelte von andern Sachen, z. B. an

Frau=

Frauenzimmerkleidern, Vorhängen ꝛc. ſiehe Friſiren 3.

2. Die Art und Weiſe die Haare zu friſiren; ſiehe Friſiren 2.

Fritillaire, L. Fritillaria; ſiehe Korn-Blume.

Fritt, das Fritt, Frettwieſel; ſiehe Wieſel.

Fritt, der Fritt, ein nur in den gemeinen Mundarten, beſonders Niederſachſens, übliches Wort, einen kleinen Handbohrer zu bezeichnen, der auch wohl Fritt-Bohrer genannt wird, von dem veralteten fritten, reiben.

Fritte, L. Fritta, Fr. Fritte, in den Glashütten, die erſte Vermiſchung der zu dem Glaſe nöthigen Materialien, als: der Kieſelerde, oder des Sandes, und eines alkaliſchen Salzes, (z. B. Pottaſche, Holzaſche ꝛc.) welche man in den, neben dem Glasofen befindlichen Aſchenofen einige Zeit einem gewiſſen Grade des Feuers ausſetzt, damit ſowohl die noch etwa dabey befindlichen verbrennlichen Subſtanzen, fette und öhlichte Theile ꝛc. geſchieden, als auch die Materien zur nähern Vereinigung geſchickt gemacht, und dieſelben hernach in dem Glasofen deſto geſchwinder geſchmolzen werden. Die Proportion dieſer Subſtanzen iſt verſchieden. Gemeiniglich macht man die gewöhnliche Fritte aus 3 Theilen feinen Sand oder calcinirten und fein geriebenen Kieſelſteinen, oder guter Holzaſche. Dieſe Fritte, welche zu dem Glaſe gebraucht wird, wird Glas-Fritte, auch auf den Glashütten das Gemenge Glas-Gemenge genannt, zum Unterſchiede von derjenigen, welche zu Glasflüſſen, falſchen Edelſteinen und andern Bedürfniſſen angewandt wird, und in einem Gemenge aus calcinirten Kieſelſteinen, oder Sand, Pottaſche und Mennig beſteht. Ein Mehreres hievon wird. im Art. Glas vorkommen.

Der Name ſtammet, ſo wie die ganze Glasmacherkunſt, aus Italien her, wo dieſe Maſſe Fritta genannt wird, von frittare, frieren, wie man glaubt, weil das Glas, welches daraus bereitet wird, dem gefrornen Waſſer nicht unähnlich iſt. Andere leiten es von fritto, gebacken, her.

Froc, ein gekreutzter und ziemlich grober wollener Zeug, der in einigen franzöſiſchen Städten, vornämlich zu Liſieux, Bernay, Bolbec, Tardouet, Ferraques und an einigen andern Orten, im Lande Caux und in der Normandie, fabricirt wird, und, wenn er aus der Walke kommt, ½ Elle in der Breite, und 24 bis 25 Ellen, pariſer Maaß, in der Länge haben muß.

Fröhne, ſiehe Frohne.

Fröhnen (*), ſo in doppelter Gattung üblich iſt. 1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, Frohnen oder Frohndienſte leiſten, Fr. ſervir à corvée. Zu Hofe fröhnen. Einem fröhnen, auch in weiterer Bedeutung, ihm umſonſt dienen, im verächtlichen Verſtande. In Bayern iſt ſtatt dieſes Zeitwortes ſcharwerken, in Oeſterreich robathen, in Niederſachſen aber dienen zu Hofe dienen, üblich.

2. Als ein Activum, in welcher Geſtalt es doch nur im Oberdeutſchen vorkömmt, Arreſt auf etwas legen, Execution auf etwas verlangen und thun. Ein Zins-Gut fröhnen, um die Execution anhalten; imgleichen die Execution in demſelben thun. Daher heißt im Elſaß die Execution noch jetzt die Frönde, und der Concurs (Concurſus creditorum) die öffentliche Fröhnung.

Fröhner. 1. Von dem Neutro fröhnen, ein Unterthan, der zu Frohndienſten verbunden iſt, oder ſolche wirklich leiſtet; ehedem Dageward, in Oeſtreich Robather, in Bayern Scharwerker. Daher ein Fröhnerhäuschen, ein Häuschen, welches von Tagelöhnern bewohnt wird, welche dafür dem Eigenthümer fröhnen müſſen. Siehe Ritter-Mann.

2. Von dem Activo fröhnen. 1) Ein Gläubiger, welcher die Execution in des Schuldners Güter erhalten hat; doch nur in einigen oberdeutſchen Gegenden. Der Vor-

(*) Zuweilen lautet dieſes Wort frohnen, am häufigſten aber doch fröhnen, woraus zugleich erhellet, daß es von dem Hauptworte Frohne, nicht aber dieſes von dem Zeitworte abſtammet. Ehedem bedeutete frohnen auch befördern, erheben.

Vorfröhner, der erſte und vornehmſte Gläubiger. Nachfröhner, der auf ihm folget. 2) In den tyroliſchen Bergwerken iſt Fröhner ſo viel als Zehendner.

Fröhnerey, an einigen Orten, z. B. in Braunſchweig, das Gefängniß, die Büttelev; ſiehe Frohn-Feſte.

Fröſchel-Ring, im Bergbaue, ein eiſerner Ring, welcher an einen Anſteckkeil geleget wird.

Fröſchlein, im Bergbaue, ſiehe 2 Froſch 2.

Fröſchlein unter der Zunge, ſiehe 2 Froſch 1. a).

Fröſchling, ſiehe Friſchling.

Fröttel, Fretrwieſel; ſiehe unter Wieſel.

Frohn, frohner, frohnſte, ein altes oberdeutſches Adjectivum, welches zwar jetzt im Hochdeutſchen in dieſer Geſtalt veraltet iſt, aber um der folgenden Zuſammenſetzungen willen nicht übergangen werden kann. Es wird überhaupt demjenigen, was gemein, niedrig oder auch privat iſt, entgegen geſetzet, und bedeutet 1) Heilig; ſiehe Frohn-Altar, Frohn-Leichnam. 2) Berühmt. 3) Herrlich, prächtig, ſchön. 4) Obrigkeitlich, herrſchaftlich, dem Herrn gehörig; daher bedeutete Frohn-Gewalt ehedem die obrigkeitliche Gewalt. 5) Oeffentlich, im Gegenſatze des Privaten. Frohn-Ambacht, war ehedem ein öffentliches Amt; Frohn-Kreutz, ein öffentliches Kreutz, als das Zeichen des Landfriedens; die Frohn-Faſten, eine öffentliche allgemeine Faſten, u. ſ. f. Siehe auch viele der folgenden Zuſammenſetzungen.

Frohn, der Frohn, ein Wort, welches jetzt nur noch an einigen Orten einen Amts- oder Gerichtsdiener bedeutet, welcher die Parteyen vor das Gericht ladet, und an andern Orten der Frohn-Bothe, oder Gerichts-Frohn genannt wird. Ehedem bedeutete dieſes Wort auch einen Richter, in welcher Bedeutung Frane bey Frieſen noch üblich iſt. Siehe Erb-Frohn.

Frohn=Acker, Fr. Terre ſujette à corvée, ein Acker, von welchem man dem Grundherren Frohndienſte zu leiſten ſchuldig iſt.

Frohn=Altar, ein noch im Oberdeutſchen übliches Wort, den hohen Altar zu bezeichnen, von frohn, heilig.

Frohn=Amt. 1. Im Oberdeutſchen, das hohe Amt in dem Gottesdienſte der römiſchen Kirche, von frohn, heilig.
2. Ehedem ein jedes öffentliches Amt; von frohn, öffentlich.
3. ein ehemaliges Erb=Amt des Erz=Biſthumes Bremen, deſſen Beſitzer im Namen des Erz=Biſchofes Recht ſprach; von Frohn, ein Richter.

Frohn=Arbeit, eine Arbeit, welche zur Frohne, oder als eine Frohne geſchieht. Daher Frohn=Arbeiter, ein Arbeiter, welcher zur Frohne arbeitet.

Frohnbar, Fr. ſujet à corvée zu Frohndienſten verbunden. Frohnbare Unterthanen. Frohnbare Aecker, von welchen Frohndienſte geleiſtet werden müſſen, Frohn=Acker. Daher die Frohnbarkeit. Siehe Frohnpflichtig.

Frohn=Bauer, Fr. manant ſujet à corvée, ein Bauer, welcher zu Frohndienſten verpflichtet iſt; zum Unterſchiede von einem Frey=Bauer.

Frohn=Bote, an einigen Orten, der Gerichtsdiener, welcher die obrigkeitlichen Befehle überbringt, die Parteyen vor Gericht ladet, u. ſ. f. Siehe der Frohn. Von frohn, öffentlich, ein öffentlicher Bote oder Diener. Im Schwabenſpiegel wird auch der Henker Fron=Bot genannt.

Frohn=Brod, dasjenige Brod, welches an einigen Orten den Bauern bey den Frohndienſten von der Frohnherrſchaft gereichet wird.

Frohn=Bürger, eigentlich ein Bürger, welcher der Stadt oder einer Anſtalt in derſelben umſonſt, oder zur Frohne arbeiten muß. Dieſes Wort iſt beſonders bey den Schlöſſern üblich, wo Frohn=Bürger, oder nach

der Mundart der gemeinen thüringiſchen Sprache, Frohnberger, einen Schloſſer, der ſchlechte Arbeit macht, und Frohnbürgers-Arbeit ſchlechte Arbeit bedeutet. Ja an einigen Orten pflegen ſie auch alle Großuhrmacher, Büchſenmacher und Windenmacher, ob ſie es gleich mit ihnen halten, Frohn-Bürger zu nennen.

Da man durch Frohn-Bürger eigentlich und überhaupt einen Stadteinwohner verſteht, welcher wider die ſonſt gewöhnlichen Bürgerrechte, gewiſſen Perſonen, Gütern oder Anſtalten, fröhnen, d. h. denſelben Arbeit, und zwar umſonſt, oder für ein Geringes, thun muß; Knechts- und Fröhnerarbeit aber auf dieſe Weiſe geſchieht: ſo pflegt ſie auch ſchlecht zu ſeyn, mithin, verachtet zu werden, da ſie nicht mit Fleiß und Luſt, ſondern aus Zwang und Unfleiß gemacht zu werden pflegt. Denn ein jeder ſieht hiebey gemeiniglich mehr auf ſeinen, als eines andern Nutzen. Frohnbürgers-Arbeit heißt alſo eine ſchlechte und geringe Arbeit. Daher haben die Schloſſer inſonderheit im Gebrauch, wenn einer auch keine recht künſtliche Schloſſerarbeit machen kann, dennoch, da man auch geringe arbeit braucht, wenigſtens ein ſchlechtes Schloß, und deſſen Verfertigung von einem, der in ihre Zunft aufgenommen werden will, zu fordern. Und dieſes wird Frohnbürgers-Arbeit, nämlich ein gemeines, jedoch gutes Schloß genannt; ein ſolcher gemeiner Arbeiter aber heißt ein Frohn-Bürger, wenn er kein eigentlicher Schloſſer iſt. Wenn daher Jemand ſich inſonderheit auf große Uhren gelegt hat, und ſonſt andere künſtliche ſchöne Schloſſerarbeit nicht verſteht, es aber doch mit den Schlöſſern halten und bey ihnen Meiſter werden will: ſo kann er freylich keine Uhr zum Meiſterſtück machen, denn das verſtehen die andern Schloſſer, welche keine Uhrmacher ſind, an ſich nicht; gleichwohl kann er auch keine rechte künſtliche Schloſſerarbeit verfertigen. Da er aber doch bey den Schloſſern Meiſter werden, ihnen ſich ergeben, und es mit ihnen halten will: ſo muß er wenigſtens ein gemeines Thürſchloß machen. Dieſes nennen ſie alsdann Frohnbürgers-Arbeit. Ja eben diejenigen, die es mit ihnen halten, bey ihnen Meiſter werden, und doch keine eigentliche Schlöſſer ſind, nämlich die Großuhrmacher, Büchſen- und Windenmacher, heißen aus eben dieſem Grunde Frohn-Bürger.

Frohn-Dienſt, Fr. Corvée, Faiſance. Dienſte, welche Unterthanen der Obrigkeit umſonſt, oder doch gegen einen

einen geringen Lohn, zu leiſten verbunden ſind; Zwang-Dienſte, Herren=Dienſte, Hof=Dienſte, in der Ober-pfalz Tage=Dienſte, im Oeſtr. Robathen, in Bayern Scharwerke. Siehe Th. IX, S. 254. fgg.

Frohn-Faſten, Fr. Jeûne de quatre tems, im Oberdeut-ſchen, die allgemeine vierteljährige Faſten, wozu in der römiſchen Kirche jedermann verbunden iſt, und welche un-ter dem Namen der Quatember am bekannteſten iſt. Siehe Th. XII, S. 289.

Frohn-Feſte, an einigen Orten das öffentliche Gefängniß, die Bütteley, Fröhnerey; von Feſte, ein feſter Ort, und frohn, öffentlich, obrigkeitlich.

Frohn-Fuhre, Fr. Corvée en journée de chevaux, eine Fuhre, welche zur Frohne geſchieht; Dienſt=Fuhre; ſie-he Th. IX, S. 256, fgg.

Frohn=Geld, Geld, welches ſtatt der ſchuldigen Froh-nen bezahlt wird; der Frohn=Pfennig, in Niederſachſen Dienſt-Geld; Siehe Th. IX, S. 298, fgg.

Ein altes Gloſſarium bey dem Eckard de reb. Franc. Th. 2, verſieht unter Frohngeld den öffentlichen Schatz, Fiscum.

Frohn-Gewicht, ſiehe unter Gewicht.

Frohn-Gut, ein Gut, auf welchem Frohndienſte haften. Siehe Bauer=Gut. Dienſt.

Frohn=Herr, ein Herr, welcher Frohnen von ſeinen Un-terthanen zu fordern berechtigt iſt; die Frohn=Herr-ſchaft, in eben dieſer Bedeutung.

Frohn=Hof. 1. Ein Hof, auf welchem Frohndienſte haften.

2. Ein Hof, aus welchem eine Kirche, Kloſter u. ſ. f. geſtiftet iſt, Seel=Hof, Widums=Hof, Heiligen=Hof; doch nur an einigen oberdeutſchen Orten; von frohn, heilig.

3. Ehedem wurden auch die Königshöfe, Pfalzhöfe, imgleichen Rathhäuſer und Gerichtshöfe Frohn=Höfe genannt; von frohn, öffentlich, obrigkeitlich.

Frohn-Hufe, eine Hufe, auf welcher Frohndienſte haften.

Frohn-Käſe, Käſe, welcher den Fröhnern an einigen Orten bey der Frohn arbeit von dem Frohnherrn gereichet wird.

Frohn-Korn, Korn, welches an einigen Orten die Fröhner fü die Frohndienſte von der Herrſchaft erhalten.

Frohn-Leichnam, der heil. Leichnam Chriſti; ein Ausdruck, welcher noch in der römiſchen Kirche von dem Leibe Chriſti im Abendmahle gebraucht wird; in den gemeinen Mundarten Thüringens Barlichen. Daher das Frohnleichnams-Feſt, L. Feſtum corporis Chriſti, Fr. la fete-Dieu, welches, zur Ehre des Leibes Chriſti, von dem Pabſte Urban IV, im J. 1252 angeordnet worden iſt. Es wird noch alle Jahre in der katholiſchen Kirche den Donnerstag nach Trinitatis angefangen, und acht Tage hinter einander feyerlich begangen, wobey man den Leib Chriſti mit großer Pracht und vielen Ceremonien herum trägt.

Frohn-Loch, eine Benennung gewiſſer Löcher an dem Grängel des Pfluges; ſiehe unter Pflug.

Frohn-Pfennig, ſiehe Frohn-Geld.

Frohn-pflichtig, zu Frohndienſten verpflichtet, frohnbar. Daher die Frohn-Pflichtigkeit.

Frohn-Regiſter, das Regiſter über die von den Unterthanen ſchuldigen Frohn-Dienſte.

Frohn-Sohle, bey dem Salzwerke zu Halle; ſiehe Sohle.

Frohn-Tag, Fr. Journée, Jour de corvée, ein Tag, an welchem von den Fröhnern die ihnen obliegenden Frohndienſte geleiſtet werden müſſen.

Frohn-Vogt, ein Vogt oder Aufſeher, welcher über die Fröhner geſetzt iſt. 2 Moſ. 1, 11.

Frohn-Zins, an einigen Orten, z. B. in der quedlinburgiſchen Vogtey, eine Benennung der Kutſcher-Zinſen; ſiehe unter Zins.

Frohne, die Frohne, in einigen Gegenden auch die Fröhne. 1. So viel als Frohndienſt; Dienſte, welche Unterthanen

thanen ihrer Herrſchaft umſonſt, oder doch gegen einen geringen Lohn, zu leiſten verbunden ſind. Etwas zur Frohne thun, d. i. als eine Frohne. Daher Acker-Frohnen, Bau-Frohnen, Forſt-Frohnen, Jagd-Frohnen, u. ſ. f. Dienſte, welche auf dem Felde, bey einem Baue, in den Forſten, auf der Jagd u. ſ. f. geleiſtet werden. Siehe auch Hand-Frohne.

2. In einigen oberdeutſchen Gegenden auch in weiterm Verſtande, andere Arten der Verbindlichkeit. So wird in den tyroliſchen Bergwerken der Zehent, auch die Frohne genannt.

Froid, Froideur, Froidure, ſiehe Froſt-Kälte.

Fromage, ſiehe Käſe.

Froment, ſiehe Weizen.

Froment d'Inde, ſiehe Weizen. (Türkiſcher)

Froment locar oder *locular*, ſiehe Spelt.

Fromental, Wieſen-Haber, Avena elatior; ſiehe Gras (Haber-)

Fromental oder *Fromenteau*, eine Trauben-Sorte; ſiehe unter Weinſtock.

Fromentin, Vineuſe de Fromentin, eine Pfirſich-Sorte; ſiehe unter Pfirſiche.

Fronde, ſiehe Schleuder.

Frons, Fr. Front; ſiehe Stirn.

Frontail, ſiehe Stirn-Riemen.

Fronte, aus dem Franz. Front, der Vordertheil verſchiedener Körper. Die Fronte eines Gebäudes, der Vordertheil oder die Vorderſeite deſſelben. Das Haus ſteht (oder ſieht) mit der Fronte nach dem Markte, Fr. la maiſon fait front ſur la place. Die Fronte einer Armee, eines Regimentes, die vorderſte Linie, zum Unterſchiede von den Rücken und den Flügeln.

Bey den Perrückenmachern iſt die Fronte der Theil einer Perrücke oder Haarkrauſe, welcher die Stirn umgiebt.

Fronteau, ſiehe Stirn-Riemen.

Fronteval, eine Tulpen-Sorte; ſiehe unter Tulpe.

Frontière, ſiehe Gränze.

Frontignac, *Frontignan*-Wein, iſt der Name vortrefflicher weißer und rother Muskat-Weine, welche bey Frontignan, einer Stadt in Languedoc, auf einem hartfelſigen Grunde, oder in Haufen von Kieſelſteinen wachſen. Siehe unter Wein.

Frontipiſcium, } ſiehe Giebel.
Fronton, }

1. **Froſch**, (*) L. Rana, Fr. Grenouille. Unter dieſem Namen verſteht der Ritter von Linné, dem auch viele andere Naturforſcher hierin folgen, ein kriechendes Amphibien-Geſchlecht, welches nicht nur die eigentlichen Fröſche, ſondern auch die Kröten in ſich begreift. Er ſetzt die allgemeinen Kennzeichen dieſes Geſchlechtes, in einem nackten, vierfüßigen Körper, ohne Schale oder andere Bedeckung, und ohne Schwanz. Die Fröſche unterſcheiden ſich von den Kröten hauptſächlich in folgenden Stücken. Sie haben einen längern und geſtrecktern Kopf

(*) Dieſes Thier heißt ſchon bey dem Notker Frosg, in der monſeeiſchen Gloſſe Frosk, im Schwed. Fro, im Jßländ. Freia, im Angelſ. Frogga, Frocca, Frox, im Holländ. Vorſch. im Norweg. Fröer, im Dän. Froe, Frosk, im Engl. Frog, im Wallach. Broaska, und in mittlern Lat. Bruſcus. Dieſes letztere iſt, dem Friſch zu Folge, zugleich das Stammwort des Deutſchen, und Bruſcus leitet es von Ruscus. Mauſedorn her. weil ſich die Fröſche gern unter dieſem Strauche aufhalten ſollen, ſo wie ſie aus einer ähnlichen Urſache Rubetæ, von Rubus, Brombeerſtaude, genannt werden. Ihre leitet Froſch von dem Schwed. Frö, der Same, her, weil dieſe Thiere ſehr vielen Leich oder Samen legen der im Franz. Frie, und im Engl. Fray genannt wird. Wenn dieſer Umſtand dieſe Ableitung nicht überwiegend wahrſcheinlich machte, ſo würde frieſen, frieren, friſch, vielleicht Anſpruch auf die Verwandtſchaft machen können, weil dieſes Thier ſehr kalt anzufühlen iſt. Im Niederſ. heißt es Pogge, Padde, und im Scherze Aderjaan, bey dem Pictorius Hopzer, im Angelſ. Gaerſthop, Grashüpfer, und im Schonen Korngrodor.

Von einem auf eine lächerliche Art hochmüthigen Menſchen, ſagt man im Sprichwort: Er brüſtet ſich, wie ein Froſch im Mondſchein.

Kopf als die Kröten, einen dünnen und ſchlanken Unterleib gegen die Bruſt, und dünne Hinterfüße; der Körper der Kröten hingegen iſt gleich dick, und die Füße ungeſchickt. Die Fröſche ſind auch überdies viel lebhafter als die Kröten, und können auf dem Hintertheile ihres Leibes eben ſo ſitzen, wie die Hunde; die Kröten hingegen liegen gemeiniglich mit dem ganzen Unterleibe auf der Erde.

In den europäiſchen Gegenden ſind vorzüglich dreyerley Arten von Fröſchen anzutreffen: Landfröſche, Waſſerfröſche, und Laubfröſche.

1. Der gemeine braune oder graue Froſch. Einige nennen ihn den braunen Land-Froſch, oder ſchlechtweg Land-Froſch, Garten-Froſch, Gras-Froſch; Andere, den braunen Waſſer-Froſch. Beyde Benennungen können gelten; denn er bringt den Sommer größtentheils auf dem Lande, auf der Erde und im Graſe zu; wenn ſich aber der Winter heran nahet, geht er in das Waſſer, um ſich gegen den Froſt in Sicherheit zu ſetzen, wo er ſich nicht nur den ganzen Winter, ſondern auch den größten Theil des Frühlinges, aufzuhalten pflegt. Er heißt bey dem Ritter Linné, Rana temporaria, dorſo planiuſcule ſubangulato; Rana palmis tetradactylis fiſſis, plantis pentadactylis palmatis, pollice longiore *Faun. Suec.* Rana aquatica innoxia GESN. Rana aquatica RAJ. Fr. Grenouille commune, oder Grenouille aquatique vaſte. Dieſer Froſch hat einen braunen oder grauen Rücken, welcher ziemlich flach und einigermaßen eckig iſt. Der Unterleib iſt bey dem Männchen gräulich weiß, bey dem Weibchen aber gelblich, und röthlich braun gefleckt. Die Vorderfüße haben 4 abgeſonderte, die Hinterfüße aber 5, mit einer Schwimmhaut verbundene, Zehen. Die Fröſche, deren Nahrung in Mücken und andern Inſecten beſteht, haben ein überaus zähes Leben; denn ſie ſchwimmen noch einige Stunden im Waſſer herum, nachdem man

ihnen das Herz aus dem Leibe geriſſen hat. Bey der Begattung ſpringt das Männchen auf das Weibchen, und hält daſſelbe mit ſeinen Vorderfüßen feſt umfaßt. In dieſer Stellung läßt das Weibchen nach und nach ihre nackten Eyer, welche unter dem Namen Froſch-Leich, (*) L. Sperma ranarum, Fr. Frai oder Sperme de grenuilles, oder Sperniole, bekannt ſind, von ſich, wobey das Männchen mit den Hinterfüßen an den After des Weibchens drückt, und mit den Zehen dieſe Eyerchen, welche an einander hängen, und eine lange Schnur oder dicken Klumpen bilden, heraus ziehen hilft; zu gleicher Zeit macht es auch dieſelben mit ſeinem Samen fruchtbar. Ungefähr in drey Tagen werden dieſe Eyerchen länglich, und ſondern ſich von einander ab. Nach 14 Tagen haben ſie die Geſtalt kleiner, dickleibiger, ſchwärzlicher Fiſchchen, welche nur aus Kopf und Schwanz zu beſtehen ſcheinen; und in dieſem Zuſtande nennt man ſie Froſchwürmer, Kaulärſche, oder Kaulpadden, Niederſ. Kühlpoggen, L. Gyrinus Moluris, Engl. Todpole, Holl. Conderpatje, Fr. Têtards, wegen ihres dicken Kopfes, oder Queues de poële, wegen ihres langen Schwanzes. Nach drey Monaten aber bekommen ſie Hinterfüße, bald darauf auch Vorderfüße; und alsdann verlieren ſie ihren Schwanz. Nach dieſer Verwandlung ſuchen die jungen Fröſche aus dem Waſſer auf das trockene Land zu kommen. Dasjenige, was jetzt von der Begattung und Verwandlung des gemeinen Froſches geſagt worden iſt, gilt auch von allen übrigen Arten der Fröſche.

JO. GE. HENR. KRAMERI obſ. de excluſione ovulorum ranarum, ſt. im Commerc. litter. Nor. A. 1735, hebd. 7, n. 4.
Some obſervations made on the Spawn of Frogs, and of the production of Todpoles therein, by RICH. WALLER, ſt. n. Figg. in No. 193. der Philoſ. Tranſact. for March-June 1691, S. 523. f.

2. Der

(*) In Franken das Froſchgerück, im Dän. Froeleg, im Niederſ. Poggenſchott, Poggenküller, Poggenraff.

2. Der grüne oder eßbare Waſſer-Froſch, Rana viridis aquatica ROES. Rana eſculenta, corpore angulato, dorſo tranſverſe gibbo, abdomine marginato LINN. Fr. Grenouille verte aquatique. Man nennt dieſen Froſch auch ſchlechtweg den Waſſer-Froſch, weil er ſich noch mehr, als die vorige Art, im Waſſer aufhält. Er iſt auch größer, als die vorige Art, und hat einen grünen Rücken mit drey gelben Strichen, wovon der mittlere am längſten iſt, und einen weißen Unterleib. Die Hinterfüße ſind mit einer Schwimmhaut verſehen. Die Ohren des Männchens ſind kugelrund aufgeblaſen. Dieſer Froſch wird fleißig von den Köchen geſucht, welche, wie ich weiter unten zeigen werde, ſeine Schenkel und Lenden auf mancherley Art zur Speiſe zubereiten.

3. Laub-Froſch, eine kleine grüne Art Landfröſche, welche auf die Bäume klettert, und ſich unter dem Laube derſelben aufzuhalten pflegt, L. Rubeta; Rana arborea corpore laevi, ſubtus punctis contiguis tuberculato, pedibus fiſſis, unguibus tuberculato - dilatatis LINN. Ranunculus viridis GESN. Rana arborea ſ. Ranunculus viridis RAJ Rana braſilienſis gracilis SEBÆ. Seine gebräuchlichſten Benennungen in Frankreich ſind Verdier oder Graiſſet, wofür einige auch Greſſet und Croiſſet ſchreiben; ſonſt heißt er aber auch Grenouillette, Grenouille de St. Martin, Grenouille de buiſſon, Martinolle, Raine verte; in Savoyen, Ragnole; in Italien, Ranella; Engl. ſmall tree frog, green frog. Er iſt kleiner, als der gemeine braune Land- und Waſſerfroſch, und als der grüne eßbare Waſſerfroſch. Sein Körper iſt glatt, vorn breit und hinten ſchmal; die Augen ſind glänzend-ſchwarz; der Rücken iſt grasgrün; der Unterleib weiß, und mit erhöhten dicht an einander ſtehenden Puncten beſetzt. Zwiſchen der grünen und weißen Farbe geht zur Seite ein hellgelber Strich. Die Ballen an den Füßen ſind ſehr keberig. Seine liebſte Nahrung ſind die Fliegen,

die er behend zu erſchnappen, auch aus einiger Ferne durch ſtarken Athemzug in den Mund zu ziehen weiß. Man kann dieſen Froſch ſtatt eines Wetterglaſes gebrauchen, weil er gemeiniglich einige Stunden, ehe es regnet, ſeine Stimme hören läßt, und mit ſeinem groben Tone cra cra cra ſchreyt. Wenn man ihn in ein Glas mit feuchtem Graſe ſetzt, und ihn bisweilen mit Fliegen verſorget, kann man ihn lange Zeit lebendig erhalten.

Oder, man thut ihn in ein großes hohes Gefäß, z. B. ein Glas, mit Waſſer, und giebt ihm einen Raſen, worauf man ein kleines Stülchen ſetzen kann. Man deckt das Gefäß in ſo weit zu, daß er nicht heraus hüpfen kann, und doch noch Luft genug hat. So lange der Froſch auf dem Stühlchen ſitzen bleibt, iſt anhaltendes gutes Wetter; geht er aber herunter auf den Raſen, ſo kann man auf eine Wetterveränderung ſchließen. Steigt er in das Waſſer herunter, ſo iſt man eines anhaltenden regenhaften und ſtürmiſchen Wetters verſichert.

(Hrn. Prof. Sprenger) Allgem. Landwirthſchaftskalender, a. d. J. 1772, S. 13.

Den Winter über verbergen ſich dieſe Fröſche nicht nur im tiefen Schlamme, ſondern auch in den verdeckten hölzernen und ſteinernen Canälen, wo ſie bloß von der Feuchtigkeit leben. Mit dem Anfange des Frühlinges kommen ſie wieder hervor, begatten ſich, und legen, wie die andern Fröſche, ihre Eyer in das Waſſer, worauf ſie an den friſch ausgeſchlagenen Bäumen hinauf klettern.

Hr. Rathsmeiſter Reichart hat angemerkt, daß die Fröſche, wenn das Obſt, Pflaumen, Zwetſchgen ꝛc. zur völligen und rechten Reife gelangt und weich geworden ſind, und von den Bäumen herunter fallen, die Schale und das Fleiſch zum Theil hinweg ſchaben; welches ſie auch an den Gurken, als einer ihrer annehmlichſten Speiſen, thun. Wenn ſie ſich daran ſatt gefreſſen haben, welches mehrentheils des Nachts, oder auch bald früh geſchieht, ſo begeben ſie ſich hernach zum Theil in das Waſſer, theils aber verkriechen ſie ſich unter die Kohlſtauden, und ſchlupfen unter denſelben herum,

nen, ihre Nahrung ferner zu ſuchen. Sie ſtellen auch den Regenwürmern nach, wenn dieſelben nach vorhergegangenem Regen aus ihren Löchern hervor kriechen. Nach des Hrn. Prof. Gleditſch Bemerkung überwältigen und verſchlingen ſie auch die großen gehörnten Holz= Waſſer= und Erdkäfer, nebſt andern ſtarken hartſchaligen Inſecten.

Die Bienen haben einen argen Feind an den Fröſchen. Denn, wenn ſie ſchwer beladen vor die Bienenſtöcke und Körbe kommen, und vor ſolchen aus Müdigkeit, wie es oft geſchieht, in das Gras fallen, ſo werden ſie von den darin verborgen liegenden Fröſchen weggeſchnappt und verſchlungen; welches ihnen auch wiederfährt, wenn ſie an das Waſſer zu trinken und den Fröſchen zu nahe kommen.

Da die Fröſche den Fiſchen, inſonderheit den Karpfen, Braſſen, Karanſchen, ja ſo gar den Hechten und Giebeln, in den Seen, Teichen und Gewäſſern, großen Schaden zufügen, indem ſie nicht allein den Leich der Fiſche verſchlingen, ſondern auch die zur Sommerszeit in der Brut ſich befindenden matten Fiſche anfreſſen, und in der Menge anfallen: ſo macht ein erfahrner Landwirth als das beſte Mittel dagegen bekannt, wenn man Krebſe in ſolche Wäſſer ſetzt, indem dieſe, als abgeſagte Feinde der Fröſche, ſolche beſtändig verfolgen, und endlich gar vertilgen. Sonſt kann man ſie auch dadurch vertilgen, wenn man Hohlwurz in das Waſſer wirft.

8. St. der nützl. Beytr. zu den Strelitz. Anzeig. v. J. 1766, Col. 63.
Berlin. Samml. 6. B. 5. St. S. 503.

Der Fröſche Feinde hingegen ſind wiederum die Hechte und alle Raubfiſche, die Nachtvögel, als: Schuhu, Eulen und Käuzlein, wie auch die Schlangen, vor allen aber die Raben und Störche, (*) wie auch Wölfe und

(*) Daher das Sprichwort: Wo Fröſche ſind, da giebts auch Störche.

und Füchſe, welche ſie allenthalben verfolgen, und, wo ſie ſolche antreffen, wegfangen und auffreſſen.

In manchen Jahren finden ſich auf den Erbſenäckern Fröſche, welche die Schoten öffnen, und noch unter den Bünden liegen und freſſen, wenn ſie ſchon gemäht ſind.

59. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1773. Col. 943, f.

Das Schreyen der Fröſche drückt man durch quaken aus, L. coaxare, Fr. coaſſer, Engl. quack, wofür im Niederdeutſchen auch quarren, und in einigen oberdeutſchen Gegenden auch rochzen üblich iſt. Das Schreyen ſelbſt hat **Bröcks** durch **Wreckekeks** auszudrücken geſucht. Das beſchwerliche Schreyen der Fröſche kann man durch ein am Ufer geſtecktes Licht, oder angezündetes Feuer ſtillen.

Ein Mehreres von der Naturgeſchichte der Fröſche, findet man in folgenden Schriften.

Deſcriptio anatomica ranæ: ex Actis Erud. Lipſ. A. 1687, M. Maj. p. 284, ſt. n. 4. Figg. in *M. B. Valentini* amphith. zootom. Frf. M. 1720, f. P. 1. S. 209—212.

THO. BARTHOLINI de ranarum generatione obſſ. ſt. in deſſen Act med & Philoſ *Hafn.* Vol. II. A. 1673, S. 108—110.

C. A. à BERGEN obſervationes ex ranarum anatome petitæ, ſt. im Commerc. litt. Nɔr. A. 1738, hebd. 17, n. 4. S. 132, f.

GE. MATTH. BOSE ranæ anatome in vacuo mortuæ. Lipſ. 1734, 4.

Anatomia Ranæ in vacuo extinctæ, & vivæ; ſ. Deſſen Otia Wittembergenſia critico-phyſica, Wittemb. 1739, 4. Cap. VI.

Ranæ occultatæ dormiantne, an ſint mortuæ, ſ. JO. RUD. CAN ERARII Memorabil. Medicinæ Cent. IX. Aug. Trebocc. 1628, 12. Art. XL.

Ranæ in Seripho Inſula mutæ, alio translatæ, canant, cur? ſ. eb. daſ. Art. XLI.

Nouvelles obſervations concernant deux cas particuliers de grenouilles, qui ont été troublées dans l'état d'engourdiſſement, où elles ont coûtume de paſſer l'hyver; lues dans les aſſemblées du 18. Nov. & du 2. Dec. 1762, par Mr. GLEDITSCH, ſt. im XVIII Th. der Hiſt. & Memoir. de l'Acad. R. d. ſc & b. l. p. l'a. 1762. à Berl. 1769, 4. S. 3—26.

Jo. Gottl. Gl͏ͤditſch neue Beobachtungen über zween beſondere Vorfälle von Fröſchen, die in ihrer gewöhnlichen Wintererſtarrung geſtöret worden ſind, ſt. in deſſen phyſ. bot. öconomiſcher Abhan l. T. Halle. 1766, gr. 8. S. 256—282.

ELIG. JACOBÆI tr. de ranis. Pariſ. 1676, 8. Hafn. 1686, 8.

ANT.

ANT. de LEEUWENHOEK Obſervationes de ranis, ſt. in deſſen Continuatione arcanor. naturæ, L. B. 1719, 4. S. 107, fgg. und S. 146, fgg.
De ranis, ſ. CAR. LINNÆI Amphibia Gyllenborgiana, Cap. 3.
An extract. of a latin letter, written by Sgr. MALPIGHI, concerning ſome anatomical obſſ. about the ſtructure of the Lungs of Froggs &c. ſt. im VI. B. der Phil. Transact. a. d. J. 1671, No. 71, S. 2149, f.
MENZ de generatione ranarum paradoxa, Lpſ. 1724, 4.
Chriſt. Reichards Abhandlung von Fröſchen, ſt. in deſſen gemiſchten Schriften, Erf. 1762, 8. S. 448—478.
AUG. QUIR. RIVINI Obſſ. anatomicæ circa congreſſum, conceptionem, geſtationem, partumque ranarum, ſt. n. K. in den Act. Erud. Lipſ. A. 1687, M. Maj S. 284—288.
Aug. Joh. Röſels von Roſenhof Hiſtoria naturalis ranarum noſtratium, in qua omnes earum proprietates, præſertim, quæ ad generationis negotium pertinent, fuſius enarrantur. Die natürliche Hiſtorie der Fröſche hieſigen Landes, worin alle Eigenſchaften derſelben, ſonderlich aber ihre Fortpflanzung, umſtändlich beſchrieben werden. Norimb. 1758, gr. Fol. 30 B. n. 23. nach dem Leben illuminirten Kupfertabellen, und eben ſo vielen unilluminirten.
GODOFR. SCHULZII Obſ. de ranunculo viridi arboreo, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. II, A. VI. Obſ. 157.
Oſſervazioni intorno le rane, da ANT. VALLISNIERI, ſt. in deſſen Iſtoria del Cameleonte Affricano, e di vari animali d'Italia, in Venez. 1715, 4. S. 113—123, und 132—147.
J. C. Wilke Beſchreibung eines eines kleinen Waſſerinſects, das auf jungen Fröſchen gefunden worden, ſt. n. Abbild. im 23. B. überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ. a. d. J. 1761, S. 287, fgg.

Ich komme auf den mannigfaltigen Nutzen der Fröſche. Zuvörderſt verſchaffen die Fröſche unſern Gärten den wichtigen Nutzen, daß ſie die Schnecken, welche in denſelben an allen Arten von jungen Pflanzen, ja ſelbſt an den Bäumen, deren Blättern und zarteſten Knoſpen, unendlich vielen Schaden thun, zu ihrer Nahrung ſuchen und vertilgen. Ihr Magen verdauet die Schale völlig, und das darin befindliche häufige Salz macht ſie recht fett.

57. St. der Leipz. Samml. 1748. 8. S. 749—754.
Nouvelle Bigarrure, To. VII, à la Haye 1753, 8. S. 155—158.
50. St. der Berl. wöchentl. Relat. ꝛc. v. J. 1754, S. 396—398.
No. 10. des 2. Th. der Greifsw. Beytr. 1754, 4. S. 47, f.
81. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1750, Col. 1285.
Neues gemeinnütz. Magaz. 1. B. a. d. J. 1760. Hamb. 8. S. 136—139.

Ga-

Gazette ſalut. v. J. 1762, No. 25.
Stuttg. Realzeit. v. J. 1765, S. 29, fgg.
Allg. Magaz. der Nat. Kunſt und Wiſſenſch. 12. Th. Lpz. 1767, gr. 8. S. 313—317.
23. St. der nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anzeig. v. J. 1772. Col. 187, fgg.
Götting. gemeinnütz. Abhandl. 1. B. 1. Th. a. d. J. 1772, S. 197—199.

Man pflegt die Forellen in den Teichen mit Fröſchen zu füttern.

Vom Gebrauche des Froſches zu einem Köder bey der Angelfiſcherey, ſiehe Th. XIII, S. 571, f. und im Art. Hecht.

Einen Laubfroſch pflegt man ſtarken Wein- und Branntweinſäufern zuweilen in ihre Lieblingsgetränke zu werfen, um ihnen dadurch wider mehreres Trinken einen Ekel zu erwecken.

Zum Verſpeiſen, wählt man nur die oben, S. 169. No. 2 beſchriebenen grünen oder weißen Fröſche, nicht aber die braunen, grauen oder ſchwarzgeſprenkelten aus Teichen und Sümpfen, und noch weniger die Laubfröſche. Doch hütet man ſich, dieſelben im Monate May, als in der Leichzeit der Fröſche, zur Speiſe zu nehmen, weil ſie ſich alsdann auch mit den Kröten zu begatten pflegen. Sie werden, in dieſer Abſicht, entweder mit hölzernen Bolzen von kleinen Armbrüſten oder Froſchſchneppern geſchoſſen, oder mit einer Klitſchangel gefangen.

Das Inſtrument, womit die Fröſche geſchoſſen werden, wird ein Froſch-Bogen oder Froſch-Schnepper genannt. Es beſteht daſſelbe in einer langen mit einem ſtählernen Bogen verſehenen hölzernen Armbruſt oder Schnepper, auf welcher ein langer von ſtarkem Eiſendraht verfertigter, und an der Spitze mit einem ſcharfen Widerhaken bewaffneter Pfeil lieget, welcher mit einer Schnur, die zugleich den Bogen ſpannet, angebunden iſt. Wenn ein Froſch damit getroffen worden iſt, bleibt derſelbe am Pfeile, der Pfeil aber an der Schnur häl-

hängen, womit man den Froſch heraus ziehen, abneh=men und den Bogen wieder ſpannen kann.

Am luſtigſten aber iſt es, die Fröſche mit einer Klitſchangel zu fangen. Man macht nämlich einer guten Querhand oder etwas höher über dem Angelhaken ein Läppchen rothes Tuch; ſobald nun die Angel mit dem rothen Tuche in das Waſſer geworfen wird, und es ein Froſch zu ſehen bekömmt, ſo kömmt er auch ſo=gleich zu dem Tuche hin. Unterdeſſen rückt man ihm den Angelhaken in die Haut, und zieht ihn alſo herraus.

Bey der Zubereitung der Fröſche zum Verſpeiſen, ſchneidet man den Vordertheil ganz ab, zieht die Haut über den Hintertheilen ab, hacket von leztern das Vordere weg, und leget ſie eine Nacht über in kaltes Waſſer, um ſie auszuwäſſern; alsdann werden dieſe Hinterviertel mit dem Rücken fricaſſirt, mit Mehl oder Gries be=ſtreuet, und aus Schmalz gebacken, oder wie junge Hühner zugerichtet.

Um die Fröſche zu fricaſſiren, werden ſie auf vorer=wähnte Art zubereitet; alsdann thut man Butter in einen Tiegel oder Caſſerolle, ſezt ſolche auf Kohlfeuer, und leget zu=gleich eine mit Nelken beſteckte ganze Zwiebel hinein; hernach wirft man Fröſche in die Butter, als ob es junge Hühner wä=ren, paſſiret oder dämpfet ſie eine Weile, ſchüttet Jngber, Mus=katenblüthe und Citronenſchale hinzu, gieht auch einige Löffel voll Rindfleiſchbrühe und ein wenig ſcharfen Eſſig hinein, thut noch etwas Pfeffer daran, und läßt es alſo kochen. Solches Froſchfleiſch muß ſchärfer, als anderes Fleiſch oder Fiſchwerk, tractirt werden, weil es an ſich ſelbſt ſehr weichlich und ſüß iſt. Wenn ſie kochen, muß man ſie nicht allzu weich werden laſſen. Zum Abziehen nimmt man 4 Eyerdotter, querlt ſie mit ein wenig Eſſig ganz klar, läßt die Brühe von Fröſchen, wenn ſolche im Sud iſt, darunter laufen, ſchüttet es wieder in den Tiegel, oder in das Geſchirr, worin die Fröſche ſind, und läßt ſie ein wenig anlaufen. Endlich richtet man dieſelben an, ſprengt zerlaſſene Butter, und gehackte grüne Peterſilie dar=über: ſo werden Viele, die es nicht wiſſen, es für junge Hüh=ner eſſen.

Oder, man zerbricht, wenn man dem Froſche, nachdem man ihm die Haut abgezogen, die beyden Hinterſchenkel gelaſſen hat, den Knochen in dem einen, und ſchlägt ihn über den

an=

dern; tunkt ſie hernach in Nonnen-Teig, und prägelt ſie nach gemeiner Art. Dieſes nennen die franzöſiſchen Köche des grenouilles en ceriſes, weil von dem Ende des Knochens nichts mehr bleibt, als ein Knopf, welcher einer Kirſche gleicht, wobey der Knochen hervor ſteht, als wenn es der Stängel wäre.

Um eine Froſch-Potage zu zurichten, pflegt man eine Anzahl Fröſche zu nehmen, wohl auszuwaſchen die Knochen in den Keulen heraus zu machen, die größten zum Backen heraus zu ſuchen, in dieſer Abſicht mit Salz, Pfeffer, unreifem Traubenſaft und feinen Kräutern zu mariniren, ſie alsdann heraus zu nehmen, in klarem Teige oder Mehl umzukehren, in heißer zerſchmolzener Butter zu backen, damit ſie ſich wohl färben mögen, und hernach den Rand der Potage damit zu beſetzen. Von den übrigen Froſchkeulen wird ein Ragout mit Fiſchmilch, Champignons und andern feinen Sachen, und zwar ſo, daß es weiß bleibe, verfertigt; auch kann hiezu ein weißes Faſtags-Coulis, worunter, anſtatt der Fiſche, Fröſche geſtoßen werden müſſen, genommen, und ſolches Coulis, nachdem es vorher mit einer ſchmackhaften klaren Erbsbrühe gelinde gekocht hat, über die Potage geſchüttet werden. Wenn nun die Potage aufgekocht hat, wird ſie mit Ragout, oder mit dem Coulis von Fröſchen unkenntlich gemacht, der Rand der Schüſſel aber mit den gebackenen Fröſchen beleget, und warm angerichtet.

Das Fleiſch iſt ſchwerverdaulich, fett und weichlich, ſonſt aber ſehr nahrhaft, und nicht bösſaftig, wenn man ſolche Fröſche ſpeiſet, die in klarem und reinem Waſſer leben. Gegen die Dürr- und Schwindſucht, und gegen den anhaltenden trockenen Huſten, rühmet man die aus ihren Schenkeln gekochten Brühen. Man kocht nämlich 6 bis 8 Paar dergleichen Schenkel mit Kalbfleiſch und erweichenden Kräutern in 1 Quart Waſſer, bis ein Drittel davon übrig bleibt. Ueberhaupt iſt der Genuß der Fröſche mehr bey den Italiänern und Franzoſen als bey uns Deutſchen, gebräuchlich. Die Erſtern eſſen ſie faſt das ganze Jahr, am meiſten aber in der Faſtenzeit.

De ranarum edulium electione præparatione, coctione ſ. JO. RUD. CAMERARII memorabilia medicinæ, Cent. IX. Aug. Trebocc, 1628, 12. Art. 47.

In der Arzeney, werden von den grünen Fröſchen faſt alle Theile gebraucht; auch ſind die Laubfrö-

ſche

ſche wider vielerley Zufälle nützlich zu gebrauchen. Von Heilung des Wurmes am Finger, vermittelſt Schmierens und Einreibens der Hand mit lebendig von einander geriſſenen Fröſchen, ſ. in den künftigen Supplem. unter Finger-Zufälle. Von der gedörrten und zu Pulver gemachten Galle ein Quent eingenommen, ſoll das viertägige Fieber vertreiben. Von dem Fette wird behauptet, wenn man daſſelbe auf eine gewiſſe Art zubereite, und hernach das Zahnfleiſch damit beſchmiere, ſo könne man ſchadhafte Zähne ohne Mühe und Schmerzen mit den Fingern ausziehen; welches Mittel einige Markſchreyer und Zahnärzte bey ihrer Kunſt ausüben ſollen. Der Froſch-Leich kühlet und lindert äußerlich allerley Gliederſchmerzen, und ſtillet, mit Roſeneſſig auf einen Schwamm gegoſſen, und aufgelegt, das unmäſſige Bluten, zieht die allzu ſtarke Röthe aus dem Geſichte, und macht die Hände glatt und ſäuber.

Analyſe du frai de grenouilles, ſt. in No. XIX. der Gaz. ſalut. v. J. 1762.

OLAI BORICHII examen chemicum ſpermatis ranarum, ſt. in *Tho. Bartholini* Act. med. & philoſ. Hafn. Vol. II. A. 1673. S. 191, f.

Es wird auch davon das bekannte Froſchleichpflaſter, (Emplaſtrum de ſpermate ranarum; Empl. de ranis cum & ſine mercurio,) oder die Froſchleichſalbe (Niederſ. Boltenſalbe, weil es in Bolzen oder runden Stangen verkauft wird,) bereitet, welches zu allerley Wunden und Schäden dient. Von dem Gebrauche des Froſchleiches, wider den Wurm der Pferde, eine anſteckende Art Ausſatz, ſiehe den Art Wurm der Pferde. Eben dieſer Froſchleich wird im Frühjahre, oder zur Leichzeit, in Menge geſammelt, in einen leinenen Sack gethan, und an einem kühlen Orte aufgehängt, daß der Saft oder ſchleimige Liquor in ein Gefäß herab triefe; dieſen ſetzt man in Bouteillen an die Sonne, um ihn zu deſtilliren; alsdann, wenn er ſich lange halten ſoll, zieht man ihn ab. Dieſes, auch in den Apotheken zu haben-

habende Froſchleichwaſſers, bedient ſich ſonderlich das Frauenzimmer, um eine zarte Haut zu bekommen. Endlich hat man auch in den Apotheken das Froſchöhl, als ein beſonderes Hülfsmittel wider den Krebs. Es wird daſſelbe gemachet, wenn man etwann 12 lebendige Fröſche nimmt, ſelbige in anderthalb Pfund Baumöhl eine gute Stunde lang kochet, und hernach das Oehl ausdrückt.

Remede topique contre le Cancer non ouvert ou occulte, puiſé dans les ouvrages de Theophr. Paracelſe, par Mr. PHIL. PRAUN, ſt. im Mercure de France, Oct. 1759, I. Vol. S. 200—202.

De officinalibus nat. ex rana, (quæ ſunt: ipſa rana; Cor; Epar; Fel; Pinguedo, & Sperma ranarum nec non præparatis eorumque viribus, ſ. JO. JAC. MANGETI Bibl. pharm. med. To. II. Genev. 1703, f. S. 704, f.

In Abſicht der Fröſche ereignet ſich zuweilen ein gewiſſes Phänomen, an deſſen hiſtoriſcher Wahrheit man wegen vorgegebener unläugbarer Erfahrungen und glaubwürdiger Augenzeugen nicht zweifeln darf; ein Phänomen, welches der gemeine Mann anſtaunt, ohne weiter darüber nachzudenken, und welches der Gelehrte und Naturkundige bald auf dieſe, bald auf jene Art zu erklären geſucht hat. Ich meine den Froſchregen.

Ich verſtehe aber hier nicht diejenige Begebenheit, wenn im Sommer, bey warmem Regen, die Fröſche häufig auf den Wegen, in den Gärten und Wieſen hervor kommen, inſonderheit die jährigen und noch nicht ausgewachſenen jungen Fröſche, und die man ſogleich, weil man es nicht beſſer weiß, eben ſo leicht für einen Froſchregen ausgiebt, als man behauptet, daß es Blattläuſe und andere kleine Inſecten geregnet habe, wenn ſich dieſe, bey einem ſanften kitzelnden Sonnenregen, von den Blättern und aus dem Graſe in die Luft erheben, und von dem nächſten Striche der Luft auf die erſten und beſten Bäume, Sträuche oder Hecken geführet werden; ſondern ich meine das Phänomen, da zuweilen im Sommer, allezeit aber bey heftigen Gewittern und Sturmwinden, in ſtarken Regengüſſen hoch aus der Luft Fröſche herunter fallen, und ſolches von glaubwürdigen Perſonen, ſogar von den höchſten Thürmen und Kirchendächern, bemerkt worden iſt.

Dieſes iſt die Sache, deren hiſtoriſche Richtigkeit ich hier voraus ſetze, und welche die Naturforſcher bisher nicht völlig haben erklären können. Die alte Sage: daß dieſe Fröſche in der Luft aus einer Fäulung erzeuget, oder aus dem mit Staub vermiſchten Regenwaſſer durch eine beſondere Fermentation hervor gebracht würden, bedarf in unſern Tagen keiner Widerlegung. Eben ſo wenig kann die Meinung ſtatt finden, daß die im Regen ſichtbaren und niederſchießenden Sonnenſtrahlen, wenn man gegen über ſteht, den Froſchleich au ziehen, nnd in der Luft ausbrüten ſollten. Denn dazu iſt dieſe Maſſe viel zu ſchwer, und kann ſich in der Luft nicht halten. Wer die Erzeugung der Fröſche, wie ſie oben, S. 167, f. beſchrieben worden iſt, kennt, wird ſich ſchwerlich davon überzeugen laſſen. Denn der Froſchwurm muß, ſo wie er aus dem Ey fällt, im Waſſer leben; alsdann ſieht er wie ein geſchwänztes Fiſchchen aus, und bringt über ein Vierteljahr zu, ehe er den Schwanz verliert, und ſeine vier ordentliche Füße bekömmt. Man nehme den Froſchleich aus dem Waſſer, lege ihn einige Stunden an die Sonne, und thue ihn alsdann wieder in, mit Waſſer gefüllte Gläſer, ſo wird nichts auskommen, geſchweige daß er in der Luft ſollte ausgebrütet werden. Und geſetzt, es wäre dieſes möglich, ſo müßten zu allen Zeiten, und nicht bloß in Gewitterregen, Fröſche herunter fallen, wovon man doch gar keine Beyſpiele vorzeigen kann. Hiedurch widerlegt ſich auch das Vorgeben von ſelbſt, als würden die großen Fröſche durch die Sonne au gezogen. Sind dieſe aber nicht ungleich ſchwerer als die Luft? Folglich können ſie darin eben ſo wenig, als Eiſen im Waſſer, ſchwimmen.

Es bleibt alſo die Frage übrig: **Wie kommen die größten Fröſche ſo hoch in die Luft? und warun fallen nicht zu allen Zeiten, ſondern vorzüglich bey ſtarken Gewittern und Regengüſſen, Fröſche herunter, und zwar von den höchſten Gebäuden, Kirchenthürmen und Dächern?** Vorausgeſetzt, daß die Sache in facto richtig iſt: daß zur Zeit eines ſtarken Gewitters und Regens wirklich Fröſche von Thürmen und Kirchdächern herabgefallen ſind, daß ſolches von ſichern und glaubwürdigen Augenzeugen beobachtet worden: ſo liegt, meines Erachtens, in dem Umſtande, daß es in Gewittern geſchehe, der Schlüſſel zur Erklärung dieſes Geheimniſſes. Denn, da es, vorerwähntermaßen, phyſiſch unmöglich iſt, daß der Froſchleich in die Luft gezogen und darin ausgebrütet werden könne: ſo muß es eine andere gewaltſam wirkende Urſache ſeyn, wodurch die Fröſche, ihrer

Schwere ungeachtet, in die Luft gezogen werden, und her-
nach an ungewöhnlichen Orten, wo ſie weder erzeugt wer-
den, noch ſich aufhalten können, herunter fallen. Hiebey iſt
zugleich der Nebenumſtand noch zu bemerken, daß es im-
mer nur wenige ſind, die herunter fallen und geſehen wer-
den. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, kann dieſe Urſache
in nichts andern, als in den heftigen Wirbelwinden und
Waſſerhoſen, die zur Zeit eines Gewitters zu entſtehen pfle-
gen, und ganz erſtaunliche Wirkungen hervor bringen können,
zu ſuchen ſeyn.

Was dieſe Naturbegebenheiten auf dem Meere ausrich-
ten können, findet man in des Hrn. Grafen von Büffon
allgem. **Naturgeſchichte**, und in **Bergmanns phyſ. Be-
ſchreibung der Erdkugel**, S. 303, fgg. ausführlich be-
ſchrieben. Sie ſtehen da, wie die dicken Dampfſäulen, und
das Waſſer ſteigt in Millionen Strahlen, welche die Säule
formiren, gerade in die Höhe, und breitet ſich oben wie
eine Wolke aus; denn eine ſolche Waſſerhoſe reicht bis
an die Wolken. Nichts kann ihrer Gewalt widerſtehen.
Geräth ein Schiff hinein, ſo wird es hoch in die Luft gezogen.
Bergmann ſagt, daß oft außer dem Waſſer, Stroh, Bü-
ſche, Vögel, Fiſche 2c. in eine ſolche Röhre hinein gehoben,
und in Schneckengängen aufwärts geführet würden. Hie-
bey erinnere man ſich des Phänomens, wenn man zur
Zeit eines Gewitters auch in unſern Gegenden, auf einem
hohen Berge ſteht, und das Gewitter vor ſich hat. Es
erſcheinen alsdann über den Seen und Flüſſen lauter ſol-
che Dampfſäulen. Sind ſie zwar nicht von ſolcher Ge-
walt, als auf dem Meere: ſo werden ſie doch vielleicht
geringere Wirkungen hervor bringen, und Fröſche und an-
dere Dinge mit aufziehen können. Es iſt bekannt, was die
Wirbelwinde zu Gewitterszeiten vermögen, und wie ſie oft
den auf dem Felde befindlichen Leuten Hüte, Kleidungsſtücke
und andere Sachen wegreißen, und hoch in den Lüften mit
ſich fortführen. Sollte dieſes nicht auf eben die Art mit
den Fröſchen geſchehen können? Sind dieſe durch eine Waſ-
ſerhoſe erſt in die Luft gezogen, ſo führt ſie der Wirbelwind
über die höchſten Thürme und Gebäude fort. Sobald
ſeine Wirkung nachläßt, müſſen ſie vermöge ihrer Schwere
auch wieder herunter fallen. Und hierin ſcheint die wahr-
ſcheinlichſte Urſache des vermeinten Froſchregens zu
liegen.

Vom Froſchregen, von Hrn. Paſt. Goeze, ſ. den 4ten Jahrg.
der neuen Mannigfaltigkeiten, Berl. 1777, gr. 8. S. 430, fgg.

In Amerika wachſen die Fröſche ungemein groß. Es giebt z. B. auf Martinique Fröſche, welche oft 14 Zoll in der Länge, und beynahe eben ſo viel in der Dicke haben, deren Fleiſch ungemein ſchmackhaft, und ein wahrer Leckerbiſſen ſeyn ſoll. Dieſe Fröſche haben bey ihrer Größe auch dies Beſondere, daß ſie nicht, wie die hieſigen quaken, ſondern, inſonderheit des Nachts faſt wie die Hunde zu bellen pflegen.

Zu den amerikaniſchen Fröſchen, gehört: 1. Der **Nacht-Schreyer**, Rana typhonia *Linn.* ein Froſch, welcher, nach Rolanders Bericht, die ganze Nacht hindurch wie eine Krähe ſchreyt, und ſich durch eyförmige Lappen (auricularibus lobis ovatis) von andern Fröſchen unterſcheidet, auf dem Rücken 4 nach der Länge herabgehende Runzeln, erhabene Wärzchen und ſchwarze Flecken hat.

2. **Das Ohr-Auge**, mit runden augenartigen Flecken an den Ohren, und ſtumpfen Füßen, Rana ocellata, auribus ocellatis, pedibus muticis *Linn.*

3. **Der See-Froſch**, oder buckelige Froſch, mit buckeligen Schulterblättern, und 4 großen runden Knoten am After. Rana marina ſcapulis gibboſis, clunibus nodoſis *Linn.* Dieſen Froſch hält man mit derjenigen Art Fröſche, die bey jedem Sprunge, den ſie thun, ihren Urin fahren laſſen, Fr. Grenouille piſſeuſe, für einerley.

4. **Der Ochſen-Froſch**, der **Windbeutel**, Schwed. **Mantesko**e, Rana boans *Linn.* Rana maxima americana aquatica *Catesb.* Engl. Bull-Frog, Fr. Grenouille mugiſſante, Sauteur, Es iſt dieſes unter allen in Amerika befindlichen Arten die größte. Die Stellen, wo ſie vornämlich ihren Aufenthalt haben, ſind große Teiche, oder kleine Sümpfe von ſtillſtehendem Waſſer. Es entſteht ein erſtaunliches Geräuſch, wenn viele beyſammen ſind, und alle mit vollem Halſe auf einmal anſtimmen. Ihr Laut hat eine völlige Aehnlichkeit mit dem Blöken eines Ochſen oder Stiers, der etwas heiſer geworden, ſo daß die Stimme nicht ſo rein iſt. Des Abends, wenn es ſtill iſt, hört man ſie, wie Kalm verſichert, bisweilen faſt in der Entfernung einer ſchwediſche Viertelmeile. Sie ſind ſehr geſchickt zu hüpfen. Sie legen zuweilen ein Paar Klaftern, und noch darüber, bey jedem Sprunge zurück.

Nachricht von dem brüllenden Froſch, aus Kalms Reiſe, 3. Th. S. 140, ſt. im 7. B. der Berlin. Samml. S. 195—200.

Aus Surinam erhält man bisweilen Fröſche, die einen langen Fiſchſchwanz haben, und übrigens von der Gröſſe der europäiſchen Fröſche ſind. Man glaubte ehemals, daß dieſe Fröſche ſich in Fiſche verwandelten, daher man ihnen den Namen Rana Piſcis beylegte: Andere hielten ſie für Eidechſen. Wahrſcheinlicher aber ſind ſie unausgebildete Puppen von der großen amerikaniſchen Kröte. Dieſer geſchwänzte Froſch, Fr. Grenouille à queue, heißt beym Linne Rana paradoxa.

An account of de Frog fiſch of Surinam, by Mr. GE EDWARDS ſt. n. 12. Figg. auf 2. K. T. im 2. Th. des LI. B. der Philoſ. Tranſact. a. d. J. 1760, Art. LX. S. 653—657.

Unter der Benennung Meer-Froſch, oder See-Froſch, verſteht man 1. eine Art großer Fröſche, welche über $\frac{1}{2}$ Elle lang ſind, und in den amerikaniſchen Meeren angetroffen werden, dergleichen die kurz vorher unter den amerikaniſchen Fröſchen angeführte Rana ocellara *Linn.* und Rana marina *Linn.* ſind.

2. Eine Art mit Lungen verſehener Fiſche, welche nur ein Luftloch auf jeder Seite hinter den mit Bruſtfinnnen beſetzten Armen haben; der See-Fiſcher, See-Teufel, Froſch-Fiſch, Kröten-Fiſch, Fiſcher-Froſch, Batrachus *Klein.* Rana piſcatrix *Salvian.* Lophius piſcatorius *Linn.* Fr. Baudroie, Diable de mer, Pêcheuſe, wovon man in 6. B. der Berl. Samml. S. 83—91, und im 3. B. des neuen Schauplatzes der Natur, Lpz. 1776, gr. 8. im Art. Froſch-Fiſch, S. 205—209, umſtändliche Nachrichten findet.

2. Froſch, eine Benennung, welche verſchiedenen Arten von Erhöhungen oder ihnen ähnlichen Theilen beygeleget wird.

1) Eine Krankheit bey Menſchen und Thieren.

a. Bey Menſchen verſteht man unter Froſch, Fröſchchen, Oberd. Fröſchlein, Zungen-Fröſchlein, Gr. und L Batrachium, Batrachus, Hypogloſſis, Rana, Ranula, Fr. Grenouille, Grenouillette, eine Art Geſchwulſt, welche unter der Zunge entſteht, wenn ſich

ſich eine allzu große Menge Speichel in den Speichelgängen angeſammelt hat. Einige ſind rund, liegen unter der Zunge, und ſcheinen bloß von der Erweiterung des ausführenden Ganges der Drüſe unter der Zunge zu entſtehen; andere ſind mehr lang als rund, liegen zur Seite der Zunge, und entſtehen von Erweiterung des ausführenden Ganges der Unterkinnbackendrüſe. Wenn dergleichen Geſchwulſten nicht alt und eingewurzelt ſind, ſo gleichet die aus denſelben hervorkommende Feuchtigkeit, ihrer Farbe und Conſiſtenz nach, vollkommen dem Eyweiß. Hingegen iſt die Materie dicker, wenn ſie längere Zeit daſelbſt verweilt hat; ſie wird bisweilen gypsartig, und kann ſogar eine ſteinichte Härte erlangen. Im Anfange dieſes Zufalles kann man innerlich purgirende, und äußerlich zuſammenziehende Arzeneyen, z. B. ein Pulver von gleichen Theilen Granatrinde, Iſoppkraut und Seeſalz, auf die Geſchwulſt legen, oder ein Decoct von gleichen Theilen wilder Granatblüthen, Alaun und Galläpfel, mit Waſſer, zum Waſchen der Geſchwulſt, gebrauchen. Will dieſes nichts helfen, ſo muß die Geſchwulſt von geſchickter Hand geöffnet werden. Bisweilen iſt auch der Froſch nur der Zufall einer fleiſchichten Geſchwulſt, die man nothwendiger Weiſe ausrotten muß.

Inſonderheit iſt das Fröſchchen ein gewöhnlicher Zufall bey neu gebornen Kindern, da nämlich an demjenigen Orte, wo ſonſt der Zungenband zu ſeyn pflegt, ein mehr oder weniger langes und dickes Stück Fleiſch ſich befindet, welches die Bewegung der Zunge hindert. Die damit behafteten Kinder ſterben gemeiniglich, weil ſie ſchlechterdings weder ſaugen, noch ſchlingen können. Es kann nämlich die Zunge ſich nicht hinter ziehen, wie ſolches bey dem Schlingen nothwendig geſchehen muß, mithin kann der Kehldeckel ſich nicht auf die Oeffnung der Luftröhre legen und dieſelbe verſchließen, daher denn die Milch, die einem ſolchen

Kinde, auch nur tropfenweiſe, eingeflößet wird, anſtatt in den Magen zu gehen, in die Luftröhre läuft, und das Kind im Augenblicke erſtickt. Daß dieſes ſich in der That ſo verhalte, beweiſet die Oeffnung ſolcher unglücklichen Kinder, in deren Magen man nichts, als eine ſchleimichte Feuchtigkeit, die an den Wänden klebte, fand, da hingegen die Aeſte der Luftröhre mit der Milch, welche man ihnen eingeflößt hatte, angefüllt waren.

Es iſt hier nichts natürlicher, als der Gedanke, daß da der Tod des Kindes einmal unvermeidlich iſt, wenn nicht dieſe fleiſchichte Geſchwulſt, als die Urſache deſſelben, je eher je lieber hinweg genommen wird, es allezeit beſſer ſey, dieſes Mittel, als gar keines, zu verſuchen. Da aber ſowohl die unglücklichen Folgen ſolcher Verſuche, als auch ſelbſt die genaue Unterſuchung dieſer Theile, zur Genüge beweiſen, daß ein glücklicher Erfolg unmöglich iſt, weil von den großen Blutgefäßen der Zunge der Stamm ſelbſt in dieſem Fleiſchgewächſe liegt; ſo kann in dieſem Falle der Ausſpruch des Celſus, daß man lieber ein ungewiſſes Mittel verſuchen, als gar nichts thun ſolle, nicht gelten. Ich halte demnach jedes Kind, welches mit dem Froſche unter der Zunge auf die Welt kömmt, für verloren.

b. Bey Thieren, belegt man mit der Benennung Froſch, Fr. Féve, oder Lampas, eine Krankheit an dem Kopfe der Pferde, wobey der Gaumen um die Vorderzähne ſchwillt, ſo daß er über die Zähne hervor tritt.

Bey jungen Pferden iſt dieſer Zufall gemein, weil ihr Gaumen nicht ſo hart und trocken, als der alten ihrer, iſt. Ob ſich aber gleich, gedachtermaßen, das Fleiſch bis über die Zähne in die Höhe begiebt, daß das Pferd faſt keinen Haber freſſen kann: ſo glaube ich doch, daß es nicht ſo oft über die Maßen in die Höhe tritt, als die gemeinen Roßärzte, Schmiede, und dergleichen

Leute

Leute uns bereden wollen. In Frankreich ſucht man dieſe Geſchwulſt dadurch zu curiren, daß man ſie mit einer warmen gebratenen Zwiebel, die in ein leinenes Tuch gewickelt iſt, reibet.

Jungen Pferden dieſe Geſchwulſt auszuſchneiden, iſt ſelten nöthig, weil ſie mit der Zeit von ſelbſt vergeht. Außerdem giebt ſie auch den Pferden das Anſehen eines größern Alters, als ſie wirklich haben, weil eines alten Pferdes Maul von Natur hart, und dünn von Fleiſche am Gaumen iſt.

Laſoſſe Anmerk- und Entdeckungen an Pferden, in Schrebers Samml. ꝛc. 3. Th. Halle, 1758, gr. 8. S. 337.
Hrn. Prof. Zeiher Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde, Berl. 1771, 8. S. 207, f

Bey ältern Pferden, iſt der Froſch, oder ein geſchwollener Gaumen, ebenfalls nichts ungewöhnliches. Das Pferd leidet dabey Schmerzen, wenn es das Futter mit den Vorderzähnen faſſen will, weil der geſchwollene Theil des Gaumens dabey gedruckt wird, und mithin wird ihm das Freſſen ſehr beſchwerlich.

Bey der Heilung dieſes Zufalls hat man nicht viel Umſtände zu machen nöthig. Man öffnet mit einem Meſſer, oder mit einem Laßeiſen, die Beule: ſo wird das geſtockte Geblüt, welches die Geſchwulſt verurſachte, heraus laufen, und die ganze Krankheit gehoben ſeyn. Den Froſch wegzubrennen, wie einige rathen, iſt unſicherer.

Erxleben prakt. Unterricht in der Vieharzneykunſt, Gött. und Gotha, 1771, 8. S. 44.

Auch kleine fehlerhafte Höcker unter der Zunge der Pferde und des Rindviehes, welche zu ſchwarzen Beulen werden; imgleichen die von dem Drucke ſcharfer Mundſtücke entſtandene Verhärtung der innern Lefzen eines Pferdes, führen den Namen des Froſches.

2) Ein Anſatz von Holz an der Malz-Darre.

Bey den Böttchern, was an den Dauben über dem Boden herausgeht, und ſonſt auch die Kimme genannt wird.

An einem Violinbogen, ein hervor ſtehendes Stückchen Holz, welches unten eine Schraube hat, die Haare vermittelſt deſſelben zu ſpannen.

An den Tücherpreſſen, eine eichene Bohle mit einer ſtählernen Platte, in deren Pfanne die Spitze der Spindelbogen ſpielet.

Im Bergbaue, nennet man Fröſchlein kleine Stücke gezimmertes Holz, welche in das Geſtein eingemeißelt werden, die Fahrten daran zu befeſtigen; welche bey andern Handwerkern Döbel heißen.

Es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß alle dieſe verſchiedene Bedeutungen, bloße Figuren von dem Froſche aus dem Thierreiche ſeyn ſollten; ein Vorgeben, welches der Sprachähnlichkeit zuwider iſt. Es iſt vielmehr glaublicher, daß Froſch ehedem auch jede Erhöhung bedeutet habe, und alsdann würde es zu dem Oberd. Broſſe, Knoſpe, Bries, eine Drüſe, zu dem Schwed. Brusk. ein Knorpel, dem Ital. Brozze, Broggie, Finnen, vielleicht auch zu Bruſt gehören. Im Niederſ. iſt Brauſch und Brüſch eine Beule, im Ital. Brusciolo, und im mittlern Lat. Bruſciolus, ein Schwären, Fraſchiſſa oder Fraſchiſſum aber vermuthlich eine Handhabe. F und b gehen in allen Sprachen ſehr leicht in einander über.

3. Froſch, in der Landwirthſchaft einiger Gegenden, z. B. im Anhältiſchen, ein Arm voll abgeſchnittener Halme, deren etliche eine Garbe ausmachen. In Zeitz, wo man deren vier auf eine Garbe rechnet, heißt ein ſolcher Froſch, eine Gans.

Auch dieſes ſcheint ein eigenes und von dem vorigen ganz verſchiedenes Wort zu ſeyn, ſo eigentlich ein Büſchel bedeutet. Im Ital. und mittlern Lat. iſt Fraſcha, Fraſca, ein Bündel Baumzweige, imgleichen ein Strauch, Froſſa Froza; ein Bündel, Büſchel, und Bruſcus, Fr. Bruſc, ein Dornſtrauch, Mäuſedorn, bey den Römern Ruſcus.

Froſch=Ader, eine Ader unter der Zunge, entweder weil ſie aufſchwillt, wenn man den Hals ein wenig feſt bindet, oder auch, weil man ſie in der Zungenkrankheit, welche unter dem Namen des Froſches bekannt iſt, (ſ. oben, S. 182 f.) zu öffnen pflegte.

Froſch=

Froſch-Biß, Hydrocharis *Linn.* bey den ältern Kräuterkundigen Morſus Ranæ, wonach auch der deutſche Name gebildet worden iſt. Dieſe Pflanze wächſt in ganz Europa in ſtillſtehenden Wäſſern und lehmigen Sümpfen, und wird in einigen Gegenden auch die Nixblume genannt. Von ihrem Nutzen iſt mir nichts bekannt.

Froſch-Bogen, ſiehe oben, S. 174.

Froſch-Diſtel, Mariendiſtel; ſiehe Th. IX, S. 339.

Froſch-Fett, ſiehe oben, S. 177.

Froſch-Fiſch, ſiehe oben, S. 182.

Froſch-Galle, ſiehe oben, S. 177.

Froſch-Geyer, ſiehe unter Geyer.

Froſch-Leich, ſiehe oben, S. 168, und 177.

Froſch-Oehl, ſiehe oben, S. 178.

Froſch Pfeffer, Ranunculus ſceleratus *Linn.* ſiehe unter Hahnen-Fuß.

Froſch-Sattel, ſiehe unter Sattel.

Froſch-Schnepper, ſiehe oben, S. 174.

Froſch-Wels, Silurus Batrachus *Linn.* ſiehe unter Wels.

Froſch-Wurm, ſiehe oben, S. 168.

Froſt, (*) L. Frigus, Gelu, Fr. Froid, Froideur, Froidure, Gelée. 1. Eine ſtrenge Kälte, bey welcher die flüſſigen Körper ihrer Flüſſigkeit beraubt werden; im Gegenſatze der Hitze. Der Froſt ſchadet dem Getraide. Die Gewächſe haben bey dem heftigen Froſte viel gelitten. Ein mehrmaliger Eintritt dieſer Kälte leidet auch den Plural. Die ſpäten Fröſte haben auch vielen Schaden angerichtet. Die Mayfröſte ſind allemal ſchädlich.

2. Die

(*) Dieſes Wort lautet bey dem Ottfried und Notker Froſt, Froſte und Froſti, im Niederſ. Froſt, im Holländ. Vroſt und Vorſt, im Dän. Schwed. und Engl. Froſt, im Angelſ. Froſt, und Forſt, bey dem kraineriſchen Wenden Mres. Es ſtammet von dem noch in einigen Gegenden üblichen Zeitworte frieſen, freſen, frieren, her, und war ehedem auch als ein Beywort üblich. Vuanta froſt was, denn es kalt war, im Tatian. Siehe Frieren.

2. Die Empfindung der Kälte. Froſt leiden für frieren, im Oberdeutſchen. Sich vor den Froſt verwahren. Froſt und Hitze wechſeln im Fieber mit einander ab. Der Fieber-Froſt. Ich kann mich vor Froſt nicht laſſen.

3. Gefrorne oder erfrorne Körper, in einigen Fällen. In den Froſt bohren, in die gefrorne Erde; ſiehe Froſt-Bohrer. Eine Salbe für den Froſt in den Füſſen, für die erfrornen Theile derſelben.

Ich werde die Wirkungen des Froſtes auf lebloſe Körper, auf Gewächſe, auf Menſchen und Thiere, in möglichſter Kürze beſchreiben, und zugleich die Mittel dagegen anzeigen.

I. Wirkungen des Froſtes auf lebloſe Körper.

Durch den Froſt ziehen ſich die Metalle zuſammen, oder werden kürzer. Auzout hat durch einen Verſuch gefunden, daß eine eiſerne, 12 Schuh lange, Röhre, nachdem ſie in einer kalten Nacht an der Luft gelegen, zwo Linien von ihrer Länge verloren hatte. Flüſſige Körper hingegen, ziehen ſich von dem Froſte nicht zuſammen, ſondern er treibt dieſelben vielmehr um ein Zehntel ihrer Maſſe aus einander. Boyle zeigt durch verſchiedene Verſuche, daß ſehr dicke und ſtarke metallene Gefäße, die man mit Waſſer angefüllt, feſt verſtopft und in die Kälte gelegt hat, zerſprungen ſeyn, nachdem das Waſſer durch das Gefrieren ausgedehnt worden war, und weder Raum noch Luft gefunden hatte. Wenn die mit Waſſer angefüllten Gefäße nicht zugeſtopft ſind, und ihre Oeffnung etwas weit iſt, ſo entſteht das Eis zuerſt auf der Oberfläche, welche von der äußern Luft berührt wird; alsdann befindet ſich das unter dieſer erſten Lage ſtehende Waſſer von allen Seiten eingeſchloſſen; und wenn es endlich auch in Eis verwandelt wird, ſo kann es ſich fernerhin nicht anders ausbreiten, als indem es die Wände aus einander dehnet oder gar zerſprenget,

wofern ſie nicht aus einer Materie, die ſich ausdehnen läßt, beſtehen. Solchemnach werden die gläſernen, porzellanenen, und ſo gar die aus gegoſſenen Eiſen verfertigten Gefäße, ſelten dergleichen Probe ausſtehen, und man muß ſie daher bey ſtarkem Froſte leer ſtehen laſſen.

Die Gewalt des gefrierenden Waſſers iſt erſtaunlich. Aus einem von Huygens angeſtellten, und nachher von verſchiedenen Perſonen wiederholten Experimente, ſieht man, daß daſſelbe vermögend ſey, einen Flintenlauf zu zerſprengen. Nachdem Boyle in einem kupfernen cylindriſchen Gefäße, von ungefähr 3 Zoll im Durchmeſſer, hatte Waſſer gefrieren laſſen, ſo befand er, daß dieſe kleine Portion, indem ſie zu Eis ward, ein Gewicht von 74 Pfund empor heben konnte. Es hatten aber ſchon vorher die Mitglieder der florentiniſchen Akademie, durch ſinnreichere Arten zu verfahren, insbeſondere erwieſen, wie dick eigentlich ein cylindriſches kupfernes Gefäß ſeyn müſſe, wenn es der ausdehnenden Kraft des Eiſes widerſtehen ſoll; und wenn Muſſchenbroek, der ihre Experimente gründlich und ausführlich erläutert hat, den Inhalt dieſer Kraft aus dem Widerſtande des Metalles beurtheilt, ſo hält er dafür, daß ſie einem Gewichte von 27720 Pfund gleich komme, welches faſt unglaublich iſt.

Man darf ſich alſo nicht verwundern, wenn man ſieht, daß der Froſt die Pflaſterſteine in den Straßen empor hebet, die Steine und Bäume zerſpaltet, und die Brunnenröhren zerſprenget, wenn man nicht die Vorſicht gebraucht, und dieſe letztern alsdann leer läßt. Denn allenthalben, wo nur Waſſer iſt, ſucht daſſelbe, ſo bald es zu gefrieren anfängt, ſich auszudehnen, und die ſtärkſten Hinderniſſe ſind nicht vermögend, es davon abzuhalten. Es iſt aber hiebey zu bemerken, daß die meiſten dieſer Wirkungen keinesweges von einem Froſte erfolgen, welcher nach trockner Witterung ſich eingefunden hat, ſondern vielmehr nach einem halben Thauwetter, oder auch wohl nach langwieriger oder ſehr häufiger Feuchtigkeit; denn nur unter dieſen letztern Umſtänden geſchieht es, daß die Körper, welche am meiſten

löcherig ſind, von Waſſer durchdrungen werden. Man kann auch ferner wahrnehmen, daß der Marmor, die Kieſelſteine, das Glas, und überhaupt alles, was nicht inwendig feucht wird, niemals vom Froſte zerſpringt, wie die weichen Steine, worein ſich die Waſſertheilchen leicht ziehen, und hernach, wenn ſie gefrieren, gleichſam zu ſo vielen kleinen Ballonen werden, welche ſich aufblaſen, und die Platten oder Schichten, womit ſie bedeckt ſind, empor heben. Ein Mehreres von dem Gefrieren des Waſſers, der Flüſſe ꝛc. findet man im Art. Eis.

Der Froſt bringt nicht allein das gemeine Waſſer, ſondern auch alle andere flüſſige Dinge, die mit demſelben von gleicher Beſchaffenheit ſind, und überhaupt alle Materien, wo dergleichen flüſſige Dinge in hinlänglicher Quantität zuſammen kommen, zum Gefrieren; inzwiſchen pflegen ſich doch nach der verſchiedenen Quantität oder Eigenſchaft der mit dem Waſſer vermiſchten Subſtanzen, mancherley Umſtände bey der Gefrierung deſſelben zu ereignen. Reines Waſſer gefriert viel geſchwinder und vollſtändiger, als ein jedes anderes. Das mit Salz vermiſchte Waſſer gefriert viel ſchwerer. Der gefrorne Wein erhebt ſich in lauter Blätter, die den Zwiebelſchalen gleich ſehen; die erſten von dieſen Lagen ſind unſchmackhafter und härter, als die darunter befindlichen; in dem Mittelpuncte aber befindet ſich ein Liquor, welcher ſehr ſpirituös iſt.

Der gefrorne Schaum und die Liqueurs, welche man bey Tiſche mit aufzuſetzen pflegt, ſind allezeit entweder mit Zucker vermiſcht, oder auch wohl etwas ſpirituös; und dieſes iſt eine von den Urſachen, warum man ſie eigentlich nur bey einem Grade der Kälte, welcher ſtärker iſt, als derjenige, wobey das gemeine Waſſer gefrieren könnte, verfertigen kann. Eben daher geſchieht es auch, daß, wenn man ſie nicht mehr erkälten läßt, als nur ſo viel zu einer bloßen Gerinnung erfordert wird, alsdann einige derſelben merklich kälter ſind, als die andern, ungeachtet eine jede nur denjenigen Grad der Erkältung erlangt hat, welcher erfordert wird, daß ſie völlig wie Eis geſtehet.

Die

Die Früchte gefrieren bekanntermaßen in etwas rauhen Wintern, und werden hart; wenn ſie aber aufthauen, haben ſie ihren Geſchmack verloren; und öfters ſieht man, daß ſie faul werden.

Gefrorne Eyer und gefrornes Fleiſch, leget man in kaltes Waſſer, welches den Froſt heraus zieht, ohne ihnen einen faulen Geſchmack zu geben, wie ſonſt geſchieht, wenn man dieſe Körper um ſie aufzuthauen, an Feuer bringt.

II. Wirkungen des Froſtes auf Gewächſe.

1. Bäume, ſowohl in den Wäldern, als Gärten.

Wenn man die Wirkungen des Froſtes auf die Gewächſe nur ganz obenhin betrachtet, ſo ſieht man, daß der an denſelben durch den Winterfroſt verurſachte Schade von demjenigen ſehr unterſchieden ſey, welcher vom Frühlingsfroſte, entſteht. Im Winter haben die mehreſten Bäume keine Blätter, Blumen und Früchte, und gemeiniglich genugſam gezeitigte, oder zu Ausſtehung des Froſtes hinlänglich hart gemachte Triebe. Ich ſage: gemeiniglich; denn nach einem kühlen und feuchten Sommer können die jungen Zweige, an denen das Holz nicht recht reif geworden iſt, nicht einmal mittelmäßigen Froſt ausſtehen. Iſt aber der Froſt außerordentlich ſtark, und mit andern widrigen Umſtänden, wovon ich weiter unten ſprechen werde, begleitet: ſo verderben die Bäume gänzlich, oder bekommen wenigſtens Fehler, welche niemals wieder zu verbeſſern ſind. Dieſe Fehler ſind: Riſſe, die den Holzfaſern gleich gehen, und von den Forſtleuten Eisklüfte oder Wetterklüfte genannt werden. Zuweilen findet man auch abgeſtandenes und todtes Holz, welches in gutes Holz eingeſchloſſen iſt, ſo einige Forſtleute verborgene Eisklüfte nennen. Endlich verurſacht der Froſt auch einen doppelten Splint, welcher in einem ganzen oder nicht ganz völligen Ringe von unvollkommenem Holze beſteht, der mit gutem

Holz umgeben und wieder überdeckt iſt. Ich werde dieſe Fehler näher aus einander ſetzen, zeigen, woher ſie entſtehen, und bey dem doppelten Splinte den Anfang machen.

Der gewöhnliche Splint, Fr. Aubier, iſt ein mehr oder weniger dicker Ring von weißem und unvollkommenem Holze, welcher faſt an allen Bäumen von dem vollkommenen Holze, ſo man den Kern, das Mark oder das Herz nennt, gar leicht durch die verſchiedene Farbe und Härte zu unterſcheiden iſt. Der Splint findet ſich unmittelbar unter der Rinde, und umgiebt das vollkommene oder völlig gebildete Holz, welches bey geſunden Bäumen von außen bis in die Mitte faſt einerley Farbe hat. Bey denjenigen Bäumen hingegen, wo ein doppelter Splint, Fr. double aubier, gefunden wird, iſt das vollkommene Holz durch einen zweyten Ring von weißem und weichen Holze von einander abgeſondert, ſo, daß man an dem Querdurchſchnitte eines ſolchen Stammes wechſelweiſe einen Kranz von unvollkommener Holzſchicht, hernach eine Schicht vollkommenes Holz, ſodann einen zweyten Ring von Splint, und endlich einen Cylinder von gutem Holze antrifft. Dieſen Fehler findet man öfter an den in magern und leichten Erdreich ſtehenden Bäumen, als an denen in ſtarkem Erdreich; wie auch öfter an den einzeln und auf leeren Plätzen oder Blößen ſtehenden, als an denjenigen, welche in dichten Förſten gewachſen ſind.

Das Holz dieſer Ringe von falſchem Splint an alten Bäumen, zeigt ſich bey genauer Unterſuchung viel leichter, weicher und ſchwächer, als der wahre Splint. Man hat an vielen ſolchen Bäumen die Holzlagen oder Schichten von dem guten Holze, welches zwiſchen dem wahren und falſchen Splinte befindlich war, gezählt; und es läßt ſich beweiſen, daß dieſer Zufall eine Wirkung des ſtarken Winters von 1709 ſey.

Sur les arbres morts par la gelée de 1709, ſt. in der Hiſt. de l'Acad. R. d. Sc. à Paris, a. d. J. 1710. S. 59—61.

Die-

Die Bäume haben ſeit dieſer Zeit wieder neue Holzlagen über den falſchen Splint angeſetzt. Wenn aber der Splint und die Rinde dieſer Bäume damals völlig wären verderbt worden, ſo würden auch ohne Zweifel die Bäume gänzlich abgeſtorben ſeyn, wie 1710. vielen widerfahren iſt, deren Rinde ſich abgelöſt hatte, und die indeſſen doch, durch den wenigen noch in dem Holze befindlichen Saft einige Triebe gemacht hatten, aber abſtehen mußten, weil ſie nicht genug Nahrung an ſich ziehen konnten. Solchergeſtalt befanden ſich dieſe Bäume, an denen Rinde und Splint verdorben war, in eben dem Zuſtande, darin ſich andere Bäume befinden, welche man mit Fleiß ihrer Rinde völlig beraubt.

Man hat dergleichen falſche Splinte angetroffen, welche auf der einen Seite dicker waren, als auf der andern, welches man auch bey dem wahren Splinte gemeiniglich antrifft. Einige davon waren ſehr dünn, welches vermuthlich daher kömmt, daß nur einige Schichten dieſes Splintes Schaden gelitten hatten. Es ſind auch dieſe falſchen Splinte nicht von einerley Beſchaffenheit, und einige nicht ſo gar ſchlecht, als die andern. Bey angeſtellter Unterſuchung, ob an denen Bäumen, welche einen ſehr dicken und ſchlecht beſchaffenen Splint hatten, eben derſelbe Fehler vorhanden wäre, hat man dieſelben allemal geſund und in gutem Zuſtande angetroffen. Es iſt demnach wahrſcheinlich, daß dieſer doppelte Splint durch den Froſt verurſacht worden iſt, vor welchen die Wurzeln durch die auf denſelben liegende Erde verwahrt waren. Dieſes iſt demnach eine ſchlimme Folge von ſehr ſtarkem Winterfroſte, wovon die Wirkung, ob ſie gleich in dem innern der Bäume ſteckt, nichts deſto weniger der Beſchaffenheit des Holzes nachtheilig iſt, weil ſie die Bäume, welche davon angegriffen werden, faſt ganz und gar zu allen tüchtigen Werken untüchtig macht.

Ein anderer Fehler, ſind die verborgenen Eisklüfte. Fr. Gelivure entrelardée. Man findet bisweilen in

in den alten Stämmen, welche man horizontal durchſäget, etwas von abgeſtorbenen Splint, und zugleich etwas von verdorrter Rinde, welche völlig mit geſundem Holze überwachſen ſind. Dieſer todte Splint nimmt manchmal an dem Orte des Stammes, wo er gefunden wird, den vierten Theil von dem Umfange des Baumes ein. Es iſt derſelbe bisweilen weißlich, ein andermal bräuner als das gute Holz. Aus der Tiefe, in welcher dieſer Splint in dem Baume gefunden wird, erhellet, daß dieſer Schade an ſehr vielen Bäumen im Winter von 1709. geſchehen ſey; und aller Wahrſcheinlichkeit nach rührt auch in den andern Bäumen dieſer Zufall von ſtarkem Winterfroſte her, wodurch ein Theil des Splintes und der Rinde gänzlich verdirbt, dieſe verdorbenen Theile aber von geſundem Holze überwachſen, und, wie jeder andere fremde Körper, in dem Innern des Baumes verſchloſſen worden. Dergleichen todten Splint findet man gemeiniglich in den von Morgen gegen Mittag, und auf Hängen in dieſen Lagen ſtehenden Bäumen, wovon die Urſache ganz natürlich iſt. Denn, wenn die Sonne auf der Seite des Baumes, welche ſie beſcheint, das Eis ſchmelzt, ſo dringt die Feuchtigkeit in die Rinde, und wird, ſobald die Sonne nicht mehr hinſcheint, wieder zu Eis. Hier entſteht alſo das Glatteis, welches, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde, den Bäumen ſehr nachtheilig iſt. Dieſer Fehler nimmt nicht die ganze Länge des Stammes eines Baumes ein; denn man findet beſchlagenes Holz, welches dem Anſehen nach ſehr geſund iſt, und woran man dieſen Fehler nicht eher ſieht, als bis das Holz in Stücke oder zu Brettern geſchnitten wird. Wenn man dieſe Bäume in ihrer völligen Länge gebraucht hätte, ſo würde man ſie für völlig unmangelhaft gehalten haben; allein durch das innere Gebrechen, womit ſie behaftet ſind, würde ihr Verderben beſchleunigt, oder wenigſtens ihre Stärke ſehr vermindert worden ſeyn.

Sehr

Sehr ſtarker Winterfroſt ſpaltet auch die Bäume, nach der Richtung ihrer Fibern, und dieſes wohl mit einem Getöſe oder Knalle. An dergleichen Bäumen zeigt ſich gemeiniglich eine hervorſtehende Kante, ein Abſatz, oder eine Art einer Knochengeſchwulſt, (Exoſtoſis) welche bey der Zuheilung der Wunde entſteht, die zwar in dem Baume verſchloſſen iſt, ſich aber niemal wieder vereinigt. Denn aus Erfahrung iſt bekannt, daß das Holz, wenn es einmal hart geworden iſt, ſich niemals wieder vereinigt, inſonderheit wenn die Faſern von einander getrennt oder zerriſſen ſind. Die Handwerksleute nennen zwar alle inwendige Spalten und Riſſe, Eisklüfte; allein, es iſt gewiß, daß ſie nicht alle von dem Froſte verurſacht worden ſeyn, ſondern daß dieſer Zufall öfters, auch von einem allzugroßen Ueberfluſſe des Saftes entſtehe.

Man findet Bäume mit Eisklüften in verſchiedenem Boden, und in verſchiedenen Lagen; öfter aber, als anderswo, in feuchten Gegenden, und in öſtlichen und nördlichen Lagen. Ohne Zweifel kömmt dieſes daher, weil die Kälte gegen Norden empfindlicher und ſtärker, die Lage gegen Morgen dem Glatteiſe mehr unterworfen iſt. Die in einem feuchten Erdſtriche ſtehenden Bäume aber haben ein ſchwächeres und dünneres Gewebe ihrer Holzfaſern, welches weniger im Stande iſt, der Gewalt des gefrierenden Saftes zu widerſtehen; und dieſes um ſo weniger, als in dergleichen Boden der Saft häufiger und wäſſeriger iſt, als anderswo.

Der ſtärkſte Winterfroſt verurſacht unſtreitig an den Bäumen noch andere Schäden, als diejenigen, von denen ſie völlig verderben. Denn bisweilen beſchädigt derſelbe nur die Zweige, und der Stamm bleibt noch ziemlich gut. Ein andermal iſt der Stamm hin, und die Wurzeln bleiben gut, treiben auch wieder hervor. Im Winter 1709. ſind viele Nußbäume völlig erfroren; andere hatten nur ihre Zweige verloren; aber faſt alle

Oehlbäume mußten an der Wurzel abgehauen werden, die hernach wieder getrieben haben.

Der allzuheftige Winterfroſt bringt den Bäumen, wie bereits erwähnt worden iſt, auch verſchiedenen Schaden nach der unterſchiedenen Beſchaffenheit der Lagen, in denen ſie ſtehen. Ueber dieſen für den Landbau ſehr wichtigen Umſtand haben die Schriftſteller einander ſehr widerſprechende Meinungen geäußert. Einige behaupten, der größte Schade vom Froſte geſchehe auf der Nordſeite; Andere verſichern dieſes von der Mittags- oder Abendſeite. Man ſieht wohl, woher dieſe verſchiedene Meinungen haben entſtehen können. Ehe ich aber die vom Hrn **Dühamel** über dieſe Materie angeſtellten Erfahrungen erzähle, wollen wir vorher die Frage ſelbſt genauer betrachten.

Es iſt unzweifelhaft, daß auf der Nordſeite, wo die Gewächſe keine Sonne bekommen, und dem kälteſten Winde ausgeſetzt ſind, die Kälte ihre Gewalt ſtärker ausübe, als in andern Lagen. Das Thermometer zeigt uns dieſes zuverläſſig. Aus dieſer Urſache bleibt der Schnee auf der Nordſeite der ſehr hohen Berge faſt den ganzen Sommer, in Ländern, die ſonſt gemäßigte Luft haben, liegen. Hieraus allein kann man ſicher ſchließen, daß der Froſt auf der Nordſeite ſtärker ſey und mehr Schaden anrichten könne, als auf der Mittagsſeite. Dieſe Meinung wird auch durch die Beobachtungen von der einfachen Eiskluft beſtätigt, als welche häufiger an den Bäumen, die gegen Norden ſtehen, gefunden wird, als an andern. Es iſt demnach unſtreitig, daß alle Zufälle, welche von der großen Gewalt der Kälte herkommen, ſich häufiger in der nördlichen Lage, als in allen andern Lagen, finden werden. Allein, beſchädigt denn nur allzeit die ſtrenge Kälte allein die Bäume; und giebt es nicht andere beſondere Umſtände, welche verurſachen, daß eine mittelmäßige Kälte denſelben mehr Schaden thut, als heftigere Kälte gethan haben würde,

welche bey andern weniger ſchlimmen Umſtänden eingefallen wäre? Man hat hievon bereits an der oben erwähnten verborgenen Eiskluft ein Beyſpiel geſehen, welche häufiger in der Lage gegen Mittag, als in der gegen Norden angetroffen wird; und man ſchrieb den Schaden von 1709. einem ſchnell ununterbrochenen Thauwetter, auf welches unmittelbar eine noch ſtärkere Kälte, als die vorhergehende, folgte, zu. Man hat Bäume geſehen, die aus dieſer Urſache ſtarke Fröſte auf der Nordſeite gut überſtanden haben, da hingegen andere Bäume von derſelben Art in der Lage gegen Oſten und Süden verdorben ſind. Der doppelte Splint iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Zufall, der von dergleichen ſchnell unterbrochenem Thauwetter herkömmt.

Alle an der Sonne ſtehende Bäume ſind den vom Glatteiſe entſpringenden Zufällen, mehr, als andere, ausgeſetzt. Ob man nun gleich mit Wahrheit ſagen kann, daß die Bäume in dieſer Lage der ſtarken Kälte nicht ſo ausgeſetzt ſind, als die gegen Norden: ſo läßt ſich doch aus des Hrn. Dühamel über die Frühlings-Fröſte angeſtellten Beobachtungen erweiſen, daß die Gewächſe nicht in denen Lagen, wo es am ſtärkſten friert, den meiſten Schaden leiden.

Wenn in einem Schlagholze, welches man abhauet, hie und da Stückchen ſtehen bleiben, ſo bemerkt man, bey Unterſuchung der Triebe von dem abgehauenen Holze um die ſtehen gebliebenen Stückchen: 1) daß die vor den Nordwind geſicherten, und gegen Mittag ſtehenden Theile viel ſtärker treiben, als in einer andern Lage. 2) Wenn bey heiterm Himmel, und einige Tage anhaltender Trockne, ein etwas ſtarker Froſt mit einem Nordwinde kömmt, wie ſolches gegen das Ende des Aprils öfters geſchieht: ſo wird man alle Triebe auf der Mittagsſeite verdorben finden, ob ſie gleich vor den Nordwind geſichert geweſen ſind; hingegen werden die dem Nordwinde ausgeſetzt geweſenen weniger Schaden gelitten haben. Dieſe Beobachtung iſt vom Hrn. v. Buffon;

und man kann ſie umſtändlicher in den Memoires de l'Acad. R. d. Sc. v. J. 1737 nachleſen. Dieſer Vorfall widerſtreitet ziemlich dem gemeinen Vorurtheile: er iſt aber nichts deſto weniger wahr, und läßt ſich auch leicht erklären. Man darf nur bedenken, daß die Feuchtigkeit die Haupturſache der ſchlimmen Zufälle des Froſtes ſey, ſo, daß alles, was ſolche Feuchtigkeiten veranlaſſen kann, den Eindruck des Froſtes für die Vegetabilien gefährlich macht; und daß alles, was die Zerſtreuung dieſer Feuchtigkeit veranlaſſen kann, ſo kalt es auch ſeyn mag, die ſchlimme Wirkung der ſtarken Fröſte verhindere. Dieſes iſt durch viele Beobachtungen beſtätigt worden.

Der Froſt äußert ſich an denen Orten, wo ſich die Nebel lange aufhalten, heftiger und öfter, als anderswo. Man beobachtet in allen Weinbergen, daß die Weinſtöcke öfter in den Tiefen erfrieren, als auf den Höhen, wo der Wind die Nebel zerſtreuet. Man bemerkt auch in den Wäldern, daß die jungen Schößlinge öfter durch die Frühlingsfröſte in den Thälern, als auf den Höhen beſchädigt werden. Zarte Pflanzen erfrieren in den niedrigen, nahe an Flüſſen liegenden Küchengärten, da eben dieſe Pflanzen in den erhabenen Ebenen nicht Schaden leiden. Aus eben dieſer Urſache erfrieren die Weinſtöcke und die jungen Triebe öfter in der Nähe von großen Wäldern, oder wo der freye Zug des Windes durch große Bäume aufgehalten wird.

Man bemerkt, daß eine Reihe von Weinſtöcken, die an ein Stück Klee oder Erbſen ſtößt, erfriert, der übrige Theil des Weinberges aber nicht beſchädigt wird, welches man nichts anderm, als der Ausdünſtung dieſer Pflanzen, wovon die Feuchtigkeit ſich gegen die Weinſtöcke zieht, zuſchreiben kann.

Wenn zu der Zeit, da noch Froſt zu befürchten iſt, ein Weinberg umgraben wird, ſo wird ſolcher eher Schaden leiden, als ein anderer, der nicht bearbeitet worden iſt; und zwar unſtreitig deswegen, weil die Bearbeitung und das Behacken, das Ausdünſten der Erde befördert. Der Weinſtock und das Holz erfriert eher im leichten und ſandigten, auch friſch gedüngten Boden, als in ſtarkem und ungedüngtem; nicht nur, weil ſie früher treiben, ſondern auch, weil aus leichter und gedüngter Erde mehr Ausdünſtung

geht,

geht, als aus andern. In den Weinbergen und Waldungen bemerkt man, daß die nahe an der Erde ſtehenden Triebe mehr beſchädigt werden, als die, welche höher ſtehen, inſonderheit, wenn dieſe von dem Winde bewegt werden können; und es muß ein ſehr ſtarker Froſt einfallen, um die Schößlinge und Triebe, welche von der Erde höher als 4 Fuß entfernt ſind, zu beſchädigen.

Alle dieſe Beobachtungen beweiſen, daß es öfters nicht die ſtarke, ſondern die mit Feuchtigkeit begleitete Kälte, iſt, welche die Gewächſe beſchädigt. Alles was trocknet, auch ſelbſt der Nordwind, vermindert die Gefahr des Erfrierens. Es widerſtehen auch die Gewächſe ſehr heftiger Kälte, wenn es nicht regnet, und der Wind geht, der, wie bekannt iſt, ſtark trocknet. Aus allem dieſem ſieht man, warum die Frühlingsfröſte zuweilen an der Mittagsſeite mehr Schaden thun, als an der Nordſeite, obgleich die Kälte auf derſelben ſtärker iſt. Aus eben dieſer Urſache veranlaßt der Froſt mehr Schaden an der Abendſeite, als ſonſt an einer andern, wenn nach einem Regen mit Weſtwind, ſich der Wind gegen Abend nach Norden dreht, wie ſolches öfters geſchieht. Bisweilen, welches aber etwas ſeltenes iſt, ſteigt vor der Sonne Aufgang ein kalter Nebel mit Oſtwind auf, da denn die in dieſer Lage ſtehenden Gewächſe mehr Schaden leiden, als in jeder andern.

Vielerley Umſtände verändern die hier gegebenen Sätze oder Regeln. Wenn z. B. ſtarke Kälte mit einem Nordwinde kömmt, da es vorher einige Tage trocken geweſen iſt, ſo leiden die gegen Norden und Oſten ſtehenden Pflanzen mehr, als die auf der Mittagsſeite; die gegen Norden, weil ſie mehr Kälte ausſtehen; und die gegen Oſten, weil ſie des Morgens mehr von der Sonne getroffen werden.

Eben ſo gewiß iſt es, daß der Froſt niemals ſo viel Schaden angerichtet, als wenn ein plötzliches Thauwetter auf denſelben folgt. Ein ziemlich ſtarker Froſt ſchadet den Pflanzen nicht, wenn das Eis ſchmilzt und zu Waſſer wird, ehe die Sonne darauf ſcheint. Wenn es in der Nacht auch ziemlich ſtark friert, und des Morgens trübes Wetter iſt, oder ein kleiner Regen fällt; kurz, wenn durch irgend eine Urſache, und ohne der Sonne Wirkung, das Eis lang-

ſam ſchmilzt, ſo bringt dieſer Froſt gewöhnlicher Weiſe keinen Schaden. Scheint aber die Sonne auf ſolche gefrorne Pflanzen, ſo werden die neuen Triebe ſogleich ſchwarz, und in weniger als zwo Stunden ſind ſie gänzlich verwelkt.

Hrn. Dühamel Naturgeſchichte der Bäume, 2 Th. Nürnb. 1765. 4. S. 270, fgg.

Anmerkungen über verſchiedene Wirkungen, welche die großen Fröſte im Winter, und die kleinen Fröſte im Frühlinge, bey den Pflanzen und Gewächſen hervorbringen, durch die Herren Dühamel und v. Buffon, aus den Mémoir. de l'Acad. R. d. Sc. de Paris, v. J. 1737 überſ. ſt. im 1. B. der oeconom. Nachr. S. 634—645, und S. 844—875; ſ. auch den 7. Band derſ. S. 415, f.

Oecon. phyſical. Abhandlungen, 15. Th. Lpz. 1759, 8. S. 580—599.

Allgem. öcon. Forſtmagazin, 9. B. Frf. und Lpz. 1767, gr. 8. 189—205.

Man hat es als die Gründe von dem Erfrieren der Bäume anzuſehen, daß das Waſſer, wenn es gefroren iſt, mehr Raum einnimmt, als wenn es nicht gefroren iſt; daß das Fett und Oehl in den Vegetabilien weniger Raum einnimmt; daß alle Bäume, inſonderheit diejenigen, welche im Herbſte ihre Blätter verlieren, im Sommer einen beträchtlichen Theil von Feuchtigkeiten in ſich ziehen und auch wieder ausdünſten; endlich, daß die kleinen Schößlinge größere Gefäße haben, als der Stamm, und folglich einen größern Theil von Feuchtigkeiten in ſich enthalten.

Hales hat bewieſen, daß ein Baum, der ſeine Blätter hat, 15, 20, ja wohl 30 mal mehr Waſſer in ſich ziehe, als ein anderer, der keine Blätter hat. Mithin ſind die Blätter Urſache, daß ein Baum ſo viele Feuchtigkeit in ſich nimmt.

Grew hat angemerkt, daß der Saft in einem Baume ſeine wäſſerige Natur um ſo viel mehr in eine kleberige oder leimartige Feuchtigkeit verwandle, je länger er in demſelben ſeinen Kreislauf macht. Hales beſtätigt dieſe Erfahrung. Letzterer hat auch beobachtet, daß die Bäume, welche im Winter grün ſind, wie im Sommer, wenig Waſſer in ſich nehmen; ihr Saft hat eine ſehr langſame Bewegung, und wird dadurch leimartig und fett; er wird im Winter nicht feſt oder ſtehend, und ſeine Bewegung erhält, ob ſie gleich langſam iſt, dem Baume ſeine Blätter.

Da die Bäume, welche ihre Blätter noch haben, nothwendig mit wäſſerigen Säften angefüllt ſind, ſo folgt, daß, wenn ein harter Winter dieſelben überfällt, ehe ihre Säfte ſich vermindert haben, oder zu einer leimartigen Natur geworden ſind, welche nicht ſo leicht gefriert, und auch nicht ſo leicht durch Ausdünſtungen verfliegt, die Gefäße des Baumes nothwendig berſten müſſen. Folglich muß ihr Saft austreten, und dadurch, wie bey den Thieren, gleichſam durch eine Art von Hämorrhagie, welche durch nichts zu ſtillen iſt, den Tod des Baumes verurſachen.

Die Wahrheit dieſes Satzes wird durch die Erfahrung beſtätigt. Die Bäume, welche man aus einer warmen Himmelsgegend in eine kalte verſetzt, und die man in einer guten Jahrszeit pflanzt, halten einen sehr harten Winter aus. Hingegen erſterben ſie, wenn man ſie allzu früh im Herbſte, da ihr Saft noch in allzu großem Ueberfluſſe und allzu wäſſerig iſt, oder allzu ſpät im Frühjahre pflanzt, nachdem der Saft bereits in den Baum zu treten angefangen hat.

Die Bäume, welche aus den warmen und ſüdlichen Ländern kommen, haben eine größere Menge von wäſſerigen Säften in ſich, als diejenigen, welche in Norden wachſen, wie Hales durch Verſuche befunden hat. Daraus folgt, daß die erſtern der Gefahr, zu erfrieren, mehr unterworfen ſind; und dieſes beſtätigt die Erfahrung alle Tage. Das beſte Mittel, dem Erſterben dieſer Bäume vorzubeugen, ſcheint zu ſeyn, daß man die Natur nachahme, d. i. daß man die Blätter vor der Zeit, da ſie von ſelbſt abfallen würden, abpflücke, um dadurch den Saft des Baumes minder wäſſerig, und mehr leimartig zu machen, weil die wäſſerige Feuchtigkeit, welche in einem harten Winter gefriert, durch ihre Ausdehnung die Gefäße des Baumes zerſprengen würde.

Die Verſuche, welche Hr. **Stromer** in Schweden, nach dieſem Grundſatze, mit den kleinen Zweigen an den Spitzen der Bäume, die gemeiniglich erfrieren, angeſtellt hat, ſind ſehr wohl gelungen. Die Nachricht des Hrn. **Laurence** von demjenigen, was in den Jahren 1708 und 1709. in England vorgefallen iſt, giebt einen neuen Beweis davon. Er ſagt, daß alle Arten von Bäumen bey dieſen ſtarken Fröſten erſtarben, nur die Maulbeerbäume ausgenommen, von denen man vor dem Winter die Blätter für die Seidenwürmer abgepflückt hatte. Nach des Hrn. **Stromer** Bemerkung, muß man nicht alle Blätter auf einmal abreißen, wie die Natur ſie nicht an einem einzigen Tage abfallen läßt, ſondern man muß nach und nach einige abpflücken, ſo, daß der Baum beym Eintritt des Winters faſt ohne Laub iſt. Auch muß man ſich dabey in Acht nehmen, nicht zugleich die Knoſpen abzureißen. Die wahre Zeit für einen jeden Baum muß durch wiederholte Verſuche beſtimmt werden, weil die ſehr wäſſerigen Bäume eher, als andere, die weniger wäſſerig ſind, entblättert ſeyn wollen. Vielleicht muß man auch den ausländiſchen und den neu gepflanzten Bäumen das Laub eher nehmen, als denen, die lange in dem Lande geweſen, oder nicht neu gepflanzt ſind.

Man kann zu dieſen leztern Erinnerungen des Hrn. Stromer noch als eine Erklärung hinzufügen, daß die wäſſerigſten Bäume diejenigen ſind, welche im Frühjahre zuerſt Blätter bekommen, und welche die Natur, die allzeit in ihren Wirkungen regelmäßig verfährt, auch im Herbſte zuerſt von Blättern entblößt. Uebrigens thut man auch wohl, wenn man zugleich um den Stamm etwas Stroh bindet, ihn ungefähr 1 Schuh hoch mit Erde überſchüttet, damit die Wurzel ſtärker gedeckt werde. Auf dieſe Weiſe wird ein Baum, wenn ihm zu gehöriger Zeit die Blätter genommen worden ſind, gewiß auch in dem ſtrengſten Winter erhalten werden.

Hrn. Mart. Stromers Gedanken über die Urſache, warum die Bäume bey ſtarkem Winter erfrieren, wobey die Möglichkeit, ſolchen vorzubeugen, erwieſen wird, ſt. im 1. B. der überſ. Abhandl. der kön. Schwed. Acad. der Wiſſ. Hamb. und Lpz. 1749, gr. 8. S. 116—121; desgl. im 21. St. der Mindenſchen Beytr.

Beytr. z. N. und Vergn. a. d. J. 1770, in der Wiener Realzeit v. J. 1770, S. 129—134, in Heppens encyclopäd. Jahrbuch a. d. J. 1776, S. 7—13, und im 86. St. des neuen Hamb. Magaz. Lpz. 1775, 8. S. 120—132.

S. auch Journ. œcon. v. Jun. 1751, das 11. St. des 4. B. des Oberlauſitz. Beytr. ꝛc. Leipz. und Görl. 1743, 4. das 13. St. der Leipz. Samml. 1744, 8. S. 7—10; den 2. Th. der geſellſchaftl. Erzäh. Hamb. 1753, 8. S. 8—12; den 7. Th. des allgem Magaz ꝛc. Lpz. 1756, gr. 8. S. 26—29; Hrn. D. Unzers Samml. kleiner phyſical. Schr. Rinteln und Leipz. 1766, 8. S. 140—150; die neue Stuttg. Realzeit v. J. 1766, S. 785—791, und 801—807; den 16. B. der Leipz. Samml. 1767, 8. S. 17, f.; No. 119. des Berlin. Intell. Zett. v. J. 1760, S. 1421—1423; No. 30—32. der wöchentl. Königsb. Frag- und Anz. Nachr. v. J. 1770, und den 3. B. der Berl. Samml. 1771, 8 S. 376.

Lettre de Mr. *** ſur le probleme phyſique, pourquoi les boutons des arbres, qui réſiſtent à la plus forte gelée pendant l'hiver, ne peuvent pas reſiſter à un froid aſſez mediocre au printems, ſt. in den Nouvelles de la rep des lettr. p. *Jacq. Bernard* Mai 1705, à Amſt. 1705, 12. Art. 3. S. 517—520; ſ. unten *Hartſœker*.

Von Verwahrung der Bäume vor den Froſt, und dem Nutzen des Abblattens, ſ. das 48. St. der Stuttg. phyſ. öcon. Realzeit, oder gemeinnützl. Wochenſchr. v. J. 1756.

Von großen Bäumen, die in harten Wintern gefroren ſind, und Mittel dagegen, ſt. im 1. St. des 2. B. der nordiſchen Beyträge ꝛc. Alt. 1758, 8 S. 55—60.

Von dem Erfrieren der Bäume, ſ. das 33. St. des 2. Th. des Beytr. zur Unterhalt. munterer und ernſthaft. Geſellſchaften, Hamb. 1768, gr. 8. S. 49—51.

PETR. ADR. GADD tankar om ſkadelige froſtnaetter och froſtnaeſtens vpodling. Stockh. 1758, 111. S.

Auszug aus Hrn. Gadds Abhandlung von den Urſachen und der Schädlichkeit der Frühlings- und Herbſtfröſte, ſo in beſondern Gegenden faſt alle Jahre ſich ereignen, ſt. im 2. St. des 2. B. der phyſ. öcon. Auszüge, Stuttg. 1759, 8. S. 201—207.

Lettre de Mr. NIC. HARTSOEKER ſur le probléme de phyſique, pourquoi les boutons des arbres, qui réſiſtent à la plus forte gelée durant l'hiver, ne peuvent pas reſiſter à un froid aſſez médiocre au printems, ſt. in den Nouvell. de la rep. des lettr. Janv. 1705, Art. 3. S. 26—30; ſiehe auch Mai 1705, Art. 3. S. 517—520, und Juill. S. 29—32.

Analyſe d'une lettre de Mr. *Hartſœker*, ſur les boutons & les bourgeons des arbres pendant la gelée, par Mr. *Parent*, ſt. in deſſen Eſſais &c. Vol. 3. S. 142—152.

Die Bäume mit Matten zu bedecken, beſchützt ſie zwar in der That vor den gegenwärtigen Froſt; allein, die Schößlinge werden dadurch dermaßen ſchwach, daß ſie gewiß bey dem folgenden Froſte verderben.

Ein ſehr leichtes und einfaches Mittel zur Verwahrung der Fruchtbäume wider das Erfrieren, deſſen man ſich inſonderheit in Gegenden, wo der Nußbaum wegen des Froſtes ſchwer zu erhalten iſt, mit gutem Erfolge bedient, iſt folgendes. Man leget in die Krone des Baumes, nach Beſchaffenheit, wie ſich die Aeſte in Zwieſel vertheilen, einen oder mehrere Kieſelſteine; und der gemeine Mann behauptet, daß dieſes das beſte Verwahrungsmittel wider das Erfrieren ſey, womit auch die Erfahrung übereinſtimmt. Die natürliche Urſache davon liegt aber nicht ſo wohl im Kieſelſteine, als vielmehr darin, daß dadurch die Näſſe in der Rinde des Baumes, die ſich ſonſt in den Zwieſeln ſammelt, hernach zu Eis gefriert, und den Ort zwiſchen den Zwieſeln angreift, verhindert wird. Es wird alſo ein jeder anderer Stein, oder Bedeckung mit einem Bretchen, eben dieſe Wirkung haben; denn überhaupt läßt ein guter Wirth nicht gern zwiſchen den Aeſten viel Näſſe ſich ſammeln, wofern er es irgends abwenden kann. Inſonderheit iſt dieſes bey ſolchen Obſt= und Nußbäumen ſehr nöthig, welche wegen Mangel der freyen Luft nicht ſo leicht vom Schnee=und Regenwaſſer wieder abtrocknen können. Hauptſächlich würden die Bäume auf den Höfen und zwiſchen Gebäuden oft noch einmal ſo alt werden, wenn ſie wider die eindringende Näſſe am Schafte, und das daher entſtehende Erfrieren, auf ſolche Art verwahrt würden.

29. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1776, S. 229, f.

Wie inſonderheit der Maulbeerbaum und die Pfirſichblüthe wider Nachtfröſte zu verwahren ſeyn, werde ich an ſeinem Orte anzeigen.

2. Gartengewächſe und Blumen. Der Gartenfreund klagt oft über den im Winter an ſeinen Gewächſen, beſonders an den Winterkohl und Salatpflanzen erlittenen Verluſt, und der Blumiſt klagt in manchem April und May über den Verluſt verſchiede-

ner Blumen, inſonderheit der Nelken. Der Schade, welchen beyde im Winter in ihren Gärten leiden, iſt oft nicht gering; und der Verluſt, welchen beſonders der Blumiſt über den Verluſt mancher ſchönen Blume empfindet, ſchwächt oder erſtickt gar zu Zeiten ſelbſt ſeine vorige heftige Neigung zu denſelben, wenigſtens zu ſolchen Arten derſelben, die dem Verderben im Winter am meiſten ausgeſetzt ſind. Beyden Arten der Gartenfreunde will ich hier Gedanken über die Mittel, durch welche man die Gewächſe und Blumen gegen den in vielen Wintern erfolgenden Verluſt ſichern, und demſelben einigermaßen vorbeugen kann, nach der auf Erfahrung und allgemeine phyſikaliſche Grundſätze ſich gründenden Anweiſung des berühmten Hrn. Superint. **Lüder**, vorlegen.

Dieſe Abhandlung des Hrn. Lüder iſt zuerſt im 18, 19 und 20. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1774, hernach aber etwas verbeſſert, in Deſſen Briefen über die Beſtellung eines Küchengartens, Th. 2, S. 405, fgg. imgleichen in deſſen Briefen über die Anlegung und Wartung eines Blumengartens, Hannov. 1777, 8. S. 387, fgg. auch unter dem Titel: Der erfahrne Gärtner, oder gründliche Anweiſung, wie man die verſchiedenen Gartengewächſe und Blumen, welche den Winter über in freyen Gärten ſtehen bleiben, vor dem Froſt und Erfrieren ſicher ſtellen kann, ſowohl theoretiſch als practiſch beſchrieben, Frf. a. M. 1774, auf 3½ Octavbogen beſonders abgedruckt, erſchienen. Einen Auszug daraus findet man im 3. Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten, Berl. 1776, gr. 8. S. 385, fgg.

Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß hier weder von dem Erfrieren oder Verderben ſolcher perennirenden Gewächſe und Stauden, welche in unſerm Klima nur im Hauſe, und nicht in freyem Lande durchwintert werden können, noch auch von jährigen Pflanzen die Rede iſt, welche man überall nie durchwintern kann, oder wenigſtens nicht nöthig hat, zu durchwintern, weil man ſie in jedem Frühjahre aus dem Samen neu erziehen kann, wohin z. B. die Sommerlevkojen, der

Sommermajoran u. a. m. gehören. Die von jener erſtern Gattung, z. B. der Lorbeerbaum, der Rosmarin, würden, wenn man ſie den Winter über, ohne irgend eine Bedeckung im freyen Lande ſtehen laſſen wollte, gewiß erfrieren; und die von der letztern Gattung, als: Gurken, Vitsbohnen, Baſilien, Portulak, Balſaminen ꝛc. werden ſogar durch den erſten im October einfallenden Nachtfroſt getödtet. Sondern es iſt hier nur von ſolchen Pflanzen und Blumen, welche bey uns im Winter im freyen Lande ausdauern können, z. B. allen Arten des Kohls, Salaten, Spinaten, Nelken, goldnen Lack ꝛc. die Rede. In manchen Wintern erfrieren oder verderben dieſe, und gehen aus, in einigen aber nicht. Sobald man nun die Urſachen entdeckt hat, warum man in einem Winter an ihnen einen Verluſt leidet, und hingegen in andern Wintern ſie unverletzt behält, ſobald entdecken ſich auch natürlicherweiſe die Mittel, deren wir uns bedienen können, uns gegen ihren Verluſt, wo nicht gänzlich, doch einigermaßen in Sicherheit zu ſetzen.

1. Selbſt bey dem ſtärkſten und anhaltendſten Winterfroſte erfrieren die Gewächſe und Blumen, die mit Schnee bedeckt ſind, nicht. Der Schnee dient den Pflanzen zu einer Bedeckung, aber nicht ſo ſehr, wie man gemeiniglich glaubt, gegen den Froſt, als vielmehr gegen die Sonne, welche die verdickten Säfte ihrer vom Froſte erſtarrten Blätter und Zweige zu ſchnell verdünnen oder aufthauen, und dadurch ihr Verderben verurſachen würde. Daß eigentlich nicht der Froſt, die Urſache des Verderbens der Pflanzen ſey, ſondern die Sonne, welche die vom Froſte verdickten Säfte der erſtarrten Theile derſelben zu ſchnell verdünnet und aufthauet, iſt leicht erweislich zu machen. Denn, 1) ſtehen nicht nach dem zu rechter Zeit eingetretenen Winterfroſte die Pflanzen noch unverſehrt? Wenn gleich ihre Blätter herunter hängen, iſt nicht doch ihr

ihr Herz noch gut? Erſterben ſie nicht erſt nachher? Jährige Pflanzen, Portulak, Baſilien, Balſaminen, u. d. gl. tödtet freylich der erſte Nachtfroſt, und zwar ſo, daß ſie ſofort gänzlich erſtorben ſind, weil ihre Säfte dadurch dergeſtalt verdickt werden, daß ſie ſofort gänzlich ſtill ſtehen, und alle Circulation derſelben ſchnell aufhört. Die perennirenden Pflanzen hingegen, welche, weil der Froſt ihre Säfte zwar verdicken, jedoch nicht gänzlich zum Stilleſtehen bringen kann, den Winter im freyen Lande aushalten können, ſtehen nach geendigtem Winterfroſte noch unverſehrt, und leiden den Schaden, welchen man das Erfrieren nennt, erſt nachher, wenn die Sonne unmittelbar nach dem Froſte auf ſie ſcheint. Der Buchsbaum ſteht nach dem Winterfroſte unverletzt; wenn aber zu einer Zeit, da die Sonne ſchon ſehr warm ſcheint, und beſonders im May, noch Fröſte erfolgen, ſo wird allzeit die gegen die Sonne gekehrte Seite deſſelben weiß, und leidet Schaden; die von der Sonne abgekehrte Seite erfriert nie, und eben ſo wenig leidet er da vom Froſte Schaden, wo ihn die Sonne gar nicht treffen kann, wenn auch der Froſt noch ſo ſtark iſt, und er auch gleich dagegen nicht die mindeſte Bedeckung vom Schnee gehabt hat. 2) Was thut alſo den Pflanzen eigentlich Schaden, ſtarker Froſt mitten im Winter, oder ungleich gemäßigtere Nachtfröſte im April und May? Unſtreitig die letztern. Selbſt die Obſtbäume, wenn auch gleich ihre Zweige nicht mit Schnee bedeckt ſind, leiden von den Fröſten mitten im Winter nichts; im Frühjahre aber, verurſachen einige wenige Nachtfröſte, wenn ſie beſonders zu einer Zeit einfallen, da die Witterung bey Tage ſchon ziemlich warm iſt, daß die Spitzen ihrer Zweige, inſonderheit der Nußbäume, abſterben, oder, wie man es gewöhnlich nennt, erfrieren. Wären alſo Froſt und Kälte an und vor ſich ſelbſt die Urſache des Erſterbens der Pflanzen, ſo müßten bey ſehr heftigem

Win-

Winterfroſt die Spitzen aller Bäume allemal erfrieren. Der Schnee iſt folglich den Gewächſen in den Wintermonaten eigentlich keine Bedeckung gegen das Erfrieren ſelbſt. 3) Wenn der Schnee den Pflanzen allzeit bloß zum Schutze gegen das Erfrieren diente, ſo müßte der größte Theil der Pflanzen in ſolchen Wintern, da es, ohne vorher geſchneyet zu haben, ſtark friert, allemal erfrieren. Und doch, wie ich weiter unten zeigen werde, erfrieren ſelbſt bey dem ſtärkſten Froſte diejenigen Pflanzen nicht, welche durch ein Gebäude gegen den Sonnenſchein geſchützt werden. Was dieſen das zwiſchen ihnen und der Sonne ſtehende Gebäude iſt, nämlich eine Beſchützung, daß die Stralen der Sonne ihre gefrorne Theile bey Tage nicht aufthauen, und dadurch ihr Verderben verurſachen, eben das iſt der Schnee den gefrornen Pflanzen. Er ſchützt ſie gegen das ihnen ſo nachtheilig Aufthauen bey Tage, welches, wenn es mit dem die Nacht darauf erfolgenden abermaligen Gefrieren abwechſelte, ihren Untergang verurſachen würde.

Eine von Hrn. Rammelt, in ſeinen Anmerkungen über den Winter des Jahrs 1763, (welche man in Deſſen vermiſchten öcon. Abhandlungen, Halle, 1768, 8. S. 171-178, wie auch in Schrebers neuer Cameralſchr. 6. Th. S. 662—668, findet) angeführte Beobachtung beſtätigt dieſes noch mehr. Er meldet, er habe in 47 Jahren nie den Verluſt ſo vieler Gewächſe erlebt, als in dem Winter des Jahres 1763, und es wären in demſelben viele Gewächſe erfroren, die ſich doch in den bekannten heftigen Wintern von 1709 und 1740. erhalten hätten, weil in demſelben kein Schnee gelegen, und des Nachts ſtark gefroren, am Tage aber die Sonne geſchienen, welches faſt vier Wochen alſo fortgedauert. Er zieht daraus den Schluß, daß nicht ſowohl der Mangel des Schnees die Urſache des Verderbens ſo vieler Pflanzen ſey, als vielmehr der warme Sonnenſchein bey Tage, wovon die Gewächſe aufthaueten, deren Säfte in der folgenden Nacht wieder frören und die Saftgefäße zerriſſen, wodurch der Tod vieler ſonſt dauerhafter Gewächſe verurſacht würde. Derham hat eben dieſes lange vorher behauptet, und (wie Miller in ſeinem

nem Gärtnerlexicon, unter dem Art. Froſt, erzählt) den Schaden, welchen die Bäume und Pflanzen im Winter des Jahrs 1709 erlitten, mehr der Sonne, als dem Froſte, zugeſchrieben. So oft man Beſchreibungen von den Zerſtörungen lieſet, welche kalte Winter in den Gärten angerichtet haben, findet man allezeit zugleich erzählt, daß die Sonne bey Tage ſtark geſchienen habe.

Ich kehre nun zu der vorangeführten Erfahrung zurück. So weit die Pflanzen mit Schnee bedeckt ſind, bleiben ſie unverſehrt, theils weil ſie, wenn der Schnee ſie vorher bedeckt hat, ehe ſie von Kälte erſtarren, nicht in einem hohen Grade erſtarren, theils, weil der Schnee, wenn er auf ſie fällt, nachdem ſie bereits ſehr erſtarrt ſind, verhindert, daß die Sonnenſtrahlen ſie zu ihrem Nachtheile nicht aufthauen. Sind aber die Pflanzen höher, als der Schnee liegt, ſo werden ihre über demſelben hervor ragende Theile, deren Säfte der Forſt verdickt hat, von den ſie treffenden Sonnenſtrahlen bey Tage aufgethauet und ihr Saft wieder verdünnet: in der folgenden Nacht frieren ſie abermal; manchen Tag ſcheint die Sonne mehr als gewöhnlich heiß; dieſe Wärme derſelben breitet die Säfte ſehr aus einander; die Nacht darauf friert es ſehr ſtark; dadurch wird der bey Tage aus einander getriebene Saft ſo plötzlich verdickt, daß die Saftgefäße denſelben nicht in ſich behalten können, ſondern zerſpringen müſſen; und der über dem Schnee hervor ragende Theil erfriert, wie man es nennt, oder eigentlicher, er ſtirbt ab. Man nimmt dieſes im Küchengarten beſonders an dem braunen Kohle, und im Blumengarten am goldnen Lack und an den gelben Violen wahr, deren über dem Schnee hervor ſtehende Zweige und Blätter erſterben. Den braunen Kohl alſo gegen das Erfrieren zu ſchützen, iſt es gut, daß man denſelben, wenn man ihn etwa in einem Garten bey dem Hauſe auf einem Haufen eingeſchlagen hat, während des anhaltenden Froſtes mit etwas Erbſen- oder Wickenſtroh bedeckt, damit ihn die Sonne nicht

aufthaue, und daß man zugleich außer der hohen Art deſſelben auch einen Theil von der niedrigen Gattung deſſelben pflanzt, die doch in den mehreſten Wintern durch den Schnee gegen das Verderben bedeckt wird. Den goldnen Lack aber und die gelben Violen dagegen zu ſchützen, iſt es rathſamer, das Säen derſelben zur Anziehung junger Pflanzen nicht, wie gemeiniglich geſchieht, im März, ſondern erſt im Anfange des Junius, zu verrichten, damit die Pflanzen in demſelben Jahre nicht zu hoch werden, ſondern niedrig bleiben, daß ſie der Schnee im folgenden Winter beſſer bedecken könne; auch den Samen nur dünn auszuſtreuen, damit die Pflanzen durch das Dichtſtehen nicht zu ſehr in die Höhe getrieben werden, ſondern mehr niedrig bleiben und Seitenzweige treiben. Denn ein ſolcher Lack, der ohne Nebenzweige zu treiben, gerade in die Höhe gehen, und ein einziges, aber deſto längeres Bouquet geben ſoll, kann ohnehin nicht im freyen Garten, ſondern muß im Hauſe durchwintert werden.

2. Auch bey dem ſtärkſten und anhaltendſten Froſte, obgleich kein Schnee liegt, erfrieren diejenigen Gewächſe und Blumen nicht, welche, wegen eines davor liegenden Gebäudes, oder wegen davor ſtehender Wände von Bretern (Planken,) von der Sonne gar nicht beſchienen werden können, wenn gleich alle übrige Pflanzen derſelben Art in eben dem Winter zu Grunde gehen. Diejenigen Gewächſe, die den Winter bey uns im freyen Lande aushalten können, werden nur alsdann durch den Froſt getödtet, wenn die in ihren Saftröhren befindlichen Feuchtigkeiten zu oft und zu ſchnell bald gefrieren, bald wieder aufthauen, d. i. wenn ſie zu oft und zu ſchnell bald durch die Wärme verdünnet, bald durch die Kälte verdicket, und dadurch die Saftröhren zerriſſen werden. Stehen ſie nun ſo, daß die Sonne ſie nicht beſcheinen kann, ſo erſtarren ſie zwar von der Kälte, weil dieſe ih-

re

re Säfte verdicket; ſie erſtarren auch in einem größern Grade, als der iſt, in welchem ſie erſtarren würden, wenn ſie mit Schnee bedeckt wären, (wie denn ſelbſt die Erde, wenn ſie nicht ſchon vor dem Fallen des Schnees gefroren iſt, nicht mehr hart friert, nachdem ſie von Schnee bedeckt iſt;) der Froſt verdickt ihre Fruchtigkeiten, und treibt ſie aus einander, ſo, daß ſie einen gröſſern Raum einnehmen, und die Saftröhren ausgedehnt werden; der Saft circulirt langſamer, aber eben dieſer verdickte Saft wird nun auch, weil die Pflanze hinter einem Gebäude von der Sonne nicht beſchienen wird, vorerſt nicht wieder aufgethauet, noch verdünnet; er bleibt in dieſem langſamen Kreislaufe ſo lange unverändert, bis endlich allmählich eine gelinde Witterung erfolgt; alsdann kömmt er erſt nach und nach wieder in geſchwindere Bewegung, und die Saftgefäße bekommen ihre gehörige Ausdehnung erſt allgemach wieder. Und ſo thut den Pflanzen das Gefrieren, von welchem ſie vorher erſtarrt waren, eben ſo wenig Schaden, als wenig die Wangen oder Hände eines Menſchen, wenn bey heftiger Kälte die Haut derſelben beynahe unempfindlich geworden iſt, von dieſer Erſtarrung Schaden leiden, wofern nur das Zimmer, in welches man, alſo erſtarrt, eintritt, nicht zu heiß iſt, oder man ſich dem heißen Ofen nicht zu bald nähert, wovon ich weiter unten, bey Betrachtung der Wirkungen des Froſtes auf Menſchen, mit mehrerm zu ſprechen Gelegenheit haben werde.

Hr. Rammelt meldet an dem bereits angeführten Orte, daß, ob ihm gleich in dem Winter des Jahres 1763 alle ſeine Samennelken erfroren, doch alle diejenigen, die er hinter ein Gebäude gepflanzt gehabt, wohin keine Sonne ſcheinen können, gut geblieben: der Kohl, der im Schatten geſtanden, wäre gut geblieben, da hingegen der der Sonne ausgeſetzt geweſene damals ſämtlich erfroren wäre; er habe, da in ſolchem Winter Peterſilie, Feldſalat, und andere den ſtärkſten Froſt ſonſt aushaltende Gewächſe erfroren wären, in

in einem gewiſſen Garten zu ſeiner größten Verwunderung ein ganzes Beet der ſchönſten grünen Peterſilie angetroffen, weil daſſelbe wegen vorſtehender hoher Gebäude im Winter von der Sonne nicht hätte beſchienen werden können, folglich die Peterſilie immer gefroren geblieben, und nie aufgethauet wäre, und alſo keine Veränderung erlitten hätte.

Man weiß auch von andern, daß, wenn ſie in einem Winter die im freyen Garten ſtehenden Nelken, goldnen Lack, Salat, Kohl ꝛc. verloren, ſie doch andere Gewächſe von eben dieſen Gattungen behalten haben, wenn ſie an einer Stelle geſtanden, wo ſie gar keine Sonne hatten.

Da es nun aber nicht in der Gewalt des Gärtners ſteht, ſeine Pflanzen vom Schnee bedecken zu laſſen, und dieſelben dadurch gegen das Verderben zu ſichern; der Mangel des Sonnenſcheines aber, den ein davor ſtehendes Gebäude verurſacht, zur Erhaltung der Pflanzen gegen das ſo genannte Erfrieren, eben dieſelbe vortheilhafte Wirkung hat, als der Schnee: ſo iſt es natürlich, daß, wenn man einen Ort im Garten hat, wohin gar keine Sonne ſcheint, man dahin einen Theil deſſelben ſäen und pflanzen müſſe, was man gegen den Untergang im Winter beſchützen will. Winterkohl und Salatpflanzen, Nelkenableger, einige Goldlackſtauden u. d. gl. werden in einem ſolchen Theile des Gartens ein bequemes, und ſie gegen den Untergang ſicherndes Winterquartier finden, aus welchem man ſie im folgenden Frühjahre auf eine ſonnenreiche Stelle verſetzen kann. Beſonders iſt es gut, den Winterſpinat auf ein ſolches ganz ſchattiges Beet zu ſäen. Bis in den Februar, oder ſo lange der erſte eigentliche Winterfroſt dauert, bleibt derſelbe, inſonderheit wenn er von Schnee bedeckt geweſen iſt, auf einer jeden ſonnenreichen Stelle grün und zur Speiſe brauchbar. Kaum aber wird die Witterung im März und April gelinder, und es erfolgen Nachtfröſte, und darauf warmer Sonnenſchein: ſo werden ſeine Blätter entweder ganz, oder doch an der obern Hälfte, gelb; und er kann nun nicht eher wieder

zur Speiſe gebraucht werden, als bis er im May neue Blätter getrieben hat, und man muß ſeiner, beſonders im April, da er in Ermangelung hinreichender grüner Gemüſe am angenehmſten wäre, entbehren. Kann man ihm aber ein ganz ſchattiges Beet geben, ſo werden ſeine vom Froſte erſtarreten Blätter von der Sonne nicht aufgethauet, und bleiben folglich grün und eßbar; dagegen, je ſonnenreicher ſeine Lage iſt, deſto weniger iſt er im April zur Speiſe brauchbar. Aus eben dieſer Urſache kann man einen Theil ſolches ganz im Schatten liegenden Landes auf eine ſehr nützliche Art mit Peterſilie und Kerbel beſäen, die man, um ſie im Herbſte und bis ins Frühjahr jung und zart zu haben, noch im Auguſt ſäet. Auch wird derjenige, der ſeinen Braunkohl zu Ende des Novembers in einen bey dem Hauſe gelegenen Garten einzuſchlagen gewohnt iſt, denſelben viel beſſer erhalten, wenn er ihm ein ſolches im Schatten liegendes Beet geben kann. Der Schweitzer-Mangold, wenn man ihn zum Samentragen durchwintern will, iſt auch auf ſolchen Beeten, inſonderheit wenn ohnedieß hoher Schnee liegt, am beſten durch den Winter zu bringen.

3. Auch diejenigen Pflanzen erfrieren nicht leicht, obgleich kein Schnee liegt, die eine ſolche Stelle haben, wo ſie gegen die Sonne auch nur bis Mittag geſichert ſind. Ein Theil der Gärten, der an der Morgenſeite ein Gebäude hat, bekömmt im Frühjahre ungefähr von 9 Uhr an, erſt etwas Sonne, und gegen Mittag die volle Sonne. Von denen Pflanzen, die in demſelben die Sonne am erſten bekommen, gehen immer mehrere aus, als von denen, welche ſie erſt gegen Mittage bekommen. Je ſpäter ſie die Sonne bekommen, deſto ſicherer ſind ſie vor dem Verderben, weil Froſt und Sonnenwärme alsdann nur langſam bey ihnen abwechſeln. Die aufgehende Sonne erwärmt die Luft nach und nach; der Froſt der die Pflanzen in der

vorigen Nacht in Erſtarren geſetzt hat, wird von der allmählich wärmer werdenden Luft nach und nach aufgelöſet. Gegen den Mittag, wenn ſie nun von der vollen Sonne beſchienen werden, ſind ſie bereits aufgethauet, und alsdann kann ihnen die Sonne keinen groſſen Schaden mehr zufügen. Was folgt hieraus natürlicher, als dieſes: Man kann den Nelken, den Winterkohl- und Salatpflanzen kein beſſeres Winterquartier geben, als an einer Mauer oder bretternen Wand, oder an einem Gebäude, welches die Morgenſonne von ihnen abhält!

4. Auch diejenigen Gewächſe verderben, ſelbſt in den ſtrengeſten Wintern, nicht leicht, die durch ein Obdach vor der Näſſe geſichert ſind. In einigen Wintern leidet man an denen Pflanzen, die nicht im Schatten ſtehen, beſonders in tiefen und naſſen Beeten, einen groſzen Verluſt, ob es gleich in denſelben kaum einmal recht ſtark gefroren hat. Dieſe aber ſind den Pflanzen am nachtheiligſten. Einen Tag regnet es: dann friert es; dann folgt eine heitere Witterung; dann wieder plötzlich abwechſelnd Froſt, Regen und Schneegeſtöber; alsdann gehen in feuchten Beeten die meiſten Pflanzen in Fäulniß, und der Winterſalat geht gänzlich zu Grunde. Wenn es friert, ſo erſtarren die Pflanzen, und ihr Saft wird verdickt; wenn ſie in dieſem Zuſtande von der Sonne getroffen werden, wird ihr Saft wieder verdünnet. Schon dieſe Abwechſelung des Froſtes und der Wärme, wenn ſie verſchiedene Tage nach einander, und oft ſchnell erfolgt, kann die Pflanzen tödten, weil alsdann die Saftröhren zerriſſen werden. Fällt nun überdieß, bey dieſer an ſich ſelbſt ſchon tödtlichen Abwechſelung, oft Regenwetter ein, und es friert ſogleich nach dem Regen, ſo entſteht gleichſam ein Glatteis auf den Pflanzen; und eben dieſes iſt unter ſolchen Umſtänden die Haupturſache ihres Unterganges, weil dadurch ihre Ausdünſtung gänzlich gehemmet wird.

wird. Wenn man in ſolchem Winter einen großen Theil an der freyen Sonne ſtehender Nelken im freyen Lande verliert, wenn alsdann ſelbſt viele an der Sonne ſtehende Aurikeln ausgehen, ſo bleiben nur diejenigen gut, welche in Töpfen entweder im Hauſe, oder im Garten in einem Portale, oder im Schatten, oder unter einem über einem Blumenfelde an einem Zaune befeſtigten Verdecke ſtehen. Wer alſo die Nelkenableger nicht im Hauſe durchwintern kann, ſondern ſie, welches überdieß viel bequemer und ſicherer iſt, im freyen Garten durchbringen will, wird ſeinen Endzweck am beſten erreichen, wenn er ſie, in Ermangelung eines gegen die Morgenſonne geſchützten Beetes, auf eine ſchmale, ſchräg angelegte, auch allenfalls vorn mit einem niedrigen, und hinten mit einem höhern Beete eingefaßte Rabatte an einem Breterzaune pflanzt, und an demſelben eine die Länge und Breite der Rabatte habende, jedoch über das Beet etwas in den Steig hervor ragende breterne Klappe befeſtigt, welche bey guter Witterung aufgeklappt, bey eintretender ſchlackiger und naſſer Witterung, oder bey erfolgenden Nachtfröſten aber herunter gelaſſen wird, und damit die Pflanzen Luft genug haben, etwas bis auf 1 Fuß hoch über dem Beete erhaben bleiben, und auf einigen vor dem Beete her eingeſchlagenen Pfählen, die etwa ½ Fuß höher ſind, als das Beet, ruhen muß. Wer dergleichen Klappen etwa über den Aurikelbeeten hat, um dieſe damit zur Zeit ihres Flores gegen Sonne und Regen zu ſchützen, kann einem Theile der Nelkenableger zwiſchen ihnen ein ganz bequemes Winterquartier geben, und ſie dadurch bey erfolgenden ſchlackigen Wintern gegen die Fäulniß oder bey abwechſelndem Regen und Froſt gegen die Kälte ſchützen, welche ſie zu einer Zeit, da ſie von Regen feucht ſind, leicht ſo ſtark angreift, daß ſie getödtet werden. Oder, wer etwa wegen feuchter Lage des Gartens die Nelken im freyen Lande nicht durchwintern,

gleichwohl auch kein Zimmer im Hauſe für dieſelben entbehren kann, kann ſie gegen einen ſolchen Winter in Sicherheit ſetzen, wenn er ſie in Töpfen läßt, (oder, damit die Menge der Töpfe nicht zu viel Raum einnehme, 5 bis 6, und mehr Ableger in jeden Topf pflanzt,) und dieſe in ein Portal auf die Bänke, und damit mehr Töpfe Raum haben, auf neben einander über die Bänke gelegte Breter ſetzt, und alsdann, um ſie vor Näſſe zu bewahren, bey regenhaften Tagen die Oeffnung des Portales, wenn daſſelbe keine Thüren hat, mit einer Matte zuhängt, die jedoch, wenn es nicht regnet, wieder weggenommen werden muß, damit ſie der kalten Luft nicht entwöhnet und nicht weichlich werden. Auf ſolche Weiſe kann man ſelbſt in einem kleinen Portale 50 und mehr Nelkentöpfe beherbergen. Nur darf es daſelbſt nicht durchregnen, weil ſich ſonſt an den Pflanzen, welche einen wiederholten Tropfenfall leiden müßten, eine Fäulniß erzeugen würde. Der zuvor gedachten ſchmalen und mit Klappen zu bedeckenden Rabatten kann man ſich auch ganz bequem zur Durchwinterung der Salatpflanzen bedienen. Winterkohl-Pflanzen bedürfen ſolcher Vorſorge nicht, weil ſie der Fäulniß nicht ſo ſehr ausgeſetzt ſind, als Salate, Nelken und Aurikeln, indem ihr Herz nicht ſo, wie bey dieſen, mit der naſſen, eine Fäulniß verurſachenden Erde, gleich ſteht, ſondern 1 oder mehrere Zoll über der Erde erhaben iſt.

5. Die Bedeckung der Pflanzen mit Miſt und Stroh gegen den Froſt, iſt vielen Arten derſelben ſchädlich, und befördert ihr Verderben. Diejenigen Pflanzen, die alle Jahre neue Blätter treiben, und ſich im Winter gleichſam verlieren, können eine Bedeckung ertragen, ob ſie ihnen gleich nicht allezeit nöthig iſt; unter denen aber, die ihre Blätter behalten, kann keine dergleichen Bedeckung ertragen.

Krauſe ſchreibt zwar, in ſeinem Unterricht in der Gärtnerey, Berl. und Lpz. 1773, gr. 8. S. 333, die Blu-

miſten

miſten in Holland bedienten ſich zur Bedeckung der Stau- dengewächſe vor hartem Froſt, der Hülſen von Buchwei- zen, und beſchütteten ihre raren Pflanzen damit; dieſes halte die viele Winterfeuchtigkeit ab, und bewahre die Pflanzen vor Fäulung; damit jedoch der Wind die Hülſen nicht weg- wehen könne, ſezen ſie einen Blumentopf darüber, welchen ſie bey einfallender gelinder Witterung abnehmen, damit die Pflanze darunter vor der Zeit nicht austreibe. Wer aber mit den Holländern im Auf- und Zudecken nicht gleiche Sorgfalt beweiſet, wird durch dieſes Bedecken mehr Pflan- zen verlieren, als erhalten.

Der Spargel muß mit kurzem fetten Kuhmiſte ½ Fuß hoch bedecket werden, nicht gegen den Froſt, ſon- dern damit ihn, den Winter über, die ſich davon ein- ſenkende Fettigkeit ſtärke; ſiehe Th. II, S. 537 und 549. Den Hyacinthen und Tulpen, obgleich ihre Zwiebeln in der Erde von dem Froſte ſelbſt keinen Schaden leiden, iſt es, um ſie gegen die zu häufige Näſſe zu ſchützen, ſehr erſprießlich, wenn ſie bis auf die Zeit, da ſie hervor ſtechen, und alſo bis gegen den März, aber nicht län- ger hin, 2 bis 3 Zoll hoch, mit gemahlner Gärberlohe bedecket werden, damit das Regenwaſſer durch dieſe gleichſam nach und nach durchgeſeihet werde. Die Ar- tiſchocken müſſen, nachdem alle ihre Blätter einer Hand hoch über der Erde abgeſchnitten ſind, und die Erde an ſie angehäuft iſt, mit langem Miſte bedecket werden, der den Froſt von ihnen abhält, und zugleich das Erdreich fetter macht; ſiehe Th. VIII, S. 485. Die perrenni- rende Sonnenblume, ſowohl die einfache als gefüllte, wenn ſie an der vollen Sonne ſteht, ſchützt es ſehr ge- gen den Untergang, wenn ſie, damit ihre im Frühjahre hervor kommende Keime nach erlittenen Nachtfröſten von der Sonne nicht aufgethauet und verderbt werden, im März und April mit etwas Erbſenſtroh bedeckt wird, vornämlich, wenn man die Blumenſtangen des vori- gen Jahres etwas hoch über der Erde abgeſchnitten hat, damit die an den Wurzeln ſich unter der Erde jedesmal wieder anſezenden neuen Keime etwas Luft unter der

Bedeckung behalten. Wer aber Nelken, Aurikeln, Salate, Kohlpflanzen u. d. gl. mit Stroh oder gar mit Miſt bedecken wollte, würde alles in Fäulniß bringen und tödten: es ſey denn, daß man ihnen, wenn ſie an der freyen Morgenſonne ſtehen, bey heftigem Froſte eine ſolche aber nur ganz leichte Bedeckung, und beſonders von Erbſen= oder Wickenſtroh, auf einige Tage gäbe, um damit, ſo lange ſolcher Froſt dauert, die Strahlen der aufthauenden Sonne von ihnen abzuhalten. Doch wird man ſie eher zu Grunde richten, als erhalten, wofern man dabey nicht äußerſt ſorgfältig verfährt. Im eigentlichen Winter iſt eine ſolche Bedeckung gegen den Froſt, mit Stroh, ohnedieß nöthig. Und wenn man die an der Sonne ſtehenden Pflanzen gegen ſtarke und ſpäte Nachtfröſte ſchützen will, iſt es allemal ſicherer, über ein mit Nelken oder Salat beſetztes Beet, gegen Abend, wenn man merkt, es werde ein Nachtfroſt kommen, eine Matte auszuſpreiten, die aber, damit ſie die Pflanzen nicht drücke, an den vier Enden wenigſtens ½ Fuß hoch über denſelben an 4 Pfähle angebunden ſeyn, und den folgenden Morgen wieder abgenommen werden muß. Dieſe Art der Bedeckung gegen die Nachtfröſte iſt noch immer die bequemſte, wenn das Winterquartier gegen die Sonne keinen Schutz hat, wiewohl ſie äußerſt mühſam iſt.

6. Spät im Herbſte verſetzte, oder auch ſpät im Herbſte beſchnittene Pflanzen ſind in großer Gefahr, im Winter zu verderben. Wenn eine Pflanze theils ein gutes Wachsthum haben, theils gegen das Verderben ſtark genug ſeyn ſoll, muß ſie ſich zuvor hinlänglich eingewurzelt haben. Die Einwurzelung aber wird durch die Sonnenwärme befördert. Die Ableger einer im Topfe ſtehenden Nelke, wenn ſie gehörig befeuchtet wird, ſchlagen allemal eher Wurzeln, als die im Lande abgelegten, weil der Grad der Wärme des Erdreiches im Topfe ſtärker iſt, als derſelbe zu eben der Zeit im freyen

Lande

Lande iſt. Ein Beweis, daß die Wärme das Wachsthum der Wurzeln der Pflanzen befördere. Im November und ſpäter hin, hat die Sonne die Kraft nicht mehr, das Erdreich gehörig zu erwärmen. Wer alſo noch um dieſe Zeit Nelken, Kohl, Salat ꝛc. verſetzt, ſetzt ſich in Gefahr, den größten Theil davon zu verlieren, vornämlich, wenn in dem folgenden Winter wenig Schnee fällt, oder derſelbe ſehr früh eintritt, und im Frühjahre nachher viele Nachtfröſte erfolgen. Die Fröſte treiben die Erde, wegen der in derſelben befindlichen Feuchtigkeit, die ſie gefrieren machen, in die Höhe. Die ſpät geſetzten, und nicht hinreichende Wurzeln habenden Pflanzen werden alsdann mit in die Höhe gehoben, und zuletzt findet man ſie zum Theil nur noch halb in der Erde ſtehen, zum Theil gar über der Erde liegen, zum Theil ſo gar vom Winde weggewehet. Ohne dringende Noth muß man alſo das Verſetzen der zu durchwinternden Pflanzen nicht über die Hälfte des Octobers verſchieben; wie denn überdem Nelkenableger, wenn ſie zu rechter Zeit gemacht ſind, längſt vor Michaelis Wurzel geſchlagen haben, und alſo zeitig genug verſetzt werden können. Hat man aber das Verſetzen bis gegen das Ende des Octobers und ſpäter verſäumt, ſo unterlaſſe man es nun vollends, und nehme die Ableger erſt im folgenden Frühjahre ab. Der Thymian kann, zu welcher Zeit man will, aus einander geriſſen und verſetzt werden; wenn man nur die Vorſicht beobachtet, ihn nicht ſpäter als um Bartholomäi zu beſchneiden, ſo erfriert er nie. Man zerreiße und verſetze ihn aber noch nach Michaelis, ſo wird er im Winter mehrentheils ausgehen. Eben die Beſchaffenheit hat es mit Salbey, Lavendel, Iſopp, Citronenkraut, Wintermajoran, und dergleichen Gewürzkräutern. Wenn man ihnen vor Ablauf des Auguſtes alle in dieſem Jahre ausgetriebene Zweige, bis beynahe an das alte Holz, doch nicht tiefer abſchneidet, und ſie alſo ſtehen läßt, ſo bewach=

wachſen ſie noch vor dem Herbſte aufs neue ganz rund, und bleiben im folgenden Winter zuverläſſig gut. Zertheilt man ſie um eben dieſe Zeit, ohne ſie jedoch zu beſchneiden, und ſetzt ſie ſo tief, daß nur der junge Schuß von dieſem Jahre über der Erde bleibt, ſo bleiben ſie ebenfalls gut. Zertheilt, beſchneidet und verſetzt man ſie aber noch im October und ſpäter, ſo werden ſie mehrentheils zu Grunde gehen, weil ſie alsdann nicht mehr Zeit haben, ſich theils oben hinlänglich zu beſtauden, theils unten hinreichende Wurzeln zu treiben. Was iſt dauerhafter, als der Buchsbaum! Man lege ihn aber im ſpäten Herbſte um, ſo wird er im folgenden May größtentheils trocken ſeyn. Das einzige Mittel, denſelben, wenn es die Umſtände nothwendig machen, ihn ſo ſpät umzulegen, zu erhalten iſt, theils ihn bey dem Umlegen oben nicht zu ſtark, und lieber gar nicht zu beſchneiden, theils, ſo oft im Februar und nachher die Erde aufgethauet iſt, ihn anzutreten, damit die Ritze oder Oeffnung, welche der Froſt zwiſchen ihm und dem Steige gemacht hat, verſtopfet werde. Verſäumt man dieſes Antreten im Frühjahre, ſo verdorren die noch nicht eingewurzelten Wurzeln deſſelben bey der erſten erfolgenden warmen Witterung. Die Staudengewächſe im Blumengarten, Nachtviole, Pechnelken, calcedoniſche Lychnis, u. d. gl. erſterben im Winter oft, wenn ſie im ſpäten Herbſte zertheilt und umgeleget werden, aus eben dieſer Urſache, ungeachtet ſie ſonſt nie erfrieren. Das einzige Mittel, ſie dagegen, der folgende Winter ſey auch noch ſo verderblich, mit Zuverläſſigkeit zu ſichern, iſt dieſes, daß man ſie noch vor Ablauf des Auguſtes umleget. Die Nachtviolen erhalten ſich nicht ſicherer, als wenn ſie jährlich ſchon zu Anfange des Auguſtes zertheilt und umgeleget werden. Alsdann gedeihen ſie ſelbſt in ſolchen Gärten, wo ſie ſonſt, wegen einer zu ſonnenreichen Lage und wegen Trockenheit des Bodens, nie wachſen. Die nicht in allen Gärten gut fortkommende gefüllte

füllte rothe calcedoniſche Lychnis kömmt alsdann gut fort, und hält alle Winter aus, wenn man ſie im Herbſte gar nicht, ſondern nur alle drey Jahr, im Frühjahre oder Auguſt, zertheilt und umleget, und ſie überdem nicht völlig ausblühen läßt, ſondern jeden Blumenſtängel im Auguſt, ehe derſelbe verblühet, einige Finger breit über der Erde abſchneidet, damit ſich der alte Stock vor dem Winter aufs neue gehörig beſtauden kann.

7. Viele Pflanzen gehen im Winter dadurch zu Grunde, daß ſie der Froſt aus der Erde hebet. Im Frühjahre findet man oft Nelken, Aurikeln, Salat u. d. gl. auch den Spinat, entweder über der Erde liegen, oder doch ſo weit hervor getrieben, daß kaum noch etwas von der Wurzel in der Erde ſteckt. Außerdem daß dieſes alsdann oft geſchieht, wenn man die Pflanzen zu ſpät verſetzt hat, geſchieht es auch oft, wenn man in friſch gegrabenes und mithin lockeres Erdreich geſäet oder gepflanzt hat, obgleich ſolches zeitig genug geſchehen iſt. Wenn das Beet nach dem Umgraben vor dem Verpflanzen nicht Fuß vor Fuß feſt getreten iſt, und alſo loſe und hohl, und einer Hand breit höher iſt, als es ſeyn würde, wenn man es feſt zuſammen getreten hätte: ſo ſenkt ſich die Erde nach und nach von der Näſſe des Winters nieder, und das Beet iſt im folgenden Frühjahre gewiß eine Hand breit niedriger, als es ſogleich nach dem Umgraben war. Der Froſt treibt die Erde bald darauf wieder in die Höhe. Bey erfolgendem Regen ſenkt ſie ſich abermal; nachher treibt ſie der Froſt wieder in die Höhe. Und daher kömmt es, daß die Pflanzen immer mehr in die Höhe, und zuletzt über die Erde zu liegen kommen. Woſern ſie alsdann nicht bey der erſten guten Witterung, ſo bald nur die Erde nicht mehr ſchmierig iſt, aufs neue angedrückt werden, ſo ſind ſie verloren. Eben dieſes Erheben der Erde durch den Froſt, und beſonders durch die Frühlingsfröſte, iſt die Urſache, warum der Rocken in einigen Frühjahren mit ſeinen von der Erde entblößten

Wur=

Wurzeln oft zum Theil auf der Oberfläche der Erde liegt, und von folgenden dürren und kalten Oſtwinden von dem Lande gleichſam weggewehet wird. Noch ſchlimmer iſt der daher entſtandene Schade, wenn zur Zeit einer Thauwitterung, ehe der vorherige Winterfroſt völlig aus der Erde heraus iſt, Nachtfröſte einfallen. Die untern Wurzeln der Pflanze ſtehen, wenn die Erde nur erſt einige Zolle tief aufgethauet iſt, noch in gefrornem Lande; in der folgenden Nacht friert die obere aufgethauete Erde aufs neue und wird in die Höhe getrieben; die obern Faſern der Wurzel frieren mit ein, und werden zugleich mit in die Höhe gehoben. Da aber der untere Theil der Wurzel noch ganz in gefrorner Erde ſteht, ſo müſſen nothwendig die obern feinern Wurzeln zerreißen. Binnen einigen Tagen thauet es allmählich tiefer auf, und wenn alsdann, ehe alles in der Tiefe aufthauet, abermal ein ſtarker Nachtfroſt einfällt, welcher einige Zolle tief eindringt, ſo werden auch tiefer hinunter die Wurzeln zerriſſen. Wird alsdann die Pflanze nicht ſofort wieder feſt gedrückt, und bleibt in dieſem Zuſtande dem Sonnenſcheine ausgeſetzt, ſo iſt ſie verloren. Iſt nun das Beet vor der Beſtellung zuſammen getreten, ſo kann dieſer Schade nicht leicht erfolgen. Man laſſe daher die Winterquartiere ſeiner Pflanzen zuvor feſt zuſammen treten, hernach höchſtens ½ Zoll tief wieder aufharken, und ſodann die Pflanzen in ein mit einem Stocke gemachtes, der Größe und Länge der Wurzel gemäßes Loch einſetzen, ſo wird der durch das Erheben der Erde entſtehende Verluſt abgewendet.

8. Auf einem niedrigen und feuchten Beete ſind die Pflanzen dem Winterverluſte ſehr ausgeſetzt. Auf dieſen ſammelt ſich das Waſſer; dieſes verurſacht eine Stockung in den Wurzeln, und eine Fäulniß an den Pflanzen, die ſich beſonders alsdann erhebt, wenn ſich auf demſelben Schneewaſſer geſammelt hat, und darauf warmer Sonnenſchein, oder Froſt, erfolgt. Wenn

es alſo an trocknen Beeten fehlet, laſſe man ſchmale Winterpflanzenfelder mit Bretern einfaſſen, die an einer Seite $\frac{1}{2}$ Fuß, und an der andern $\frac{3}{4}$ Fuß hoch ſind, damit das Waſſer auf ſolchen theils erhöheten, theils etwas ſchräge liegenden Beeten abziehen könne. Eine ſolche Einrichtung des Winterquartieres iſt außerdem allemal vortheilhaft.

9. Sehr rund erhabene Rabatten ſind kleinen Pflanzen im Winter leicht nachtheilig. Das Waſſer zieht ſich von ihnen zwar gut ab; iſt aber der Mittelrücken zu erhaben, ſo fällt in das Herz der am niedrigſten ſtehenden Pflanzen leicht etwas Erde, wodurch die Ausdünſtung der zarten Herzblätter gehemmet wird, und ihre Säfte in Stockung gerathen. Bey Salaten und Nelken gehen die Herzen leicht in Fäulniß; und werden gleich die Nelken dadurch nicht allemal getödtet, ſo blühen ſie doch in demſelben Jahre nicht. Soll alſo eine rund gemachte Rabatte ein Winterquartier abgeben, ſo muß ſie nur mäßig gerundet ſeyn.

10. Oſt- und Nordwinde verurſachen das Verderben vieler Pflanzen. Die aus dieſen Himmelsgegenden kommenden Winde ſind gemeiniglich ſehr kalt. Sind ihnen die Pflanzen bloß geſtellt, ſo wird dadurch erſtlich der Umlauf des Saftes in ihnen langſamer gemacht, und ihre Ausdünſtung unterbrochen. Beydes, wenn es oft kömmt, und mit warmem Sonnenſchein oft abwechſelt, iſt den Pflanzen leicht ſchädlich, und macht viele von ihnen krank, weil es eine Stockung der Säfte verurſachet. Zweytens ſind jene kalte Winde den Pflanzen auch deswegen ſchädlich, weil ſie die gefrornen Pflanzen hin und her treiben, wodurch dieſelben Riſſe bekommen, und ihre Faſern ſich trennen, und folglich ihr Verderben veranlaßt wird. Man richte alſo, ſo viel möglich, das Winterquartier für die Pflanzen da an, wo es gegen jene kalte und ſchneidende Winde einigen Schutz hat. Und um zu verhüten, daß wenigſtens nicht

die Wurzeln der auf erhabenen, mit Bretern eingefaßten Beeten durchzuwinternden Pflanzen von ihnen zu ſehr und zu oft erkältet werden, umlege man die Breter, womit das Beet eingefaßt iſt, mit Miſt, welcher die Kälte des Windes abhält. Solchergeſtalt iſt die Pflanze ungleich weniger in Gefahr, zu verderben.

Was dieſe Beſchützung der Wurzeln gegen die Kälte für eine Kraft habe, die Pflanzen zu ſtärken, mag man mit daraus erkennen, daß einſt ſo gar ein gefrorner Lorbeerbaum, welcher bereits etliche Jahre ohne Blätter geſtanden hatte, als zufälligerweiſe eine Kohlpfanne auf die Erde, in welcher er ſtand, geſetzt, und dadurch die Erde mit dem untern Stamme mäßig warm geworden war, nach wenig Tagen ausgeſchlagen, und auf das beſte fortgewachſen iſt. Der ſelige Kanzler **Wolf** erzählt dieſes in der Note zu §. 32 ſeiner Einleitung zu der Ueberſetzung von Hales Statik der Gewächſe, und erklärt zugleich die ſonſt unwahrſcheinliche Möglichkeit dieſes Vorfalles aus der Natur der Rinde des Lorbeerbaumes.

11. Tropfenfall iſt durchzuwinternden Pflanzen ſchädlich. Sie gehen zu Grunde, wenn das Beet, auf welchem ſie durchwintert werden, entweder ſo nahe an einem Gebäude liegt, daß die von dem Dache deſſelben fallenden Tropfen, theils durch den Wind auf ſie geweshet werden, theils ſie bey dem Falle der Tropfen auf die Erde immer beſpritzt werden, oder wenn das Beet unter Bäumen liegt, von denen der Regen auf ſie tröpfelt. Die von einem Dache oder von Bäumen fallenden Tropfen fallen auf ſie mit einem größern Gewichte, und in größerer Maße, und ſtets auf eine und eben dieſelbe Stelle; ſie hemmen folglich ihre Ausdünſtung mehr, als ein gemeiner und meiſtens nur in kleinen Tropfen fallender Regen; und weil dadurch ihr Saft zu oft verdickt, und ihre Ausdünſtung zu oft gehemmet wird, ſo muß dieſes nothwendig eine Stockung der Säfte nach ſich ziehen. Man lege alſo das Winterbehältniß der Pflanzen nicht unter Bäumen an; aber man entferne daſſelbe auch von dem Tropfenfalle ſo weit, daß die Pflan-

Pflanzen theils von den Tropfen im geringſten nicht beſpritzet werden können, theils auch, wenn ſich an den Ziegeln des Daches Eiszacken anſetzen, die, wenn Froſt und Thauwetter oft abwechſeln, gemeiniglich ſehr dick werden, und über den gewöhnlichen Tropfenfall ſo weit weg ſtehen, daß die von ihnen abfallenden Tropfen auf ½ Fuß weit, und weiter, wegfallen, nicht gar dieſen ſo viel kältern Tropfenfall bekommen. Denn ſonſt würden ſie, ſo lange eine ſolche Witterung fortdauert, allemal nach Untergang der Sonne mit einem Glatteiſe beleget werden, und ihr Verderben unvermeidlich ſeyn, weil nichts den Pflanzen nachtheiliger iſt, als wenn ſie zu einer Zeit, da ſie naß ſind, gefrieren.

12. **Kranke und ſchwache Pflanzen ſind dem Verderben im Winter ſehr unterworfen.** Kranke Nelken-Ableger ſind ſolche, die bereits am alten Stocke vom Roſte und Brande angegriffen ſind, (und das iſt oft ein ganzer in Töpfen ſtehender Flor, wenn derſelbe im vorhergehenden Sommer entweder zu viel, oder zu wenig begoſſen iſt; die im freyen Lande ſtehenden ſind dieſen Krankheiten weniger unterworfen, weil ſich theils die überflüſſige Näſſe in die Erde hinein zieht, theils ſie bey anhaltender Dürre noch eher aus der Tiefe Nahrung ſchöpfen können,) oder in deren Herzen ſich bereits eine Fäulniß angeſetzt hat. Dieſe letztern werfe man nur ſofort weg, weil ſelten eine davon durchkömmt, es wäre denn, daß es eine vorzügliche Sorte ſey. Denn bisweilen, wiewohl äußerſt ſelten, hört die Fäulniß auf, wenn man die angefaulten Blätter behutſam auspuzt, und ein günſtiger Winter erfolgt; und obgleich eine ſolche Pflanze im folgenden Sommer nicht blüht, ſo treibt ſie doch einige Ableger, und kömmt im zweyten Jahre wieder zur Blüthe. Die vom Roſte und Brande ſtark angegriffenen kommen gleichfalls ſelten, ſo wenig im Hauſe, als im Lande, durch; man kann indeſſen ihre Blätter, ſo weit ſie angegriffen ſind, wegſchneiden, und ſie ſo-

ſodann ihrem Schickſale überlaſſen; zuweilen kommen einige durch. Schwache Pflanzen z. B. ſpät gemachte Nelkenableger, die nun erſt ſpät im October einige ſchwache Wurzeln haben. Nimmt man dieſe alsdann noch ab, und verſetzt ſie, ſo können ſie ſich, wofern der Winter nicht außerordentlich günſtig iſt, unmöglich erhalten, weil die Zeit ihre Würzeln zu vergrößern, vor dem Winter zu kurz iſt, und die Sonne nun nicht mehr Kraft genug hat, ihre Einwurzelung zu befördern. Man laſſe ſie alſo auf dieſen Fall lieber am Stamme. Auch ſolche Winterkohl- und Salatpflanzen ſind ſchwach, welche zu dicht geſtanden haben, oder mit Unkraute überzogen geweſen, und dadurch an ihren untern Theilen etwas gelb gebrannt ſind, und, weil ſie nicht von allen Seiten die volle Luft und Sonne haben genießen können, an ihrem untern Theile ihre völlig grüne Farbe nicht haben; oder auch, die zu ſpät geſäet, und alſo noch zu weichlich und wäſſerig ſind. Wenn dieſe verpflanzet werden, und es erfolgen bald darauf Nachtfröſte, ſo ſind ſie der Kälte nicht gewohnt, und verderben zum Theil noch im Herbſte. Dieſes zu verhüten, ſäe man ſie nicht zu dicht, und nicht zu ſpät, und halte ſie von Unkraute rein.

13. Alte Stöcke gehen im Winter leicht aus. Ein Nelkenſtock, der einige Jahre alt iſt, geht allezeit aus, wenn er im Herbſte aus der Erde genommen, von Erde entblößt, und verſetzt wird, obgleich von denen, die erſt einmal geblühet haben, nach dem der Winter beſchaffen iſt, verſchiedene gut bleiben. Das ſicherſte Mittel, ſie zu erhalten, iſt dieſes, daß man, (und zwar ſo bald, als möglich, nach geendigtem Flor) auf die Stelle, wohin man eine alte Topfnelke ſetzen will, ein der Größe des Topfes gemäßes Loch macht, alsdann mit einem langen Meſſer rings am Rande des Topfes herum die Erde los ſchneidet, darauf den Topf, nachdem man die Hand auf demſelben ausgebreitet, und den Nelkenſtock zwiſchen die mittelſten Finger gefaßt hat, umkehrt, den Topf in

die

die Höhe zieht, und dann die Pflanze mit aller Erde, ohne daß die Wurzel gerührt und von der Erde entblößt wird, in das gemachte Loch ſetzt. Thymian, Salbey u. d. gl. die einige Jahre alt ſind, gehen, weil ihre Wurzeln alsdan ſchon zu holzicht ſind, im folgenden Winter leicht aus, wenn ſie ſpäter, als im Auguſt, zertheilet und verſetzet werden. Die aber in dieſem Jahre erſt aus Samen gezogenen, laſſen ſich ohne Nachtheil noch zu Ende des Septembers, aber nicht ſpäter, verpflanzen.

14. Nicht alle diejenigen Pflanzen, die im Frühjahre das Anſehen haben, als habe ſie der Winter verderbt, ſind wirklich verloren. Ueber den Schnee hervor geſtandener und erfrorner hoher Braun-Kohl, wenn er an der vollen Sonne ſteht, er ſtirbt bey erfolgenden Nachtfröſten immer weiter hinunter, bis zuletzt der ganze Stamm todt iſt. So bald alſo im März die Sproſſen deſſelben aufzuſchwellen und zu wachſen anfangen, laſſe man ihn, wenn man von ihm Sproſſen oder Samen verlangt, aufnehmen, und den erfrornen Theil bis in das Geſunde abſchneiden, und einen Strunk neben den andern, ja, ganze Hände voll zuſammen nehmen, und an einen Zaun pflanzen, wo er die Sonne erſt um Mittag bekömmt. Er wird dann in kurzer Zeit vortreffliche Sproſſen liefern, oder, wenn man will, eine gute Menge Samen bringen. Ein an der freyen Sonne liegendes Feld Winter-Spinat ſcheint oft durch abwechſelnde Nachtfröſte und warmen Sonnenſchein gänzlich getödtet zu ſeyn, und hat kaum noch einige grüne Herzblätterchen. Da man aber bemerkt hat, daß ſolcher Spinat nach einem ſo genannten warmen Mayregen um ſein Herz herum gar bald wieder neue Blätter treibt, ſo darf man ihm nur, wenn es die Zeit verſtattet, damit er Luft bekomme, und nicht unter den dürren Blättern erſticke, die größten gelben Blätter abnehmen, oder, wenn alle Blätter des ganzen Beetes gleichſam in eines geſchlämmt zu ſeyn ſcheinen, mit einer hölzernen Heuharke ſanft

überziehen, den Unrath abharken, und das Erdreich zwiſchen den Pflanzen, ohne dieſe jedoch loszureißen, etwas auflockern laſſen, ſo wird man gegen die Mitte des Mayes, noch ehe der im März geſäete Spinat brauchbar wird, den ſchönſten Spinat zur Speiſe haben. Der Winterſalat, wenn er an die freye Sonne gepflanzt iſt, im April oft das Anſehen, als ſey er gänzlich verſchwunden. Beym Nachſpüren wird man jedoch zuweilen unter ſeinen in Fäulniß gegangenen Blättern noch einige ſehr zarte und kleine grüne Herzblätter finden. Diejenigen Pflanzen, die man alſo ſtehen läßt, gehen vollends verloren: diejenigen aber, die man aufnimmt, von aller Fäulniß reinigt, ihnen alle Spitzen ihrer Wurzeln beſchneidet, und ſie auf eine warme und fette Rabatte pflanzt, werden ſich, obgleich alsdann ihre zarte grüne Herzblätter kaum zu ſehen ſind, ſehr ſchnell erholen, und zwar etwas ſpät, dennoch früher als der im Frühjahre geſäete Salat gute Köpfe geben. Mit den Winterkohlpflanzen hat es dieſelbe Bewandtniß. Wenn nur das Herz noch gut iſt, ſo pflanze man ſie bis an daſſelbe in die Erde, nachdem man zuvor alle faule oder trockne Blätter ſorgfältig abgenommen, und ihre Wurzeln beſchnitten hat. Sie werden alsdann zwar nicht ſo zeitig, doch aber um Jacobi, und früher als der Sommerkohl, Köpfe bringen. Die Nelken, wenn ſie auch gleich zu Anfange des Aprils noch ganz gut ſtehen, werden im May oft ſo weiß, daß man glauben ſollte, es würde nicht eine einzige gut bleiben. Man übereile ſich aber nicht, ſie wegzuwerfen. Die warmen Tage im April verurſachen, daß ihre durch die vorhergehende Winterkälte etwas gehemmte Ausdünſtung wieder ſtärker wird; die alsdann zugleich erfolgenden Nachtfröſte hemmen dieſelbe in jeder Nacht aufs neue; daher entſteht ihre ſtroherne Farbe, und dieſe nimmt immer mehr zu, je mehr nun warme Tage und Nachtfröſte abwechſeln. Kaum aber erfolgt ein warmer Regen, ſo

öffnen

öffnen ſich die Pori der Blätter aufs neue, die Ausdünſtung wird völlig wieder hergeſtellt, und die grüne Farbe ſtellt ſich ſofort wieder ein. So lange ſie indeſſen weiß ſind, iſt es nicht rathſam, ſie zu verſetzen, weil ſie alsdann krank ſind. Findet man einige unter ihnen, die ſich gar nicht wieder erholen, ſondern weiß bleiben, und deren Herz ſogar erſtorben zu ſeyn ſcheint, ſo verabſchiede man ſie zwar nicht ſogleich, wenn es eine der Erhaltung würdige Sorte iſt; man laſſe ſie aber auch nicht ſtehen. Man nehme ſie auf, ſchneide alle ihre Blätter mit einem ſcharfen Federmeſſer an dem Stamme behutſam weg, verkürze ſelbſt die Herzblätter, ſo weit es, ohne das Innere des Herzens zu beſchädigen, möglich iſt; und wenn man dann in dem Innerſten des Herzens auch nur die geringſte Spur einer grünen Farbe findet, ſo pflanze man ſie in ein weder zu ſonnenreich, noch zu trocken, noch feucht gelegenes Beet, nachdem man zuvor auch alle ihre Wurzeln ſtark verſtutzt hat; man bedecke ſie darauf mit einem Blumentopfe gegen die heiße Sonne ſowohl, als gegen die Nachtfröſte, und gebe ihnen die Sonne nur einige Stunden des Morgens und des Abends, und decke ſie auch bey erfolgendem warmen Regen auf. Die meiſten werden ſich alsdann, und wenn ſie auch vorerſt kein Wachsthum ſpüren ließen, mit der Zeit erholen; und ob ſie gleich in demſelben Sommer nicht zur Blüthe kommen, ſo hat man doch das Vergnügen, ſie gerettet zu haben; und wenn man ſie bis in das folgende Frühjahr daſelbſt ſtehen läßt, hat man Hoffnung, die Sorte nicht zu verlieren. Die gefüllte *calcedoniſche Lychnis* ſcheint auch oft im Winter ausgegangen zu ſeyn. Wenn man dieſelbe im vorhergehenden Sommer zu lange hat blühen laſſen, hat ſich der Stock vor dem Winter nicht erſt gehörig beſtaudet. Im folgenden Frühjahre ſieht man denn an manchem Stocke nichts Grünes mehr, ſondern allein die über der Erde hervor ſtehenden abgeſchnitte-

nen dürren Zweige vom vorigen Jahre. Man gebe ſie aber nicht verloren, ſondern nehme ſie auf; man wird dann oft unten an den dürren Stangen noch einen weiſſen Keim gewahr werden. Man ſchneide alles Dürre weg; und wenn an dem unterſten Ende deſſelben auch keine einzige Wurzel mehr ſeyn ſollte, ſetze man dennoch dieſen Keim in gehöriger Tiefe in die Erde, und bedecke die Stelle, wohin der Keim geleget iſt, gegen den Froſt mit einem Topfe. Er wird dann in kurzer Zeit hervor wachſen, und in demſelben Sommer noch Blumenſtängel treiben. Eben dieſelbe Beſchaffenheit hat es mit der perennirenden Sonnenblume. Weil alle ihre Augen, die ſie im Frühjahre hervor treibt, in die Höhe gehen und Blumenſtängel werden, folglich wenn dieſe gegen den Winter abgeſchnitten werden, weder Augen noch Zweige vorhanden ſind, und ſich die an den Stürzen der abgeſchnittenen Blumenſtangen noch ſitzenden Blätter im Winter verlieren: ſo reißt ſie derjenige, der ſie noch nicht recht kennt, nach dem Winter oft aus, weil er ſie für verloren anſieht. Man warte aber nur bis gegen den April, ſo werden ſich ſo viel neue Augen oder Herzen zeigen, als ſie in demſelben Jahre Blumenſtängel treiben wird. Doch auch alsdann, wenn ſie nun im April recht artig bewachſen iſt, leidet ſie oft noch dergeſtalt von den Nachtfröſten, daß ſie völlig verloren zu ſeyn ſcheint, und wirklich ausgeht, wenn man ihr nicht zu Hilfe kömmt.

Es würde nicht viel Mühe verurſachen, aus demjenigen, was jetzt von Abwendung oder Verminderung des Winterverluſtes an Pflanzen und Blumen geſagt worden iſt, beſondere Regeln zu formiren, und die aus den Urſachen des Winterverderbens der Pflanzen dagegen hergeleiteten Mittel gleichſam mit einem Blicke überſehen zu laſſen. Allgemein aber würden dennoch dieſe Regeln nie ſeyn, weil eine jede andere Lage des Gartens, der mehrere oder geringere Schutz deſſelben gegen Sonne und kalte Winde, die beſondere Witterung

des

des einen oder andern Winters und Frühjahres u. d. gl. jedesmal ein anderes Verfahren erfordert, als man unter andern Umſtänden zu beobachten haben würde. Wer von dem hier Angeführten, auf die beſondern Umſtände ſeines Gartens die Anwendung macht, dem wird es leicht ſeyn, zur Wiedererhaltung ſeiner Pflanzen ſich auf ſeinen Garten paſſende Regeln zu entwerfen.

Eines der Hauswirthſchaft Erfahrnen, unter dem verdeckten Namen Jacob Chuſi, von der Materie des Froſtes, Eiſes, Hagels, Reifes, und anderer Geburten der Sonnen —— und von den ſicherſten und leichteſten Mitteln, Maulbeer- Citronen- Wein- und andere Bäume und Gewächſe, nicht allein ihrer Natur gemäß wohl zu bauen, ſondern auch gegen den Fröſten und der Unwiſſenheit Beſchädigungen wohl zu ſchützen, bey Gelegenheit eines Anno 1719 entſtandenen höchſtwunderbaren Nachtfroſtes herausgegebene Schrift, ſt. in J. C. Dithmars Oecon. Fama, 3. St. Frf. und L. 1743, 8. S. 3—34. Sinceri Cordati Anmerkungen über vorhergehende Schrift, eb. daſ. S. 34—45.

Sind auch beſonders gedruckt, u. d. T. Anonymi Gedanken von der Natur des Froſtes, und wie das Gartengewächſe dagegen zu bewahren, nebſt Sinceri Cordati Anmerkungen. Frf. a. d. O. 1743, 8.

An abſtract of a letter from *John Evelyn*, concerning the dammage, done to his gardens by the preceding winter, ſt. im 14. B. der Philoſ. Tranſact. a. d. J. 1684, No. 158, S. 559-563.

A diſcourſe concerning the effects of the great froſt on trees and other plants Anno 1683, by *Rob. Plot*, ſt. eb. daſ. No. 165, S. 766—789.

3. Vom Schaden des Froſtes, und inſonderheit der Frühlingsfröſte, *in Weinbergen und Weingärten*, ſiehe unter *Weinſtock*.

4. Feld-Früchte. Man hat angemerkt, daß der Same, wenn bald nach deſſen Einbringung, ein Froſt zu einer Zeit, da der Erdboden noch bloß und nicht mit Schnee bedeckt iſt, (ein ſo genannter Bar- oder Blachfroſt) einfällt, gern in der Milch erfriere, und daß alsdann das aufgequollene Samenkörnchen vom Froſte zerplatze. In naſſen und kalten Feldern gehen gemeiniglich die meiſten Körner durch den Blachfroſt zu Grunde, wenn gleich nach der Einſaat einige Tage viel Regen fällt, und der Froſt bald darauf ſich äußert, auch des Nachts in

ziemlichem Grade anhält. Man thut wohl, wenn man mit der Winterſaat in ſchweren und naſſen Feldern eilet und ſich, ſo viel möglich, an die Früh, und Mittelſaat hält; denn da kann der Same bequem aus der Milch kommen, und 3 auch wohl 4 Blätter treiben, ehe ein ſchädlicher Froſt ſich äußert, weil ihm die Herbſtwärme forthilft. Kommen nun auch gleich im October, oder zu Anfange des Novembers, Blachfröſte, ſo werden ſie doch keinen Schaden thun, weil ein drey- und vierblätteriger Stock ſchon etwas ausſtehen kann. Hingegen läßt ſich in leichten Sandfeldern bey der Spätſaat noch eher etwas wagen, wenn zumal der Same untergepflüget wird. Denn dieſe liegen meiſtentheils abhängig, daher das Waſſer ſeiner Schwere wegen abwärts ſinket; und es können die Erdtheilchen durch den Froſt nicht ſo geſchwinde gebunden werden, als in ſolchen Aeckern geſchieht, wo das Waſſer ſtehen bleibt. So kann auch in Sandfeldern die überflüſſige Feuchtigkeit den Wurzeln des Wintergetraides nicht leicht ſchädlich werden, weil ſie ſich darin nicht lange aufzuhalten pflegt.

Wie tief der Froſt in die Erde dringe, hat **Kraft** im 13. B. der Commentar. Acad. Scient. Imper. Petropolit. unterſucht. Im Journal des Sçavans, v. J. 1667, findet man die Nachrichten, welche **Hevel** davon eingezogen hat. Der Prof. **Scheffer** zu Upſal hat ihm berichtet, daß in Schweden die Erde 2 Ellen tief gefriere. In eben dem Journ. d. Sçav. v. J. 1675, ſteht die Nachricht des **Paul Biorne**, welcher in Island gereiſet iſt, daß das Erdreich daſelbſt 4 Fuß tief gefriere. Den 14. März 1740, bey Endigung des damaligen ſehr ſtrengen Winters, ließ **Kraft** in Petersburg, in einem Garten am Hauſe, der faſt überall mit Gebäuden von Holz und Stein umgeben war, nach weggeräumtem Schnee in die Erde graben. Der Schnee war 2 engliſche Fuß hoch, die Erde aber war nur $1\frac{1}{4}$ Fuß tief gefroren; doch ſo hart, daß ſich nichts davon mit dem Finger abkratzen ließ. Unter dieſer Eisſchale, deren Gränzen genau bezeichnet waren, befand ſich das hier gewöhnliche ſandige Erdreich, welches ſich, wie ordentlich, mit dem Finger zerreiben ließ. Im J. 1741, d. 11. Febr. ward in dem botaniſchen Garten der Academie, welcher weit, und der freyen Luft meiſt ausgeſetzt,

ſetzt, doch aber in der Stadt befindlich iſt, von Hrn. Ammann die Höhe des Schnees über der der Erde $16\frac{2}{3}$ Zoll, und die Dicke des gefrornen Erdreiches $7\frac{1}{2}$ Z. gemeſſen. Am 23. Febr. fand Hr. Kraft in einem Felde, welches in der Stadt liegt, und mit ſteinernen Häuſern, aber nur zum Theil, und auf 5 bis 600 Schritt weit umgeben iſt, die Höhe des Schnees 14 Zoll, des gefrornen Erdreiches 8 Zoll; d. 4. März auf einem freyen Felde, etwa $\frac{1}{4}$ Meile von der Stadt, und von einem niedrigen Gebüſche auf einer Seite in der Weite $\frac{1}{7}$ Meile beſchützt, den Schnee 16 Zoll hoch, darunter gefrornes Waſſer $1\frac{1}{4}$ Zoll hoch, welches vermuthlich von der ſumpfigen Beſchaffenheit der Wieſe herrührte, und dann das Erdreich nur 5 Zoll tief gefroren; und endlich d. 17. März auf einem ganz freyen Felde, eben ſo weit von der Stadt, den Schnee 16 Zoll hoch, gefrornes Waſſer, $\frac{1}{2}$ Z. dick, gefrornes Erdreich 12 Zoll tief.

Welchergeſtalt viele Feldfrüchte durch den Froſt aus der Erde gehoben werden, und dadurch verderben, iſt oben, S. 219, erwähnt worden.

Wenn ein Getraide von zarter Art von einem zeitigen gelinden Wetter geſchwind ausgeſchoſſen iſt, ſo vernichtet ein darauf folgender kalter Morgen die zarten Blätter; ſie fallen ab, und öfters auch die jungen Schößlinge mit ihnen. Dieſes iſt ein Stillſtand in dem Wachsthume, welcher ſehr aufhält, und ſchwer zu heben iſt. Man ſieht die Urſache des Schadens, und der Folgen; aber ein Mittel dagegen ausfindig zu machen, iſt ſehr ſchwer. Wenn ein Landmann die Gewohnheit der Gärtner, welche ihre Bäume und Blumen mit Matten zu bedecken pflegen, auf irgend eine Art nachahmen könnte, würde es dadurch geſchehen, daß er Stroh oder Heu über einige zarte junge Pflanzen ſtreuete; allein daraus würde, ohne die äußerſte Sorgfalt, mehr Schade als Nutzen entſtehen. Wofern er ja dieſer Gewohnheit folgen wollte, ſo giebt es nur einen Weg, es ſicher zu thun; und dieſer iſt mit vieler Beſchwerlichkeit verbunden. Er muß dieſe Bedeckung des Abends dünn über ſeine Pflanzen ſtreuen, des Morgens wieder abnehmen, und ſie auf einen Haufen zu-

ſammen legen, damit ſie des Abends wieder auf das Getraide geſtreuet werden könne. Ließe man es den ganzen Tag darauf liegen, ſo würden die Pflanzen ſo ſchwach werden, daß ſie gewiß wie die Schößlinge der Bäume in den Gärten, durch den kleinſten Froſt zerſtöret würden.

In Schweden hat Hr. Högſtröm Verſuche angeſtellt, Getraide und Gewächſe vor den Froſt durch den Rauch zu beſchützen, welche im 19. B. der überſ. Schwediſchen Abhandl. a. d. J. 1757. S. 67. fgg. erzählt werden. Es hatte derſelbe im Herbſte in einem Beete verſchiedene Gewächſe, welche die Kälte nicht wohl vertrugen. Sie waren, des kühlen Sommers wegen, nicht zur Reiſe gekommen, und er ließ daher im September, ſo oft eine Froſtnacht zu befürchten war, ſolche brennbare Sachen dabey anzünden, die eben nicht viel Wärme, ſondern nur Rauch von ſich gaben, welcher ſich zwiſchen die Gewächſe ausbreitete, und ſie ſo ſpät im Herbſte vor der Kälte beſchützt hat, daß ſchon Eis auf dem benachbarten Waſſer ſtand. Die Nacht gegen den letzten Sept. war dermaßen kalt, daß der Reif an einigen Stellen den ganzen folgenden heitern Tag liegen blieb. Eine Art Erbſen war meiſtens unbeſchädigt, obwohl an einigen Schoten etwas Eis ſaß; der Mays aber erfror gänzlich, wiewohl es ungewiß war, ob der Rauch deſſelben Staude erreicht und bedeckt hatte. Maulbeerbäume und einige andere Gewächſe wurden im geringſten nicht angegriffen. Ein Paarmal hatte er, wenn ſtarke Froſtnächte einfielen, ſolche Feuer auf freyem Felde anzünden laſſen, und den Morgen darauf gefunden, daß um die Stelle, wo der Rauch nieder gefallen war, der Froſt nicht ſo viel Wirkung auf dem Erdreiche ausgeübt hatte, als anderswo.

Er glaubt, die Sammlung vom Rauche, welche oft beym Untergange der Sonne im Sommer eine Abendröthe macht, ſey die Urſache der alten Regel, daß man, wenn eine ſolche Röthe ſich zeigt, keinen Nachtfroſt zu befürchten habe. Als 1752 im Auguſt in Rußland ſich langwierige Waldbrände häuften, und in den Zeitungen gemeldet ward, daß große Striche Landes zu 200 Werſten verbrannt wären, hatte man in Weſt-Bothnien einen häufigen und um dieſe Jahrszeit ungewöhnlichen Landrauch, der von Oſten her über die See

kam,

kam, und eine ſolche Röthe am Himmel, inſonderheit des Abends und Morgens verurſachte. Hr. Högſtröm bemerkte, daß, ſo heiter auch der Himmel ſonſt dieſe Zeit war, und ſo ſehr die Luft zum Froſte geneigt zu ſeyn ſchien, dennoch alle Nächte dieſe ganze Zeit über ohne Froſt geweſen. Er zieht hieraus folgende ſehr gegründete Vermuthung: „Können „nicht an ſtark bewohnten Oertern, vornämlich, wo man Torf „oder Steinkohlen brennt, die vielen beſtändig rauchenden „Schorſteine, unter andern Urſachen das meiſte dazu beytra„gen, daß die Gewächſe nicht ſo oft und häufig von der Kälte „beſchädiget werden, als in waldigen Ländern, wo die Häuſer „gemeiniglich ſelten ſind, und die Zimmer mit weniger Rauche „geheizet werden? Läßt ſich nicht eben daß zur Urſache ange„ben, warum die Aecker, welche nahe an Städten und Dör„fern liegen, bey der Kälte am wenigſten Schaden leiden?“

Unterſuchung, wie es gemeiniglich zugehe, wenn das Samkörnchen in der Milch erfrieret, ſt. im 5. Th. der öcon. phyſical. Abhandlungen, Lpz. 1753, 8. S. 242—254.

Von der Dauer des aufgegangenen Samens im Froſt, ſ. das 5. St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1756, 8. S. 454—456; und 30. St. S. 532—534.

Unterricht von ſchädlichen Froſtnächten für die Saat in Oſtbothnien, von Iproclis, ſt. im 4. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. a. d. J. 1742, Hamb. 1750. gr. 8. S. 292—300.

Des Hrn. Amtm. Leopolds Gedanken von den ſchädlichen Folgen, welche jählinge Nachtfröſte, bey noch nicht völlig aufgethaueten Saaten haben, ſt. im 4. B. der Oecon. Nachr. Lpz. 1752, 8. S. 285—296.

III. Wirkungen des Froſtes auf Menſchen.

Obſchon der menſchliche Körper, vermöge der phyſiſchen Geſetze, denen er, gleich andern Thieren unterworfen iſt, bey einer ſtarken Hitze oder Kälte zu Grunde gehen muß, ſo kann er doch beyden länger, als man glauben ſollte, widerſtehen. **Boerhaave** glaubte, der äußerſte Grad natürlicher Kälte, erſtreckt ſich nicht über den Punct 0 des Fahrenheitiſchen Thermometers, oder den 14. Grad unter dem Gefrierpuncte des Reaumüriſchen, indem nach ſeiner Bemerkung ſowohl Menſchen als auch Thiere und Gewächſe, einem ſolchen Froſte augenblicklich unterliegen müſſen. Die Erfahrung zeigt aber,

aber, daß in verſchiedenen Theilen unſerer Erdkugel eine weit heftigere Kälte Statt findet. Ich darf mich nur auf die Beobachtungen der Akademiſten von Paris berufen. Schon zu Petersburg erreichte die Kälte zuweilen in ſtrengen Wintern den 27 Grad unter dem Gefrierpuncte, und einmal gar den 30ſten. Noch ſtärker iſt eine zu Quebec verſpürte Kälte, welche das Thermometer auf den 33ſten Grad unter dem Gefrierpuncte fallen machte. Dieſe übertrifft noch die von Maupertuis zu Tornea beobachtete, wobey das Thermometer ſich auf den 37ſten Grad herab ließ. So heftig aber auch dieſe Fröſte in Vergleichung mit den unſrigen zu ſeyn ſcheinen, ſo kommen ſie doch dem ſibiriſchen Froſte nicht bey, der ſich zuweilen zu Tomsk, zu Kirenga und zu Yeneſeik verſpüren ließ, und das Thermometer auf 53½, 66½, und ſogar auf 70 Grad herunter ſetzte.

Es iſt nicht zu läugnen, daß eine ſo ſtrenge Kälte uns nicht ſchädlich und tödlich ſeyn könne. Die Petersburger Kälte von 27 Grad konnte man mit bloßem Geſichte nicht eine halbe Minute aushalten. Bey dem Froſte von 37 Grad zu Tornea fühlte man in der freyen Luft die Bruſt gleichſam zerreißen. Es iſt auch nichts ſeltenes, unter den Einwohnern dieſes rauhen Himmelsſtriches zerſtümmelte Perſonen, denen die Kälte einen Arm oder Fuß geraubt hat, anzutreffen. Gleiche und noch ſchädlichere Wirkungen erzählen uns die Geſchichtbücher von der ſibiriſchen Kälte. Und doch finden wir in eben dieſen Schriften Nachrichten von einem noch ſtrengern Froſte in andern Gegenden unſerer Erdkugel. Hieher gehört derjenige, welchen Middleton in der Hudſonsbay erfahren, und der königlichen Societät zu London beſchrieben hat. In den Häuſern dieſer nördlichen Gegend gefrieren alle Flüſſigkeiten, den Branntwein nicht ausgenommen; auf den Wänden der Zimmer und den Betten entſteht drey Zoll dickes Eis, ungeachtet die Mauern der Häuſer, worin die Einwohner ſich volle

fünf Monate lang vergraben, von Stein und zween Fuß dick, ihre Fenſter ſehr klein, mit dichten Bretern wohl verwahrt, und die meiſte Zeit des Tages verſchloſſen ſind, und in den Zimmern beſtändig ein ſtarkes Feuer unterhalten wird. Eine gleiche Kälte ſtanden die Holländer auf Nova Zembla aus, wo die Witterung ſo äußerſt ſtrenge war, daß ſie in der Hütte, wo ſie ſich verſchloſſen hatten, ungeachtet in der freyen Luft alle Zugänge ſorgfältig verſtopft waren, und ein beſtändiges Feuer brannte, doch mit genauer Noth die Füße erwärmen konnten. Ihre Kleider ſtarreten ſtets von Eis, und der Wein war in eine ſo harte Maſſe zuſammen gefroren, daß man ihn ſtückweiſe austheilen mußte.

Hiſtoire de l'Acad. R. d. Sc. à Paris, v. J. 1749.

Die Wirkungen ſo außerordentlicher Fröſte zeigen deutlich genug an, daß ſie den menſchlichen Körpern höchſt nachtheilig ſeyn müßten, wenn man ſich nicht dagegen verwahren könnte. Indeſſen läßt ſich hieraus keineswegs ſchließen, daß dieſer ſchädliche Einfluß ſolcher ſtarken Fröſte allgemein, nicht aber bloß relativiſch ſey, und von den Umſtänden abhänge, in welchen ſich diejenigen befanden, die ſich dawider beſchützen mußten. Um nur bey der Kälte ſtehen zu bleiben, welche **Middleton** in der Hudſonsbay, und die Holländer auf Nova Zembla, auszuſtehen hatten: ſo kann man leicht denken, daß dieſe letztere ſie heftig empfinden mußten, weil ſie, in ihre Hütte eingeſchloſſen, ein ſitzendes ruhiges Leben ohne gehörige Bewegung führten, wodurch ſie ſich gerade der Kälte am meiſten Preis gaben, wenn ſie keine andere Verwahrungsmittel gebraucht hätten. Sie hätten gewiß auf freyem Felde, ohne Lebensgefahr, vorausgeſetzt, daß ſie warm genug angekleidet geweſen, dieſer ſo heftigen Kälte widerſtehen können, ohne weitere Verwahrungsmittel, außer Bewegung und Leibesübungen, nöthig zu haben. In unſern gemäßigten Ländern erreicht der Froſt in manchen Winternächten ſchon mehrere

rere Grade unter dem Gefrierpuncte; und wer ſich ohne Bewegung zu machen, demſelben ausſetzen wollte, müßte ohne Zweifel unterliegen; vermittelſt der Bewegung aber können wir ihn aushalten, und würden auch einem noch ſtrengern widerſtehen können. So konnten die Pariſer Akademiſten, die doch beynahe eines eben ſo gemäßigten Klima, wie das unſrige iſt, gewohnt waren, mitten in den Wäldern und auf den Bergen in der Nähe von Tornea ihre aſtronomiſche Beobachtungen anſtellen, ſo lange der Schnee noch nicht allzu tief lag, ungeachtet der dortigen grimmigen Kälte, die zwar damals nicht gleich, wie hernach, den 37ſten Grad erreichte, doch ſchon ſo heftig war, daß außer dem Branntweine alle flüſſige Dinge zuſammen froren, und an den Trinkgläſern bey dem Abſetzen das helle Blut hängen blieb, indem während dem Trinken das Glas an die Lippen angefroren war.

Die Wilden gehen auch in den nördlichſten Gegenden, in dem ſtrengſten Winter, auf die Jagd, und beſchützen ſich durch die bloße Bewegung wider die heftigſte Kälte. Dieſes erhellet daraus, weil ſie, wenn ſie etwa unglücklicher Weiſe verirren und keinen Ausweg zu finden wiſſen, unausbleiblich ſterben müſſen, ſo bald ſie ſtille ſtehen, oder liegen bleiben. Am überzeugendſten aber beweiſet das Beyſpiel jener Holländer, die auf Spitzbergen, dem kälteſten bekannten Lande, 78 Grad der Breite, überwinterten, wie ſehr man, vermittelſt der Bewegung, der Kälte widerſtehen könne. Diejenigen von gedachten Holländern, welche mit dem Anfange der ſtrengen Jahrszeit ſich in eine beſonders dazu erbauete hölzerne Hütte einſchloſſen, mußten einer nach dem andern ſterben. Denn die Kälte war ſo grimmig, daß ſie, ſo heftig ſie auch einfeuerten, doch nie warm wurden. Die andern hingegen, die ſich in der freyen Luft mit Jagen, Holzführen und andern Leibesübungen Bewegung machten, blieben friſch und geſund.

Der Branntwein, welcher äußerlich ſo gute Dienſte thut, iſt, wie bekannt, auch innerlich eines der beſten Mittel, dem Froſte zu widerſtehen; nur muß man ihn mäßig gebrauchen. Ein jeder Grad des Rauſches

ſchwächt die Empfindungen; der erſte, indem er die Vorſtellungen der Einbildungskraft lebhafter und feuriger macht, wodurch die Empfindungen gleichſam überſtimmet werden; und die folgenden, indem ſie den Schlaf befördern. Nun aber iſt ein Menſch in deſto größerer Gefahr, entweder ſchlechterdings, oder doch ſeine Gliedmaßen zu erfrieren, je ſchwächer in großer Kälte ſeine Empfindungen ſind. Folglich kann man die übeln Wirkungen der Kälte keinesweges dadurch verhüten, wenn man hitzige Getränke ſo häufig genießt, daß man davon berauſchet wird. Dieſe Sache iſt ganz unſtreitig, ob ſie gleich ein allgemeines Vorurtheil wider ſich hat. Wenn ein Glied erfriert, ſo wird es vorher taub und unempfindlich; daher man es auch nicht eher zu bemerken pflegt, daß es erfroren ſey, als bis es in der Wärme aufthauet und die Empfindung wieder bekömmt. Wenn ein Menſch erfriert, ſo verfällt er vorher in einen ſanften Schlaf, welcher ſo angenehm iſt, daß man ihn nicht überwinden kann. In dieſem Schlafe ſchleicht ſich die Seele davon; und es iſt alſo der gewöhnliche Weg, auf welchem der Froſt ſeine Gewalt ausübet, daß er unſere Empfindungen betäubet. Da es nun unläugbar iſt, daß der Rauſch ſie ebenfalls betäube: ſo bleibt es allezeit gefährlich, ſich in großer Kälte zu betrinken. Siehe auch Th. VI, S. 499.

Eine große Kälte reizt, kurz vorher erwähntermaßen, eben ſo wie eine große Hitze, zum Schlafe; ſo bald ſie aber bis auf einen gewiſſen Grad geſtiegen iſt, erreget ſie einen ſolchen Schlaf, aus dem man nicht wieder zu erwachen Gefahr läuft. Dieſes iſt eine äußerſt wichtige Nachricht für diejenigen, die im harten Winter zu reiſen haben. Sie empfinden zwar einen angenehmen Schlummer, dem ſie ſich aber mit Gewalt entreißen müſſen. Sie müſſen ſich daher bald aufrichten, abſteigen, laufen, und andere Arten der Bewegung, welche ihr Blut fließend erhält, vornehmen. Dieſes iſt

das einzige Mittel gegen einen angenehmen und unausbleiblichen Tod.

Eine heftig kalte Luft verdicket nicht nur, vermöge einer ſtärkern Zuſammenziehung der Fibern und Gefäße, das Blut und die Feuchtigkeiten, ſondern treibt auch dieſe deſto ſtärker von dem äußern Körper zu den innern Theilen, dem Kopfe, der Bruſt und den Gliedern, und giebt dadurch in dieſen ſowohl, als andern ſchwächern Theilen, zu Stockungen Gelegenheit. Vornämlich aber ſchadet die Kälte den äußern nervigen und ſpannaderigen Theilen des Körpers, dem Unterleibe, dem Kopfe und den Häuten, ſehr. Hieraus folgt, daß 1) beſondere Krankheiten, welche auf eine Strictur oder Spannung der nervigen Theile ſich gründen, wie die hypochondriſchen Mutterbeſchwerungen, reißende Gicht und deren Arten, convulſiviſche Engbrüſtigkeit, Steinſchmerzen, Kopfweh und halbſeitiger Kopfſchmerz, und die übrigen ſchmerzhaften, ſpasmodiſchen, convulſiviſchen Krankheiten, wie auch die Blutflüſſe, wegen der durch den Krampf verurſachten ungleichen Austheilung des Blutes, bey heftiger kalter Luft verſchlimmert; 2) die paralytiſchen Zufälle, welche keine Kälte ertragen können, dadurch vermehret werden; 3) die Krankheiten, welche von der Dicke der Säfte und Verſtopfung der Eingeweide entſtehen, inſonderheit bey vollblütigen, cachectiſchen und cacochymiſchen Perſonen, von der Kälte ſehr zunehmen, und 4) dieſes auch auf gleiche Art von den von verhinderter Ausdünſtung herrührenden Krankheiten gelten müſſe. Daher auch alle diejenigen, welche im Winter an ſolchen Krankheiten danieder liegen, ſelten, oder ſchwerlich, davon befreyet werden.

Ein außerordentlicher Grad der Kälte verurſacht eben ſo, wie eine ſehr große Hitze, Melancholie und Unſinn. Thuanus erzählt von Heinrich III, daß deſſen Zufall allezeit bey Annäherung der Kälte heftiger geworden ſey.

Gemei-

Gemeiniglich entſteht durch eine plötzliche Abwechslung großer Hitze und großer Kälte nicht nur ein Aufſpalten oder Aufſpringen der Haut, Fr. Gerçure, Gerſure, ſondern auch an den äußern Theilen des Körpers eine Art der Geſchwulſt, welche Hitze, Schmerz und Jucken verurſacht, und Froſtbeule, Winterbeule, das Erfrieren der Glieder, oder der Froſt in Händen und Füßen, L. Pernio, Fr. Engelure genannt wird. Ich werde hier alle mir bekannt gewordene Mittel, den Beſchwerlichkeiten des Froſtes abzuhelfen, und dem Schaden, den er uns zuzieht, zeitig vorzubeugen, anzeigen. Alles, was ich in dieſer Abſicht vortragen werde, läßt ſich unter drey Hauptbegriffe bringen. Der erſte iſt: wie man überhaupt verhüten könne, daß die Glieder nicht erfrieren; der zweyte, wie man die ſchon ehemals erfrornen Glieder im voraus vor neue Anfälle der Kälte zu beſchützen habe; und der dritte: wie man die vom Froſte verdorbenen Glieder wieder herſtellen könne.

Wer nicht ſo viel Verſtand hat, daß er ſich im Winter Hände und Füße warm bedecken, und die übrigen Vertheidigungsmittel vor der Kälte gebrauchen ſollte, dem muß der Arzt oder ein vernünftiger Lehrer ſtatt des Verſtandes dienen. Dieſer Fall hat, außer einigen Erwachſenen, vornämlich bey Kindern Statt. Wenn dieſe auf Befehl ihrer Aeltern ihre geſunden Gliedmaſſen ſchonen ſollen, ſo müſſen die Aeltern ſo vorſichtig ſeyn, ſie zu verhindern, daß ſie nicht oft und lange im Schnee und auf dem Eiſe herum laufen; daß ſie nicht ohne warme Bedeckung der Füße und ohne Handſchuhe ausgehen; daß ſie nicht zu lange in der Kälte ſtill ſtehen oder ſitzen, nicht im kalten Waſſer mit den Händen herum rühren; daß ſie die Kunſt, derbe Schneebälle zu machen und genau zu werfen, nicht ohne andere Belohnung erlernen, als die der Knabe empfieng, der den Aeſop ſo meiſterlich treffen konnte (*Phaedr.* Fab. III.

III. 5.); daß ſie nicht des Morgens, ohne vorher etwas gegeſſen zu haben, ausgehen dürfen, weil das Blut unter der Verdauung in eine lebhaftere Bewegung geſetzt wird, daß ſich die Glieder eher erwärmen; und endlich, daß ſie nicht zu enge Schuhe anziehen, weil dieſe das Blut zurück treiben, und alſo das Erfrieren der Füße gar ſehr befördern. Dieſes ſind Kindermittel, und daher können ſich alte und junge Kinder dieſelben zu Nutze machen.

Ganz andere Vertheidigungsmittel haben diejenigen vonnöthen, die gezwungen ſind, ihre Geſchäfte in einer ſtrengen Kälte zu verrichten, und die alſo ihre Glieder Amts und Berufs wegen erfrieren. Soldaten, Prediger, Zuhörer, Reiſende, und eine Menge Handwerksleute können die Kälte nicht immer verhüten; und ſie mögen ſich noch ſo warm ankleiden, ſo iſt es nicht allemal möglich, die Glieder davor geſund zu erhalten. Dieſen hat Livius (B. 21, Cap. 54 und 55) ein Geheimniß aufbehalten, welches unter andern beweiſet, daß ein General nicht allein tapfer, ſondern auch klug ſeyn müſſe. Hannibal wollte bey großer Winterkälte den Römern eine Schlacht liefern. Ehe dieſes geſchah, ließ er ſeinen Solduten nicht nur Speiſe, ſondern auch Oehl reichen, womit ſie ſich die Glieder und Gelenke reiben mußten. Nach dieſer Vorbereitung lockte er die muntern Römer heraus, die bis an den Leib durch einen Fluß waten mußten. Dieſes machte ſie zum Schlagen dermaßen ungeſchickt, daß es den Völkern des klügern Feldherrn, welche ſchmeidige und warme Glieder hatten, ſehr leicht war, einer großen, bereits halb erfrornen Menge Römer die noch übrige Lebenswärme mit dem kalten Eiſen völlig aus dem Leibe zu jagen, und den Sieg über ſie davon zu tragen. Dergleichen Oehle, welche die Wirkungen der Kälte zurück halten, ſind: das Steinöhl, Pinienöhl, Terpenthinöhl, Rüböhl, Wachsöhl, Palmöhl, Hirſchtalg, Rinds-

talg,

talg, Bockstalg, Lichttalg, Gänſefett u. d. gl. Mit dergleichen Mitteln reibt man die Glieder, ehe man in die Kälte geht.

Den Nutzen des Beſtreichens, inſonderheit der Naſ und des Mundes mit Lichttalg rühmt Hr. Adlerhielm im 3. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1741, S. 319, aus eigener Erfahrung.

Stuttg. Selecta phyſ. œcon. 14. St. S. 95—97.

Jo. Con. Loebe Ehre Gottes aus der Betracht. des Himmels und der Erde, 3. B. Nürnb. 1768, gr. 8. S. 285, f.

Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 86.

Man kann verſchiedene dieſer Oehle mit einander vermiſchen, z. B. das Steinöhl mit weiß Lilienöhl mäßigen, oder den Talg, beſonders wenn man das Geſicht, die Lippen und die Hände damit einbalſamiren will, vorher flüſſig machen, ihn in Bier tröpfeln, ſich hienächſt mit dieſem Biere Geſicht und Hände waſchen, und inſonderheit an den Händen den Talg beym Feuer gehörig einziehen laſſen. Eben ſo laſſen ſich Rüböhl, Steinöhl und Terpenthinöhl ꝛc. vermiſchen und gebrauchen. Dieſe Oehle können auch mit Blaſen oder Papier übergelegt werden; und helfen auch alsdann, wenn der Ort bereits ſchwillt, ja ſogar ſchon Ritzen oder Löcher bekömmt.

Jo. Wolfg. Frid. Bönnecken practiſche Bemerkung von dem Nutzen des Palmöhls, beſonders in den Froſtbeulen und Gichtknoten; ſt. im 10. St. der fränk. Sammlungen, Nürnb. 1757, 8. S. 229—241.

Außer den Oehlen ſind auch durchdringende Spiritus, innerlich und äußerlich gebraucht, ſehr wirkſame Vertheidigungsmittel gegen den Froſt. Ein Paar Löffel (nicht Flaſchen!) voll Branntwein erwärmen nach vorher genoſſener Speiſe vortrefflich, und ſind das beliebte Mittel der Soldaten, womit ſie ſich froſtfeſt machen. Aeußerlich dienen zum Waſchen Weingeiſt mit oder ohne Campher, Myrrheneſſenz, Bernſteineſſenz u. d. gl. Weil aber die ſpirituöſen Sachen leicht verfliegen, ſo kann man ſich eines Kunſtgriffes bedienen, der dieſer Wirkung vorbeuget. Man feuchtet nämlich

ein Stück Löſchpapier oder Leinwand mit dem Spiritus ein, oder gießt ihn auf die Socken und Strümpfe. Darüber her legt man einige trockne Blätter Papier über einander, und zieht die Schuhe oder Stiefeln über dieſelben. Das Papier allein hat ſchon die Wirkung, daß es die Glieder vortrefflich wider die Kälte beſchützet, und Paracelſus hat es ſchon allen Pelzen und Zeugen vorgezogen. Es muß alſo deſto beſſere Wirkung leiſten, wenn die Füße mit ſpirituöſen Sachen angefeuchtet ſind, und noch überdem dieſe Bedeckung haben, welche das ſchnelle Ausdünſten des Spiritus verhindert.

Wer zur härteſten Winterszeit über Feld reiten muß, der nehme nur ein Paar einfache dünne Strümpfe, überziehe aber vorher den bloßen trocknen Vorfuß bis an die Waden mit Schreibpapier, und ziehe alsdann ſeine Strümpfe ordentlich an, wie auch die Stiefel, ſo wird ihn nicht an die Füße frieren, wenn er gleich den ganzen Tag reitet, da er ſonſt ohne dieſes Papier die Kälte nicht eine halbe Stunde aushalten könnte; welches deſto unfehlbarer geſchieht, wenn er das Papier doppelt anlegt, ungeachtet die Dicke von dem Papiere zweyfach genommen noch ſehr geringe iſt.

Statt des obgedachten Spiritus kann auch bloß Branntwein zum Waſchen der Füße, Hände und des Geſichtes, oder Lauge von Tauben- oder Fuchskoth hinreichen. Wer aber von edlem Geblüte herſtammet, und ſich mit guten gemeinen Sachen nicht abgeben will, der läßt ſich von ſeinem Leibarzte nervenſtärkende Kräuter verſchreiben, die er in rothem Weine kocht, und ſich die Füße damit badet. Dieſes Mittel hilft vielleicht nicht ſo viel, als die vorhergehenden; allein da es vornehmer iſt, ſo wird man die Billigkeit haben, eines ins andere zu rechnen. Rodericus von Fonſeca erzählt, daß die Barfüßer Mönche bey dem Anfange des Winters die Füße mit dem abgekochten rothen Weine mit Brennneſſeln, Rosmarin, Thymian, Raute, Poley und Calaminthen oder Ackermünze baden, und dadurch ſich vor dem Froſte verwahren. Libavius ſchreibt,

wenn den Kindern vor dem vierten Monate des Alters die hohlen Hände und Fußſohlen mit dem ausgepreßten Safte von Wermuth gerieben würden, ſo hätten ſie ihr Lebenlang keine Gefahr vom Froſte zu befürchten.

Am beſten ſtärkt man die Haut an den Händen ſo wie am ganzen Körper durch das Waſchen mit kaltem Waſſer. Kinder, die nach dieſer Vorſchrift erzogen werden, bekommen ſelten Froſtbeulen. Von dem Anfange des Herbſtes an laſſe man ſie Morgens und Abends vor dem Eſſen einige Augenblicke die Hände in kaltes Waſſer eintauchen. In dieſer Jahrszeit gewöhnen ſich die Kinder leicht daran, und werden alsdann den ganzen Winter hindurch damit fortfahren, auch wenn das Waſſer eiskalt iſt. Sie können auch wöchentlich zwey oder dreymal die Füße in kaltes Waſſer ſetzen. Dieſes Verfahren, welches für Erwachſene, die daran nicht gewöhnt ſind, ſchädlich ſeyn würde, iſt bey Kindern, die man ſehr jung daran gewöhnt, von unbeſchreiblichem Nutzen.

Ueberhaupt muß man inſonderheit im Winter bey großem Froſte die Hände und Füße zum öftern rein abwaſchen, und von dem ſich in die Schweißlöcher und Falten ſetzenden Unflathe, Staube, Kothe und Schweiße reinigen; denn dieſer friert am erſten von dem äußerlichen Froſte, und die warme Ausdünſtung kann darin demſelben gar nicht widerſtehen; der gefrorne Unflath aber verhindert ſolche an der Haut, zieht ſie zuſammen, und macht, daß ſonderlich die Hände davon aufſpringen. Dieſe Regel haben ſich inſonderheit Dienſtboten, welche dem Anhängen des Unflathes mehr als andere Menſchen unterworfen ſind, wohl zu merken.

Man muß ſich aber auch in Acht nehmen, daß man die gute Wirkung dieſes kalten Bades durch allzu große Wärme in der Zwiſchenzeit nicht ſtöre; folglich muß man auch zugleich die Abwechslung von Wärme und Kälte vermeiden. In dieſer Abſicht muß man 1) die Kinder ſo erziehen, daß ſie nie die Hände zum Feuer, und

und noch weniger an den Ofen halten. In den Ländern, wo die Oefen nicht ſo ſehr im Gebrauche ſind, und unter denen, die ſich derſelben weniger bedienen, ſind die Froſtbeulen ſeltener. Der Gebrauch des Ortes zwiſchen der Wand und dem Ofen, den man hier zu Lande die Hölle zu nennen pflegt, und wo ſich gemeiniglich eine Schlafbank befindet, iſt den Kindern und Erwachſenen auf mehr als eine Art ſchädlich. 2) Man muß ihnen niemals Muffen (Stuße) geben. 3) Es iſt auch dienlich, wenn man ſie gar keine Handſchuhe tragen läßt, es ſey denn, daß einige beſondere Umſtände es erfordern. Dieſer Rath iſt beſonders den jungen Knaben heilſam. Wenn man ihnen ja aber welche giebt, ſo müſſen ſie allemal von dünnem und glattem Leder ſeyn.

Zur Verhütung der Froſtbeulen giebt Andry in ſeiner Orthopädie, deutſch. Ueberſ. Berl. 1744, 8. S. 246, als das ſicherſte Mittel an, daß man ſich im October und November des Morgens und Abends die Hände mit blankem Weine, worin man klein geſchnittene und friſch gepflückte weiße Senfblätter zween Tage lang, hat weichen laſſen, waſche.

Man hat auch bewährt gefunden, die Theile, welche dem Erfrieren vor andern unterworfen ſind, in ganz warmes Ochſenblut zu tauchen.

No. 71 der Gaz. ſalut. v. J. 1767.
Berl. Samml. 4. B. 4. St. S. 95.

Um das Erfrieren der Glieder auf der Jagd abzuwenden, beſchmieren ſich die Jakuten des Winters öfters mit einer Salbe von Thon und friſchen Kuhmiſt; und dieſes haben ihnen auch die Ruſſen um Jakuzt, da der Nutzen davon ſo ſichtbar iſt, abgelernt.

Gmelins Reiſe durch Sibirien, 2. B. S. 453, fgg.

Wer die Glieder ſchon ehedem erfroren hat, empfindet darin zur Herbſtzeit, wenn der erſte Froſt eintritt, ein beſchwerliches Jucken, wobey die Glieder ſchwellen, roth und blau werden, ja ſogar aufbrechen, wenn man nicht zuvor kömmt. Es iſt etwas Beſonderes, daß dieſes

ſes alle Herbſte geſchi.ht, wenn auch gleich eine ſolche Perſon zu der Zeit nicht aus ihrem Zimmer oder Bette kömmt, und ſich der äußern Luft im geringſten nicht ausſezt. Man ſieht hieraus, daß der menſchliche Körper ein lebendiges Wetterglas iſt. Sobald man das Jucken, die Geſchwulſt und die unterlaufenen Flecken an den erfornen Theilen ſpüret, muß man ſie fleißig mit den obgedachten Oehlen oder ſpirituöſen Sachen reiben, ſo läuft man keine Gefahr, daß ſie aufbrechen werden. Inſonderheit verdient hier der Gebrauch des Steinöhles, mit weißem Lilienöhle vermiſcht, angeprieſen zu werden.

Ein vorzüglich wirkſames Mittel iſt das Waſſer, welches ſehr kalt iſt, oder gefrieren will. In ſelbiges taucht man täglich verſchiedenemal einige Minuten lang die Hände. Dieſes Mittel iſt bey dem Froſte in den Händen nie zu unterlaſſen, wenn man Muth genug hat, es auszuhalten, und wenn keine Umſtände, wegen welcher es ſchädlich werden könnte, vorhanden ſind. Selbſt der große Arzt in der Schweiz, Hr. Tiſſot, verſichert, ſich einzig und allein damit geholfen zu haben, als er von Froſtbeulen angegriffen ward, weil er ſich eine allzu warme Muffe angeſchäfft hatte. Die erſten Augenblicke, da die Hand im Waſſer iſt, fühlt man einen leichten Schmerz, welcher ſich nach und nach vermindert. Bey dem Herausziehen ſind die Finger von Kälte erſtarrt; ſie werden aber bald wieder warm, und nach einer Viertelſtunde befindet man ſich ganz wohl. Wenn man die Hand aus dem Waſſer zieht, ſo trocknet man ſie ab, und ſteckt ſie in einen ledernen Handſchuh. Nach 3 oder 4 ſolchen Handbädern verliert ſich die Geſchwulſt, und die Haut wird runzelig; bey fernerer Fortſetzung der Bäder aber zieht ſie ſich wieder zuſammen. Nach 3 oder 4 Tagen iſt man geheilt, und das Uebel kömmt ſelten in demſelben Winter wieder. Das empfindlichſte Jucken der Hände wird durch das

Eintauchen derſelben in kaltes Waſſer gewiß geſtillet. Hieher gehören auch die Schnee- und Eisbäder, deren Wirkung gemeiniglich noch ſchneller iſt. Man reibt ſich nämlich die Hände oft und lange mit Schnee oder geſchabtem Eiſe, oder hält ſie eine Zeitlang darin. Sie werden einige Augenblicke hiedurch ſehr heiß und roth, man befindet ſich aber bald darauf wohl. Einige wenige Perſonen, die eine überaus zarte und empfindliche Haut haben, können dieſes Mittel nicht leiden.

Wahrnehmung von einem durch die Kälte beynahe verurſachten, durch Schnee und Eisbäder aber abgewendeten kalten Brand, durch Hrn. le Nicolais du Saulſay; ſt. in der aus dem Franz. überſ. Samml. auserleſ. Wahrnehm. aus der Arzneywiſſ. ꝛc. 8. B. 6. St. Straßb. 1764. 8. S. 377—387.

Wenn dieſe leztere Urſache oder ein anderer Umſtand, z. B. die Verzagtheit und das beſtändige Wehklagen eines Kindes, die Zeit der monatlichen Reinigung bey einer Frauensperſon, zur Gewohnheit gewordene Koliken oder andere Krankheiten, welche, wie man bemerkt hat, nach Erkältung der äußern Gliedmaſſen von neuem anfallen, den Gebrauch dieſes Mittels nicht verſtatten, ſo muß man andere an deſſen Stelle ſezen. Eines von den beſten iſt, Tag und Nacht Handſchuhe von zartem Leder, z. B. von Hundsleder zu tragen. Sind die Füße angegriffen, ſo muß man Socken von eben ſolchem Leder anziehen, und einige zu Bette liegen.

Wenn das Uebel zu dringend iſt, wenn man kein kaltes Waſſer gebrauchen kann, und die Hülfe der Handſchuhe zu langſam ſcheint, ſo muß man täglich zu verſchiedenenmalen die leidenden Theile in ein Decoct eintauchen, welches mehr als laulich iſt, und zu gleicher Zeit eine zertheilende und erweichende Kraft beſizt.

Von dieſer Art iſt das Decoct von Rübenſchalen oder von gewelkten Rüben, deſſen Kraft man vermehret, wenn man ein Sechzehntheil Eſſig hinzu füget.

Ein anderes ſehr bewährt befundenes Decoct, wovon die Hände aber auf einige Tage gelb werden, iſt Folgendes:

Sau-

Saubrod, Kamillenſpitzen, von jedem 1 Handvoll; gemeine Seife, Salmiak, von jedem 1 Quent. Alles dieſes thut man in einen irdenen Topf, gießt 1 Quart kochendes Waſſer darauf, und läßt es eine Weile an einem warmen Orte ſtehen. Man kann verſchiedene dergleichen Decocte aus allen Arten von Wundkräutern machen, welche beynahe einerley Kräfte haben.

Der *Urin*, welchen einige rühmen, und die Vermiſchung von *Urin* und *Kalkwaſſer* ſind von gleicher Wirkung, wie dieſe Decocte. Wenn man die Hände aus dieſen Decocten heraus zieht, muß man ſie nothwendig durch Handſchuhe gegen die äußere Luft verwahren.

Oefters iſt der Dampf noch wirkſamer, als die Decocte ſelbſt. Man kann daher zuweilen mit gutem Erfolge, anſtatt die Hände in das Decoct einzutauchen, ſolche über den Dampf halten. Der Dampf von warmem Eſſig iſt eines der kräftigſten Mittel, und der Dampf von Judenharz oder Terpenth*in* thut ebenfalls gute Wirkung. Auch nach dem Dampfe muß man die Hände vor der äußern Luft verwahren. Wenn das Uebel durch den Gebrauch der Decocte oder des Dampfes vertrieben iſt, muß man die Hände oder Füße alle Tage mit ein wenig Campherſpiritus, der mit einer gleichen Quantität Waſſer vermengt iſt, waſchen, wodurch die Haut wieder geſtärkt wird.

Zum Ausziehen des Froſtes wird von andern empfohlen, das erfrorne Glied eine Stunde lang in warm gemachte Salzlacke von Rindfleiſch zu halten, und dieſes zum öftern zu wiederholen. Dieſes Mittel heilt, wenn auch ſchon der Schade aufgebrochen iſt.

Nach No. 49 der Gazette ſalut. v. J. 1771, der Gaz. litter. de Berl. v. J. 1772, S. 40, und dem 4. St. des 4. B. der Berl. Samml. hat man die Benzoetinctur wider die noch nicht aufgebrochenen Froſtbeulen durch vielfältige Erfahrungen bewährt gefunden, wenn man davon 3 oder 4 Tropfen auf die be-

ſchädigte Stelle gießt, und ſie daſelbſt einreibt. Nach ſieben = bis achttägiger Wiederholung dieſes Mittels verſchwinden die Beulen.

Nach des Ritter Linné Vorſchrift ſoll man die erfrornen Theile zum öftern mit Salzgeiſte benetzen.

Journ. œcon. Janv. 1758, S. 28, und Juill. 1767, S. 325.
Nouvelliſte œcon. & litter. To. XXIX. p. l. m. de Avr. M. & Juin 1759, S. 176.
No. 42 der Gaz ſalut. v. J. 1761; und No. 10 derſ. v. J. 1768.
Samml. auserleſ. Wahrnehm. rc. 7. B. 2. St. Straßb. 1763, 8. S. 167.
14. St. der Hamb gemeinnütz. Nachr. rc. v. J. 1768, S. 64.

Um den Froſt auszuziehen, legt man auch faule Aepfel auf; oder Sauerteig; oder Wein = oder Bierhefen; oder die abgezogene Haut von einem geräucherten Häringe oder Bücklinge; oder bloßen Thran, oder auch von Thran gemachte Wagenſchmier; oder das kleine Hauslaub (Sedum vermiculare minus) geſtoßen; friſche Rüben mit Ey oder etwas Myrrhen gequetſcht, und mit ungeſalzener Butter vermiſcht; oder eine Salbe von gelbem Wachſe, weißem Lilienöhle und Gänſe = oder Hundefette. Man kann auch aus 4 Loth Bockstalg, 2 Loth gelbem Wachſe, ½ Loth gelbem Harze, 1 Loth Terpenthin und ½ Loth Baumöhle eine Salbe bey gelindem Feuer zuſammen ſchmelzen, ſie warm auf leinene Tücher gießen, und ſogleich auf die erfrornen Theile legen.

3. St. der Hannob. nützl. Samml. v. J. 1755, S. 127, f

Oder eine Salbe aus Terpenthin, Honig, Eydotter und Althäenſalbe zu gleichen Theilen unter einander gemiſcht, welche man nicht allein am warmen Ofen auf den leidenden Theil reiben, ſondern auch, auf Leinwand geſtrichen, auf den beſchädigten Theil legen kann.

Nützl. Beytr. zu den neuen Streliz. Anz. v. 13. Dec. 1769, S. 87.

Oder man nimmt verfaulte oder ſonſt verdorbene, verwelkte und löcherige Steckrüben, und läßt ſie in friſchem Urin ſo lange kochen, bis die Maſſe ſich in einen

Brey

Brey verwandelt hat. Hernach thut man 2 Eydotter und ½ Loth Balſ. ſulphuris terebinthin. hinzu, rührt alles wohl unter einander, damit eine Salbe daraus werde, welche man warm auf die leidende Stelle legt, bis der Froſt und die Geſchwulſt ausgezogen iſt.

No. 38 der Gaz. ſalut. v. J. 1773.
Berl. Samml. 4. B. S. 395, f. und 6. B. S. 378.

Folgende ſogenannte Eisſalbe kann man nicht anders als im Winter, wenn es ſchon ziemlich friert, machen; ſie läßt ſich aber, ohne zu verderben, von einem Winter zum andern aufheben. Man nimmt guten Speck, brät denſelben, ſondert hernach die Grieben davon ab, und ſetzt ihn wieder an das Feuer, damit das Fett ſo lange, als nöthig iſt, warm erhalten werde. Alsdann nimmt man ein dickes Stück Eis, macht in die Mitte deſſelben mit einem Meſſer eine kleine Vertiefung, gießt in dieſelbe etwas von dem ausgebratenen warmen Fette, rührt es mit einem Meſſer ſcharf um, ſo daß ſich theils durch die Wärme des Fettes, theils durch das Schaben des Meſſers etwas von dem Eiſe ablöſet, und mit demſelben zu einer Salbe vermiſchet. Hernach gießt man wieder etwas Fett hinzu, und continuirt damit ſo lange, als man noch warmes Fett oder ſo viele Salbe hat, als man nöthig zu haben meinet. Wenn man dieſe Salbe gebrauchen will, ſtreicht man davon auf ein Stück alte Leinwand, und legt es auf die vom Froſte angegriffenen Glieder.

52. St. der Götting. gemeinnütz. Abhandl. v. J. 1773, S. 415, f.

Oder man nimmt weißes Wachs und recht reines Baumöhl, von jedem gleich viel, ſetzt beydes in einem zinnernen Teller auf Kohlen, läßt es ſchmelzen, und rührt es wohl durch einander: es muß aber nicht ſo heiß werden, daß es kreiſcht. Unterdeſſen hält man ein Stück ausgehöhltes Eis bereit, und gießt die heiße zerlaſſene Salbe mit einemmale darein. Dieſe wird zum Gebrauche aufgehoben, und auf Läppchen geſtrichen, womit die erfrornen Stellen belegt werden. Es hilft nicht nur, wenn der Schade erſt friſch, ſon-

ſondern auch viele Jahre vorher ſchon geſchehen iſt, und ſich bey angehendem Winter wieder meldet.

Mannigfaltigkeiten, 3. Jahrg. Berl. 1772, gr. 8. S. 574.
Berl. Samml. 5. B. S. 504; und 7. B. S. 81.
Kaiſerl. königliche Realzeitung der Wiſſenſch. ꝛc. Wien 1774, 8. S. 734, f.
No. 19 der Gaz. ſalut. v. J. 1774.

Ein ſehr bewährt befundenes Mittel iſt ferner der ſogenannte märkiſche Balſam, deſſen Compoſition folgende iſt. Man nimmt Silberglätte und armeniſchen Bolus, von jedem 3 Loth; calcinirten ungariſchen Vitriol, 1 Loth, oder, in deſſen Ermanglung, bis zur Röthe calcinirten Eiſenvitriol, oder auch wohl Vitriolminer; alt Baumöhl, ½ Quart. Die erſten 2 Stücke werden klein geſtoßen, in ſtarke Leinwand gebunden, in einem glaſurten oder andern ſteinernen Topfe in das Oehl gehängt, und ein Deckel darauf geklebt, worauf man die ganze Maſſe bey ſehr langſamem Feuer um den dritten Theil einſieden läßt, und ſie alsdann in einem Zuckerglaſe verwahret. Sie erhält ſich viele Jahre, und wird je älter je beſſer. Man muß ſich hiebey vorſehen, daß die Leinwand den Topf weder an der Seite noch auf dem Boden berühre, weil ſie ſonſt anbrennt.

Was den Gebrauch und die Wirkung dieſes Balſams betrifft, ſo nimmt man, wenn man verhüten will, daß die Hände auf einige Tage nicht roth werden, nur das Obere des Balſams, ſtreicht die Hände ziemlich ſtark damit an, und zieht einen Handſchuh von inwendig geglättetem Leder darüber. Bey dem Froſte in den Füßen beſtreicht man dieſelben ebenfalls damit, und verbindet ſie mit Leinwand, damit keine Luft daran komme, und der Balſam ſich nicht ſo leicht abwiſchen möge. Noch wirkſamer aber iſt der Balſam, wenn der Bodenſatz vorher mit einem hölzernen Spatel wohl umgerührt worden iſt.

Einige Tage hindurch muß man den Balſam, ohne den Verband zu öffnen, liegen laſſen, und wenn auch die ſchadhafte Stelle wirklich aufbricht, nichts anders dabey gebrauchen, ſondern mit dieſem Balſame, welcher zugleich heilet, beſtändig fortfahren.

Eben dieſes Mittel rühmt man auch in Brandſchäden, Geſchwulſten, und ſogar bey der Bräune, wenn man im

letztern Falle eine Leinwand damit beſtreicht, und ſie ſo warm, als es zu leiden iſt, umbindet, auch öfters warme Tücher umſchlägt.

27 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767, S. 425, fgg.
Berl Samml. 4. B. S. 39. fgg.

Außer den ſogleich nach bemerktem Uebel gebrauchten kalten Fußbädern wird auch in den churbayeriſchen Intelligenzblättern ein von einem erfahrnen Bauer verſuchtes und bewährt gefundenes Hausmittel angerathen, welches darin beſteht, daß man aus einem Eiszapfen, welchen man in Rockenmehl abreibt, einen Teig machet, ihn auf Leinwand ſtreicht, und hernach über den ſchadhaften Theil legt.

Gieſſ. wöchentl. Anz. v. J. 1769, S. 147.
Berl Samml. 4. B. S. 393.

In No. 55 des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1776, S. 498, wird folgendes Mittel bekannt gemacht. Man nimmt ein Stück Seife, zerſchneidet es in kleine Stückchen, thut friſche ungeſalzene Butter in Größe eines Hühnereyes dazu, und ſo viel Salz, als man zwiſchen 5 Fingern halten kann, gießt alsdann friſche Milch hinzu, und läßt dieſe Miſchung auf gelinden Kohlen zu einer Salbe kochen. Von derſelben legt man beſtrichene und eingetauchte Umſchläge, ſo warm als man es leiden kann, auf die erfrornen Glieder, wiederholt die Umſchlagung, ſobald ſolche nur einigermaßen kühl zu werden anfängt, und fährt ununterbrochen einen ganzen Tag damit fort. Wenn alsdann nur bey dem Abnehmen der Umſchläge oder bald nach demſelben eine neue Erkältung verhütet wird, ſo kann man darauf rechnen, daß das Uebel gründlich gehoben iſt.

Es iſt dieſes Mittel von glaubwürdigen Perſonen in ſehr vielen Fällen ſtets bewährt befunden worden; und noch neulich hat man es mit dem beſten Erfolge bey einem jungen Herrn angewendet, der von Kindheit an ſo ſchmerzhaft an dieſem Uebel gelitten hat, daß bey Eintritt der Kälte jedesmal die Füße aufbrachen, und weder die Auflegung von Eis und Schnee, noch eine Menge anderer angerathener Mittel etwas geholfen hatte. Obgedachte Salbe iſt ihm nur

nur ein einzigesmal von früh 8 Uhr bis Abends 8 Uhr aufgelegt worden.

Die Jäger haben unter andern eigenen Mitteln auch dieſes, daß ſie das Krähen- und Rabenfett wider den Froſt in den Gliedern gebrauchen. Oder ſie legen das warme Gehirn dieſer friſch geſchoſſenen Thiere auf die Ferſe, worin der Froſt befindlich iſt, da es dann anfänglich ſehr kälten, den andern Tag aber die Wärme ſich wieder einfinden, und der Froſt nicht mehr zu fühlen ſeyn ſoll.

Man will auch erfahren haben, daß die Electricität die Froſtbeulen vertreibe.

Experiences ſur l'electricité, par Mr. JALLABERT, à Paris 1749, ſ. Hamb. Magaz. 6. Band, S. 89.

GE. CHRIST. FUCHSII obſ. de vi fulminis electrici in membra frigore uſta & alio modo adfecta; ſt. im 2. Th. der Act. Acad. Elect. Mogunt. Erf. 1761, 8. S. 465—476.

Ein Fußbad von abgekochtem Odermennig, Iſopp und Majoran, wie auch von Epheu, oder Bähungen von warmer Aſche haben zuweilen gute Dienſte gethan.

Oder man nimmt Pferdeäpfel, ſo friſch als ſie zu haben ſind, kocht oder weicht ſolche in warmem Waſſer ein, gießt alsdann die ganze Maſſe in ein Gefäß, und ſetzt ſich zwo Stunden mit den Füßen hinein. Dieſes zieht den Froſt aus, und heilt den Schaden gründlich.

Berl. Samml. 9 Band, S. 146.

Wenn eine Froſtbeule die Naſe angreift, ſind der Dampf von Weineſſig und ein Ueberzug über dieſelbe von Hundsleder, den man einige Tage überzieht, die beſten Mittel. Eben dieſe Behandlung iſt für die Ohren und das Kinn dienlich. Das Waſchen mit kaltem Waſſer verwahrt dieſe Theile vor dieſem Zufalle.

Unter den bisher angeführten Mitteln, welche den Froſt ausziehen, und ſowohl gleich nach Erfrierung der Glieder, als auch jährlich bey neuem Eintritte des Froſtes gebraucht werden können, ſind viele, die man mit eben dem Nutzen auch bey verbrannten Gliedern gebrauchen kann; ſ. Th. VI. S. 361, fgg. Dieſes erinnert mich an eine Beobachtung des Hrn.

Hrn. Ellis, welche in der Arzneykunſt nützlich werden, und zur Erfindung neuer Mittel ſowohl wider den Froſt als Brand Anlaß geben kann. Er hat nämlich bemerkt, daß eine recht große Kälte in unſerm Körper eben die Wirkungen hervor bringe, als eine ſehr große Hitze, und daß eben dieſelben Mittel ein erfrornes Glied heilen, welche es heilen würden, wenn es verbrannt worden wäre. Er fand dieſes, als er einſtens in Hudſonsbay überwinterte, wo es ſich mit dem Froſte ſchöne Verſuche anſtellen läßt.

S. der göttingiſchen Samml. neuer Reiſen, 1. Th. S. 182.

Sobald man ein Glied erfroren hat, iſt es nöthig, gewiſſe Vorſicht zu gebrauchen, ehe man noch zu einem der oben erwähnten Mittel ſchreitet. Vornämlich muß man ſich hüten, daß man nicht ſogleich wieder in die Wärme gehe. Eben ſo, wie man ein verbranntes Glied nahe an das Feuer halten muß, um den Brand heraus zu ziehen (ſ. Th. VI. S. 362): ſo muß man ein erfrornes Glied gedachtermaßen mit Schnee, Eis, oder kaltem Waſſer reiben, bis es warm wird, und erſt hernach ſpirituöſe Sachen zur Hand nehmen. Ohne dieſe Vorſicht würden die Reiſenden in ſehr kalten Ländern Gefahr laufen, Ohren und Naſe zu verlieren. Wenn die Glieder ſich auf dieſe Weiſe von ihrer Erſtarrung und Fühlloſigkeit wieder erholt haben, kann man ſie mit Bürſten oder rauhen Tüchern reiben, und hernach die obigen Mittel gebrauchen.

Iſt es endlich ſchon ſo weit gekommen, daß die *Froſtbeulen aufbrechen*, ſo muß man ſie wie andere Geſchwüre wieder zuheilen laſſen. Hiezu dienen Salben aus klein geſtoßenen gefrornen Rüben mit Schmelzbutter oder Oehle über dem Feuer zuſammen geſchmolzen. Zur Reinigung der Geſchwüre iſt ungemein dienlich, ſie mit dem überbliebenen *Waſſer vom vitrioliſirten Weinſteine* fleißig zu waſchen, oder aus Birkenholzaſche und Waſſer ohne Feuer eine zubereitete Lauge mit Mehl in einen Teig zu bringen, denſelben viele Tage überzuſchlagen, und die Geſchwüre, wenn ſie genug gereinigt ſind, mit einem Breyumſchlage *von*

ge=

gekäueten Erbſen zu heilen. Oder es wird eine Salbe von Eydotter, peruvianiſchem Balſam und Pomade gemacht, und mit Charpie in die Wunde gelegt, welche hernach mit einem Pflaſter (z. B. dem Diapalmenpflaſter oder dem Empl. de lapide calaminari) bedeckt wird. Scheffer erzählt in ſeinem Berichte von Lappland, daß die Lappländer ein glühendes Eiſen in einen Käſe ſtecken, es heraus ziehen, und das alsdann heraus tröpfelnde öhlichte Weſen auf die Glieder ſchmieren, wovon ſie unglaublich geſchwinde heilen ſollen. Eben dieſes ſollen auch die heiß gemachten und aufgelegten Scheiben von Käſe verrichten.

Wenn die Hände von der Kälte aufſpringen, ſo iſt ein ſehr ſchönes Mittel, ungefähr einen Kaffelöffel voll von dem wäſſerigen Myrrhenextracte in einer Kaffetaſſe voll heißen Waſſer durch beſtändiges Umrühren aufzulöſen, und die Hände fleißig mit dieſem Waſſer zu waſchen. Die zugeheilten Wunden von Froſtbeulen werden vor den neuen Aufbruch mit eben den ſpirituöſen Sachen, welche oben angeführt ſind, nämlich durch fleißiges Waſchen mit Weingeiſte, Campherſpiritus mit oder ohne Saffran, Branntwein, Bernſtein- oder Myrrheneſſenz ꝛc. vertheidigt.

In ſehr kalten Ländern verwandelt ſich die von dem Froſte herrührende Entzündung in den Brand. In unſern gemäßigeten Gegenden geſchieht dieſes ſeltener. In ſolchem Falle muß man ſich nothwendig der Hülfe eines Wundarztes bedienen.

Kurze und gründliche Beſchreibung der Froſtbeulen und erfrornen Glieder des menſchlichen Leibes, Leipz. 1740.
Geſellſchaftl. Erzählungen, 1. Th. S. 395, f.
Hannov. nützl. Sammlungen, v. J. 1755, S. 127, f.
Leipziger Sammlungen, 11. Band, 1755, 8. S. 597, f.
47. St. der Stuttg. phyſ. öcon. Realzeit. v. J. 1756.
Journ. œconom. Avr. 1764, S. 190—192.
No. 30 der Gazette ſalut. v. J. 1764.
Hamb Journal d. Mon. Nov. 1764, S. 945—950.
Obſervatio de teſticulo a gelu brumali feliciter exſtirpato; ſt. in Obſſ. clinicar. ad ductum medicationum in noſocomio generali Varſavienſi, Faſc. I. Varſav. & Dresd. 1767, 8. S. 54.

Coburg.

Coburg. Magaz. v. J. 1771, S. 46—55.
Berl. Samml. 3. B. 4. St. S. 393, f. und 7. B. 3. St. S. 494—497.
Preuß. Sammler, 1. B. S. 33.
Götting. gemeinnütz. Abhand. v. J. 177?, S. 744.
Lettre de Mr. ALSIUS, contenant des préſervatifs contre les effets du froid, ſt. in der Gaz. litter. de Berl. v. 5. Nov. 1764, S. 250, f.
Reflexions ſur la lettre précedente, ſt. eb. daſ. v. 19. Nov. S. 267, f.
Anmerkungen über den Brief des Hrn. Alſius, worin Mittel wider die Wirknngen der Kälte enthalten ſind, ſt. im 50. St. der wöchentl. gel. Nachr. f. Hamb. unp. Correſp. v. J. 1764.
GREG. THEOD. BARTHOLDI Obſ. de gangraena & ſphacelo ex frigore, ſt. in Deſſen Opp. med tripart. Frf. M. 1717, 4. P. 3. S. 113—115.
A. H. CUMMII Obſ. de paralyſi pedum ex longiore in frigido mora, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. A. 1670, Obſ. 84.
GUIL. FABRICII *Hildani* Obſ. de gangraena ex frigore ac congelatione, ſt. in Deſſen Obſſ. & curat. chirurg. Cent. II. Obſ. 87; und in Deſſen Opp. omn. Frf. M. 1646, f. S. 165; wie auch in Mangeti Bibl. med. pract. To. II, S. 292, und Bibl. chirurg. To. II, S. 270.
Eb. Deſſ. Obſ. de abſceſſu ingenti in tibia ex frigore, ſt. in Deſſen Obſſ. Cent. IV, Obſ. 81, und Opp. omn. S. 360.
PETR. FORESTI Obſ. de pernionibus; ſt. in Deſſen Obſſ. & curat. medic. ac chirurg. Opp. omn. T. IV, Rothom. 1653, f. Lib. V. Obſ. 15, S. 142.
Jo. Ad. Göritz Obſſ. vom Schaden und Krankheyn von der Kälte, ſt. im 35. Verſ. der Bresl. Samml. Mart. 1726, CL. 4. Art. 12. S. 353, f.
JO. LUD. HANNEMANNI Obſ. de pernionibus, ſt. in *Tho. Bartholini* Act. med. & philoſ. Hafn. Vol. III. A. 1674 & 1675. S. 17; und in Mangeti Bibl. med. pract. To. IV. S. 13.
Wie erfrornen Gliedern zu helfen ſey, ſ. M. C. Hanows Seltenheit. der Nat. und Oec. 1. B. Leipz. 1753, 8. S. 117—120.
Andr. Hütters Obſ. von einer Erfrierung der Finger und Zehen an Händen und Füſſen, nebſt derſelben Abnehmung nnd Cur; ſt. in Den 50 chirurg. Obſervationibus, Rockſtock 1718, 8. Obſ. 45, S. 272—276.
JO. JUNCKER diſſ. de pernionibus. Hal. 1745, 4. 3. B.
A. MAIER diſſ. de pernionibus, Altd. 1680.
Ge. Matthiä Abhandlung über den Froſt in Händen und Füßen, ſt. im 3. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1755.
De pernione, ſ. HIER. MERCURIALIS de morb. pueror. L. I. c. 13, in Deſſen Opusc. aureis & ſelectior. Venet. 1644, f. S. 300, f.
JO. MUYS Obſ. de naſo laeſo ob frigus hibernum, ſt. in Deſſen praxi chirurg. ration. und in Mangeti Bibl. chirurg. To. III. Genev. 1721, S. 200.
De pernionibus, ſ. FRANC. PECCETTII Opp. chirurg. To. I. Frf. 1619, 8. Lib. I. Cap. 5. S. 159—163.
D. FR. PEZOLD Obſ. de cura pernionum exulceratorum facili ac certa, ſt. in den Eph. Nat. Cur. Cent. VII, Obſ. 80.

AUG. QUIR. RIVINI diſſ. de frigoris damno, ſt. in Deſſen Diſſertat. med. lipſ. 1710. 4. No. 48, S. 905—930.
LAUR. ROBERG diſſ. de pernionibus. Upſ. 1722.
Gottw. Schuſters mediciniſches Bedenken und Gutachten über einen Schäferknecht, welcher im Gefängniß die Füße erfroren und geſtorben, worüber der Herr eines Homicidi culpoſi angeklagt worden, ſt. in Deſſen medicin. Journal, 4. Th. Chemn. 1768, 8. S. 130—139.
M. AURELII SEVERINI de pernionibus tractatulus, ſt. in Deſſen libro de recond. abſceſſ. natura.
De carbunculo & pernionibus, ſ. PAUL. de SORBAIT univ. Med. Norib. 1672, f. S. 604—606.
Hrn. Prof. Sprengers Landwirthſchaftskalender, a. d. J. 1777, S. 6.
Von erfrornen Gliedern, und Froſtbeulen, ſ. Hrn. Tiſſot Anleit. für den gem. Mann in Abſicht auf ſeine Geſundheit. Mannh. 1775, 8. S. 468—484.
Hrn. D. Unzers Gedanken von den erfrornen Gliedern, ſt. im 1. Th. des phyſical. und öcon. Patrioten, Hamb. 1756, 4. S. 375—390; und im 2. Th. des Arztes, S. 240, fgg.
JO. JAC. WALDSCHMIDT diſſ. de pernionibus, ſt. in Deſſen Opp. med. pract. Frf. M. 1695, S. 65—72.
Von den Froſtbeulen, und wie denſelben abzuhelfen, ſ. Hrn. D. Weiz churſächſ. Landphyſicus, 1 p. St. v. J. 1771.
De pernionibus, ſ. THEOD. ZWINGERI theatr. praxeos med. Baſil. 1710, 4 P. 2, p. 372.

Wenn der ganze Körper dem Froſte zu ſehr ausgeſetzt iſt, ſo erfolgt der Tod. Es iſt indeſſen einem erfrornen oder von Froſt erſtarrten Menſchen öfters noch eben ſo gut, wie einem erfrornen Gliede, zu helfen. Es wäre nur zu wünſchen, daß man mit erfrornen Perſonen öftere Verſuche anſtellen möchte, als bisher geſchehen iſt, um ſie in das Leben wieder zurück zu rufen. Da man Leute, welche einige Tage unter dem Waſſer gelegen haben, wieder zu ſich ſelbſt gebracht hat, obgleich das Ertrinken eine Art der Erſtickung, und mithin eine viel gewaltſamere Todesart iſt, als das Erfrieren: ſo werden die Geſchichten von erfrornen Perſonen, welche nach einigen Tagen wieder auferweckt ſeyn ſollen, dadurch ſehr wahrſcheinlich. Krüger erzählt eine ſolche Geſchichte von einem erfrornen Kinde, welches erſt am vierten Tage gefunden, und durch Bähungen wieder zurecht gebracht worden iſt. Wenn dieſes möglich iſt, ſo kann man behaupten, daß die meiſten erfrornen Perſonen, welche

welche nach wenigen Stunden wieder gefunden werden, wieder hergeſtellt werden würden, wenn man ſie mit ſeiner Hülfe nicht ſo zeitig verließe, und ſie dem Todtengräber überantwortete. Die Verſuche mit Erfrornen ſind leicht anzuſtellen; und ſie ſind allezeit eben ſo zweydeutige Todte, als die Ertrunkenen oder Erſtickten.

Ich habe oben gezeigt, daß, wenn man ſich lange in großer Kälte aufgehalten hat, und merkt, daß die Gliedmaßen betäubt, ſtarr und ohne Empfindung ſind, man noch dadurch den übeln Wirkungen des Froſtes vorbeugen könne, wenn man ſie nicht zu ſchnell aufthauen läßt, ſondern, daß man die Glieder zuerſt mit Schnee reiben, und ſie eine Zeit lang in einem ungeheizten oder wenigſtens ganz temperirten Zimmer aufhalten, und den Leib durch Reiben und Bewegung allmählich erwärmen müſſe, ehe man ſich in ein warmes Zimmer begiebt. Eben dieſe Vorſicht iſt auch bey der Behandlung erfrorner Menſchen zu beobachten. Wollte man einen Erfrornen ſogleich in warme Zimmer tragen, ſo würde die fliehende Seele nie wieder in das Leben zurück gerufen werden. Wenn man es aber mit ihnen ſo anfängt, wie es die Wilden in Canada machen, wenn einer von ihnen auf der Jagd erfriert: ſo kann man ſie im rechten Ernſte wieder auferwecken. Man gräbt nämlich den Erfrornen in den Schnee, worin man ihn die Nacht über liegen läßt, und eine Hütte über ihn bauet, um ihn vor den Anfällen der Kälte zu bewahren. Am folgenden Morgen ſteht er auf, und iſt im Stande, ſich wieder auf den Weg zu begeben.

Das erſte alſo, was man mit dem lebloſen Körper vorzunehmen hat, iſt, daß man ihn in eine kalte Stube, in die Scheune oder an einen andern kalten Ort bringe, ihm ein Lager von Schnee, ein Paar Hand hoch, mache, den entkleideten Körper darauf lege, ihn wieder eben ſo hoch mit Schnee bedecke, und dieſen ein wenig feſt andrücke, bis ſich Beweglichkeit der Glieder und Wärme

wieder einfinden. Man kann den Körper auch mit Schnee reiben, welches aber nicht ſo gleichförmig allenthalben geſchehen kann, als die Bedeckung mit Schnee, die ſelbſt, wie es ſich verſteht, auch über Kopf und Hals gehen muß, wenn man nicht etwa dieſe lieber mit Schnee reiben will. Bloß die Oeffnungen des Mundes und die Naſenlöcher bleiben frey. Iſt kein Schnee zur Hand, ſo ſtelle man den erfrornen Körper, bis an den Hals, in ein hinlänglich tiefes Faß, und bedecke das Haupt mit naſſen, aus kaltem Waſſer gezogenen Tüchern, oder ſetze ihn, wenn er etwa im Froſte eine verbogene Geſtalt angenommen hätte, in das Gefäß hinein, und ſchütte alsdann in das Gefäß ſo viel kaltes Waſſer, mit vielen Stücken Eis vermiſcht, daß es ihm bis an den Mund gehe. Man muß aber alsdann wohl auf ihn Acht geben, damit, ſo bald die Glieder zu einiger Biegſamkeit gelangen, wenn die Kräfte dabey den Körper aufgerichtet zu erhalten, noch zu ſchwach wären, das Gefäß verändert, oder doch eine gefährliche Lage des Körpers im Waſſer von den gegenwärtigen Perſonen verhindert werde. Dieſes wird verurſachen, daß ſein ganzer Leib nicht anders, als ein gefrorner Apfel, den man in kaltes Waſſer wirft, mit einer Eisrinde überzogen wird, und daß er denjenigen Grad der Wärme wieder erhält, der die geronnenen Säfte wieder allmählich aufloͤſet, ohne die Gefäße, worin ſie enthalten ſind, zu zerſprengen. Man muß das Bedecken mit Schnee, wenn etwa derſelbe ſchmilzt, oder das Waſſer von ſeiner Kälte verliert, fortſetzen, und immer wieder erneuern, bis ſich in der wiederkehrenden Wärme Zeichen des Lebens äußern. Würde ein erfrorner Menſch an einem abgelegenen Orte angetroffen, wo man keine Anſtalt machen könnte, ihn auf eine ſichere Weiſe bald in ein Haus zu bringen: ſo wäre am rathſamſten, ihm da, wo man ihn gefunden hat, die erſte Hülfe durch Bedecken mit Schnee, oder durch kaltes Baden in Eiswaſſer, ſo gut es thunlich iſt, zu leiſten, und

wenn

wenn ein Beyſtand mehrerer Perſonen vonnöthen iſt, ſolche baldmöglichſt herbey zu rufen, hernach, ſo bald ſich wieder ein Leben in ſeinem Körper äußert, ihm in dem nächſten Hauſe beſſere Bequemlichkeit zu verſchaffen, wo er dann bis zur völligen Erhölung, vermittelſt trockner warmer Bedeckungen, und anderer Mittel, welche ich ſogleich anzeigen werde, ſich aufhalten müßte.

Die Kraft des Schnees, erfrorne Menſchen wieder zur Empfindung und zum Leben zu bringen, beweiſet nachſtehende wahrhafte Begebenheit, welche von Braunſchweig aus berichtet, und in dem harten Winter 1755 durch die außerordentliche Kälte an einem Orte des Harzgebirges veranlaßt worden iſt. Einen gewiſſen Herrn nöthigten ſeine Angelegenheiten, eine kleine Reiſe zu thun, die er in Begleitung eines Lakayen und eines Kutſchers vornehmen mußte. Die Reiſe, ſo klein ſie war, konnte bey der grimmigen Kälte nicht anders, als höchſt beſchwerlich ſeyn. Der Lakay, welcher Anfangs hinten auf dem Wagen ſtand, ſetzte ſich nieder, gerieth in einen Schlaf, und fiel, da ihm bey ſolchem Zuſtande die Kälte deſto hefeiger zugeſetzt hatte, herunter, ohne daß er davon erwachte. Eine Weile hernach wurde der Herr, nebſt dem Kutſcher, gewahr, daß der Bediente fehlte. Er ſtieg, indem ihm nichts Gutes ahndete, ſogleich aus dem Wagen, ihn zu ſuchen; und er gieng nicht weit zurück, ſo fand er ſeinen Lackay, welcher, als ein vollkommen todter Menſch, mitten in dem Wege lag. Bey dieſem Anblicke rief er eiligſt ſeinen Kutſcher herbey. Sie fiengen ihn zu rütteln und zu ſchütteln an, aber es war kein Zeichen des Lebens vorhanden. Man hätte ihn gern zu erwärmen geſucht, allein, es fand ſich in der Nähe weder Stadt noch Dorf. Nach langem Ueberlegen faßte endlich der Herr, weil er keine Luſt hatte, einen todten Menſchen mit ſich zu führen, die Entſchließung, denſelben mit Hülfe des Kutſchers, in den Schnee zu verſcharren, bis man zurück käme, da man ihn mitnehmen und begraben laſſen wollte. Es ermangelte hier nicht an Schnee, welcher dieſen Winter inſonderheit ſehr hoch gefallen war; und man brachte von demſelben, über den todten Körper, ein wenig abwärts von dem Wege, einen ziemlich groſſen Haufen zuſammen, worauf man weiter reiſete. Bey der Rückreiſe, als den dritten Tag darnach, ließ der Herr an dieſem Orte, in vorgedachter Abſicht, wirklich ſtille halten; allein, der Schneehaufen hatte ein Loch, und der todte Körper war

nicht mehr darunter. Man bildete ſich ein, daß, woſern ihn nicht etwa die Wölfe daſelbſt ausgeſpürt hätten, er vielleicht von Menſchen, welche aus Neubegierde etwa zu dem Haufen gekommen wären, gefunden und weggeſchafft ſeyn könnte. Doch, wie ſehr erſtaunten nicht der Herr und der Kutſcher, als ſie in dem Dorfe anlangten, und daſelbſt den Lackayen geſund und friſch wieder antrafen, welcher ſodann erzählte, wie er unter dem Schneehaufen erſtlich, als von einem Schlafe erwacht ſey, hienächſt ſich, obgleich noch etwas erfroren, heraus gearbeitet, und darauf den Weg nach dem Dorfe gefunden habe.

Einen gleichen Erfolg kann man davon erwarten, wenn man die Erfrornen in Miſt vergräbt, wovon ſie nach und nach warm werden, und aufthauen.

Man findet im erſten Theile der Schriften der Akademie der Naturforſcher, eine von **Valentini** umſtändlich beſchriebene Wundergeſchichte von einer erfrornen, mit Füßen getretenen, von den Kindern hin und her geſtoßenen, und endlich in Miſt verſcharrten und mit vielem Stroh bedeckten Katze, welche wenige Tage nachher wieder aufgelebt war, und mit einer Art von Tollheit umher rannte, grimmig ausſah, vor den Menſchen floh, und ſich mit keinen Schmeicheleyen anlocken laſſen wollte.

Dieſes langſame Aufthauen iſt zur Wiederherſtellung erfrorner Menſchen ſo nothwendig, daß man ſie wirklich ohne Errettung tödten würde, wenn man ſie plötzlich in die Wärme brächte. So ſtarb der Marquis **von Briquemau**, deſſen **Munnicks** gedenkt, welcher, weil man ihn zu der Zeit, da er gar ſehr erfroren war, zu ſchnell an ein großes Feuer legte, ſeinen Geiſt aufgeben mußte. Eben ſo ſterben auch die im Winter unter dem Eiſe ſchlafenden Schwalben, und die gefrornen Fiſche, wenn man ſie vor der Zeit, ehe die allmähliche Frühlingswärme dieſelben wieder aufthauet, aus ihrer Schlafſucht am Feuer erweckt.

Da die allmähliche Erwärmung des Körpers die Hauptſache iſt, worauf es bey der Wiederherſtellung erfrorner Perſonen ankömmt: ſo lehret uns die geſunde Vernunft ſelbſt, wie wir dieſes Kunſtſtück zu Ende bringen müſſen. Wenn, nach dem eine gute Zeitlang fortgeſetzten

geſetzten Reiben mit Schnee, oder Waſchen mit kaltem Waſſer, Wärme zu verſpüren iſt, wird der Kranke mit etwas gewärmten Tüchern abgetrocknet, und in ein leicht gewärmtes Bett, aber noch nicht ſogleich in ein gewärmtes Zimmer gebracht. Alsdann muß man diejenigen Mittel anwenden, deren man ſich bey Ertrunkenen bedient, um ſie wieder in das Leben zurück zu rufen. In dieſer Abſicht wäre es gut, dem Erfrornen mit einem Blaſebalge Luft in die Lunge zu blaſen; nicht aber, wie dort der Prophet, den Mund auf des Erfrornen Mund zu legen, weil weder die warme, noch die durch das Verweilen in der Lunge des Lebendigen ihrer Elaſticität beraubte Luft, dem Candidaten der Auferweckung dienlich iſt. Hiebey muß der Körper viel gerüttelt, und fleißig kalt gerieben werden. Man könnte ihn, nachdem er im Waſſer gelegen, oder mit Schnee, hernach aber eine Zeitlang trocken gerieben worden, zuletzt in kaltem Branntwein baden; und vielleicht wäre es auch nicht undienlich, ihm, ſtatt der gewöhnlichen Klyſtire, eines von Branntwein oder Wein beyzubringen. Man reicht ihm auch einen Thee von Holunderblumen, oder Meliſſenkraut, oder Raute und Krauſemünze. Gemeiniglich iſt es auch nöthig, weil ſich ein ſtarkes Fieber einzuſtellen pflegt, daß ihm eine Ader am Arme geöffnet werde. Findet ſich aber, bey wiederkehrendem Leben, noch Sinnloſigkeit, iſt das Haupt aufgetrieben, und ſind die Folgen eines Schlagfluſſes zu befürchten: ſo muß ihm die Droſſelader geöffnet werden.

Iſt man ſo glücklich, durch dieſe und andere Anſtalten, die ein vernünftiger Arzt für gut finden möchte, einem Erfrornen die erſten Spuren des Lebens, nämlich den Pulsſchlag und das Athemholen, wieder zu erwerben: ſo kann man ihn hernach durch mancherley Stärkungen wieder zu erquicken, und völlig zu ſich ſelbſt zu bringen ſuchen. Ich würde ihm Scheiben von geröſtetem Brod, mit Aquavit angefeuchtet, unter die

Naſe halten, und auf das Herz legen, Salmiakſpiritus u. d. gl. zum Riechen vorhalten, nervenſtärkende laue Bäder zubereiten, ein wenig flüſſigen Lebensbalſam in einem ſpirituöſen Waſſer, oder Weine, Weinſuppen mit Saffran und Zimmet, Bezoarwein, einige Tropfen Hirſchhornſpiritus, oder etwas dergleichen, einflößen laſſen.

Wird man nachher noch ferner an einem oder andern Theile des Leibes, Merkmaale des Erfrierens gewahr, ſind ſie ſtarr, hart, ungelenk und unempfindlich: ſo muß man auch noch ferner dieſe mit Schnee, zerriebenem Eiſe, oder Umſchlägen von kaltem Waſſer bedecken oder reiben, bis die Empfindung und Beweglichkeit wieder kömmt. Eben dieſes iſt zu beobachten, wenn nur gewiſſe Theile, als: Naſe, Ohren, Finger und Zehen, erfroren ſind. Man muß ſie nicht wärmen oder ſalben, wenn ſie nicht in einen Brand übergehen oder abſterben ſollen, ſondern vielmehr eben ſo, wie bey dem ganzen Körper vorgeſchrieben iſt, mit ihnen verfahren. Auch in dieſen Fällen iſt oft ein Aderlaß nothwendig.

Aufmunterung zu Verſuchen, mit erfrornen Perſonen, ſie wieder zum Leben oder zur Empfindung zu bringen, ſt. in No. 35 der Hamb. Staats- und gel. Zeit. v. J. 1755, und im 2. und 3. St. der Stuttg. phyſ. ökon. Realzeit. v. J. 1756.
Gel. Beytr zu den Braunſchw. Anzeig. v. J. 1768, Col. 517-523.
Hannov. Magaz. v. J. 1768, Col. 931—936.
Nützl. Beytr. zu den neuen Strelitz. Anzeig. v. 1. Nov. 1769, Col. 38—40.
Mannigfaltigkeiten, 4. Jahrg. Berl. 1773, gr. 8. S. 472, f.
Berl. Samml. 7. B. 5. St. 1775. 8. S. 497—501.
Oec. Nachr. der patriot. Geellſch. in Schleſien, 3. B. a. d. J. 1775, S. 42—45.
Gift und Gegengift, Straßb. 1776, 8. S. 179—182.
(Ge. Urb. Belzens) Patriotiſcher Vorſchlag, wie die Erfrornen leichtlich wieder zum Leben und Geſundheit zu bringen, ſt. in Deſſen deutſchen Patrioten ꝛc. Berl. 1762, 8. S. 73, fgg.
GOTTL. EPHR. BERNERI, anatome hominis, hiemali frigore interemti, ſt. in d. Act. phyſ. med. Acad. N. C. Vol. III, Obſ. 28.
ABR. KAAU, BOERHAAVE deſcriptio cerebri inflammati, in auriga frigore enecato, ſt. in den Nov. Comment. Acad. Sc. Imp. Petropolit. To, I. Petrop. 1750, 4. S. 353, fgg.
Cph. Jac. Mellius Landapotheke, Augsb. 1776, 8. S. 88—92.

Bericht

Bericht von einem Manne, welcher dem Anſehen nach erfroren war, dem aber wieder zum Leben verholfen ward, von Sam. Naucler, ſt. im 18. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. a. d. J. 1756, S. 107—110.

SAM. THEOD. QUELLMALZ Obſervata in ſectionibus corporum frigoris vi oppreſſorum, ſt. im Commerc. litter. Nor. A. 1736. hebd. 22, n. 5 S. 173, f.

Frigore oppreſſorum curam, Præſes JO. CASP. SCHEURING. Reſp. *T. C. G. Overkamp.* publico eruditorum examini ſubmittunt. Gryphisw. 1760, 4. 2. B.

Gottw. Schuſters mediciniſches Bedenken und Sectionsbericht über einen geſchlagenen, und in Kälte, Froſt und Schnee crepirten Purſchen, ſt. in Deſſen medicin. Journ. 3. Th. Chemn. 1768, 8. S. 179—182.

Eb. Deſſ. Caſus von einem in der Kälte gebornen und erſtarrten Kinde, ſt. in Deſſen 5. Th. 1770, 8. S. 176—179.

Hrn. D. Unzer, im 1. Th. des phyſ. und öcon. Patrioten, Hamb. 1756, 4. S. 360—362; und im 2. Th. des Arztes, S. 342 fgg.

Wie Erfrornen zu helfen, ſ. Hrn. D. Weiz churſächſ. Landphyſicus, 1. St. v. J. 1772, S. 1—4.

IV. Wirkungen des Froſtes auf Thiere.

Zur Zeit des Winters gewinnt, wie die ganze Natur, alſo auch beſonders das Thierreich ein ſehr trauriges Anſehen. Zu dieſer Jahrszeit hört man den lieblichen Geſang der Vögel in Gärten und Wäldern nicht mehr. Die vierfüßigen Thiere laſſen ſich in den Wüſteneyen nicht mehr ſehen. Die Inſecten laſſen den Dunſtkreis ledig ſtehen, und ſelbſt die Fiſche verbergen ſich in den Tiefen der Gewäſſer. So traurig dieſer Anblick für uns iſt, ſo iſt er doch in der That die Wirkung einer höhern Weisheit; und der ſcheinbare Tod, in welchen das ganze Thierreich zur Winterszeit einzugehen ſcheint, zielt auf nichts anders, als auf die Erhaltung ihres Lebens, ab. Die Natur erhält die Geſchlechter der Thiere durch die natürlichen Triebe, welche ſie ihnen zu ihrem Beſten eingepflanzt hat; und dieſe Triebe ſind es, welche die Thiere lehren, ſich vor der Gewalt der Witterungen auf mannigfaltige Weiſe zu beſchützen. Ihre ganze Haushaltung verändert ſich bey dem Eintritte des Winters, ſo wie es die Natur, die Lebensart, und

die natürliche Fähigkeit jeder Art erfordert; und eine jede ſucht den Schutz, um ſich in dieſer rauhen Jahrszeit zu erhalten, in den Hilfsmitteln, welche ihr die Natur zubereitet und angewieſen hat. Es iſt viel zu angenehm, lehrreich und erbaulich, über dieſe weiſe Vorſicht der gütigen Natur Beobachtungen anzuſtellen, als daß ich zweifeln ſollte, meinen gütigen Leſern durch eine dazu gegebene Anleitung einen angenehmen Dienſt zu leiſten.

Die Natur ſcheint in den Menſchen ein beſonderes Vertrauen geſetzt zu haben, indem ſie ihm gewiſſermaſſen die Sorge ſeiner Erhaltung ſelbſt überlaſſen hat. Dieſes Vertrauen gründet ſich auf das große Geſchenk, welches ſie uns mit der Vernunft machte; und ohne dieſen Vorzug würden wir gewiſſermaßen viel unmittelbarer unter ihrer Aufſicht ſtehen, und ſo, wie die Thiere, durch ſtrenge Empfindungen zu allen denen Pflichten, die wir unſerer Erhaltung ſchuldig ſind, gezwungen werden. Die niedrigere Fähigkeit der Thiere, welche ſich nie in die Höhe allgemeiner Begriffe und tiefſinniger Schlüſſe verſteigt, hat eine nähere Anweiſung nöthig, wenn ſie für ihre Erhaltung arbeiten ſoll.

Es war um tauſend verſchiedener Abſichten willen unumgänglich nothwendig, daß die Jahrszeiten auf dem Erdboden abwechſelten. Die Körper der Thiere mußten ſo eingerichtet werden, daß ſie den Erdboden bewohnen konnten. Der Einfluß der Witterungen in dieſelben iſt höchſt verſchieden; und wenn ſie alſo in beyden fortdauern ſollten, ſo mußte ihnen ein gewiſſer mittlerer Grad der Dauerhaftigkeit ertheilt werden, wodurch ſie in den Stand geſetzt wurden, die täglichen kleinern Abwechſelungen der Witterungen von demjenigen gemäßigten Grade derſelben zu ertragen, der ſich am beſten für die Natur ihrer Körper ſchickte. Nach dieſer allgemeinen Maxime ſind alle thieriſche Körper eingerichtet worden; und wie war es auch anders möglich? Wenn

ſich alle Thiere des Erdbodens unter unſerm Himmelsſtriche befänden, ſo würden diejenigen, welche nur in den heißeſten, oder kälteſten Ländern fortdauern könnten, alle nach und nach umkommen; und es würden bloß diejenigen übrig bleiben, welche ſich jetzt bey uns aufhalten. Wenn alſo die Thiere in allen Ländern des Erdbodens, ohne Abſicht auf dieſen Unterſchied ihrer Naturen, durch einander gemiſcht worden wären, ſo würden doch in kurzer Zeit unter jedem Himmelsſtriche nur diejenigen übrig geblieben ſeyn, deren Natur ihm gemäß iſt, und die ſich jetzt wirklich daſelbſt aufhalten. Eben ſo lebt Jedes Geſchlecht der Thiere natürlich nothwendigerweiſe nur in ſolchen Ländern, wo es ſeine Nahrung und alle Nothdurft ſeiner Erhaltung findet.

Der Menſch iſt, vermöge ſeiner Natur, nicht gezwungen, nur in gemäßigtern Ländern zu leben; er kann vielmehr, als allgemeiner Herr der Erde, in allen Gegenden derſelben, der Unfreundlichkeit ſo mancher Himmelsſtriche ungeachtet, leben und ſich fortpflanzen. Von den vierfüßigen Thieren läßt ſich ein gleiches nicht behaupten. Dieſe ſind auf unſerer Erde dergeſtalt vertheilt, daß einige Arten nur den heiſſen, andere den gemäßigtern, und wieder andere nur den kältern eigen ſind. Man hat auch bisher noch keine Thierart ausfindig gemacht, die unter jedem Himmelsſtriche gleich gut fortkommen könnte. Der Löwe, der Elephant, der Tiger, der Leopard oder der Panther, werden nur in heißen Ländern gefunden; in gemäßigtern Gegenden werden ſie unfähig, ſich fortzupflanzen, und in kalten gehen ſie zu Grunde. Unſere [illegible]zlichen Hausthiere, als: das Pferd, der Ochs, das Schaf, können zwar ein wärmeres Klima gewöhnen, in ſehr kältern Ländern aber nicht leben. Die vierfüßigen Bewohner Nordens, nämlich: das Elend, das Rennthier und der Hermelin, haben ſich noch niemals in die ſüdlichen Gegenden gewagt; es iſt ihnen auch ſo ſehr unmöglich, die Mittagshitze zu gewöhnen, daß ſie ſchon unter gemäßigten Himmelsſtrichen nicht leben können. Dieſes läßt ſich wenigſtens von den Rennthieren behaupten, mit welchen man in Deutſchland und Frankreich ſchon mehrmals Verſuche angeſtellt hat, ſie zu vermehren, die aber jederzeit, anſtatt ſich fortzupflanzen, crepirten.

Jedoch

Jedoch iſt das Geſetz, welches die vierfüßigen Thiere in ihre angebornen Gegenden einſchränkt, nicht ohne alle Ausnahme. Einige urſprünglich in heißen Ländern wohnende Arten können auch in gemäßigtern fortkommen und ſich vermehren, ſo wie auch einige zu der nördlichen Kälte abgehärtete ebenfalls in weniger kalten Gegenden leben können. Beyſpiele von den erſtern ſind das Kaninchen und das indianiſche Schwein; von den letztern der Biber und der Luchs.

Der Grad der Kälte, welchen die größern Seethiere ſowohl, als die kleinern Fiſche, ausſtehen, läßt ſich leicht beſtimmen. Er muß nämlich allezeit dem Grade der Kälte des Waſſers, worin ſie ſchwimmen, gleich, und alſo, wenn von Fiſchen im ſüßen Waſſer die Rede iſt, noch immer geringer als die Kälte des Gefrierpunctes ſeyn, weil jenes ſonſt nicht mehr flüſſig bliebe. Was die Fiſche im ſalzigen Waſſer betrifft, welches bey weitem nicht ſo leicht, als das ſüße, gefriert: ſo können ſie einer etwas größern Kälte, die jedoch den Gefrierpunct gar nicht oder nur wenig überſteigt, ausgeſetzt ſeyn. Die Fiſche alſo haben, vermöge des Elementes worin ſie leben, niemals diejenige heftige Kälte zu leiden, der eine große Menge anderer Thiere unterworfen iſt. Aus eben der Urſache können ſie ſich der brennenden Hitze der äuſſern Luft leicht entziehen; diejenigen unter ihnen allein ausgenommen, welche im Waſſer von geringer Tiefe leben, und mithin, nach dem Verhältniſſe der herrſchenden Jahrszeit oder des Klima, die Eindrücke der äußern Luft mehr oder weniger fühlen müſſen.

Der mittlere Grad der Dauerhaftigkeit der thieriſchen Naturen war nicht hinreichend, ſie vor den höchſten Graden der Kälte und Hitze zu beſchützen, welche jährlich in den meiſten bewohnten Erdſtrichen in großen Unterſchieden abwechſeln. Es waren alſo für dieſe Fälle neue Hilfsmittel nöthig, die Thiere zu erhalten; und wenn wir jetzt bey dem Froſte allein ſtehen bleiben, ſo wären unter den Thieren unſerer Länder nur wenige vermögend geweſen, einen ſo hohen Grad des Froſtes zu überſtehen, als ſich im Winter bey uns ereignet, wenn nicht die Natur einige beſondere Künſte für ſie erfunden hätte. Es waren zu ihrer Erhaltung nur einige mögliche Wege vorhanden. Entweder mußten die Körper der Thiere ſelbſt eine ſo große Verwandlung leiden,

daß

daß ſie die höhern Grade der Kälte vertragen konnten; oder ſie mußten in ihren Gegenden Aufenthalte finden, die ſie dawider ſchützten; oder ſie mußten endlich bey einfallender Kälte in andere wärmere Länder reiſen. Die Natur hat ſich bey verſchiedenen Geſchlechtern der Thiere aller dieſer Hülfsmittel bedient. Die Körper aller Thiere konnten nicht eine ſolche Verwandlung leiden, als ihnen nöthig geweſen wäre, dem Winter zu trotzen. Dieſe mußten entweder in ihrem Lande warme Wohnungen finden, oder in wärmere Länder ziehen. Die ſchweren Reiſen ſind auch nicht für alle Thiere; und dieſen mußte auf eine von den andern Arten geholfen werden. Solchergeſtalt erhielt eine jede Gattung von Thieren ihren beſondern Schutz geden den Winter.

Eben dieſe Bewandtniß hat es mit der Nahrung und Nothdurft der Thiere. Die wenigſten können im Winter ihren Unterhalt ſo, wie im Sommer, finden. Sollten ſie nun nicht umkommen, ſo mußten ſie entweder vermögend gemacht werden, einen vielmonatlichen Hunger auszuſtehen; oder ſie mußten die Geſchicklichkeit empfangen haben, ihre Nahrung unter dem Schnee und Eiſe zu finden; oder ſie mußten ſich endlich auch anderswo hin begeben, um ſie zu ſuchen. Auch dieſe drey Hülfsmittel hat die Natur im Thierreiche ſo geſchickt angebracht, daß dadurch alle Geſchlechter dem Mangel entrinnen; obgleich viele kein halbjähriges Faſten vertragen, viele keine Nahrung im Lande finden, und viele keine Reiſen in fremde Länder antreten konnten. Alle dieſe verſchiedenen Rettungsmittel, welche die Natur den Thieren im Winter auserſehen hat, wollen wir jetzt in der Natur ſelbſt aufſuchen.

Daß ſich die Körper der verſchiedenen Thiere zur Zeit des Winters dergeſtalt verwandeln, daß ſie die ſtrenge Kälte ausſtehen können, ſolches iſt eine gemeine Erfahrung in den nördlichen Ländern, und eines der ſchönſten Kunſtſtücke der Natur. Bäre, Wölfe,

ſe, Tieger und andere reißende Thiere, würden gefährliche Landſtreicher für uns geweſen ſeyn, wenn ihnen die Natur kein anderes Mittel, ſich vor der Kälte zu beſchützen, angewieſen hätte, als den Krammetsvögeln. Nein! ſie waren in ihren Wüſteneyen am beſten aufgehoben; und damit ſie die Luſt, Wallfahrten anzuſtellen, nicht ankommen möchte, richtete die Natur ihre Körper ſo ein, daß ſie gegen den Winter und Sommer ihre Haare ablegen, und ſie im Winter mit viel dickern Pelzen verwechſeln, welche ſie vor der Kälte hinlänglich ſchützen. Daß dieſe Verwandlung nur ſolchen Thieren wiederfährt, die in den Wildniſſen, nicht aber denen, die bey den Menſchen in den Häuſern wohnen, ſolches rührt daher, weil dieſer Wechſel der Haare eine natürliche Folge von den Empfindungen des ſtarken Froſtes oder großer Hitze iſt, welche erſtere aber die Hausthiere nicht auszuſtehen haben. Ellis bemerkte, als er in Hudſonsbay überwinterte, daß die europäiſchen Hunde und Katzen ihre Haare eben ſo, wie die wilden Thiere daſiger Gegenden, verändern, unerachtet ſie es in Europa nicht thun, weil ſie bey uns nie einen ſolchen Grad der Kälte empfinden. Eine große Weisheit der Natur! die den Winter ſelbſt zu ſolchen Wirkungen in die Thiere nöthiget, die ihm nicht entfliehen können; welche ihnen ſelbſt die Waffen anlegen, womit ſie ſich gegen ſeine grimmigen Anfälle vertheidigen können.

Nicht nur die Haare, ſondern auch das Fett, muß einigen Thieren zur Schutzwehre wider den Froſt dienen, und bey dieſen iſt die Einrichtung ſo gemacht, daß ſie ordentlicherweiſe gegen den Winter fett werden; es geſchehe nun, weil ſie zu dieſer Zeit einen Ueberfluß an Nahrung, oder einen beſondern Trieb, ſich zu mäſten, haben; ſ. Th. XII, S. 655, f. Gleichwie man nun weiß, daß magere Leute die Kälte weit ſtärker empfinden, als die Fetten; ſo muß man die beſondere Fettigkeit einiger Thiere gegen den Winter allerdings mit un-

ter die Vertheidigungsmittel gegen die Kälte rechnen, welche ihnen die Natur ſchenkt.

Die Körper anderer Thiere, welche dem Froſte nicht ausweichen können, ſind ſo eingerichtet, daß ſie der Froſt gleichſam in unbelebte Steine verwandeln kann, ohne daß ſie doch dadurch des letzten Funkens des Lebens beraubt werden ſollten. In den Gewäſſern von Hudſonsbay frieren oft die Fröſche im Eiſe feſt, und liegen in dieſer Erſtarrung, bis eine gelinde Wärme das Eis wieder aufthauet, da ſie dann zu einem neuen Leben hervorgehen. Eben ſo frieren daſelbſt ganze Klumpen Fliegen zwiſchen den Baumäſten, ſo hart, wie Eis, zuſammen, und gelangen wieder zum Leben, ſo bald ſie von Natur, oder durch Kunſt gelinde aufgethauet werden. Bey denen Thieren, deren Körper zu keinen ſolchen Verwandlungen von Natur geſchickt ſind, findet man den beſondern Trieb, ſowohl ſich ſelbſt, als auch ihre Eyer, in warmen Behältniſſen zu verbergen. Einige verkriechen ſich in die Klüfte der Berge, wo ſie den ganzen Winter zubringen, und mit wenig Koſt verlieb nehmen, oder wohl gar hungern. Andere verſtecken ſich in die Mauern; noch andere, zwiſchen das Holz und die Rinde der Bäume.

Unter allen uns bekannten Thieren ſcheuen die kriechenden Thiere und Inſecten die Kälte am meiſten, ſo wie ſie ebenfalls die Wärme mehr als andere, lieben. Die Sonnenhitze iſt gleichſam ihre Seele. Je heftiger dieſe brennt, deſto mehr Empfindlichkeit, Bewegung, Munterkeit, Lebhaftigkeit und Kühnheit nimmt man an ihnen wahr. Die giftigen Arten, als: Scorpionen, und verſchiedene Gattungen Schlangen, werden bey der großen Hitze gefährlicher, und ihr Gift tödlicher. Gerade das Gegentheil ereignet ſich bey den einen ſo wohl als bey den andern, wenn ihnen eine ſtarke Kälte zuſetzt. Eine große Anzahl Inſecten ſtirbt bey Annäherung des Winters. Und wahrſcheinlich würden auch die meiſten von denen, die ihr Leben erhalten, ein gleiches Schickſal haben, wenn ſie ſich nicht wider die Anfälle des Froſtes durch die Flucht retteten. Eben dieſes gilt auch von den kriechenden Thieren. Beyde Claſſen ſuchen alſo

gegen

gegen das Ende des Herbſtes in gemäßigten und kalten Ländern ſichere Zufluchtsörter aus. Einige verbergen ſich zwiſchen den Mauerrizen und unter den Dachziegeln, als: die Scorpionen und viele Arten Fliegen; einige zwiſchen Steinen, in den Rizen oder Höhlungen der Bäume, z. B. die Vipern, die Schlangen, die ſo genannten ſpaniſchen Fliegen, u. a. m. Andere finden ihre Sicherheit in den Höhlen der Berge, oder in unterirdiſchen Löchern, oder in den Kellern, wie man an den Spinnen, kleinen Fliegen, Schnaken, gewiſſen nackten Schnecken, und an vielen Gattungen gröſſerer und kleinerer Käfer wahrnimmt. Andere vergraben ſich unter den Miſt, wo ſie, des ſtrengen Winters ungeachtet, eine beſtändige Wärme genießen. Am meiſten aber werden die Gründe der Wäſſer, und die innern Theile der Erde, von dieſen Thieren geſucht, welche jedoch, ſie mögen auch noch ſo gut verwahrt ſeyn, die Macht der Kälte auf das empfindlichſte fühlen, wie aus der Erſtarrung ihrer Glieder und dem todesähnlichen Schlafe erhellet, dem ſie den ganzen Winter über unterworfen ſind.

Doch ſind es die kriechenden Thiere und die Inſecten nicht allein, die bey zunehmender Kälte erſtarren, und einem betäubenden Schlummer faſt ſinnlos dahin fallen. Auch unter den vierfüßigen Thieren, unter den Vögeln, und vielleicht auch unter den Fiſchen, findet man ähnliche Beyſpiele. Ohne aus der Claſſe der vierfüßigen Thiere, die Kröten, Fröſche und Eidechſen anzuführen, welche beynahe den ganzen Winter über im Waſſer oder unter der Erde verborgen, und in einem ſinnloſen Schlummer begraben liegen, kann man an den Igeln, Landſchildkröten, vielen Arten von Mäuſen, Murmelthieren und Ratzen, ein gleiches wahrnehmen. Denn auch dieſe verkriechen ſich entweder in die Bäume, oder unter die Erde, wo man ſie entweder einzeln oder in großer Anzahl bey einander findet. Die Fledermäuſe ſind den nämlichen Symptomen bey der Kälte unterworfen, daher ſie zur Winterszeit entweder in hohlen Bäumen, zerfallenen Mauern, oder unterirdiſchen Höhlen erſtarrt und ohne Bewegung angetroffen werden; ſ. Th. XIV, S. 111. Auch unter den Vögeln ſind einige dem Erſtarren ausgeſetzt. So wie die Sonnenwärme abnimmt, verſammeln ſie ſich zu Hunderten, ſchließen ſich in einen Klumpen dicht zuſammen, und begeben ſich ſo unter das Waſſer, worin ſie ſo lange auf einander liegend den ganzen Winter zubringen. Inſonderheit ſind die Schwalben dieſes

Um-

Umſtandes wegen berühmt; und ihre Erhaltung iſt ſo wunderbar, daß dieſes Viele bewogen hat, an der Wahrheit der Sache zu zweifeln. Nichts deſto weniger iſt es gewiß wahr, daß ſich einige Schwalben in Moräſte legen. Es iſt aber auch gewiß, daß ſie ſich gegen den Winter verſammeln, und fortziehen; hieraus aber folgt noch nicht, daß ſie in warme Länder gehen, am wenigſten aber, daß ſie es alle thäten. Ein Mehreres davon, wird man in dem ihnen gewidmeten Artikel finden. Unter den unzählbaren Familien der Fiſche fehlt es nicht an ſolchen, welche die Kälte gleichen Phänomenen ausſetzt. Wenn wir dem Pechlin Glauben zuſtellen dürfen, ſo gehören hieher die Schleihen, welche beym Anfange des Winters ſich in den Moraſt vergraben. Doch haben, wie bereits erwähnt worden iſt, überhaupt die Fiſche vor andern Thieren den Vortheil, daß ſie, die Kälte der Atmoſphäre ſey ſo ſtreng als ſie wolle, doch in ihrem Elemente munter und lebhaft ſchwimmen können, nicht allein deswegen, weil das Waſſer, ſo lange es ſeine Flüſſigkeit behält, niemals ſehr kalt werden kann, ſondern auch, weil ſie bey dem Einfrieren des Waſſers ſich in die tiefen Schlünde retten können, wo ſie wider alle Kälte gut geſichert ſind.

Die dieſem anſcheinenden Tode oder dem Erſtarren unterworfenen Thiere ſind es nicht alle bey einem gleichen Grade der Kälte. Bey einigen hat ſchon eine ſehr mäßige Kälte dieſe Wirkung; bey andern wird dazu ein größerer, und wieder bey andern ein ungemein heftiger Grad der Kälte erfordert. Eine nach unſerer Empfindung zu urtheilen ſehr gelinde Kälte ſchläfert die Ratzen ſchon ein; eine etwas ſtärkere die Bienen, Schlangen; Vipern, und viele Arten Fledermäuſe. Der Grad, bey welchem Fröſche, Kröten, Salamander ꝛc. einſchlummern, nähert ſich ſchon dem Gefrierpuncte ziemlich; den Murmelthieren hingegen ſchadet eine ſolche Kälte noch lange nicht, weil für ſie kaum der fünfte Grad unter dem Gefrierpuncte nachtheilig iſt. Dieſe Verſchiedenheit der zum Einſchläfern dieſer Thiere nöthigen Grade Kälte, hat keine andere Urſache, als die verſchiedene Natur der Muskelfiber, welche bey einigen Thieren leichter, als bey den andern, gereizt wird, und daher früher oder ſpäter erſtarrt. Wird die Kälte allzu heftig, ſo wird dieſe Erſtarrung zum wirklichen Tode des Thieres.

Einigen Thieren ſcheint die Natur den Trieb, die Geſelligkeit und den Witz gegeben zu haben, zu ganzen Schaaren auf einmal fort, und in warme Län-

der zu ziehen. Die Vögel ſind zu dergleichen Reiſen am geſchickteſten; wiewohl auch viele andere Thiere, jedoch nicht bloß um des Froſtes willen, ſolche Heerzüge halten, wovon die Heuſchrecken, die Mäuſe, und im Meere die Häringe, Beyſpiele geben. Die Schiffer ſehen oft Wolken von Vögeln über das Meer ziehen, und nicht ſelten ſetzen ſie ſich ganz ermüdet und kraftlos auf die Schiffe. Die Wachteln, die Guckgucke, und wohl die meiſten Schwalben, gehören unter dieſe Zugvögel; wenigſtens hat insbeſondere von den letztern der Abt de la Caille angemerkt, daß ſie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, vom September an bis zum April, in den übrigen Monaten aber nicht mehr, vorhanden ſind; und da dieſes eben die Monate ſind, da wir die Schwalben bey uns haben, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie von einem Welttheile zum andern reiſen. Die Wachteln ziehen auch unſtreitig über das Meer. Sie, die Turteltauben und andere Zugvögel, nehmen im Frühjahre und Herbſte ihren regelmäßigen Zug über die Inſel Capri, 3 wälſche Meilen vom äußerſten Ende des feſten Landes von Neapolis; und der daſige Biſchof hat von ihrem Fange und der Jagd ſeine meiſten Einkünfte. Außerdem ſehen wir jährlich gegen den Winter die Droſſeln, Krammetsvögel, Schnepfen, Becaſſinen, und andere Zugvögel aus den kältern Ländern bey uns ankommen, die gegen den Sommer wieder nach Norden zurück kehren.

Daß dieſe Züge der Vögel mehrentheils die Empfindung der bevorſtehenden Kälte und Wärme zum Grunde haben, ſolches beweiſet die Harmonie der Witterungen mit ihren Heerzügen. Wenn ſich die wilden Gänſe ſchon zu Ende des Februars und Anfange des Märzes ſehen laſſen, ſo folgt insgemein ein trockner Frühling darauf; und wenn ſie im Herbſte zeitig davon ziehen, ſo kömmt auch gewiß ein frühzeitiger Winter. Die Amſeln in Amerika, welche zu Anfange des Winters in wärmere Länder gehen, (ſ. Th. I. S. 711) kommen, wie Diereville berichtet, beym Eintritte des Frühlinges ſchon wieder durch Acadien, obgleich daſelbſt der

Schnee

Schnee noch ſehr hoch liegt. Es muß ſie alſo die in den ſüdlichen Ländern überhand nehmende Wärme wieder zur Rückreiſe nöthigen, und dieſe Reiſe muß ihnen vortheilhaft ſeyn, weil ſie allemal ſpeckfett zurück kommen. Auch die amerikaniſchen Trappen paſſiren im Wintermonate haufenweiſe durch Acadien, und zu dieſer Zeit geht ihr Zug von Norden nach Süden. Wenn ſie im Maymonate Acadien wieder durchſtreichen, ſo ziehen ſie von Süden nach Norden. Sie reiſen wirklich nach der Luft. Sie reiſen aber in der That auch wohl nach Speiſe. So wie die amerikaniſchen Amſeln auf ihrer Winterreiſe fett werden, ſo geht es den meiſten Zugvögeln. Viele, die von Inſecten leben, welche im Sommer in dem Luftkreiſe herum ſchwärmen, müſſen ſich gegen den Winter, da ſich die Inſecten verlieren, nach wärmern Gegenden wenden, wo ſie dergleichen wieder finden. Die Heerzüge der vierfüßigen Thiere haben mehrentheils nicht ſo wohl den Froſt, als vielmehr den Hunger, zur Triebfeder. Die Wölfe würden nicht aus ihren Wüſteneyen in die Dörfer, und die Mäuſe nicht aus reichen Kornfeldern in andere Gegenden ziehen, wo ſie oft Flüſſe und Berge mit Gefahr und Umſchweifen zurück legen müſſen, wenn ſie nicht der Hunger, nachdem ſie an einem Orte alles aufgezehrt haben, immer weiter triebe. Im Meere ſelbſt ſpornt der Hunger die Fiſche und die Seeungeheuer, um ſich auf Reiſen zu begeben. Ein Hayfiſch verfolgt bloß um des Schmarotzens willen die Schiffe viele 100 Meilen weit. Als Vandenbroeck einſtmalens nach dem rothen Meere ſegelte, brachte er eine Menge großer holländiſcher Schellfiſche oder portugieſiſcher Sardinen, neben ſich her mit dahin, wo ſie ſonſt nie geweſen waren. Daſelbſt erhielten ſie ſich drey Jahr lang ſo häufig, daß man ſie trocknete, und dem Viehe gab; und ſeit dieſer Zeit ſind nie wieder dergleichen Fiſche im rothen Meere geweſen.

Viele Thiere, welche nicht zum Reiſen beſtimmt ſind, finden im Winter ihre kümmerliche Nahrung, und ſind von der Natur ſchon zubereitet, ſich zu behelfen. Die Vögel wiſſen die Inſecten zwiſchen dem Mooſe und in den Ritzen der Baumrinden aufzuſuchen. In den nördlichen Ländern fällt zuweilen eine ungeheure Menge Würmer mit dem Schnee herab, welche den Vögeln zur Nahrung dienen. Verſchiedene vierfüßige Thiere tra-

tragen ſich im Sommer einen Vorrath von Getraide in ihre Höhlen, wovon ſie im Winter zehren. Das Eintragen der Bienen hat dieſe Abſicht; und wenn wir ihr Honig genießen, ſo ergözen wir uns mit dem Ueberfluſſe ihres Wintervorrathes. Andere Thiere müſſen ihre armſelige Nahrung unter Schnee und Eiſe hervor ſuchen; aber dieſen hat auch die Natur die Geſchicklichkeit mitgetheilt, ſie zu finden. Die Rennthiere in Lappland ernähren ſich faſt ganz allein vom Mooſe; wenigſtens iſt es im Winter ihre einzige Koſt. Sie beſitzen die natürliche Fähigkeit, daſſelbe auch unter dem tiefſten Schnee zu entdecken, wenn es gleich viele Klaftern tief verborgen liegt. Die Hirten, welche dieſe Thiere auf die Weide führen, haben ſich um weiter nichts zu bekümmern, als daß ſie Acht geben, ob ſie das Moos von den Bäumen abnagen, oder ob ſie im Schnee wühlen. Im erſten Falle können ſie gewiß verſichert ſeyn, daß der Boden kein Moos trage; und alsdann müſſen ſie die Heerde weiter treiben. Dieſe Thiere genießen ungemein wenig, und können die ſtärkſten Tagereiſen von 11 bis 12 Meilen bey einer Mahlzeit von ſo viel Moos, als man in zwo Händen faſſen kann, aushalten. Nichts deſto weniger ſterben ihrer viele zu der Zeit, wenn ſich der gefallene Schnee in Eis verwandelt, daß ſie des Erdmooſes nicht habhaft werden können, das Baummoos aber zur Nahrung nicht hinreichen will. Es würde vielen Thieren nicht beſſer ergehen, wenn ihnen nicht die Natur die Gabe mitgetheilt hätte, *einen ganzen Winter* zu faſten; und dieſes iſt gewiß das kürzeſte Mittel bey bevorſtehender Hungersnoth.

Die Inſecten mancher Arten, die ſich in ihre Seide einſpinnen, ſtellen rechte Wunder im Faſten dar. **Sedileau** hat den Lebenslauf einer Raupe beſchrieben, welche ungefähr im May aus der Erde kriecht. Sie frißt etwa acht Wochen in der Geſtalt einer Raupe; alsdann ſpinnt ſie ſich ein, und liegt als eine Puppe gan-

ze 40 Wochen, ohne alle Nahrung; endlich kömmt ſie als ein Schmetterling zum Vorſchein, der etwan 10 Tage lebt, in denen er ſich begattet, Eyer leget und ſtirbt. Wie kann man ſich einbilden, daß ein Wurm, welcher im Julius 1785 aufgehört hat zu freſſen, im May 1786 noch Muth haben ſollte, ſich zu begatten! Unter den Vögeln und Fiſchen leben diejenigen gewiß den ganzen Winter hindurch ohne Nahrung, die in den Moräſten und Flüſſen im Eiſe feſt frieren. Vermuthlich gehören hieher auch die Ameiſen, von welchen Gould und mehrere bewieſen haben; daß ſie weder Korn eſſen, noch ſich Vorrathskammern für den Winter anlegen. Swammerdam glaubt, daß ſie im Winter, wie andere Inſecten und einige Bienen, gar nicht eſſen; und man findet auch in ihren Haufen nie Vorrath von Getraide oder andern Nahrungsmitteln; ſiehe Th. I, S. 638. Unter den vierfüßigen Thieren ſind die Murmelthiere und Bären ihrer Winterfaſten wegen berühmt. Von der Winterlebensart der letztern, ſ. Th. III, S. 319, f.

Man findet in allen dieſen wundervollen Beyſpielen die Spuren einer beſondern Vorſehung, welche über alle Geſchöpfe des Erdbodens waltet. Denn, wie könnte ſich wohl eine ſolche weiſe Einrichtung der Körper der Thiere, und die Mittheilung ſo beſonderer und verſchiedener Triebe, zur Erhaltung ihres Lebens, nur bloß von ungefähr zutragen! Nein! man findet in der ganzen Natur die künſtlichſte Vereinigung der Mittel zu den Abſichten der Erhaltung der Thiere. Die Thiere, die ſich mit neuen Winterpelzen gegen den Froſt ſchützen können, finden in ihren Geburtsländern im Sommer und Winter ihre Nahrung. Diejenigen, welche ſich vor den Froſt in Höhlen verbergen müſſen, tragen ſich entweder ihr Futter vorher ein, oder ſie können im Winter von dem Fette zehren, welches ſie ſich im Sommer zugelegt haben. Diejenigen, welche der Froſt in frem-

de Länder treibt, finden daſelbſt ihre reichliche Nahrung. Die, welche im Winter von ihrem eigenen Leibe zehren müſſen, haben den Trieb ſich bey Zeiten in Höhlen zu verkriechen, wo ihnen der Froſt nicht ſchaden kann. Die, welche des Winters ihre Nahrung im Lande finden können, haben keinen Trieb ſich zu verkriechen, oder fortzureiſen, ſondern die Natur verwahrt ſie mit wärmern Pelzen, damit ſie bleiben können, wo ſie ſind. Hingegen bekümmern ſich die Zugthiere wenig um die Felſenhöhlen, und leiden auch an ihren Bedeckungen keine Veränderung, die ihnen in den warmen Ländern, wohin ſie ziehen, unnöthig und beſchwerlich ſeyn würde. Welche weiſe Vorſehung muß nicht für ſo viele Arten der Thiere wachen! Was mögen wohl die kleinen Vögel, die ſich ſo kümmerlich behelfen müſſen, manche wilde Thiere, und unzählige Inſecten, für Kunſtſtücke anwenden, um ſich im Winter durchzuhelfen! Ein Maykäfer muß ganze vier Jahr lang in der Erde, als Wurm, hauſiren, ehe er die Geſtalt des Käfers annimmt. Wie iſt es doch einem ſo kleinen Wurme möglich, ſich in der Erde zu erhalten, die oft viele Fuß tief zu Steine friert! und wo kann er ſeiner Nahrung nachgehen! Wer verhärtet den Wurm gegen den ſtärkſten Froſt, da doch hernach der Käfer kaum ein wenig Maykälte und Regen vertragen kann! Nach allen Betrachtungen bleibt uns nichts als Erſtaunen übrig; und wir finden das Werk der Erhaltung eben ſo göttlich, als das Werk der Schöpfung.

Ich empfehle dieſe Betrachtungen denen, die bey dem jezigen Eintritte des Winters, und noch dazu zu einer Zeit des Krieges, den Nahrungsſorgen, der Furcht und der Schwermuth Platz geben. Seyd getroſt, meine Brüder!

Die Huld, die Thiere nährt, wird Menſchen nicht verſtoßen:
Wer groß im Kleinen iſt, wird größer ſeyn im Großen.

Bey

Bey einem ſtarken Froſte ſind einige Thiere eben ſo wohl, wie Menſchen, dem Erfrieren der Glieder ausgeſetzt. Wenn großen Stücken Vieh die Glieder erfrieren, ſo hilft man ihnen dawieder am beſten mit Aufſtreichung der Galle von einem geſchlachteten Schweine. Auch Menſchen können bey erfrornen Gliedern ſich dieſes Hausmittels mit Nutzen bedienen.

Froſt=Beule, ſiehe oben, S. 241.

Froſt=Bohrer, ein Inſtrument, womit die Jäger bey hartem Froſte Löcher in die Erde bohren; ſiehe Th. VI, S. 166, f.

Froſt=Rauch, der im Winter bey ſehr ſtarkem Froſte aus dem Waſſer, wo daſſelbe vom Eiſe frey iſt, aufſteigende und inſonderheit über ſchnell ſich bewegenden Flüſſen ſichtbar werdende dicke Dampf, welcher gemeiniglich deſto dichter zu ſeyn pflegt, je ſtrenger die Kälte iſt. Wenn dieſer Dampf in der Luft friert, und von dem Winde fort getrieben wird, wird die Luft mit einer unendlichen Menge kleiner Eisſpitzen angefüllet, die man mit bloßen Augen ſehen kann.

Froſt=Salbe, ſiehe oben, S. 250, fgg.

Froſt=Schade an Gewächſen, ſiehe oben, S. 191, fgg.
— — *an Menſchen*, ſiehe oben. S. 235, fgg.
— — *an Thieren*, ſiehe oben, S. 265, fgg.

Froſt=Schmetterling, Phalæna geom. brumata *Linn.*; ſiehe unter *Schmetterling*.

Froſtig. 1. Was Froſt, d. i. Empfindung der Kälte erwecket, kalt, Fr. froid. 1) Eigentlich. *Es iſt froſtiges Wetter. Der Anfang des Jahres war ſehr froſtig*, kalt. 2) Figürlich. *Ein froſtiges*, äußerliches Bezeigen, ein gleichgültiges kaltes Betragen. *Er machte mir darüber ein ſehr froſtiges Compliment.*

In der Malerey, wird *froſtig*, Fr. froid, *das Froſtige*, Fr. froideur, von dem Ausdrucke und von dem Character der Figuren geſagt. Man ſagt, daß ein

 allzu

allzu ängſtliches fleißiges Gemälde gemeiniglich froſtig ſey, nämlich, daß es keine warme Empfindungen errege, daß die Figuren nicht denjenigen lebhaften und beſeelten Ausdruck haben, welchen man an den lebendigen Figuren bemerkt. Dieſes froſtige Weſen kömmt daher, weil das erſte Feuer der erhitzten Einbildungskraft, womit dieſelbe den Inhalt erzeugt, und die erſten Pinſelſtriche geführt hat, nach und nach durch eine zu langwierige und zu fleißige Arbeit erliſcht, und alſo die letzten Striche dieſe Abmattung zu erkennen geben. Siehe auch Kalt.

2. Fähig, leicht Kälte zu empfinden. **Ein froſtiger Menſch**, den ſehr leicht frieret, der bey der geringſten Kälte empfindlich iſt; Fr. frileux, frilleux, froidureux. Einen ſolchen Menſchen pflegt man auch wohl einen **Fröſtler**, einen **Fröſtling**, und im Niederſ. einen **Froſtkötel** zu nennen.

Frottir-Bürſte, ſiehe Th. VII, S. 409.

Frucht. (*) 1. Eigentlich.

1) In der weiteſten Bedeutung; alles was die Erde zur Speiſe für Menſchen und Thiere, beſonders aber für die erſtern hervor bringt. **Feld-Früchte**, **Land-Früchte**, was von dieſer Art auf dem Felde wächſt, in der deutſchen Bibel **Früchte des Feldes**, Fr. Fruits de la campagne. **Baum-Früchte**, was in Gärten gebauet wird. **Hülſen-Früchte**, welche in Hülſen, **Schal-Früchte**, Fr. Fruits à coquille, welche in harten Schalen oder in einer harten Kapſel erzeuget werden. In etwas anderm Verſtande verſteht man unter dieſem Ausdrucke zuweilen die Samen und Samenbehältniſſe aller Pflanzen und Bäume, ſie mögen nun dem Thierreiche

(*) Dieſes Wort lautet in allen ſeinen Bedeutungen, beſonders aber der eigentlichen, im Tatian Fruht, im Dän. Frugt, im Schwed. Frukt, im Walliſ. Ffrwyth, im Engl. Fruit, im Franz. Fruit, im Poln. Frukta, im Wallachiſchen Phruttu, im Albaniſchen Phriut, im Lat. Fructus, Fruges,

reiche und beſonders dem Menſchen zur Speiſe dienen oder nicht, mit Ausſchließung der übrigen Theile der Pflanzen.

2. In engerer Bedeutung. (a) Das Getraide, oder die Samen verſchiedener Grasarten, welche zur Speiſe gebraucht werden; im Hoch= und Oberdeutſchen. Die Sommer=Frucht, das Sommergetraide. Die Winter=Frucht, das Winter=Getraide. Die Frucht ſteht ſchön. Die Früchte einärnden, einſammeln. In Niederſachſen ſagt man ſtatt Frucht in dieſer Bedeutung Korn, und in einigen oberdeutſchen Gegenden, im Plural Körner. (b) Die Frucht einiger Bäume, Obſt. Wilde Früchte, Wald=Früchte, Fr. Fruits des forêts, wildes Obſt, wie auch Eicheln, Buchnüſſe, und andere Früchte der Waldbäume. Wälſche Früchte, Früchte der Orangebäume, Datteln u. ſ. f.

Im weitläuftigen Verſtande bedeuten Frucht und Same einerley. Beyde haben einerley Urſprung, und ſind der vergrößerte ausgewachſene Fruchtkeim, welcher ſich gleich nach der Befruchtung in der Blume mehr entwickelt, und durch den Blumenſtiel, und vorzüglich durch das Blumenbeet, auch öfters durch den Kelch, den nöthigen Nahrungsſaft erhält, und zur gehörigen Reife und Vollkommenheit gelanget, wenn keine zufällige Urſache dieſes verändert. Bey vielen Pflanzen liegen die Samen auf dem Blumen=Beete, welches nunmehr den Samenhalter ausmacht; bey andern aber ſind dieſelben in einem Gehäuſe von verſchiedener Art eingeſchloſſen, und darin an den Samenhalter, gleichfalls auf verſchiedene Art, befeſtigt. Von dem Samen, obgleich derſelbe den Haupttheil der Frucht ausmacht, werde ich an ſeinem Orte handeln; hier betrachte ich nur die Einwickelungen deſſelben, welche man insgemein mit dem Namen der Frucht zu belegen pflegt, und welche gleichſam nur ein zufälliger Theil der Samen, jedoch in

jeder Art Pflanzen, wo dergleichen anzutreffen iſt, nothwendig und dem Samen ſelbſt nützlich ſind.

Alle Pflanzen theilen ſich, in Anſehung des Samens, oder der Frucht, in zwo Hauptordnungen; ſie tragen entweder bloße und nackende (Semina nuda,) oder bekleidete und eingewickelte Samen (Semina recta.) Die Pflanzen von der erſten Art, heißen plantæ gymnoſpermæ; die andern, angioſpermæ. Hat der Same außer der eigenthümlichen, keine andere Bedeckung, ſo nennt man ſolchen nackend; kömmt aber noch eine annere oder mehrere hinzu, ſo heißt er bedeckt. Diejenigen Samen, welche in dem ſtehen bleibenden, mehr oder weniger veränderten, auch wohl zugeſchloſſenen Kelche, welchen Ludwig alsdann Pericarpium nennt, enthalten, und bis zur völligen Reife darin aufbewahret werden, gehören alle zu den nackenden; indem der Kelch niemals einen Theil der Frucht ſelbſt ausmacht, oder in die Frucht verwandelt wird, obgleich zuweilen deſſen verändertes Weſen, wie auch bey dem Blumenbette manchmal geſchieht, dem Anſehen nach einer Frucht zu gleichen ſcheint. Eben ſo kann man auch die Samen, welche in den ſo genannten Zapfen liegen, unter die nackenden zählen. Ein ſolcher Frucht-Zapfen, Conus, Strobilus, iſt nichts anders, als das Blüthkätzchen; nur ſind die Kelchſchuppen dicker, härter und holzichter geworden, haben ſich näher und dichter an und über einander geleget, und bedecken den Samen bis zu ſeiner Reife gänzlich; da aber ſolche ſich nachher von einander begeben, und gleichſam öffnen, laſſen ſie den, unter den Schuppen liegenden, Samen fallen.

Die Früchte ſind in Anſehung der Bedeckung, und dem äußerlichen Anſehen nach, aber auch nach der innern Beſchaffenheit, unterſchieden. Der Bedeckung nach, könnte man alle Früchte unter zwo Arten bringen; denn ſie iſt entweder dürr und trocken, oder fleiſchig und ſaftig. Die trocknen Samenbehältniſſe werden entweder

der 1) im genauen Verſtande eine Kapſel, L. Capſula, oder 2) ein Frucht-Balg, Folliculus, oder 3) eine Schote, Siliqua, oder 4) eine Hülſe, Legumen, genannt.

Die Hülſenfrüchte nennt man auch Schoten. Bey einigen Pflanzen nennt man die Hülſen auch Taſchen. Das Samen-Gehäuſe iſt innerlich mehr oder weniger hohl, und die Samen liegen darin auf verſchiedene Weiſe. Die Höhle iſt entweder einfach, oder in zwo, auch mehrere Abtheilungen oder Fächer unterſchieden. In dem lezten Falle ſieht man eine Scheidewand, Septum, Diſſepimentum, wodurch die Höhle in Fächer, Loculamenta, abgetheilet wird. Die Scheidewand iſt entweder ganz, und geht durch die Höhle von einer Seite bis zur andern, da dann dieſelbe zweyfächerig erſcheint; oder es ſind mehrere Scheidewände zugegen, welche von den Seiten abgehen, und ſich in der Mitte der Höhle unter einander, gleichſam an einem beſondern Säulchen, vereinigen, woraus alſo mehrere Fächer entſtehen. Zuweilen ſind die Scheidewände nicht ganz, gehen nur bis auf eine gewiſſe Weite in das Behältniß, und machen nur halb geſchiedene Fächer, wie bey dem Mohn, in welchem Falle das Behältniß nur für einfächerig, unilocularis, anzunehmen iſt, obgleich in dem Umfange Abtheilungen vorhanden ſind. Bisweilen ſieht man mehr als eine Kapſel, da dann ſolche zwar dicht bey einander ſtehen, jedoch wirklich von einander unterſchieden ſind, und jede vor ſich eine ganze ausmacht. Die meiſten Kapſeln öffnen ſich bey der völligen Reife von ſelbſt, und laſſen die Samen fallen, da man dann anmerkt, in wie viel Theile ſolche zerſpringt. Dieſe Theile nennt man Schalen-Stücke oder Klappen, Valvæ; und da ſolche ehedem mit einander vereinigt geweſen, und dieſe Vereinigung gemeiniglich mit einer vertieften Linie bemerkt iſt, nennt man dieſe die Naht, Sutura. Die meiſten Kapſeln öffnen ſich der Länge nach; es giebt aber

auch einige, welche querdurch ſich theilen, und bey welchen der obere Theil ſich von dem untern abſondert, in welchem Falle man den obern Deckel, Operculum eine Querklappe, Valva horizontalis, nennt. Die Samen ſind in den Kapſeln befeſtigt, hängen aber an verſchiedenen Theilen an; inſonderheit bemerkt man, ob ſolche an der Naht der Klappen, oder an der Scheidewand, oder an den Seiten, oder aber an einem beſondern in der Mitte der Fächer befindlichen Körper, welchen man den Samen-Halter oder Samen-Träger, Thalamus, Receptaculum, nennt, anſitzen, und beſtimmt dadurch eine und die andere Art der Kapſeln. So iſt die Hülſe ein zweyklappiges, einfächeriges Samengehäuſe, in welchem die Samen nur an einer Naht anſitzen; die Schote hingegen ein zweyklappiges, ein- oder zweyfächeriges Samengehäuſe, an welchem die Samen an beyden Nähten wechſelweiſe befeſtigt ſind. Bey dem Frucht-Balge beſteht das Samengehäuſe nur aus einer Klappe, welche auf einer Seite der Länge nach auffſpringt, und die Samen nicht an der Nacht befeſtigt hat. Alle übrige Samengehäuſe, welche unter dieſe drey Arten nicht zu bringen ſind, werden mit dem allgemeinen Namen einer Kapſel beleget.

Die ſaftigen oder fleiſchigen Früchte, ſind öfters, wie die Kapſeln, in Fächer abgetheilt, daher ſie einfächerig, unilocularis, zweyfächerig, bilocularis u. ſ. w. genannt werden. Oefters pflegt man auch die Samen bey dieſen Früchten zu zählen, und unterſcheidet die einſamigen, monopyrena, zweyſamigen, dipyrena u. ſ. f. Vornämlich aber ſieht man auf die Beſchaffenheit der ganzen Frucht, und beſtimmet dreyerley Arten, als: 1) die Stein-Frucht, Drupa, bey welcher das fleiſchige Weſen eine ſo genannte Nuß, oder einen Stein enthält, und iſt, nach Beſchaffenheit des erſtern, entweder ſaftig, oder trocken. 2) Die Kern-Frucht, Pomum, wo die fleiſchige Decke beſondere Fächer umgiebt, in welchen die Sa-

Samen eingeſchloſſen ſind; z. B. Birnen, Aepfel ꝛc. Bey dieſen ſieht man gemeiniglich am obern Theile eine Vertiefung, als das Ueberbleibſel von dem Kelche, und vergleicht dieſe mit einem Nabel, daher man dergleichen Früchte Fructus umbilicatos nennt. Im Deutſchen heißt dieſe Art der Griebs, (ſ. dieſes Wort) und die in ſolchen Früchten enthaltenen Samen pflegt man Körner zu nennen. 3) Beere, Bacca, iſt ein jede andere fleiſchige Frucht, welche keine beſondere Fächer zeigt, ſondern wo die Samen allein von dem fleiſchigen Weſen umgeben, und darin enthalten ſind. Die Größe macht keinen Unterſchied; doch pflegt man im Lat. die ganz kleinen Beeren, oder Beerlein, Acini zu nennen, und inſonderheit dieſes Wort zu gebrauchen, wenn viele Beerlein mit einander genau vereinigt, eine größere ausmachen, wie bey den Brombeeren.

Es giebt auch unächte Beeren, nämlich ſaftige Früchte, bey welchen aber die Samen nicht in dem fleiſchigen Weſen eingeſchloſſen ſind, ſondern vielmehr auf demſelben ſitzen. Die Erdbeere dient zum Beyſpiele (dasjenige, was man hier für die Beere hält, iſt das aufgeſchwollene und ſaftige Blumenbett oder der Samenhälter, auf deſſen Oberfläche die nackenden Samen ausgeſtreuet ſind.

Eine andere Art von unächten Beeren entſteht, wenn der Kelch dicker und ſaftiger, auch alsdann anders gefärbet wird: wie bey der Maulbeermelde geſchieht. Es werden auch hier nackende Samen von dem, alſo veränderten, Kelche umgeben.

Alle Früchte, ſie mögen nackend oder bedeckt ſeyn, ſind ſchon in der Blume zugegen. Der Frucht-Keim oder der Frucht-Knoten, Germen, Ovarium, als der unterſte Theil des Stämpels, enthält alle Theile der Frucht im Kleinen, welche ſich gleich nach der Befruchtung, und ſobald die Staubfäden und Griffel, wie auch die Blumenblätter verwelkt oder abgefallen ſind, mehr und mehr entwickeln, durch den zufließenden Nahrungsſaft vergrößern, und mit der Zeit, wenn keine zufällige Urſache es verhindert, zur Vollkommenheit und Reife ge-

gelangen. Man kann alſo den Fruchtkeim den Eyerſtock nennen, und mit dem Eyerſtocke der Thiere vergleichen, den Samen aber als das Ey betrachten. Der Fruchtkeim erhält ſeine Nahruug entweder unmittelbar von dem Blumenſtiele, oder vermittelſt des Kelches, welcher gleichſam den verlängerten Blumenſtiel vorſtellt. Man kann jedoch einen beſondern Ort annehmen, woran der Fruchtkeim und nachher die Frucht ſitzt, und dieſen mit dem Blumenbette vergleichen, und den Samen-Halter, oder Samen-Träger, nennen; welcher Name geſchickter zu ſeyn ſcheint, als wenn man ſolchen Ort den Boden nennt. Wo die Frucht aus nackenden Samen beſteht, iſt der Samenhalter gleichfalls unbedeckt; wo aber ein Samengehäuſe zugegen iſt, iſt ſelbiger in dieſem eingeſchloſſen, zeigt ſich aber alsdann in verſchiedener Geſtalt. Es erſcheint ſolcher 1) als ein beſonderer ſchwammichter, ein- zwey- oder vielfacher, trockner oder ſaftiger Körper in der Mitte des Samengehäuſes, wie bey dem Toback, Stechapfel und vielen andern, wie denn auch die Beeren und die Kernfrüchte dergleichen zeigen; 2) als eine, an der innern Fläche der Frucht ausgedehnte Haut, wie bey dem Mohne; 3) als eine ſchwammichte Linie, welche entweder an der Naht, oder Scheidewand, oder den Klappen herunter läuft, wie bey den Bohnen, der Kreſſe und den Veilchen. Der Samenhalter beſteht nicht allen aus einem ſchwammichten Gewebe, ſondern iſt auch mit verſchiedenen Gefäßen durchwebet, an deren äußerſten Aeſten und Enden der Same anhängt, und welche demſelben den zubereiteten Nahrungsſaft zuführen; daher hat man den Samenhalter mit der After- oder Nachgeburt, Placenta uterina, und die davon zu den Samen abgehenden Gefäße, mit der Nabelſchnur verglichen, und auch hierin die Aehnlichkeit des Pflanzen- und Thierreiches angenommen.

Bey den Früchten, inſonderheit den trocknen Samenbehältniſſen, findet man öfters Merkmaale einer Feder-

derkraft. Viele öffnen ſich mit einem Geräuſche, ſtreuen die Samen weit um ſich, und rollen ihre Klappen zuſammen. Die Kapſel des Streubüchſenbaumes ſpringt mit einem ſo ſtarken Knalle von einander, als ob man eine Piſtole los drücke; wodurch die Samen weit weggeſprenget werden. Die Spritz- oder Eſelsgurke, die gelbe Balſamine, und viele andere, zeigen ein gleiches.

Der Nutzen der Früchte, oder der Bedeckungen und Einwickelungen der Samen, wird aus vorbemerkter Beſchaffenheit derſelben gar leicht erhellen. Sie führen dem Samen den nöthigen Nahrungsſaft zu, und bringen denſelben zur Reiſe. Sie beſchützen und bewahren auch den reifen Samen; wie denn derſelbe in ſeinem Behältniſſe länger friſch und gut bleibt, als wenn ſolcher ausgemacht, aufbewahret wird; auch dienen dieſe, inſonderheit bey den Kern- und Steinfrüchten, zum Befördern des Aufkeimens; wie es denn z. B. beſſer iſt, in Stücken zerſchnittene Birnen und Aepfel, als die bloßen Samen davon, auszuſäen. Andere Nutzen ſind auch bekannt. Menſchen und Thiere gebrauchen ſolche ſowohl zur Nahrung, als auch zur Wiederherſtellung der Geſundheit. Siehe auch Th. IV, S. 11, f.

Von der Vermiſchung der Baumfrüchte durch Pfropfen, ſiehe in P.

Wie die Baumfrüchte auf eine bequeme und ſichere Art von den Bäumen abzunehmen ſeyn, ſiehe im Art. Obſt.

Ich komme auf die Arten und Mittel, die Obſt- und andere Gartenfrüchte nicht nur den Winter über, ſondern auch Jahre lang, zu erhalten, ohne daß ſie von ihren Eigenſchaften etwas verlieren. Da die Menſchen einmal die Unart an ſich haben, dasjenige, was ihnen die Natur darreicht, zu verachten, und das, was ſie ihnen öfters zu ihrem eigenen Beſten verſagt, zu verlangen: ſo darf es uns nicht befremden, wenn ihnen ein Teller voll Kirſchen im Winter

ter mehr Freude erwecken kann, als ein ganzer Korb voll im Sommer. Jedoch dient die Erhaltung der Früchte nicht allein, unſere Eitelkeit zu befriedigen, und die Zunge zu kitzeln, ſondern ſie kann auch einen noch größern Nutzen ſchaffen. Sie können zur Erquickung, ja ſelbſt zur Beförderung der Geſundheit eines Kranken, dienen; und der Schade, welcher bey Kindern aus einem unordentlicken Appetite der ſchwängern Mutter entſteht, läßt ſich durch dieſes Mittel verhüten.

Um Früchte ein ganzes Jahr hindurch aufzubehalten, ohne daß ſie das Geringſte an der Farbe, der Figur, dem Geruche oder Geſchmacke verlieren, hat ein Gelehrter in England, im J. 1746, folgenden Vorſchlag gethan. Man nimmt ein gläſernes Gefäß, deſſen Oeffnung ſo weit iſt, daß man die Früchte, ohne ſie zu beſchädigen, hinein thun kann, und trocknet ſie ein wenig beym Feuer, ſowohl die inwendige Luft dadurch zu verdünnen, als auch die Feuchtigkeit, welche ſich etwa an den Seiten des Glaſes aufhalten möchte, wegzubringen. Alsdann thut man die Frucht hinein, welche aber ganz geſund und rein, und weder zu grün, noch gar zu reif ſeyn muß. Vornämlich aber ſieht man dahin, daß dieſelbe nicht naß ſey. Man thut einen Stöpſel oder Deckel von Glas darüber, und verſiegelt es hermetiſch, d. h. man ſchmelzt den Rand des Deckels und die Lippen des Glaſes vermittelſt der Flamme eines Lichtes zuſammen, daß ſie beyde nur einen Körper ausmachen. Dieſes Gefäß ſetzt man an einen Ort, der weder zu kalt, noch zu heiß iſt, als z. B. in einen tiefen Keller, deſſen Luft mit der äußern wenig Communication hat, und alſo das ganze Jahr hindurch faſt unverändert bleiben kann.

Dieſes Verfahren gründet ſich auf den Erfahrungsſatz, daß die äußerlich wirkenden Dinge, als: Luft, Dampf, Ausdünſtungen, Waſſer u. d. gl. welche die Verderbung und Auflöſung der Körper hauptſächlich verurſachen, auf Dinge, welche dicht in einem Glaſe eingeſchloſſen ſind, nicht wirken können. Daß keine Feuchtigkeit durch das Glas

Glas hindurch dringe, hat der Urheber dieſer Erfindung außer der täglichen Erfahrung noch dadurch erwieſen, weil trocknes Salz in einer gläſernen Bouteille nicht zerſchmilzt, ob man gleich die Bouteille unter das Waſſer leget. Denn, wenn ſich ſchon einige Waſſertropfen in dem Glaſe zeigen ſollten: ſo ſind ſie doch nicht durch das Glas hindurch gedrungen, ſondern vielmehr von der Feuchtigkeit der Luft herzuleiten, welche ſich in der Bouteille befinden, und ſich gegen den kältern Ort geſammelt hat, nachdem das Glas kalt geworden iſt.

Hamb. Magaz. 1. B. 1. St. S. 70, f.; ſ. auch 6. St. S. 188. fgg.

In Frankreich hat Hr. Goyon de la Plombanye folgendes Mittel angegeben, wodurch man die Früchte zu jeder Jahrszeit friſch haben kann. Man muß die Frucht, welche man friſch aufbehalten will, noch vor ihrer völligen Reife abbrechen, ſie einige Stunden an die Sonne bringen, darauf in eine ſtarke Bouteille thun, und dieſelbe mit geſchmolzenem Wachſe feſt zumachen. Man muß aber diejenigen Stunden dazu wahrnehmen, wenn die Sonne am wärmſten ſcheint. Um die Bouteille recht wohl zu verſchließen, läßt man ſie einige Zeit an der Sonne warm werden, und tunkt ſie mit dem Halſe ſo oft in heiß gemachtes Wachs, bis ſich daſſelbe dick genug daran angeſetzt hat. Hierauf läßt man ſie an einem Seile in einem 30 bis 40 Fuß tiefen Brunnen, der wenigſtens 6 bis 7 Fuß tief Waſſer hat. So lange die Bouteille im Brunnen ſteht, muß man kein Waſſer daraus ſchöpfen, vielmehr muß man ihn zudecken, damit nichts hinein falle und das Waſſer bewege. Die kühlſten Brunnen ſind hiezu die beſten.

Wenn man die Früchte mit Behutſamkeit gebrochen, und ſie weder an dem Auge noch am Stiele verletzt hat, ſo behalten ſie in der Bouteille ihre ganze Schönheit, und eben den Geſchmack, den ſie hatten, als man ſie hinein hat. Pfirſichen, Kirſchen, grüne Erbſen, Lactuk, ſelbſt friſche Eyer, kurz alles, behält in der Bouteille eben den Wohlſchmack, und eben die Güte, als es vorher hatte.

Durch einen Zufall hat man gefunden, daß Wein auf wohlverwahrten Bouteillen, die viele Jahre in einem Brunnen gelegen, nicht das geringſte von ſeiner Güte verloren hat. Die

Erfahrung lehrt uns auch, daß grünes Holz, welches man zu Waſſerpfählen gebraucht, viele tauſend Jahre gut bleibt, wenn ſie beſtändig unter Waſſer ſtehen. Aus der Naturlehre wiſſen wir, daß die Fäulniß der Körper blos von der Bewegung der Luft herrühre, daß Froſt und Hitze wechſelweiſe darauf wirken, ihre Beſtandtheile in Unordnung bringen, ihre zarte Verbindung auflöſen, und alle ihre Säfte in Bewegung ſetzen, worauf eine unordentliche Vermiſchung der gröbern Theile und die Ausdünſtung der feinern folgt, welches dann eine Veränderung ſowohl des Geſchmackes, als auch der Geſtalt, verurſacht. So bald man die Wirkungen der Luft verhindern kann, ſo kann man gewiß ſeyn, daß die Dinge in ihrem erſten Zuſtande bleiben. Dieſes geſchieht aber ohne Zweifel bey denen Früchten, welche man in einer Bouteille in einen Brunnen hinab läßt. Wenn man bedenkt, daß die Luft in der Bouteille und in den Früchten durch die Wärme ausgedehnt war, daß man ſie darauf feſt zugemacht und in einen kalten Brunnen gelaſſen: ſo wird man leicht begreifen, daß die Luft in der Bouteille und den Früchten verdickt wird. Da ſie in dieſem Zuſtande weniger Kraft hat, ſo kann das Flüſſige und die Luft, die ſie umgiebt, nicht mehr auf ſie wirken. Weil nun das Waſſer, vorerwähntermaßen, von aller Wirkung der abwechſelnden Kälte und Wärme, die in der Luft herrſcht, frey bleibt, ſo kann ſie auch durch ihre Bewegungen die Theilchen nicht in Unordnung bringen, und ihre Verbindung trennen. Zum Beweiſe davon kann ein Thermometer dienen. Wenn man daſſelbe im Winter und Sommer in einen Brunnen hängen hat, ſo ſteigt und fällt es nur ſehr wenig, ob uns gleich das Waſſer im Sommer ſehr kalt, und im Winter warm vorkömmt. In dieſem Zuſtande muß die Luft in der Bouteille und den Früchten in völliger Ruhe bleiben, folglich kann ſie keine Veränderung in den Theilchen der Früchte hervor bringen.

So ſchön dieſe Entdeckung auch immer iſt, ſo iſt ſie doch im gemeinen Leben noch von einem geringen Nutzen. Es ſind nur Wenige im Stande, die Koſten davon zu tragen, und die dadurch erhaltenen Früchte werden noch ſo rar bleiben, daß ſie nur der Reiche wird haben können, bis man nicht ein Mittel finden wird, ſie reichlich zu jeder Jahrszeit zu Markte zu bringen. Hr. **Goyon** glaubt, daß man dazu gelangen werde, wenn

man

man ſich eigene Brunnen zu dieſem Aufbewahren der Baum = und Gartenfrüchte machen läßt. An ſtatt der Bouteillen, welche zu theuer zu ſtehen kommen würden, ſoll man eichene Tonnen oder Fäſſer nehmen. Die Weite der Tonne muß im Durchſchnitt einen Fuß weniger haben, als die Weite des Brunnens. Man kann ſie aber ſo hoch machen laſſen, als man will, wenn nur das Waſſer 5 bis 6 Fuß über das Faß reicht. Damit das Waſſer nicht hinein dringen könne, wird es auswendig ganz verpicht. Damit auch die Früchte in dem Faſſe ſich nicht durch ihr eigenes Gewicht drücken, und dadurch Schaden leiden, ſo nagelt man inwendig, in der Höhe von 7 zu 7 Zoll, Reife in dem Faſſe herum; nur müſſen die Nägel ganz durch die Tonne gehen. Wenn die unterſte Schicht von Früchten bis an den erſten Reif gelegt iſt, leget man einen Deckel auf dieſen Reif; doch muß der Deckel die Früchte der untern Schicht nicht drücken oder berühren. Auf gleiche Weiſe macht man die zweyte, dritte und übrigen Lagen, deren jede von der andern durch einen neuen Deckel geſchieden wird, bis das Gefäß voll iſt. Zu dieſer Abſicht muß man eine trockne und warme Witterung wählen; und die Früchte müſſen nicht die geringſte Näſſe an ſich haben. Wenn das Faß voll iſt, leget man den Deckel darauf, und befeſtigt ihn mit Schrauben. Die Fugen des Deckels verſchmiert man mit Lehm, und gießt heißes Pech darüber her. Damit das Gefäß in dem Brunnen zu Grunde gehe, beſchwert man es mit Steinen, die man darauf bindet, und läßt es mit einem betheerten Seile ſacht in den Brunnen hinab. Das Seil bindet man oben in demſelben feſt, und ſchließt ihn zu. Hat man mehrere Brunnen, ſo kann man mehrere Tonnen Früchte von allerley Art aufbehalten. Die Erbſen, und andere in Schalen ſitzende Früchte, müſſen unausgemacht aufbehalten werden.

Nouvelle Bigarure, XVI. Th.
45. St. des hannov. Magaz. v. J. 1770, Col. 705. ſqq.

Eben dieſen Einfall, die Früchte vermittelſt des Verſenkens in Waſſer eine Zeitlang zu erhalten, hat bereits vor Goyon, Hr. Prof. Krüger, zu Halle bey Veranlaſſung des oben erwähnten, von einem Engländer gethanen Vorſchlages, jedoch auf eine in etwas unterſchiedene Art, gehabt. Von der Richtigkeit dieſes Mittels, wodurch ſich inſonderheit Kirſchen und Pflaumen, in großer Menge, erhalten laſſen, iſt derſelbe durch die Erfahrung überzeugt worden. Man nimmt ein recht trockenes Faß, deſſen Fugen ſo feſt an einader ſchließen, daß kein Waſſer hinein dringen kann. Will man nun z. B. Pflaumen aufbehalten, ſo nimmt man des Morgens, ehe der Thau fällt, friſches Laub von dem Baume, und bedeckt damit den Boden des Faſſes. Hierauf bricht man die ſchönſten, aber nicht übermäßig reifen Pflaumen an dem Stiele ab, damit der Puder oder Staub, welcher darauf liegt, nicht abgewiſcht werde, und leget ſie Stück vor Stück ſacht auf das Laub neben einander. Ueber dieſe Pflaumen leget man wieder Laub, und auf dieſes wieder Pflaumen, und fährt ſo fort dergleichen Schichten zu machen, bis das Faß voll iſt; doch muß die oberſte Schicht wieder Laub ſeyn. Hierauf verſchließt man das Faß. Wollte man daſſelbe mit Pech überziehen, ſo wäre es noch ſicherer; nur müßte es durch das Pech nicht gar zu ſehr erwärmet werden. Allein, die Erfahrung lehret, daß dieſe Behutſamkeit nicht einmal nöthig ſey. Wenn nun das Faß angefüllt iſt, nimmt man eine eiſerne Kette, befeſtiget ſie an dem Faſſe, und läßt an derſelben daß Faß in einen tiefen Brunnen hinunter, dergeſtalt, daß es über und über mit Waſſer bedeckt iſt, daher man Steine daran hängen kann, wenn es nicht unterſinken wollte: ſo wird man, nach Verlauf eines Jahres, die Pflaumen noch friſch mit ihrem Staube bedeckt, und von ſo gutem Geſchmacke befinden, als wenn ſie erſt denſelben Tag

vom Baume abgebrochen wären. Mit andern Früchten kann man eben ſo verfahren.

Hamb. Magazin, 2. B. 1747. 8. S. 50—54.
Leipz. Samml. 5. Band, 1749, 8. S. 979, f.
Stuttg. phyſ. öcon Wochenſch. v. J. 1757, Col. 465.
Der deutſche Baumgärtner, Schleuſing, 1764, 8. S. 130—132.
Hamb. Journal, v. M. Jun. 1765, S. 547—551.
Nützl. Beyträge zur Oeconomie ꝛc. Frf. und Leipz. 1766, 8. S. 22, f.

In dem Gentleman's Magazine, v. M. Sept. 1752, wird folgende Art, Früchte lange aufzubewahren, angegeben. Man leſe die beſten und vollkommenſten aus, wenn ſie noch am Baume hängen. Sie müſſen aber nicht im geringſten verletzet, und die Schale oder Haut muß nirgends angerieben oder anbrüchig ſeyn. Man berühre oder pflücke die Früchte nicht mit den Händen, ſondern binde einen ſtarken Bindfaden an den Zweig, halte den Bindfaden feſt in der Hand, und ſchneide den Zweig über dem Bindfaden mit einer Scheere ab. Wenn man die Früchte alſo von dem Baume herunter hat, ohne den Zweig noch ſonſt etwas berührt zu haben, ſo verſchließe man das Ende des abgeſchnittenen Zweiges mit Siegellack, damit die Luft nicht hinein wirken kann. Hernach mache man von einem Bogen weißen Papier eine Düte in Form eines Kegels, und laſſe an der Spitze eine kleine Oeffnung. Durch dieſe Oeffnung ſtecke man an den Fruchtzweig befeſtigten Bindfaden durch, ſo daß man die Düte in Geſtalt eines Kegels aufhängen kann. Hernach verkleibe man die kleine Oeffnung mit weichem grünen Wachſe, mache die Düte an dem untern weiten Ende auch zu, und verkleibe daſſelbe eben ſo mit Wachſe, damit die Luft davon abgehalten werde. Denn wenn dieſe zu den Früchten könnte, ſo würden ſie bald verderben. Dieſer Kegel mit den darin verſchloſſenen Früchten muß alsdann mit dem Bindfaden an einen Nagel, an einem trockenen und gemäßigten Orte, welcher weder warm noch kalt iſt, alſo aufgehangen werden, daß er nichts berühret. Auf dieſe Art kann man das

Obſt ganz unverletzt und vollkommen zwey bis drey Jahre lang erhalten. Es können Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirſchen, und alle dergleichen Früchte, dazu gebraucht werden.

22. St. der phyſical. Beluſtigungen, Berl. 1754, 8. S. 910, f.
136. St. der Berlin. wöchentl. Relation ꝛc. d. J. 1753, S. 1122, und 75. St. derſ. d. J. 1754, S. 600.
26. St. der Stuttg. phyſ. öcon. Realzeit. d. J. 1755, Col. 205, f.
Heppens encyclopäd. Kalender a. d. J. 1776, S. 29.

Man kann auch Obſt und Gartengewächſe in einer Eis-Grube ſehr gut erhalten.

Relation des experiences de Mr. BERTIER, continuées pendant l'eſpace de quatre annèes, dans une glaciere, pour garder les fruits & les legumes pendant l'hiver, ſans qu'ils perdent de leur gout & de leur fraicheur, ſt. in der Hiſt. de l'Acad. R. d. Sc. à Paris a. d. J. 1758, S. 22, f.

Es bleiben auch die Früchte den ganzen Winter friſch, wenn ſie auf folgende Art glacirt werden. Man läutert feinen Zucker mit Roſen- oder gemeinem Waſſer, läßt ihn aber recht ſtark ſieden; wenn er vom Feuer weggenommen und ein wenig verkühlt iſt, nimmt man von den Früchten, welche glacirt werden ſollen: als Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirſchen, Morellen Johannis-Stachel-Erdbeeren ꝛc. tunkt jedes Stück in den Zucker, nimmt es ſofort wieder heraus, leget es auf reines Stroh, und läßt es trocken werden. Darnach thut man es in ein gläſernes oder ſteinernes Gefäß, bindet es feſt zu, daß keine Luft dazu kommen kann, und ſetzt es in einen tiefen Keller. Iſt dieſer nicht friſch genug, ſo vergräbt man es noch dazu in die Erde. Auf dieſe Art halten ſich ſolche Früchte den ganzen Winter, und bleiben ſo friſch, als wenn ſie vom Baume oder Stocke kämen. Will man ſolche auf den Tiſch geben, ſo klopfet man nur mit einem Finger daran, ſo fällt der Zucker ganz ab; man kann ſie auch mit dem Zucker hingeben; aber zur Winterszeit iſt es beſſer ohne Zucker, weil der Anblick ſolcher friſchen Früchte bey den Gäſten deſto mehr Verwunderung und Vergnügen erwecket.

Hage-

Hagedorn, in ſeinem Haushalter, S. 258, ſagt, daß man das Obſt lange gut erhalten könne, wenn man es ſchichtweiſe in einem glaſurten Topfe, und trockene Blätter dazwiſchen legte, mit einem Deckel wohl verwahrte, daß keine Feuchtigkeit von oben eindringen könnte, und in die Erde in Sand vergrübe, daß kein Froſt dazu käme. Dieſes hat zwar ſeine Richtigkeit; allein man wird, bey nachgeahmtem Verſuche, wenn man dabey nicht eine gewiſſe Vorſichtigkeit beobachtet, finden, daß die Blätter verfault ſeyn, und dem Obſte einen dumpfigen Geſchmack gegeben haben. Der Ort, wo man ſie hingräbt, muß ſehr hoch und trocken ſeyn; man muß oben eine Beſchirmung machen, daß kein Regen auf den Ort falle; es muß auch in keinem verſchloßnen Orte, ſondern frey im Garten ſeyn. Man kann das Winterobſt auch ohne Blätter einlegen, doch muß man Behutſamkeit gebrauchen, daß kein wurmſtichiges dabey ſey, und daß es beym Hineinlegen nicht gedrückt werde. Es muß ganz ſacht in den Topf auf einander geleget werden; der Topf muß im Forttragen nicht ſehr gerüttelt werden, und er muß oben wohl verkleibet werden, damit keine Näſſe eindringe. Das Obſt muß ſeine Stiele behalten; es muß auch friſch gebrochen ſeyn. Bey Beobachtung dieſer Vorſichtigkeiten wird das Obſt ſich eine lange Zeit friſch und gut erhalten; denn die immer gleiche und mäßige Kälte bringt keine Veränderung an demſelben hervor: und es irren daher diejenigen ſehr, welche ihr Obſt, das ſich halten ſoll, erſt in die Wärme und Luft legen, damit es austrockne. Man wird zuweilen unter den Bäumen im Frühjahre Aepfel und Birnen finden, die mit dem abgefallenen Laube bedeckt, und ſo friſch und ſchön ſind, als ob ſie erſt von den Bäumen kämen. Die gemäßigte Kälte, und nicht die Wärme, hat ſolche erhalten.

Rammelt gemeinnütz. Abhandlungen ꝛc. 2. Th. Halle 1771, 8. S. 278, f.

Um das Winter-Obſt, im Großen, lange zu erhalten, muß man das Obſt auf den Bäumen völlig reif werden laſſen, und ſolches an einem hellen und recht trocknen Tage behutſam abpflücken. Hiezu muß man nun vorher kleine Tönnchen in Bereitſchaft haben, welche recht rein ausgewaſchen ſind, einige Zeit zuvor in freyer Luft gelegen haben, und völlig ausgetrocknet ſind. Halbe Weineimerchen ſind hiezu die beſten; darin läßt man oben ein viereckiges Loch machen, von der Größe, daß man mit der Hand füglich hinein reichen und einlegen kann. Man leget das abgebrochene Obſt, welches gar nichts ſchadhaftes an ſich haben, oder beym Abbrechen bekommen haben muß, behutſam nach einander ein, bis es voll iſt, und ſpündet es recht feſt zu, damit keine Luft hinein bringen kann. Man läßt die Tonne an einem trocknen Orte, wo die Luft durchziehen kann, ſo lange liegen, bis eine ſtarke Kälte kömmt, da man ſie dann in einen trocknen Keller oder in ein Gewölbe bringen muß, wo ſie vor den Froſt geſichert iſt. Etwa um Weihnachten werden die Tonnen geöffnet, daß Obſt mit einem trockenen Tuche abgewiſcht, und auf das neue wieder behutſam eingepackt, und das ſchadhaft gewordene zurück behalten. Hiebey iſt überhaupt gut, wenn man kleine Gefäße hat, die man allezeit wieder voll anfüllen kann, weil ſie ſich alsdann nicht gern lange halten, wenn man eine Tonne erſt angebrochen hat. Gegen Oſtern kann man ſie wieder durchſuchen und abwiſchen. Da auch faſt eine jede Sorte ihren beſondern Monat zu ihrer völligen Reife hat: ſo iſt es gut, wenn man zu jeder Sorte ein beſonderes Gefäß hat.

Bey dieſem Einpacken des Obſtes vom Baume in die Fäſſer, rathen einige noch, Hobelſpäne dazwiſchen zu legen; nur müſſen es keine fichtene ſeyn, weil das Obſt davon einen übeln harzigen Geſchmack bekommen möchte. Holunderblüthen und reine Holzaſche, ſind beſſer. Nach jenen ſoll das Obſt einen Muskatellergeſchmack bekommen.

Da alle dieſe und dergleichen Aufbewahrungen nicht hinlänglich ſeyn wollen, wo man das Obſt in großer Menge bauet, und in geſegneten Jahren einen großen Ueberfluß hat: ſo iſt wohl unſtreitig die beſte und ſicherſte Weiſe, daſſelbige *in guten luftigen Kellern und wohlgelegenen Stuben und Frucht-Kammern aufzuheben.* Iſt man mit einem guten räumlichen Keller verſehen, ſo kann man in ſolchem das Obſt vor den Froſt verwahren, wenn man daſſelbe auf ein, von dem Boden etwas erhöhetes, Lager ſchüttet. Fehlt aber ein ſolcher Keller, ſo iſt folgende Methode wohl die natürlichſte und leichteſte. Man erwähle, wo möglich, eine Kammer, unter welcher ſich eine Stube befindet, die im Winter geheizet wird. In dieſer Kammer mache man ein Lager von Rockenſtroh, etwa $\frac{1}{4}$ Elle hoch, breite über dieſes noch Wicken- oder Erbſenſtroh aus, und drücke ſolches ein wenig nieder, daß es überall feſt zu liegen komme, und keine ledigen Plätze übrig bleiben, damit kein Obſt hindurch falle. Auf dieſes Stroh ſchütte man reife Aepfel oder Birnen. Befürchtet man im Winter einen Froſt, ſo nehme man abermal ganze Bünde Wicken- oder Erbſenſtroh, und drücke ſolche feſt auf das Obſt, ſo wird der Froſt demſelben ſo leicht keinen Schaden thun. Man hat dabey den Vortheil, daß man den ganzen Winter hindurch zum Obſte kommen, und davon gebrauchen kann; und wenn ja bey gar ſtrenger Kälte etwas erfrieren ſollte, ſo wird es doch noch zu nutzen ſeyn, wenn der Froſt vergangen, und das Obſt auf dieſem Lager liegen geblieben iſt.

57. St. der hannov. nützl. Samml. v. J. 1756, Col. 903, f.

Zu einer *Frucht- oder Obſt-Kammer*, Fr. Fruiterie, ſchlägt Quintinye, und mit ihm Möller, in ſeiner Beſchreibung der beſten Arten von Kernobſt, Berl. 1759, 8. S. 132, fgg. vorzüglich ein reinliches, und des Zuganges einer friſchen Luft fähiges geräumiges Zimmer, worin man nur allen Froſt abhalten könne,

vor. Hat man ein maſſives Gebäude, deſſen Mauern wenigſtens 2 Fuß dick ſind, und kann dem Obſte darin im Winter ein Zimmer einräumen, ſo wird man wegen eines jählingen Froſtes hinlänglich geſichert ſeyn; denn, wenn derſelbe auch gleich ziemlich ſtark anfällt, ſo dringt er doch in den 2 oder 3 Tagen nicht durch, woſern man nur die Vorſicht gebrauchet, und Fenſter und Thüren mit doppelten Läden verſieht, auch vornämlich ein ſolches wählet, deſſen Fenſter der Sonne zugekehrt ſind, und nach einer kalten Gegend heraus gehen. Am dritten Tage aber dringt derſelbe doch durch, nicht nur wenn er noch länger anhält, ſondern auch, wenn er draußen wieder nachzulaſſen anfängt; denn die Wände ſind alsdann ſo durchgekältet, daß ſie in der innern Luft noch eine Froſtkälte erregen, wenn es ſchon draußen wieder zu thauen anfängt; daher man durch das äußerliche Nachlaſſen der Kälte ja nicht ſicher werden darf, ſondern fleißig nachſehen muß, ob Froſt einzudringen anfange, welches man auch zu bemerken hat, wenn ſchon lange vor dem wirklichen Froſt die Luft immer der Froſtkälte nahe geweſen, und die Wände nach und nach durchgekältet hat, daß er hernach, wenn es zu frieren anfängt, deſto leichter eindringen kann.

Um nun dafür ſicher zu ſeyn, muß man eine Schale mit Waſſer, nahe bey dem Fenſter, wo der Froſt am erſten eindringt, ja auch wohl noch eine an die Wand, auf welche die Kälte von außen am meiſten anfallen kann, ſetzen, und fleißig nachſehen, ob ſich auf der Oberfläche des Waſſers einige Eisſtrahlen zeigen, indem das Waſſer allezeit noch einige Stunden eher zu gefrieren anfängt, als das Obſt. So bald man alſo dieſes gewahr wird, muß man die innere Luft, durch Heizung des Ofens zu erwärmen ſuchen, jedoch nicht ſtärker, als daß nur der Froſt abgehalten werde, welches in einem ſolchen Zimmer füglich zuwege gebracht wird, wenn in 24 Stunden nur einmal geheizet, auch nicht nachgeleget

get wird, als etwa zum Anfange, um die Kälte, welche die Wände angenommen haben, erſt wieder zu brechen. Die allertreueſte Warnung vor eindringenden Froſt, erhält man durch ein Thermometer, welches man in einer ſolchen Fruchtkammer hängen hat. Dabey wird aber auch die Erwärmung mit Kohlen, wegen ihres ſowohl Menſchen als Gewächſen ſchädlichen Schwefeldampfes widerrathen.

Geht es in maſſiven Gebäuden, deren Zimmer von 24 Zoll dicken Mauern eingeſchloſſen werden, nicht an daß man darin vor allen eindringenden Froſt geſichert iſt: ſo wird es, wie leicht zu erachten iſt, in hölzernen Gebäuden, oder ſolchen, die nur dünne Wände haben, noch weniger angehen. Dem ungeachtet aber folgt daraus nicht, daß man in einem ſolchen Gebäude gar keine Fruchtkammer anlegen könne, vielmehr giebt es Gelegenheiten, wobey ſie dazu eben ſo tüchtig ſind, als die beſten maſſiven Gebäude. Denn wenn ein ſolches Zimmer zwiſchen andern liegt, die im Winter bewohnt ſind und geheizt werden, ſo iſt es unſtreitig wohl noch ſicherer vor Forſt, als maſſive, welche frey liegen und dieſen Vortheil nicht haben; denn durch die Wände, die an bewohnte Zimmer ſtoßen, kann noch weniger Froſt eindringen, als durch die dickſten Mauern. Wenn denn aber auch ein Zimmer, welches dieſen Vortheil hat, den Winter über dazu nicht eingeräumet werden kann: ſo wird man zwar wider den eindringenden Froſt um ſo viel mehr auf ſeiner Hut ſeyn müſſen; man wird ihn aber doch, unter gehöriger Aufſicht, gänzlich abhalten können, wenn man nur, ſo oft es die Noth erfordert, den Ofen zu rechter Zeit heizen läßt. Man ſieht leicht, daß dieſes hier öfter nöthig ſeyn werde, als in maſſiven Zimmern von dicken Wänden; man wird manchen Tag, wenn die Kälte heftig anhält, ſolches Morgens und Abends thun müſſen. Da aber die Abſicht des Einheizens nur dahin geht, zu verhüten, daß es nicht in dem Zimmer friere, ſondern man nur eine lauliche Luft darin zu erhalten ſuchen darf: ſo wird es an vielen Tagen des Winters gar nicht nöthig, ja vielmehr eine beſtändige Wärme den Früchten höchſt ſchädlich ſeyn. Es muß daher ein ſolches Zimmer nicht nur beſtändig reinlich gehalten, ſondern ihm auch, ſo oft es nur die Witterung zulaſſen will, friſche und reine Luft gegeben werden.

Iſt

Iſt nun das Zimmer nach dieſen Eigenſchaften gehörig gewählt, ſo müſſen in einer ſolchen Obſtkammer, an den Wänden rings herum, Rüſtungen von Lattenwerk gemacht werden, welche verſchiedene Abtheilungen oder Stockwerke über einander haben, die man ſämtlich mit Bretern beleget. Dieſes erſparet den Platz in einem kleinen Zimmer. Solche Stellungen können bis 2 Fuß breit, und 1 Fuß hoch über einander geordnet werden, ſo wird man füglich, wenn man davor ſteht, mit dem Arme bis an die Wand reichen, und die am nächſten an der Wand ſtehenden, ſo oft man will, ganz bequem erlangen können. Um zu den in der Höhe ſtehenden zu kommen, muß man eine bewegliche Stufentreppe haben, die man leicht allenthalben, wo man will, hintragen kann.

Zu dem Lattenwerk und den Bretern muß man keine friſche fichtene nehmen, weil ſie dem Obſte einen kienigen Geruch mittheilen, ſondern lieber eichene; es wäre denn, daß ſolche ſehr alt und ohne Geruch wären.

Damit die Früchte auf dieſen Stellagen beſſer in die Augen fallen, und man ſogleich gewahr werde, was bey einer jeden Art zu thun vorfällt, wird es nicht unangenehm laſſen, wenn die Breter von der Wand ab einen Hang vorwärts haben, ſo, daß ſie etwas ſchief, nämlich vorn etwa 3 Zoll niedriger, als hinten an der Wand liegen. Vorne muß eine Leiſte vorgemacht werden, welche die Früchte vor das Herunterrollen ſchützt. Sollen die Früchte weder zu hart, noch zu nahe an einander, liegen, ſo kann man die Breter mit feinem trockenen Sande, einen Daumen hoch, beſchütten, oder mit reinem und recht trockenen Mooſe von Bäumen belegen. Auf dieſer Rüſtung werden die Früchte, eine an die andere, ordentlich neben einander aufgeſtellet, jedoch ſo, daß keine die andere berühre; denn, wenn etwa eine darunter wäre, welche zu faulen anfienge, würde ſie die andern, welche ſie berührt, ebenfalls mit anſtecken.

ſtecken. Birnen müſſen auf das Auge geſtellet werden, ſo daß der Stiel in die Höhe gekehrt ſey, ſo nehmen ſie nicht nur den wenigſten Platz ein, ſondern können auch bey dem Stiele am ſicherſten angegriffen werden. Aepfel aber können auf das Auge oder den Stiel geſetzt werden, weil ſie größtentheils an beyden Enden gleich platt, und mit gar kurzen Stielen verſehen ſind.

Das Reifen dieſer Früchte geht mit einigen ſchon im October, noch häufiger aber im November, an: daher muß man um ſolche Zeit immer um den andern Tag die Obſtkammer beſuchen, und fleißig durchſehen, ob ſich einige faule darunter befinden, welche dann ſogleich aus dem Haufen ausgeſondert und weggeſchaffet werden müſſen; ferner, ob einige Kennzeichen der Reife von ſich geben, und ſie alsdann zu rechter Zeit zu ihren gehörigen Gebrauch zu beſtimmen. Dieſe Bemühung wird gar ſehr dadurch erleichtert, wenn man die Ordnung dadurch noch erhöhet, daß man einer jeden Art von Birnen oder Aepfeln ihr eigenes Fach anweiſet, wo man alle von dieſer Art beyſammen hat, und ſie überdem ſo neben und nach einander ordnet, wie eine Art nach der andern reif wird, d. i. nach denen Monaten worin ihre Reife erfolgt. Dieſes wird erleichtert, wenn man die Monate und zugleich die dahin gehörigen reif werdenden Sorten vorn mit einem angeklebten Zettel ihres Namens an der Leiſte verſiehet, und mit dem erſten Monate von oben herunter anfängt.

In der Mitte einer ſolchen Fruchtkammer kann man eine lange Tafel, und auf einem Theile derſelben eine ſtufenweiſe erhöhete Stellung anbringen, deren Stufen nur ſchmal ſeyn dürfen, um beſſern Ausſehens willen aber oben eingezogen werden, ſo, daß die auf einander folgenden immer vorſpringen oder zurück bleiben, als ſie breit ſind. Dieſes wird die Geſtalt einer Treppe zuwege bringen. Es muß auch jede Stufe vorn mit einer Leiſte verſehen ſeyn. Der Gebrauch davon iſt,

daß man darauf die Früchte, welche man, bey der immer um den andern Tag anzuſtellenden Durchſehung für reif erkannt hat, ordentlich neben einander hinſtellen kann. Denn wenn man einmal eine Frucht für reif erkannt hat, muß man ſie ſogleich ausſondern, damit man nicht nöthig habe, wiederholte Unterſuchungen damit anzuſtellen, oder gar außer Acht bleibe. Der andere Theil der Tafel, worauf ein ſolches Geſtell angebracht wird, muß frey bleiben, um einen Platz zu haben, die Schüſſeln und Körbe, worein das Obſt geleget werden ſoll, darauf zu ſetzen. Endlich muß man noch einen eigenen abgeſonderten Ort in der Obſtkammer beſtimmen, der nicht gleich in die Augen fällt, um dahin das vom Winde vor der Zeit abgeſchüttelte Obſt zu bringen. Dieſes darf man nicht deswegen gleich wegwerfen, wenn es nur nicht durch den Fall Schaden genommen und ſich zerſchlagen hat. Es ſieht zwar nicht gut aus, denn es ſchrumpfet ſehr ein; jedoch einiges mehr, anderes weniger, nachdem es zeitig oder ſpät gefallen iſt; indeſſen wird manches endlich doch reif, nur langſamer als das zu rechter Zeit gebrochene. Wollen aber in manchen Jahren gewiſſe Arten nicht recht reif werden, ſo werden es alsdann die vor der Zeit abgefallenen um ſo weniger thun, und man muß ſie zum Kochen und Backen hingeben.

Die beſondern Methoden, einige Arten der Früchte, als: Aepfel, Citronen, Nüſſe, Weintrauben ꝛc. aufzubehalten, findet man an gehörigen Orten.

Wie die Früchte zu backen oder zu dörren ſeyn, hat man im Art. Obſt zu ſuchen.

Vom Einmachen der Früchte in Zucker, ſiehe Th. X, S. 439, fgg. und Zuckerbrod von eingemachten Früchten.

Wie allerley Früchte zu candiren, ſiehe Th. VII, S. 617.

Um Obſt trocken einzumachen, nimmt man z. B. Pflaumen oder Birnen, reiniget ſie ſauber, läßt die Steine darin, leget ſie in ein Geſchirr, und gießt friſch ſiedend Waſſer darüber; kehrt ſie alsdann unter einander, leget ſie zwiſchen ein weißes Tuch, und verläutert Zucker mit Eyweiß, ſiedet ihn, bis er einen Faden giebt, ſchütttet ihn ſodann über das Steinobſt, und läßt es über Nacht ſtehen. Darauf wird die Zuckerbrühe wieder geſotten, wie zuvor, und ebenfalls darüber geſchüttet; und das auch zum drittenmal. Alsdann thut man die Brühe auf ein Blech in einen Kaſten, leget das Blech auf Stängelchen, und eine Kohlpfanne dagegen, daß es trockne, oder läßt es allmählich ſelbſt trocknen. Sind es Quitten oder Birnen, ſo muß vorher Waſſer abgegoſſen werden, damit es durchſichtig werde; alsdann kann man erſt den feinen Zucker darüber thun.

Man hat auch *auf Branntwein geſetzte Früchte*, z. B. Apricoſen, Pfirſichen, kleine gelbe Pflaumen ꝛc. Sie werden dazu, wenn ſie noch nicht ganz reif ſind, vorher wohl gereiniget, und entweder zerſchnitten, oder mit einer Nadel rund herum zerſtochen. Alsdann thut man ſie in einen hell und klar gekochten Syrupp, nimmt ſie aber, ſo bald ſie die Farbe ein wenig zu verändern anfangen, vom Feuer weg, breitet ſie auf einem reinen Tuche aus, damit ſie ihr Waſſer ablaufen laſſen, läutert den Syrupp zum zweytenmal faden- oder perlenmäßig, und läßt ihn kalt werden. Während der Zeit, daß letzteres geſchieht, leget man die wohl abgetropften Früchte in eine mit einer recht weiten Oeffnung verſehene gläſerne Flaſche. Hierauf vermiſcht man mit dem kalt gewordenen Syrupp 6 Quart guten Branntwein, und gießt es auf die Früchte. Anfänglich werden ſie in dem Aquavite herum ſchwimmen, hernach aber von dem Zucker und Branntweine durchdrungen werden,

werden, und ſich in der Flaſche zu Boden ſetzen; da ſie dann zum Genuſſe tauglich ſind.

Künſtliche Früchte, werden z. B. von Caſtor= oder Streu=Arbeit, (ſ. Th. VII, S. 718 oder von Alaun und Wachſe gemacht.

Von Alaun können allerley Früchte, welche ſehr durchſichtig ſind, und den natürlichen faſt gleich kommen, gemacht werden. Man nimmt ein Stückchen Alaun, von der Größe der Frucht, und ſchabet, feilt oder dreht es rund, z. B. in Geſtalt einer Kirſche; wiſcht ein ſolches Kügelchen mit einem feuchten Tuche wohl ab, damit es einen Glanz bekomme: läßt es ſodann wieder trocknen; macht hernach die Spitze oder das Ende eines dünenn Drahtes an einem Lichte glühend, und ſtößt dieſelbe geſchwinde in die von Alaun gebildete Kirſche, ſo bleibt der Draht, ſo bald er abgekühlt iſt, in derſelben feſt; und ſolchergeſtalt hat man an der Kirſche einen Stiel. Hierauf tunkt man dieſelbe in geſchmolzenes Wachs, ſchüttelt es ein wenig mit öfterm Umkehren ab, und läßt ſie abkühlen. Alsdann macht man von Hauſenblaſe ein mit Braſilien gefärbtes dickes Leimwaſſer, läßt es ein wenig warm werden, und tunkt, wenn es noch laulich iſt, und oben gleichſam ein Hüttchen hat, die Kirſche darein: ſo bekömmt ſie eine ſchöne Farbe. Man läßt ſie ſodann trocknen. Auf gleiche Weiſe kann man andere Früchte von Alaun machen. Will man mit Schaben, Feilen oder Dreyen, keine große Mühe haben, ſo kann man den Alaun in einem Löffel ſchmelzen, und hernach in eine mit Baumöhl beſchmierte Kugelform gießen: ſo bekömmt man, nach der Größe der Formen, allerley Kugeln, welche zu Kirſchen, Johannisbeeren und andern Früchten, gebraucht werden können.

Von Wachs Früchte, z. B. Kirſchen oder Johannisbeeren zu machen, nimmt man zuerſt ein ſchlechtes Wachs, oder gar nur Pech, und formirt daraus mit den Fingern größere oder kleinere Kügelchen, in Geſtalt und Größe der beliebigen Früchte. In dieſe ſteckt man einen Stiel von ausgeglühetem dünnen meſſingenen Draht, oder von einer Schweinsborſte, tunkt hernach ſolche Früchte etlichemal in Wachs, welches mit Mennige roth gefärbt iſt, und läßt ſie allezeit wieder abkühlen. Darnach nimmt man ein ſtarkes Hauſenblaſenwaſſer, welches mit Braſilienholz roth gefärbt, und noch etwas warm iſt, tunkt die mit rothem Wachſe überzogenen Kirſchen oder Johannisbeeren darein, und läßt ſie trocknen. Haben ſie alsdann ihren gehörigen

gen Glanz und Farbe noch nicht, ſo muß man das Eintunken wiederholen. Es kömmt hiebey ſehr vieles darauf an, daß das Hauſenblaſenwaſſer ſeine rechte Dicke habe. Den Stiel überwickelt man endlich mit Flock- oder türkiſcher Seide, und überſtreicht ihn mit Traganthwaſſer. Endlich macht man, nach Belieben, Blätter von Seide, Papier ꝛc. daran.

Wie von Mandeln Bilder und Früchte zu verfertigen ſeyn, ſ. Th. I, S. 747.

In den Rechten verſteht man unter Frucht insgemein allen und jeden Vortheil, Gewinn, Genuß und Nutzung eines Dinges, insbeſondere aber die Garten- oder Feldfrüchte eines Gutes, mithin nicht nur alles, was auf einem Gute wächſt, ſondern auch allen übrigen Nutzen und Gebrauch deſſelben, als: Pachtzins, Intereſſen ꝛc. welche eine Sache abwirft, und die man in Anſehung derſelben genießt. Hieraus ergiebt ſich auch zugleich der Grund und Nutzen der unterſchiedlichen Benenn- und Abtheilungen der Früchte. Inſonderheit unterſcheidet man die Früchte eines Landgutes, in Fructus naturales, induſtriales und civiles.

Fructus naturales, Fr. Fruits naturels, natürliche, oder von ſelbſt erwachſene Früchte, nennt man diejenigen, deren Daſeyn und Wachsthum man bloß den Wirkungen der Natur zu danken hat. Denn, ob gleich auch dieſe in gewiſſen Fällen eine menſchliche Pflege und Wartung nöthig haben, ſo iſt ſolches doch nicht die unmittelbare Urſache ihrer Entſtehung, ſondern es kann nur als ein Mittel ihrer Vermehrung und Verbeſſerung angeſehen werden.

Daß, um dieſes durch ein Beyſpiel deutlicher zu machen, das Gras auf den Wieſen wächſt, iſt eine bloße Wirkung der Natur, weil daſſelbe von den Menſchen weder gepflanzt, noch der dazu nöthige Same ausgeſäet wird. Wenn aber gedüngte Wieſen mehreres und beſſeres Gras bringen, als ungedüngte, ſo iſt zwar ſolches allerdings der menſchlichen Pflege und Wartung zu zuſchreiben, dennoch aber nicht als die unmittelbare wirkende Urſache des Graswuchſes ſelbſt anzuſehen, ſondern nur für ein Verbeſſerungsmittel zu halten.

Noch deutlicher wird dieſes werden, wenn man die Wieſen und den Ackerbau in dieſer Abſicht gegen einander vergleicht. Der Acker trägt ohne die Bearbeitung, die ihm von menſchlichen Händen wiederfährt, keine Früchte, und folglich iſt der menſchliche Fleiß die unmittelbare wirkende Urſache von der Entſtehung der Ackerfrüchte. Die Wieſen aber bringen, auch ohne menſchliche Pflege und Wartung, Gras; und es iſt alſo die unmittelbare Wirkungsurſache von deſſen Entſtehung nicht dem menſchlichen Fleiße, ſondern der Natur, zu zuſchreiben.

In denen Fällen, wo es auf Abſonderung des Lehens und Erbes ankömmt, werden zu der Claſſe der bloß natürlichen Früchte gezählt: das Gras auf den Wieſen; das wilde Obſt, welches auf dem Felde und in Wäldern, ohne daß die Bäume von Menſchenhänden dazu ausdrücklich geſetzt worden, wächſt: die Zucht von allen Arten des Viehes, als: Fohlen, Kälber, Lämmer, Ferkel, u. d. gl. m.; das Holz und die Maſtung im Walde; die Jagdnutzungen; die Abnutzungen der Steinbrüche und Erzgruben, und andere dergleichen in der Erde liegenden nutzbaren Dinge; der Honig von den Waldbienen; die in den Seen, und den zur wilden Fiſcherey gehörigen Wäſſern, ſtehenden Fiſche rc.

Fructus induſtriales, Fr. Fruits induſtriaux, Früchte des Fleißes, nennt man auch durch den menſchlichen Fleiß hervor gebrachten Früchte. Zwar können alle, folglich auch dieſe Früchte, nicht ohne Mitwirkung der Natur erzeuget werden; ſie werden aber deßhalb beſonders dem menſchlichen Fleiße, Wartung, Mühe und Arbeit zugeſchrieben, und daher Früchte des Fleißes genannt, weil die Natur ohne Beytritt des menſchlichen Fleißes und Bemühungen darunter entweder gar nicht, oder doch nur ſehr ſchwach und unvollkommen, wirken könnte. Mit Recht wird daher bey denſelben der menſchliche Fleiß als die unmittelbare Wirkungsurſache von ihrer Entſtehung und daſeyn angeſehen.

Aus dem kurz vorher angeführten Beyſpiele des Ackerbaues, iſt ſolches klar. Denn, wer könnte ſich wohl von ſeinem Acker, wenn auch derſelbe, ſeiner innern Güte nach, von der beſten Art und Gattung wäre, eine Getraideärnde verſprechen, ohne daß er denſelben gehörig gepflüget und

beſäet hätte! Gras und Unkraut wird derſelbe wohl tragen, und dadurch zur Viehweide tüchtig werden, aber keine Früchte bringen.

Zu dieſer Claſſe ſind zu rechnen; ſämtliche Getraidearten, und überhaupt alle Früchte, welche der von den Menſchen bearbeitete Acker hervor bringt; die Früchte der künſtlichen Wieſen; alles Obſt und alle Unterfrüchte in den Gärten; Moſt und Wein; der Hopfen, Weid, Färber Röthe, Toback und andere dergleichen Früchte, welche beſonders in unſern Zeiten gebräuchlich ſind; die Wolle und Milch, wie auch die junge Zucht von den Hausthieren, als: Fohlen, Kälber, Lämmer, Ferkel, u. d. gl. m.; die ſämtlichen Jagdnutzungen; die Nutzungen der Steinbrüche und Erzgruben; das von den Haus- und Gartenbienen gewonnene Honig; die Nutzungen der Glashütten, Theeröfen, Pottaſchſiedereyen, Ziegel auch Kalköfen; die in den durch den menſchlichen Fleiß und Erfindung zubereiteten Teichen ſtehenden Fiſche ꝛc.

Bey denjenigen Früchten, welche man Fructus civiles, Fr. Fruits civils, bürgerliche Früchte, nennet, findet das im Vorhergehenden angenommene Unterſcheidungszeichen an und vor ſich ſelbſt nicht Statt. Weder blos die Natur, noch auch der gegenwärtige menſchliche Fleiß, ſind die unmittelbaren wirkenden Urſachen ihrer Entſtehung, ob gleich nicht geläugnet werden kann, daß ſie größten Theils von dem Genuſſe der beyden erſten Arten der Früchte, welcher einem Andern zugeſtanden worden iſt, ihren erſten Urſprung genommen haben.

Es findet bey den Civilfrüchten, eine dreyfache Eintheilung Statt. Zu der erſten gehören diejenigen baaren Einkünfte, die wegen der Aernde und der einem Dritten überlaſſenen Ackerfrüchte, entrichtet werden, folglich als ein unſtreitiges Surrogatum des Ackerbaues anzuſehen ſind; als: alle Getraide-Pächte die von den Unterthanen oder andern Beſitzern des herrſchaftlichen Eigenthumes, für den Genuß der ihnen unter den Pflug gegebenen Aecker entrichtet werden müſſen; aller Getraide-Zins, der von den Unterthanen oder andern Beſitzern herrſchaftlicher Grundſtücke entrichtet wird; alle Arten von Getraide-Zehenden; der Canon, welcher von einem unter dem Erbzinsrechte (Jus emphyteuſeos) ſtehenden Ackerſtücke entrichtet wird; der Zins, welcher von Zinsackergütern oder Ackerſtücken ent-

entrichtet wird; das ſogenannte **Mähder- oder Meier-Geld.** Die zweyte Claſſe begreift diejenigen Gefälle unter ſich, deren Ableiſtung auf einen gewiſſen Tag oder Zeit beſtimmt iſt, ohne dabey eine eigentliche Beziehung auf die Aernde oder dafür genoſſene Ackerfrüchte zu haben; als: alle Arten des **Fleiſch-Zehends**; der ſo genannte **Frauen-Zins**; der **Kutſcher-Zins**; die **Lehen-Waare** (Laudemium;) der faſt allenthalben bey eigenthümlichen Unterthanengütern gewöhnliche **Erb- und Grundzins**, welcher auch von ſolchen Grundſtücken, die weder unter dem Erbzinsrechte ſtehen, noch auch zu den ordentlichen Zinsgütern gehören, entrichtet werden muß; die **Abzugs- und Abſchoß-Gelder**, welche die Eingeſeſſenen eines Landgutes der Herrſchaft entrichten müſſen; die **Loslaſſungs-Gelder**, welche der Herrſchaft von den Unterthanen wegen Erlaſſung der Unterthänigkeit entrichtet werden; die **Dienſt-Gelder**, welche an einigen Orten von dem ledigen Geſinde zur Ablöſung der ſchuldigen Dienſtjahre erleget werden müſſen; und endlich alle Arten der **Geld-Strafen** und andere ſo genannte **Gerichts-Gefälle.** Die dritte Abtheilung der Civilfrüchte macht alle diejenige Gefälle aus, welche weder eine Beziehung auf die Aernde, und die den Entrichtern zum Genuß überlaſſenen Ackerfrüchte, noch auch eine gewiſſe zu ihrer Ableiſtung beſtimmte Zeit haben. Hieher gehören: der **Mieth-Zins**, welcher auf dem Lande für Häuſer, Stuben und andere Wohnungen, auch wohl Ställe und Scheunen, entrichtet zu werden pflegt; diejenigen **Getraide-Pächte** oder Dienſtgelder, welche von den dienſtpflichtigen Bauern der Herrſchaft zur Vergütigung des, entweder ihnen ganz, oder doch zum Theil erlaſſenen Dienſtes, erleget werden; alle Arten von **Mühlen-Pächten**, ſie mögen in Gelde, oder in Körnern entrichtet werden; der, entweder von den eigenen Unterthanen, oder auch fremden Aufhütungsintereſſenten jährlich zu entrichtende **Weide-Hafer**; und der Canon emphyteuticus, oder **Zins von ſolchen Grundſtücken und Zins-Gütern, welche hauptſächlich aus Hütung und Wieſewachs beſtehen.**

Der unmittelbare Grund und die Urſache der Civilfrüchte, beſteht entweder in den mit deren Entrichtern errichteten Verträgen, oder in einem geſetzmäßigen Herkommen. Von der erſten Art führe ich den Erb- und Pachtzins, von der andern aber die Laudemien, Abſchoß und Loslaſſungsgelder, zum Beyſpiel und zur Erklärung an.

Oeconomia forenſis, 2. Band, S. 291, fgg. und 4 Band, S. 146, fgg.

Fructus

Fructus pendentes, ſtehende oder hängende Früchte, Fr. Fruits pendans par les racines, nennt man diejenigen, die noch am Halme oder am Stängel in der Erde ſtehen, oder auf dem Baume, am Stamme oder am Stocke hängen, und noch nicht eingeärndet oder abgenommen ſind; inſonderheit dergleichen Kornfrüchte und Trauben. Sie heißen auch nondum percepti, noch nicht empfangene, oder noch nicht von dem Erdboden abgeſonderte und der Erde noch anhängende Früchte, und pflegen daher zu den unbeweglichen Gütern gerechnet zu werden, weil ſie noch ein Theil des Gutes ſind. Fructus percepti oder ſeparati, empfangene oder abgeſonderte Früchte hingegen, heißen diejenigen, welche wirklich von dem Körper, von welchem ſie hervor gebracht ſind, abgeſondert gefunden werden, ob ſie ſchon nicht eingeſamelt oder weg getragen worden ſind, als da ſind z. B. geſchütteltes Obſt, abgemähtes Gras, geſchnittenes Getraide, wenn ſolches ſchon nicht im Keller, auf die Böden oder in die Scheunen gebracht worden iſt.

* * *

2. Figürlich.

1) Was die Fruchtbarkeit in dem Pflanzenreiche verurſachet und befördert. Wenigſtens wird es von den Landleuten Meißens in dieſem Verſtande von der in der Erde befindlichen Feuchtigkeit gebraucht. *Es iſt keine Frucht in der Erde*, keine Feuchtigkeit. Siehe *Sommerfrucht*, *Winterfrucht*.

2) In einigen Fällen auch von den Producten des Thierreiches; Junge, noch ungeborne oder vor kurzem erſt geborne Kinder und Thiere. In dieſem Verſtande wird es in der anſtändigen Schreibart nur noch von Kindern, beſonders von ungebornen Kindern gebraucht. *Die Frucht im Mutterleibe. Die Leibesfrucht. Eine unzeitige Frucht gebären. Sich die Frucht abtreiben.*

 3) Der

3) Der Ertrag, die Einkünfte einer Sache, am häufigſten im Oberdeutſchen. Die Früchte eines Capitales, die Zinſen. Die Früchte eines Landgutes, der Ertrag

4) Die guten oder böſen Folgen einer Handlung. Der Hunger iſt eine Frucht der Mäßigkeit. Das iſt die Frucht deiner Bosheit.

Frucht-Aſt, derjenige Aſt eines Obſtbaumes, an welchem ſich Früchte befinden, zum Unterſchiede von den Holz- und Waſſer-Aeſten. Siehe Th. II, S. 607.

Frucht-Auge, Frucht-Knoſpe; ſiehe unter Knoſpe.

Frucht-Balg, ſiehe oben, S. 283 und 284.

Frucht-Band, ſiehe Feſton.

Frucht-Baum, Fr. Arbre fruitier, ein Obſtbaum, ein Baum, welcher Früchte in engerm Verſtande bringt; ſiehe Frucht 1 2) (b).

Frucht-Boden. 1. In der Landwirthſchaft, ein Boden, auf welchem die Frucht, d. i. das Getraide verwahret wird; ſiehe Korn-Boden.

2. Bey den neuern Schriftſtellern des Pflanzenreiches, der Boden, d. i. die unterſte Fläche der eigentlichen Blume, auf welcher ſich die Frucht erzeuget.

Frucht-Decke, ſiehe unter Kelch.

Frucht-Gehänge, ſiehe Feſton.

Frucht-Gülte, ſiehe unter Gülte.

Frucht-Handel, ſiehe Korn-Handel.

Frucht-Herr, in einigen Städten, ein Rathsherr, dem die Beſorgung der Frucht, d. i. des Getraides, aufgetragen iſt.

Frucht-Horn, Füll-Horn, (von Fülle, Ueberfluß, Reichthum), Horn des Ueberflußes, L. Cornu copiae, Cornu Amalthææ, (*) Fr. Corne d'abondance, Ital. Corno

(*) Dieſen Namen hat es von Amalthäa, der Ziege, welche den Jupiter geſäugt hatte, und hernach unter die Sterne verſetzt wurde. Eines von ihren Hörnern verehrte Jupiter den Nymphen, welche dieſe Ziege gewartet und gepflegt hatten; und dieſem Horne legte er die Eigenſchaft bey, daß es in einem Augenblicke den Genuß alles desjenigen, was man ſich wünſchte, verſchaffte.

Corno d'abondanza, in der Baukunſt ein Zierrath, der in einem mit Blumen, Blättern, Früchten oder andern Gaben der Natur und Schätzen der Welt überflüſſig angefüllten gewundenen Horne beſteht, und in den ſchönen Künſten, noch von den Zeiten der Griechen und Römer her, als ein Sinnbild des Wohlſtandes, Reichthumes und Ueberfluſſes gebraucht wird. Siehe Fig. 811. Man gebraucht dieſe Fruchthörner bey den höhern, beſonders der korinthiſchen Ordnung, und es läßt ſich ein Gebäude recht ſchön unter den Bögen und über den Fenſtern damit auszieren. Ein Beyſpiel davon findet man in dem Amſterdamer Rathhauſe, wo ſie unter Bögen, durch welche runde Fenſter gehen, kreuzweiſe um dieſe über einander geleget und von Amouretten gehalten, angebracht ſind. Man pflegt auch Arcaden und Ehrenpforten damit auszuzieren.

Frucht-Kammer, ſiehe oben, S. 297, fgg.

Frucht-Keim, ſiehe oben, S. 285.

Frucht-Kelch, ſiehe unter Kelch.

Frucht-Knoſpe, ſiehe unter Knoſpe.

Frucht-Knoten, ſiehe oben, S. 285.

Frucht-Korb, ſiehe Confect-Blätter.

Frucht-Kranz, ſiehe Feſton.

Frucht-Nießung, } ſiehe Nießbrauch.
Frucht-Nutzung, }

Frucht-Preis, ſiehe Korn-Preis.

Frucht-Schnur, ſiehe Feſton.

Frucht-Schrumpf, der Abgang, ſo an der aufgeſchütteten Frucht, d. i. Getraide, durch Einſchrumpfung oder Eintrocknung verurſachet wird, und welcher auch zuweilen nur der Schrumpf heißt.

Frucht-Stück, in der Malerey, ein Stück, d. i. Gemälde, auf welchem Abbildungen von Früchten zur Hauptvorſtellung gewählt ſind; zum Unterſchiede von einem Blumen-Stücke, Thier-Stücke u. ſ. f.

Die Frucht-Stücke haben ihre Annehmlichkeit ſowohl von der ſchönen anmuthigen Geſtalt einiger Früchte, als von den

Farben, dem bald durchſichtig, bald glänzenden, und bald weichen, duftigen Weſen derſelben. Und wenn alle dieſe Annehmlichkeiten geſchickt mit einander verbunden ſind, ſo können ſehr artige Gemälde daher entſtehen. Ins beſondere werden denn auch ſolche Stücke den Liebhabern der Kunſt angenehm, wenn eine geſchickte Anordnung, wenn Haltung und Farbengebung dabey vollkommen in Acht genommen ſind.

Man hat Fruchtſtücke, worin alles, was zur Farbengebung, im weiteſten Verſtande genommen, gehört, auf das vollkommenſte beobachtet worden iſt. Die vornehmſten Meiſter darin waren: Gillemans, Verbruggen, J. J. de Heem, Mignon, Jan von Huyſum, Rachel Ruyſch und van Royen.

Frucht-Zapfen, ſiehe oben, S. 282.

Frucht-Zehend, ſiehe unter Zehend.

Frucht-Zinſen, Zinſen, welche in Früchten, d. i. in Getraide, abgetragen werden, Korn-Zinſen, Getraide-Zinſen, zum Unterſchiede von den Geld-Zinſen.

Fruchtbar, (*) L. Fertilis, Foecundus, Fr. Fécond, Fertile. 1. Was Frucht bringt, in allen Bedeutungen des Hauptwortes. *Fruchtbare Bäume*, im Gegenſatze der *unfruchtbaren*. *Ein fruchtbarer Boden, ein fruchtbares Erdreich.* Jngleichen, was viele Frucht bringt. *Einen Acker, ein Feld fruchtbar machen.* Ein *fruchtbares Ehe-Paar*, welches viele Kinder zeuget. *Die Kaninchen, die Tauben ſind ſehr fruchtbar*, bringen oft und viele Jungen.

2. Was die Fruchtbarkeit im Pflanzenreiche befördert. *Ein fruchtbarer Regen. Fruchtbare Witterung. Ein fruchtbares Jahr*, in welchem wegen der fruchtbaren Witterung viele Früchte wachſen. *Fruchtbare Zeiten.*

(*) Statt dieſes Wortes kömmt bey den ältern oberdeutſchen Schriftſtellern, fruchtig, birig, berig, berhaft, trächtig, u. ſ. f. vor, welches letztere noch im Oberd. für fruchtbar gebraucht wird.

Vorzeichen von einem frucht- oder unfruchtbaren Jahre.

1. Wenn der Frühling und der Sommer ſehr feucht ſind, oder wenn es zur Zeit der Baumblüthe ſehr nebelt und reift: da ſoll es in dieſem Jahre nicht viel Früchte geben.

2. Wenn es um eine ungewöhnliche Zeit des Jahres ſehr ſchneyet oder hagelt: da folgt gemeiniglich theure Zeit.

3. Wenn es im erſten Keimen der Saat, oder auch im erſten Ausſchlagen der Bäume oder des Graſes ſehr thauet, oder friert: da ſoll ein unfruchtbares Jahr erfolgen.

4. Wenn der Herbſt bey der Ausſaat trocken, und der Frühling bey dem Aufgehen der Saat ziemlich warm iſt: da ſoll ein fruchtbares Jahr folgen.

5. Wenn es im Frühjahre ſtark regnet, friert oder hagelt: da folgt ein unfruchtbares Jahr.

6. Wenn man im Frühjahre auf allen Feldern eine Menge Blumen ſieht: ſo ſoll ein gutes Kornjahr folgen.

7. Es wird für ein Zeichen eines unfruchtbaren Jahres gehalten, wenn die Bohnen und Eicheln gut gerathen ſind.

8. Wenn die Vögel die Heiden und Büſche verlaſſen, und ſich auf dem beſäeten Lande aufhalten: das bedeutet ein unfruchtbares Jahr.

9. Der Märzſchnee iſt für das geſäete Korn nicht gut; und wenn ein Froſt dazu kömmt, ſo verdirbt viel Korn.

10. Der Froſt, welcher im May kömmt, iſt dem Weine, dem Hopfen, der Blüthe, den Eicheln, den Bohnen, dem Rocken, einigen Kirſchen, dem Flachſe, der frühen Gerſte ꝛc, ſehr ſchädlich.

11. Ein naſſer Auguſtmonat macht niemals ein dürres Jahr, aber ein früher Sommer ſchlecht Gewächſe.
12. Wenn im Auguſt viel Sonnenſchein iſt, wächſt der Wein gut.
13. Wenn der Weinſtock im Vollmonde, oder, da der Mond noch lange ſcheint, blühet: da ſoll es viel Trauben geben.

Fruchtbarkeit, L. Fertilitas, Foecunditas, Fr. Fécondité, Fertilité die Eigenſchaft eines Dinges, nach welcher es fruchtbar iſt, in allen Bedeutungen dieſes Wortes. Die Fruchtbarkeit des Bodens, eines Baumes, eines Gewächſes, eines Thieres, einer Frau u. ſ. f. Im Oberd. ehedem auch Fruchtigkeit.

Ich werde mich hier blos in eine Unterſuchung der Urſachen der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Erde, nach den Grundſätzen des Hrn. Wallerius einlaſſen.

Die Beſchaffenheit des Erdreiches, nach welcher die Samen der Gewächſe, welche demſelben anvertrauet ſind, zu rechter Zeit aufgehen, grünen und reifen, wird, nach der gewöhnlichen Art zu reden, mit Recht die Fruchtbarkeit der Erde genannt. Die Merkmaale, welche ein Erdreich haben muß, daß allen Arten der Gewächſe zuträglich, und allgemein fruchtbar iſt, findet man im XI. Th. S. 315, f. angezeigt. Aus welchen Urſachen aber dieſe Beſchaffenheit der Erde entſtehe, ſcheint ſchwerer zu beſtimmen zu ſeyn, da dieſe allezeit der Zankapfel der Gelehrten geweſen ſind. Denn einige haben die Urſache der Fruchtbarkeit in der Erde, welche auf der Oberfläche der Aecker, oder in der Mitte, oder ganz unten angetroffen wird; andere hingegen in dem Salze, und vornämlich in dem Salpeter; einige in dem Dünger oder der Fettigkeit, und die meiſten in der Luft, geſuchet. Es hat auch einige gegeben, welche ſie in dem Feuer und in der Wärme; und viele, welche ſie

allein

allein in dem Waſſer haben finden wollen. Dühamel, und ſein Vorgänger, Tull, haben ſie in einem leicht aufzulöſenden oder leicht zu zertheilenden Erdreiche geſetzt. Wenn man alle dieſe Dinge zuſammen nimmt, wie ſie denn billig zuſammen genommen werden müſſen, weil ein jedes, nach ſeiner Beſchaffenheit, dieſes mehr, jenes weniger zur Fruchtbarkeit beyträgt; ſo erreicht man gewiß den bequemſten Weg, die Wahrheit zu finden. Hiebey aber iſt zu merken, daß, ob gleich auf dieſe Weiſe die Wahrheit entdeckt wird, dennoch einige Ungewißheit zurück bleibe, wenn nicht noch ferner unterſucht wird, welche von dieſen die Urſache der Materie, welche die Urſachen der Form, und welche die Inſtrumentalurſachen ſeyn. Denn dieſe Eintheilung der Urſachen, die etwas zur Fruchtbarkeit betragen, fordert die Erfahrung; es beſtätiget ſie die Oeconomie der Pflanzen, und die Natur und Beſchaffenheit der Urſachen. So machen z. B. die Salze, die Luft und die Wärme, wenn man ſie an ſich ſelbſt betrachtet, nicht einmal die Nahrung aus, ſondern dienen nur zur Zubereitung und Vertheilung derſelben, weshalb ſie auch unter die Inſtrumentalurſachen gerechnet werden müſſen. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Erde, in welcher die Pflanzen grünen; denn dieſe wird, nach dem Zeugniſſe der Erfahrung, im Waſſer nicht aufgelöſet, und kann folglich auch keinesweges Nahrung werden. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß die Erde, wenn man ſie mit Waſſer begießt, erweichet werden und das Waſſer färben kann; daraus aber folgt noch gar nicht, daß dieſe erweichte Theilchen der Erde mit dem Waſſer zugleich eine Nahrung der Gewächſe werden. Denn 1) iſt nicht zu begreifen, daß dieſe erweichte Theilchen ſo ſubtil gemacht werden ſollten, daß dieſe der wäſſerigen Feuchtigkeit gleich kämen, welche in die ſubtilſten Canäle der kleinſten Gewächſe dringet; vornämlich, da auch 2) aus der Erfahrung gewiß iſt, daß eben dieſe

Theil-

Theilchen leicht wieder von dem Waſſer, welches in Feuchtigkeiten aufgelöſet iſt, und in die Oeffnungen der einſaugenden Gefäße dringt, abſondert und filtrirt werden. Daher kann man auch ſchon hieraus abnehmen, wie unrichtig die Meinung derer ſey, welche glauben, als wenn das Erdige in den Gewächſen ſeinen Urſprung den Erdtheilchen zu danken habe, welche einiges Waſſer bey ſich führen: und die aus dieſem Grunde die Verwandlung des Waſſers in Erde beſtreiten wollen, und das Waſſer nur für dasjenige, was den Gewächſen die Nahrung zuführt, nicht aber für die vornehmſte und Haupturſache, annehmen. Denn die Verwandlung des Waſſers in Erde muß man nicht aus den fremden Theilchen, welche ſich mit dem Waſſer vermiſcht haben, ſondern aus der Natur und Beſchaffenheit des Waſſers ſelbſt, herleiten. Es darf daher Niemanden ungereimt ſcheinen, wenn ich die vornehmſte und Haupturſache der Fruchtbarkeit in dem Waſſer ſetze. Denn dieſes wird, wie unzählbare Verſuche, inſonderheit des **Helmont, Boyle, Eller** und **Marggraf**, zeigen, zu einer wahren feſten erdigen Subſtanz. Aus dem Waſſer werden auch, vermittelſt der Wärme, die Oehle gemacht, wie **Eller** ſehr gelehrt bewieſen hat; nicht zu gedenken, daß man in den Sümpfen viele Anzeigen von Oehl findet, in welchen ſehr oft durch die Fäulniß aus dem Waſſer eine gewiſſe leimige und ſtinkende Materie entſteht und oben ſchwimmt.

Es iſt hiebey, da ich das Waſſer für die Nahrung ausgebe, zweyerley zu bemerken: 1) daß hier kein Waſſer in ſeiner gewöhnlichen Flüſſigkeit verſtanden werde, ſondern ſolches, das ſchon in Dünſte aufgelöſet iſt; denn bloß dieſen Dünſten kann, weil dieſelben elaſtiſch ſind, das Aufſchwellen der Samen, wenn ſie auskeimen, zugeſchrieben werden; ja auch die Aehnlichkeit der Gefäße, welche dieſe Dünſte einſaugen, und von ſich geben, erfordert dieſes; diejenigen nämlich, welche dieſe Dünſte einſaugen, durch welche ein Theil von der Fettigkeit der Luft in die kleinſten Gefäße der Blätter und Stämpel dringt. Wenn nun dieſe Dünſte, durch die dieſelben

ſelben in Bewegung ſetzenden, verändernden und ſafthaltenden Gefäße gedrungen ſind, ſo leiden ſie erſt hauptſächlich ihre Veränderung in den bauchförmigen Behältniſſen. 2) Ich habe zwar geſagt, daß von dem Waſſer Salze und Oehle hervorgebracht werden können; hieraus iſt aber nicht zu ſchließen, daß das Salzige und Fettige, welches in der Erde iſt, gar keinen Nutzen habe. Die Erfahrung lehret zwar, daß die Gewächſe einiger Maßen ohne das Salz und ohne die Fettigkeit der Erde wachſen können, blos von dem Salze und der Fettigkeit, welche aus dem Waſſer entſieht; da aber die Fruchtbarkeit der Erde nicht ein jedes Wachsthum ohne Unterſchied, ſondern ein baldiges und vortheilhaftes Wachsthum erfordert: ſo erhellet hieraus, daß dieſelbe auch erfordere, daß alles dieſes zu rechter Zeit geſchehe, welches ſonſt durch eine langſame Verwandlung des Waſſers in Salz und Oehl länger verzögert wird, und daß folglich in dieſem Falle das Waſſer die fremden Salze und Fettigkeit keinesweges von ſich ſtoße, ſondern vielmehr nothwendig erfordere. Daß aber auch die Gewächſe bloß von den Dünſten des Waſſers wachſen, beweiſen ſehr viele ſteinige Erdreiche, welche gar kein Salz haben.

Hieraus ergeben ſich folgende Sätze: 1) Wo ein gehöriger und der Natur aller einzelnen Gewächſe gemäßer Vorrath und Proportion der Theile, welche die Nahrung ausmachen, vorhanden iſt: da iſt auch die Erde an ſich ſelbſt, d. i. wegen ihrer Materie (materialiter,) fruchtbar. Wenn hiezu nun eine gehörige Vermiſchung der Erde, Auflöſung und Vertheilung derſelben durch das Pflügen, imgleichen die erforderliche Düngung, eine angenehme und nothwendige Abwechſelung der Luft und der Wärme kommt: ſo darf man nicht zweifeln, daß der Acker, unter dem Segen der göttlichen Güte, eine reiche Aernde bringen werde, wenn nur der Same reif und ohne andere Fehler geweſen iſt. 2) Daher beſteht die Unfruchtbarkeit der Aecker, L. Sterilitas, Fr. Sterilité, darin, daß die Urſachen zu der Beſchaffenheit derſelben, welche man die Fruchtbarkeit nennet, nicht gehörig zuſammen kommen, oder gar nicht vorhanden ſind; und ſie iſt alſo derjenige Zuſtand, da die Aecker keine rechte Aernde bringen.

Ich wende mich zur Erklärung der Urſachen der Unfruchtbarkeit. Da ich in dem Vorhergehenden geſagt habe, daß das Waſſer die innerliche und weſentliche Urſache der Fruchtbarkeit ausmache: ſo müſſen wir daſſelbe zuerſt betrachten. Man kann aber das Waſſer, in ſo fern es die Fruchtbarkeit hindert, auf eine zweyfache Art betrachten, nämlich, wenn es zu viel, oder zu wenig iſt. Denn daß es, wenn es das Mittel hält, und weder zu viel noch zu wenig iſt, der Fruchtbarkeit nicht ſchade, iſt ſchon in dem Vorhergehenden geſagt worden. Vielleicht dürfte es einigen ſeltſam vorkommen, daß ich ſage: Das Waſſer, wenn es zu viel iſt, ſchadet der Fruchtbarkeit, da ich es doch für die weſentliche Nahrung ausgebe; denn daraus ſcheint zu folgen, daß man eine reichere Aernde erwarten könne, je mehr Nahrung vorhanden iſt. Um dieſen Zweifel aus dem Wege zu räumen, iſt folgendes zu bemerken. 1) Weil das gar zu häufige Waſſer, oder, um mich richtiger auszudrücken, die gar zu vielen wäſſerigen Feuchtigkeiten ſehr elaſtiſch ſind: ſo müſſen ſie, weil ſie in die Canäle und in die engſten ſaftführenden Röhren der Gewächſe in großer Menge hinein dringen, dieſelben ſehr von einander treiben, und oft gänzlich zerſprengen. Dieſes Zerſprengen geſchieht deſto geſchwinder, je größer der Widerſtand iſt, den die Luftröhren verurſachen. Es iſt aber offenbar, daß das Wachsthum, wenn die Gefäße, welche zu der weitern Zubereitung des Nahrungsſaftes beſtimmt ſind, verdorben ſind, wo nicht gänzlich doch wenigſtens gar ſehr gehindert werde. Denn durch dieſes Zerreißen der Gefäße geht die ernährende Materie, wider die Einrichtung und Ordnung, in die Luftgefäße. 2) Der Schluß von dem größern Vorrathe der Nahrung auf eine reichere Aernde, iſt gar nicht richtig. Auch die Oeconomie im Thierreiche beweiſet gerade das Gegentheil. Denn die Aerzte leiten die Plethora, (welche darin beſteht, daß

in

in den Gefäßen mehr Flüſſigkeit iſt, als natürlicher Weiſe darin ſeyn ſollte,) hauptſächlich von einem allzu ſtarken und übermäßigen Genuſſe der Speiſen her. Daß aber die Gewächſe eine ähnliche Krankheit haben, erhellet daraus, daß ſie an gar zu fruchtbaren Orten keinen Samen bringen, oder wenigſtens iſt derſelbe doch gar zu wäſſerig, und ſchrumpft in der Hitze faſt ganz zuſammen, ſo wie er auch durch die geringſte Kälte gar bald Schaden nimmt. 3) Von der gar zu großen Menge des in Feuchtigkeiten aufgelöſeten Waſſers, wird wie die Erfahrung beweiſet, die Nahrung gar ſehr verdorben, wodurch denn gewiß die Unfruchtbarkeit entſteht. Denn dieſes Waſſer wird, weil es von außen keine Bewegung hat, wenn es der brennenden Sonnenhitze etwas lange ausgeſetzt iſt, in eine innere Bewegung geſetzt, wodurch es dann faulend und ſauer wird. Hievon geben uns die ſtehenden Sümpfe Beweiſe genug, als welche gänzlich unfruchtbar ſind, durch die Ableitung des Waſſers aber fruchtbar gemacht werden. Denn dieſe ſind, wie die Erfahrung lehret, von einer ſchleimigen, freſſenden Materie angefüllt, welches die ſcharfen Gewächſe, als: das Dreyblatt (Menyanthes,) der Schierling, u. a. m. die an ſolchen Orten wachſen, bezeugen; nicht zu gedenken, daß ſelbſt die Erde, welche gleichſam verbrannt zu ſeyn ſcheint, eben dieſes anzeigt. In dieſem ſcharfen Safte, welchen die Gewächſe aus dem Waſſer ziehen, liegt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die Urſache, warum die Aecker, welche gar zu viel Näſſe haben, Gewächſe hervor bringen, die durch eine Krankheit, welche dem kalten Brande nicht unähnlich iſt, verderbet werden. Vermuthlich rührt hievon auch größtentheils der Ausſchlag und die Warzen der Stängel und Blätter her. Gemeiniglich beſchuldiget man zwar die Inſecten, als die Urſachen dieſes Uibels; allein die Inſecten pflegen nur an ſolchen Orten, wo eine verdorbene Feuchtigkeit iſt, weil ſie an derſelben ihre Nahrung finden,

den, ihre Eyer zu legen, und die zum Wachsthum und zur Fortpflanzung beſtimmten Theile zu verderben. Hieraus erhellet, daß, wenn dieſe Nahrung zu einem geſunden Saft gemacht, oder weggeſchafft iſt, auch die Inſecten verſchwinden. Uebrigens wird die Fettigkeit auf den Aeckern, wo ſcharfes Waſſer iſt, gar zu zähe, wodurch denn die Oeffnungen der einſaugenden Gefäße leicht verſtopfet werden. 4) Durch die überflüſſige ſcharfe Näſſe, werden die lockern, märgelerdigen Aecker bey der Sonnenhitze gar zu ſehr gehärtet, wodurch die Ausbreitung der Wurzeln gehindert wird. Das Waſſer macht dergleichen Erdarten keinesweges locker, ſondern es verſtopft vielmehr, wie eine jede Säure, die ſich wie der Leim verhält, die Luftröhren, und verkleiſtert ſie; die Sandäcker hingegen werden gar zu hart, und gleichſam ſteinicht, vornämlich, wenn eiſenhaltige Theile darin ſind. Hieraus erhellet, daß, weil durch das gar zu viele Waſſer auf den Aeckern die Einrichtung der Gewächſe verdorben wird, welche wenn ſie einmal verletzt iſt, entweder gar nicht, oder doch ſehr ſchwer wider hergeſtellet wird, die vornehmſte Urſache der Unfruchtbarkeit mit Recht in dem überflüſſigen und gar zu lange ſtehenden Waſſer zu ſuchen ſey.

Außer dem auf den Aeckern ſelbſt befindlichen überflüſſigen Waſſer, trägt auch das aus der Luft herab fallende Waſſer nicht wenig zur Unfruchtbarkeit bey. Je größer die Freude iſt, mit welcher der Landmann den Thau, der auf mancherley Weiſe fällt, und den ſanften Regen empfängt, welche beyde die von den Gewächſen ausgedunſteten Ausflüſſe reichlich wider erſetzen, deſto mehr ängſtiget er ſich, wenn ein regneriſches Wetter gar zu lange und heftig anhält; denn dieſes führt, außer dem daß es den im Vorhergehenden erwähnten Schaden verurſachet, noch folgende Uebel bey ſich: 1) daß es die Wärme in den Aeckern und in den Canä-

len der Gewächſe verringert. Daher wird das auf den Aeckern befindliche Waſſer nicht gehörig in Dünſte aufgelöſet, und die Bewegung des Nahrungsſaftes in den Gefäßen hört auf. Man bemerkt aber auch, daß die Gewächſe bey einem lange anhaltenden und ſtürmiſchen Regen keinesweges zunehmen, ſondern, ſtatt der grünen, eine gelbe Farbe bekommen, und faſt abnehmen, vornämlich wenn Kälte dazu kömmt, wodurch die Fiebern zuſammen gezogen werden. 2) Die Wurzeln der Gewächſe werden durch heftige und lange anhaltende Regen ihrer Feſtigkeit beraubt; denn das Waſſer erweicht die Erde, welche die Wurzeln umgiebt, und löſet ſie von derſelben ab, daher die Kälte gleichſam unmittelbar auf dieſelben wirken, und folglich dem ganzen Wachsthume ſchaden kann. 3) Dergleichen Regen verurſachen auch die Unfruchtbarkeit, weil ſie die Stängel der Gewächſe niederbeugen, und in Fäulniß ſetzen, welchem Uebel beſonders die fetten und dicht beſäeten Aecker ausgeſetzt ſind. 4) Sie verderben alle Befruchtung, wenn ſie zur Blüthzeit einfallen. Denn der Staub an den Aehrenſpitzen, von welchem die Befruchtung abhängt, wird durch den Regen abgeſpühlt oder zuſammen gebacken, und mithin untüchtig gemacht.

Aus dem bisher Angeführten erhellet, wie nothwendig die Gräben seyn, wodurch das auf den Aeckern befindliche überflüſſige Waſſer abgeleitet, und das lange Stehen deſſelben vermieden wird, und welche auch zugleich verurſachen, daß die Luft den Acker beſſer durchziehen kann. Was bey deren Anlegung zu beobachten iſt, werde ich an ſeinem Orte ausführlich zeigen.

Nicht nur der Ueberfluß des Waſſers, ſondern auch der Mangel deſſelben, iſt eine Urſache der Unfruchtbarkeit. Denn 1) aus dem Mangel des Waſſers entſteht der Mangel der Nahrung. Da das Waſſer die weſentliche Urſache der Fruchtbarkeit iſt, weil aus demſelben die Salze und die weſentlichen Oehle durch die Wärme und durch den Mechanismus der Pflanzen entſtehen: ſo folgt daraus natürlicher Weiſe, wo daſſelbe fehlt,

kein Wachsthum und keine Reiſe erwartet werden könne. 2) Die Erde, welche Mangel an Waſſer hat, wird gar zu trocken und brennend. Durch die Hitze wird das Ausdünſten der Feuchtigkeit aus der Erde beſchleuniget, und die durch die Sonnenſtrahlen erhitzte Erde verbrennt gleichſam die Wurzel. Dieſes Uebel erfahren beſonders die lehmigen Aecker; imgleichen diejenigen, welche mit Laugenſalz, oder mit Kalk, oder mit Miſt, der nicht genug verfault iſt, gedünget ſind. 3) Wenn demnach der erforderliche Vorrath des Waſſers fehlt, ſo können die Salze und Fettigkeiten welche den Gewächſen zur Nahrung dienen, weder aufgelöſet, noch vermiſchet, noch auch, der gehörigen Beſchaffenheit des Nahrungsſaftes gemäß, verdünnet und für denſelben brauchbar gemacht werden.

Da der Nahrungsſaft mehrentheils in dem Acker oder in der Erde ſelbſt, als in einem Zubereitungsgefäße iſt, worin die Gefäße ihre Wurzeln treiben, und vor Froſt und Hitze geſchützet werden: ſo ſieht man hieraus, wie viel die Erde; oder vielmehr die Bearbeitung derſelben, zur Unfruchtbarkeit beytrage. Die Erde ertheilt zwar an ſich ſelbſt den Gewächſen die Nahrung nicht; nichts deſto weniger iſt auch gewiß, daß verſchiedene Gewächſe und verſchiedene Samen, wenn ſie gut fortkommen ſollen, verſchiedene Erdarten erfordern, weil die Erfahrung lehrt, daß nicht eine jede Erde gleich geſchickt ſey, den Nahrungsſaft aufzubehalten, und ihn dieſem oder jenem Gewächſe mitzutheilen. So bemerkt man z. B. daß einige Pflanzen, welche geſchwinde wachſen, und vielen Nahrungsſaft erfordern, in einer ſandigen Erde ganz erſterben, weil dadurch, daß dieſe Erde leicht aufgelöſet wird, die Theilchen, welche den Nahrungsſaft führen, gar zu geſchwinde in die Luft verfliegen. Auf gleiche Weiſe bemerkt man, daß im bloßen Lehm entweder gar keine, oder doch nur ſehr wenige Pflanzen wachſen, weil derſelbe durch die Näſſe und

Wärme

Wärme gar zu feſt zuſammenklebet, wodurch die Ausbreitung der Wurzeln verhindert wird; zu geſchweigen, daß derſelbe den Gewächſen gar zu wenig Nahrungsſaft, welcher noch dazu mit einer ſchädlichen Säure vermiſcht iſt, darreicht. Die lockere Erde aber kann mit Recht die wahre und natürliche Wohnſtätte der Pflanzen genannt werden, weil ſie nicht ſo leicht aufgelöſet wird, wie der Sand, noch auch durch das Waſſer und durch die Wärme zuſammenklebet, wie der Lehm, und weil ſie überdieß den Gewächſen eine zuträgliche Nahrung giebt. Die Kunſt muß hierin, ſoviel nur immer geſchehen kann, die Natur nachahmen. Da Vernunft und Erfahrung lehren, daß verſchiedene Samen in einer vermiſchten Erde beſſer fortkommen, als in einer einzigen oder unvermiſchten: (ſ. Th. XI, S. 317, fgg.) ſo kann man hieraus leicht abnehmen, daß die Aecker unfruchtbar werden: 1) wenn die Erde nicht gehörig vermiſcht wird. Wenn daher unter den Sand kein Lehm gemenget wird, welcher die Feuchtigkeit länger aufbehält, und die Fettigkeit der Luft ſtärker an ſich zieht: ſo kann er kein Gewächs hervorbringen. Faſt eben ſo verhält es ſich mit der gar zu lockern Erde, welche aus Sandtheilchen und verfaulten Gewächſen beſteht; denn dieſe dünſtet, wenn ſie nicht mit Lehm vermenget wird, gar zu bald aus, weil ſie nicht dicht genug zuſammenhält, daher der Nahrungsſaft verloren geht, und die Wurzeln von der Hitze und Kälte beſchädiget werden. Die Lehmerde aber, weil ſie bey feuchter Witterung und bey der darauf folgenden Kälte hart wird, verhindert die Ausbreitung der Wurzeln, und verurſachet überdieß noch andere vorher erwähnte Uebel. Die Vermiſchung der Erde aber muß in gehöriger Proportion geſchehen, daß das Erdreich locker und auch zugleich zähe genug werde. 2) Die Erde trägt etwas zur Unfruchtbarkeit bey, wenn dieſelben zur gewöhnlichen Zeit entweder zu viel oder zu wenig gepflüget und

bearbeitet wird. Hievon wird der Art. Pflügen ein Mehreres ſagen.

Endlich lehrt auch die Erfahrung, daß es der Fruchtbarkeit ſehr nachtheilig ſey, wenn man die gehörige künſtliche Düngung des Ackers verſäumet; ſiehe die Artikel Dünger und Miſt.

Auch die Samen, wenn ſie verdorben ſind, können die Unfruchtbarkeit verurſachen, wovon der Art. Saat ausführlicher handeln wird.

Was die Luft und Wärme zur Unfruchtbarkeit beytragen, kömmt in den Artikeln Froſt und Hitze vor.

Außer den bisher angeführten Urſachen der Unfruchtbarkeit, ſind noch 3 Stücke in Betrachtung zu ziehen, welche der Fruchtbarkeit gleichfalls nachtheilig ſind; nämlich: 1) die Teiche, Flüſſe, Quellen und Sümpfe, welche die Aecker umgeben, oder in denſelben ſich befinden. Es können zwar die Ausdünſtungen derſelben zuweilen allerdings nützlich ſeyn; dennoch aber hat der Landmann keine Urſache, ſich über ihre Nachbarſchaft zu freuen, ſondern er muß vielmehr ihre ſchädliche Wirkungen mit möglichſter Sorgfalt zu hindern ſuchen. Denn im Herbſte und Frühlinge ſind ihre Ausdünſtungen kalt, daher auch die Atmoſpähre gar zu kalt wird, woraus eben der Schade entſteht, welchen ich oben im Art. Froſt angezeigt habe. Ueberdem haben ſie noch dieſes Uebel, daß, wenn die Aecker niedrig liegen, dieſe Flüſſe und Teiche durch unterirdiſche Gänge dem Acker eine Menge ſchädlichen Waſſers zuführen. 2) Die Berge und Hügel. Wie nachtheilig dieſe, theils in Anſehung ihrer Lage, theils ihrer Beſchaffenheit, einem Acker ſeyn, habe ich im IV. Th. S. 230, f. gezeigt. 3) Die Geſträuche, welche auf den Aeckern wachſen, und die Wälder, welche ſie umgeben. Jene rauben dem Getraide die Nahrung, weil ſie ihre Wurzeln weit ausbreiten; dieſe aber, wenn ſie die Aecker von allen

len Seiten umgeben, verhindern die Winde, welche, wenn ſie mäßig ſind, dadurch, daß ſie die Sonnenhitze mäßigen, und die überflüſſigen und ſchädlichen Feuchtigkeiten wegführen, das Getraide gar ſehr erquicken.

Fructus, ſiehe Frucht.

Frugalität. Eine große Eigenſchaft berühmter Männer, deren Ruhm aus dem entfernteſten Alterthume durch eine lange Reihe Jahrhunderte bis zu uns gekommen iſt; eine herrliche Tugend, die Quelle des Reichthums und Wohlſtandes der Familie, ein Gegengift wider die nagenden Sorgen, ein unfehlbares Mittel wider den in Verachtung ſtürzenden Mangel, wider die beſchämende Armuth, wider das mit eigener Schuld verknüpfte, mithin größte und bitterſte Elend iſt; eine ſo große, nützliche, nöthige, moraliſche Vollkommenheit findet in dem Reichthume unſerer Sprache keinen Namen, und — darf ich es mit aller Verehrung gegen andere Vorzüge unſerer Zeit ſagen? — findet in unſerm gegenwärtigen Weltalter wenig Verehrer. Hier erfüllet mich ein lebhafter Unwille; und ich werde in die Seele vieler meiner Mitbürger roth. Die große Tugend, davon ich handle, war in dem alten Rom bekannter, als in unſerer heutigen Welt. Sie hieß Frugalitas. Sie war das Glück der Menſchen, als ein **Attilius Regulus** noch ſeinen Acker ſelbſt beſtellete, und, vom Staube der eigenen Erde beſchmutzt, nein geziert, den Ruf zum Bürgermeiſteramte erhielt; als eben dieſer große Mann vom Siege über Carthago zu ſeinem Pfluge wieder zurück zu kehren wünſchte, und ihn die Ruhe, die Stille, die Ordnung, die Pflichten ſeines Hausweſens, mehr rührten, als der außerordentliche Glanz des bevorſtehenden Triumphes, und alles, was der Ehrgeiz Reizendes und Verſuchendes kennet. In dieſem glückſeligen und goldenen Weltalter war es, da Frugalität das Wohl, die Geſundheit, die Zufriedenheit der Menſchen unterſtützte. Damals lebten die größten Männer am Ruder der Regierung in der mäch-

tigſten Republik, unter deren Vaſallen auch Könige gehörten, vom Brod, Feigen, Honig, Oehl, Bohnen, Rüben, Brey, Klößen, Fleiſch, nnd was ihnen ihre eigene Wirthſchaft darbot. Damals war, ſtatt weicher Betten, hartes Stroh hinlänglich, daß Helden Schlaf und Ruhe fanden. Damals kannte die glückliche Welt das Uebel noch nicht, wodurch unnützer Aufwand, Verſchwendung, Mißbrauch des Vermögens, Wolluſt und Weichlichkeit, die nachfolgenden ehernen Zeiten drückten. Könnte ein Quintus Cincinnatus, ein Cato, und andere Männer jener frugalen Zeit, in die weit ausgebreiteten Sphären der Weichlichkeit, der Lüſternheit, der übertriebenen Wollüſte, der Tändeleyen und Puppenſpiele mit veränderlichen Moden der uns nähern Zeiten hinein blicken: würden ſie denn nicht geglaubt haben, die neuere Welt ſey mit lauter Weibern angefüllt? Könnten ſie die Armuth und den Mangel ſehen, die wir mitten im Ueberfluſſe leiden, die Klagen über Nahrung und Auskommen hören, die bey reichen Mitteln dazu ausgeſchüttet werden; könnten ſie das zu den weſentlichſten Pflichten der Geſellſchaft durch Schwelgerey erſchöpfte Vermögen, die Bankerotte, die unnatürlichen Krankheiten, den beförderten frühen Tod, in ihrer Nachwelt wahrnehmen und bemerken, was für eine große Anzahl Menſchen durch leibliche Väter oder Mütter, durch Ehemänner und Ehefrauen, durch die nächſten Blutsfreunde, mit Pracht, Aufwand und Vergnügen in das tiefſte Elend geſtürzet werden, ſo würden ſie mitleidig glauben, eine feindſeliche Gottheit habe ihre Nachwelt verdammt, ihren Witz und Verſtand, ihre Güter und Vermögen nur zu eigener Marter anzuwenden, welche die Frugalität zu ihrer Glückſeligkeit ſie hätte können brauchen lehren.

Ich finde ſo viel Schönes, Erhabenes, Nützliches, in dieſer Tugend der Römer und anderer ausgeſtorbener Völker, daß ich den Reizungen nicht widerſtehen kann,

der

der Abhandlung und Beſtimmung ihrer wahren und eigentlichen Natur einen Platz in gegenwärtigem Werke einzuräumen, und dieſelbe meinen Mitbürgern in der reinen Abſicht zu übergeben, ihre Liebe zu einer Tugend zu erwecken oder zu ſtärken, und ihr Nachdenken auf die Mittel ihrer Beförderung und Ausbreitung zu richten, die ich als einen ſtarken Damm gegen das überhand nehmende Elend der Welt, wenigſtens gegen einen groſſen Theil deſſelben, anſehe. Ich werde dieſe Tugend erſt in einiger Ferne anſehen, um ſie von andern Gegenſtänden zu unterſcheiden; hernach werde ich ſie ganz in der Nähe betrachten, und ihren eigentlichen Begriff feſt ſetzen; und endlich ihre verſchiedene Eigenſchaften vortragen, um dadurch, als durch ſo viel Züge, ihren ganzen Character auszubilden.

Die Frugalität gehört in das Geſchlecht der häuslichen Tugenden, und betrifft das Innere unſers Hausweſens, unſer Eſſen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Lebensart, Regierung des Hauſes, Kinderzucht, Bediente, Geräthſchaften. Sie gehört nicht für das Publicum, und erſtreckt ſich nicht über die Grenzen des Privatſtandes.

Ihr Name, als ein zuſammengeſetztes Wort, ſtammt von dem einfachen Worte fruges ab, welches ſoviel als Frucht, Erdengut, was zur Nothdurft des Lebens gehört, heißt. Urſprünglich will alſo Frugalität ſo viel bezeichnen, als wenn einer ſeine Früchte und Erdengüter genießt, und darin genug findet, die Bedürfniſſe ſeines Lebens zu ſtillen.

Dieſes ſtimmt mit den Gewohnheiten und Verfaſſungen der alten Römer, ſo lange ſie frugal waren, überein. Es waren einem jeden römiſchen Bürger anfänglich 2, in der Folge 7 Jugera, zu ſeinem Acker zugetheilt. Mehr Land war durch die Geſetze, auch den Vornehmſten verboten. Ein Jugerum hat eine Aehnlichkeit mit dem, was wir einen Morgen nennen. Es war ſo viel, als mit einem Joche Ochſen in einem Tage umgepflüget werden konnte. Solche 2, nachher 7 Morgen wurden mit aller Klugheit heit und mit allem Fleiße beſtellet, und beſtmöglichſt genutzet, und es wurde davon ſo viel an Getraide und andern Früchten, gewonnen, daß eine jede Familie davon unter-

halten werden konnte. Der Ackerbau war eine Kunſt und Wiſſenſchaft, die das gröſte Lob erwarb, und davon ſelbſt Könige, und die gröſten und gelehrteſten Männer Bücher ſchrieben. Wer nun von dem Seinigen lebte, damit auskam, und nichts weiter verlangte und bedurfte hieß frugal.

Es hat, wie hieraus erhellet, die Frugalität eine Verwandtſchaft mit der Tugend, die wir eine gute Haushaltung, eine kluge Wirthſchaft, nennen. Es zeigt ſich aber gleichwohl zwiſchen einem guten Haushalter und einem Frugalen, noch einiger Unterſchied. Denn der Begriff eines Haushalters faſſet den eigenen Verbrauch des erzielten Gutes nicht nothwendig in ſich, der in dem Begriffe des Frugalen liegt, und läßt viele Abſichten zu, welche die Frugalität ausſchließt. Wir können alſo, bey aller Aehnlichkeit der Begriffe, dennoch frugal nicht durch wirthſchaftlich oder haushälteriſch überſetzen.

Die Frugalität hat ferner eine Aehnlichkeit mit den Tugenden der Begnügſamkeit, der Mäßigkeit, der Sparſamkeit. Es liegen von allen dieſen Vollkommenheiten die Züge in ihr; allein, ſie iſt mehr als alle drey zuſammen. Bey Begnügſamkeit, Mäßigkeit und Sparſamkeit, fehlen die Begriffe des Redlichen, des völlig Hinlänglichen, die der Frugalität eigen ſind, und es finden bey jenen Tugenden die Vorſtellungen ſtatt, die man ſich von Verläugnung, von Entziehung von etwas, das wir uns fehlen laſſen, macht, welche Vorſtellungen die Frugalität nicht erweckt noch duldet. Ich halte alſo dafür, daß man frugal, weder durch mäßig noch durch ſparſam, noch durch begnügſam überſetzen könne, ob gleich alles dies die Frugalität gewiſſermaſſen in ſich faſſet.

Die Frugalität iſt diejenige Tugend, oder das Vermögen, ſein beſitzendes Gut ſo zu gebrauchen, daß die natürlichen und wahren Bedürfniſſe des Lebens dabey eine Befriedigung und eine Genüge finden. Alle Umſtände der alten Römer rechtfertigen dieſen Begriff. Ihre 2 bis 7 Morgen ſchafften den Bedürfniſſen ihrer Familie eine Genüge. Sie wußten dieſelben ſo zu nutzen, und das darauf erzielte Gut ſo zu brauchen, daß ihnen nichts fehlte. Denn ſie ſahen nur auf die wahren und natürlichen Bedürfniſſe des Lebens, nicht auf Pracht und auf das, was Weichlichkeit, verwöhnte Begierden und der Dienſt der Wolluſt erfordern.

dern. Folgende Sätze, die ſich auf den gegebenen Begriff beziehen, und ihn aus einander ſetzen, werden die Sache in ihr völliges Licht ſetzen, und den Zugang in das Heiligthum dieſer Tugend eröffnen und erleichtern.

1. Dem Frugalen fehlt nichts. Der Begriff der Frugalität faſſet eine gewiſſe Genüge in ſich, welche menſchliche Bedürfniſſe durch dieſe Tugend finden, eine Genüge ſowohl der unverwöhnten Begierden, als auch der Güter ſelbſt, die wir gebrauchen. Schließt eine ſolche Genüge nicht allen Mangel aus?

Hier unterſcheidet ſich der Frugale von dem, welcher ſo mäßig lebt, daß er in mancher Sache Mangel leidet, ſich etwas entzieht, und ſeinen Begierden lieber Gewalt anthut, als ſich die glückliche Genüge der Frugalität verſchaffet. Ich ſage: Genüge. Und dieſe iſt keine Fülle, kein Ueberfluß. Daher ſteht Frugalität zwiſchen Mangel und Ueberfluß, zwiſchen Verſchwendung und der filzigen Sparſamkeit, in der Mitte.

Hieraus erhellet, was für einen ſtarken Einfluß die Frugalität in die wahre Glückſeligkeit der Menſchen habe. Was iſt die Glückſeligkeit der Sterblichen anders, als eine Genüge ihrer Wünſche und Bedürfniſſe? Ungeſtillte Bedürfniſſe erregen Seufzer und Sehnen, Unzufriedenheit und Klagen. Kann man ſich dabey eine Glückſeligkeit vorſtellen? Die Genüge hingegen, welche unſere Bedürfniſſe finden, erweckt Ruhe und Zufriedenheit. Und wenn dies nicht glücklich ſeyn heißt, ſo iſt kein Glück auf Erden.

Sehe ich aus dieſem Geſichtspuncte auf unſere Zeiten, wie wenig glückliche Mitbürger finde ich neben mir! Allenthalben ein Mangel der glücklichen Genüge! Allenthalben unbefriedigte Bedürfniſſe, Unzufriedenheit, Klage! Ich ſtelle mir einem Mitbürger in einer Stadt mit einer jährlichen Einnahme von 4 bis 600 Rthlr. vor. Müßte dieſer nicht weit eher den Bedürfniſſen einer zahlreichen Familie die nöthige Genüge geben, als 2 oder 7 römiſche Morgen Land? Und dennoch kann mancher von ſeinen Einkünften nicht einmal, wie er ſagt, eine Frau ernähren, und muß im eheloſen Stande bleiben. Man hört überall Wünſche, daß die Beſoldungen, welche vielleicht vor vielen Jahrhunderten ausgeſetzt ſind, gegenwärtig, da die Preiſe aller

aller Dinge ſo ſehr geſtiegen ſind, und die Bedürfniſſe des Lebens ſich vermehrt haben, erhöhet werden möchten, und Klagen, daß man damit nicht mehr auskommen könne, was ehemals noch etwas Uebriges ließ. Wodurch können ſolche Klagen, Wünſche und Mängel befriediget werden? Entweder durch Frugalität, oder durch nichts. Der Mann welcher keine Frau ernähren zu können glaubte, und gleichwohl Reitpferde, Bediente, vielleicht Maitreſſen ernähret, Gold auf reichen Kleidern trägt, aus Silber ißt und trinkt, auf Flaumfedern ruhet, ſich mit Atlaß decket, in Zimmern mit getäfelten Fußböden und tapezierten Wänden wohnet, und mehr begehrt, als vor hundert Jahren mancher Fürſt begehrte: dieſer Mann lerne etwas von ſeinem Ueberfluſſe entbehren, ſo wird ihm nichts fehlen; er lerne einigen Mangel leiden, ſo wird er reich ſeyn, und die Genüge haben. Unſere Zeit hat Mangel und Ueberfluß zugleich, und ſeufzet bey beyden; ſie iſt arm und reich, und niemals glücklich. Es fehlt ihr das glückliche Mittel zwiſchen beyden.

2. Der Frugale hat wenig und einfache Bedürfniſſe. Der gegebene Begriff läßt nur natürliche und wahre Bedürfniſſe zu; und dieſe ſind nicht ſo zahlreich und zuſammengeſetzt, als das Vorurtheil es glaubt. Die Natur iſt mit wenigem vergnügt. Dieſes alte Sprichwort ſtimmt mit der Regel der chriſtlichen Moral vollkommen überein: Wenn wir Nahrung und Kleider haben, ſo laſſet uns begnügen! Hieraus läßt ſich der Grund einſehen, warum, nach meinem erſten Satze, dem Frugalen nichts fehlt. Der Frugale hat inzwiſchen ſeine Bedürfniſſe ſowohl, als der Verſchwender; und man hat ſich denſelben nicht als einen Wilden in den amerikaniſchen Wüſten vorzuſtellen, der nichts bedarf, wenn er Schilf zur Hütte, und einige Kräuter, Früchte und Säfte zur Nahrung hat. Reinlichkeit, Ordnung, Bequemlichkeit und eine Art des Wohlſtandes, ſind Dinge, welche die Natur verlangt. Nur das iſt dem Frugalen eigen, daß ſeine Bedürfniſſe die Bedürfniſſe der Natur und Wahrheit ſind, nicht des Vorurtheiles, der Einbildung, der Gewohnheit, und daß er alſo weniger bedarf, als alle andere Menſchen.

Wir haben in unſern Zeiten unendlich viel und zuſammengeſetzte Bedürfniſſe, je nachdem wir immer weiter von der Natur und Wahrheit abgewichen ſind, und Vorurtheile, verderbte Sitten und ausſchweifende Begierden zu unſern Führern angenommen haben. Unſer Eſſen und Trinken, — wie zuſammengeſetzt und gekünſtelt iſt es! Wie viel gehört dazu, nach der Mode unſerer Zeit ſatt zu werden! Unſere Kleidung; — welch ein Chaos von Seide, Wolle, Leinen, Haaren, Fellen, Stoffen, Farben und Geſtalten! Unſere Ruhe; — was erfordert ſie an Barchent, Leinen, Drillich, Federn, Daunen, Decken, Kiſſen, Pfühlen, Geſtellen und Umhängen! Unſere Wohnung; — welche zuſammengeſetzte Bedürfniſſe ſetzt ſie voraus, welch eine Menge von Meublen! Müßte ſich nicht ein wohlhabender Römer bey Anrichtung eines Hausweſens unſerer Art, allein an Geräthſchaften, welche nur eine wohl eingerichtete Küche erfordert, arm kaufen? Ein Mann, deſſen Glücksſtand ſich neiget, und deſſen Familie der Zuſammenlauf ungeduldig werdender Gläubiger, ein hartes Schickſal drohet, kann allemal ſeine Frau, wenn ihr anſehnliches Eingebrachtes verzehrt iſt, tröſten, wenn er ſagt: Halte dich an die Mobilien, das Haus iſt voll! Wir legen alſo unſere Capitalien zum Dienſt des Ueberfluſſes an. Nur Schade, daß wir dabey oft neunzig an hundert verlieren! Es iſt offenbar, daß wir ohne Abbruch unſerer Glückſeligkeit, ja mit Beförderung derſelben, mit weit Wenigern auskommen könnten, als wir jetzt wirklich brauchen.

Man geräth in eine Art des Erſtaunens, wenn man der Vervielfältigung unſerer Bedürfniſſe nachdenkt, welche Moden, Gewohnheiten, und eingebildeter Wohlſtand eingeführt haben, und wie viel hundert Menſchen ſich in Bewegung ſetzen müſſen, ehe nur ein Einziger erreichen kann, was er zu den Bedürfniſſen ſeines Lebens rechnet, inſonderheit ſeitdem wir gelernt haben, auch die Güter jenſeit des Meeres mit in dieſer Rubrik zu ſetzen, und uns mit demjenigen nicht mehr begnügen, was uns ein Welttheil darbietet. Sollten wohl die Producte der Natur aus hundert Quellen, und die Geſchäftigkeit einer Compagnie Menſchen hinlänglich geweſen ſeyn, daß ein Mann des Mittelſtandes, oder beſonders eine Dame nur einen Tag in der Stadt, nach dem Gebrauch der Zeit leben könne?

3. **Der Frugale weiß nicht die natürlichen und wahren Bedürfniſſe von den falſchen nnd eingebildeten**

zu unterſcheiden. Hierin liegt der Grund des Vorhergehenden. Was Wunder, daß der Frugale wenig nöthig hat? Seine Tafel iſt leicht beſetzt, weil er Eſſen und Trinken nicht als einen Dienſt der Eitelkeit und Wolluſt, ſondern der Natur, anſieht. Daher darf er Speiſen und Getränke nicht aus fremden Ländern verſchreiben, ſondern findet ſie ſchmackhaft und dem Zwecke der Natur gemäß, in ſeinem Garten und in ſeiner Wirthſchaft. Seine Ruhe iſt leicht befördert, weil er ſie als eine Erholung von Arbeiten allenthalben findet, da ſie den Müßiggänger auch in Betten von Flaumfedern mit weichem Atlaß umhangen, fliehet. Sein Haus mit Meublen zu verſehen, ſetzt ihn nicht in die Verlegenheit, darin wir manchen Anfänger erblicken, welcher den vor ſich gebrachten Vorrath an die Auszierung der Wände, und an die Anfüllung der Zimmer und Schränke verwendet, und dann fraget: woher nun Eſſen und Trinken, und Anlagen zur künftigen Nahrung?

O wie viel Vergnügen liegt, außer der Erſparung, in der Ausübung dieſer Vorſicht der Frugalität, nur auf die wahren und natürlichen Bedürfniſſe des Lebens zu ſehen! Wenn wir unſere Mahlzeiten nach ſo viel Schüſſeln zählen, als die Verſchwendung Gänge dazu erfordert, und bey jedem Gaſtmahle nur die überflüſſigen Gerichte zurück bleiben; wie viel würde dadurch im Ganzen erſparet werden, hin und wieder eine Thräne eines Elenden abzuwiſchen, einen Hungrigen zu erquicken, einen nagenden Kummer eines Unglücklichen zu ſtillen, und ſein Gut zu wahrhaftig göttlichen Endzwecken anzuwenden! So aber bleiben bey der unfrugalen Lebensart unſerer Zeiten, auch dem Wohlhabendſten wenig Mittel übrig, ſich himmliſche Ruhe auf dem Sterbebette zu ſtiften, und ſich alsdann über das Bewußtſeyn verrichteter Liebeswerke freudig zu beruhigen, wenn man ſich der Zeit nahet, da in richtiger Vergeltung aller Arbeiten auch kein Becher kaltes Waſſer überſehen werden ſoll, der einem elenden Mitbruder zur Erquickung gereicht worden iſt.

Es iſt ein Vergnügen, und eine Pflicht der Menſchlichkeit, geſellig und gaſtfrey zu ſeyn. Wer kann heutiges Tages dieſes Vergnügen ohne außerordentliche Beſchwerung genießen!

Die

Die Mahlzeiten, welche der Mittelſtand nach dem gegenwärtigen Geſchmacke giebt, müſſen auch Jubelfeſte, auf Geburtstags- und Kindtauffeyern und ähnliche ſeltene Gelegenheiten eingeſchränkt bleiben, wenn er nicht darüber verarmen ſoll. Wie oft könnten wir nicht hingegen vergnügt mit einem Freunde zu Tiſche ſitzen, ohne uns zu Grunde zu richten, wenn wir frugal, und mit 2 oder 3 ausgeſuchten Schüſſeln uns begnügen könnten!

Man werfe mir nicht ein, die Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils ſey zu ſtark, etwas aufzuheben, welches man ſchon längſt zum Wohlſtande gerechnet hat. Wer herrſcht über den Wohlſtand! wer beſtimmt ihn, und von wem nehmen wir die Regeln deſſelben her? Sind es nicht die Großen in der Welt, welchen nachzuahmen und im äußerlichen Scheine ähnlich zu werden, den mittlern und niedrigen Stand ein unwiderſtehlicher Trieb feſſelt? Die Großen ſind die Schöpfer des Wohlſtandes, und ſowohl des Guten, welches darin iſt, als auch des häufigen Unnatürlichen und Entbehrlichen, welches man dabey findet. Fangen dieſe nach der in Händen habenden Macht erſt an, in häuslichen Dingen bloß auf Natur und Vernunft zu ſehen; wie bald werden die zur Nachahmung geneigten geringern Stände auch im Guten und im Geſchmacke an dem Natürlichen ihre Nachfolger werden! Aber außer dem wer gebietet und verbietet im innern Hausweſen? Wer iſt daſelbſt unumſchränkter Herr? Gewiß nicht der Wohlſtand, welcher vornämlich nur in dem herrſcht, was den äußern und geſellſchaftlichen Theil unſers Lebens betrifft. Im Innern des Hauſes ſind wir ſelber Herren, Könige, Tyrannen, und erkennen keinen neben uns, der hier Geſetze giebt. Geſetzt, wir müßten alſo in dem Aeußern des geſellſchaftlichen Lebens noch Sclaven des unfrugalen Geſchmackes unſerer Zeit bleiben, und den Tyrannen, die man Etiquette, Mode, Gewohnheit, Lebensart nennet, fröhnen; wer verbietet uns denn in unendlich vielen andern Dingen, die nicht unter ſo barbariſchen Geſetzen, ſondern in unſerer freyen Willkühr ſtehen, in die Gränzen der Natur und Vernunft zurück zu kehren?

Unter die natürlichen Bedürfniſſe des Lebens, welche die Frugalität verbannet wiſſen will, rechne ich mit Recht zwo Arten, die nicht anders, als durch den Gebrauch des ſtärkſten Giftes geſtillet werden können, welches von der Natur iſt, das es diejenigen die es genießen, einige Augenblicke ſehr luſtig macht und aufwecket, hernach geſchwinde tödtet.

Dieſe

Dieſe Bedürfniſſe mit ihren traurigen Gegenmitteln herrſchen in Städten häufiger, als auf dem Lande. Sie heißen Spiel und Zeitvertreib. Man kann in den Städten ſchwerlich einen Tag ohne dieſelben hinbringen. Man bereitet ſich, ſobald man des Morgens das Bette verläßt, dazu vor, und ſchläft des Abends mit den Gedanken ein, wie man dieſelben des andern Tages wieder genießen möge.

Ich haſſe eine übertriebene Sittenlehre, die ſich immer beſtrebt, das Regiſter der Sünden zu vermehren, und zu verbieten, wo Gott und die Natur nicht verbieten. Ich tadle alle Moraliſten, die dasjenige, was der menſchlichen Natur angemeſſen, was ihrer Wohlfahrt gemäß, folglich leicht und angenehm iſt, zu ſchweren abſchreckenden Pflichten machen, und durch ihre zu hoch geſpannte Forderungen mehr Luſt und Neigung zum Laſter, als zur Tugend, machen. Ich tadle an ſich weder Spiel noch Zeitvertreib; indem ich aber behaupte, daß ſie unnatürliche Bedürfniſſe voraus ſetzen, und ein ſchädliches Gift ſeyn, ſo ſehe ich bloß auf ihre Art, theils auf ihren Mißbrauch. Ich werde mich darüber an ſeinem Orte näher erklären.

4. **Pracht, Vorzug und Größe, iſt niemals der Endzweck des Frugalen bey dem Gebrauche ſeines Gutes.** Der frugale Römer ſuchte nur durch Verdienſte, und durch Verdienſte um das Vaterland, groß zu werden, und die Bezwinger der Welt waren in ihrem Hauſe klein, und kleiner, als in unſern Städten mancher Bezwinger des ſich auflehnenden Lehrjungen. Wir hingegen ſuchen in Pracht und Aufwand eine Größe.

Der Stolz unſerer Zeiten iſt ausſchweifend, und verkennt den Unterſchied der Sphären, die in der Welt ſind, und ſeyn müſſen. Wir wollen immer aus unſerer eigenen in diejenige fliegen, die über uns iſt. Die Flügel fehlen, und wir kriechen, und werden durch unſere mancherley unnatürliche Stellungen in dieſer Bemühung den Obern und den Zuſchauern lächerlich. Der Reichthum ſoll uns empor heben. Welche lächerliche Scenen ſtellen ſich dem Frugalen dar, wenn er die Bemühung der Menſchen durch Pracht, Aufwand, Reichthum, oder wohl gar bloß durch deſſen Schein, groß zu werden, überſieht! Aus dieſem falſchen Grunde wendet der Bauer bey großen

Städten

Städten ſo viel auf, daß er bürgerlich ſcheinen möge. Der Bürger lebt ſo, daß zwiſchen ihm und einem Bedienten des Landes kein Unterſchied bleibt. Der Bediente tritt in die Sphäre des Adels; und dieſer ſucht denen nichts nachzugeben, die am Ruder ſitzen, Und dieſe — Hier heißt mich die Ehrfurcht ſchweigen, und läßt mich nur ſoviel bemerken: Vor dieſen durch eigene Größe Erhabenen ſollten ſich billig alle diejenigen ſchämen, die den Mangel innerliches Werthes, durch Pracht und Aufwand zu erſetzen ſuchen, und den groſſen Zwiſchenraum zwiſchen jenen und ihnen durch Schein und und Dunſt auszufüllen trachten.

Was für ein kindiſches Mittel iſt es doch, durch Reichthum oder deſſen Schein, den man in Luxus und in der Verſchwendung oft lügneriſch darlegt, vornehm, groß und geehrt werden zu wollen! Iſt Reichthum eine Ehre? Iſt er gewiſſen Ständen eigen? Kann er nicht ohne alle Verdienſte, ja oft mit beflecktem Gewiſſen, folglich durch Schande erlangt werden? Bleibt nicht ein reicher Bürger allezeit ein Bürger? Wohlerworbener Reichthum iſt ein Glück, und ſelbſt ein groſſes Glück; dieß geſtehe ich gern. Er kann zu den edelſten Endzwecken angewendet werden. Er iſt ein großes Glück unſerer jetzigen Welt. Allein, er giebt weder Verdienſt, noch Ehre und Vorzüge. Er verändert keinen Stand und keine Ordnung der Welt in die andere. Das einzige, was, bey Reichthum und Vermögen, Vorzüge und Ehre geben kann, iſt ſein kluger Gebrauch, und die dadurch an den Tag gelegte Tugend ſeines Beſitzers.

Das lächerliche Vorurtheil: Pracht und Reichthum macht vornehm! was für Verwüſtungen richtet es inzwiſchen in der Welt an? Da faſt ein jeder Stand in die Gränzen desjenigen, der über ihm iſt, eintritt: ſo hat auch faſt kein einziger in und durch ſich ſelbſt ſein Auskommen. Prächtige Armuth und glänzendes Elend erfüllet die obern Ordnungen der Welt; und armſeliger Uebermuth und elendes Großthun die niedrigen, alle aber Mangel und Elend. Dieſe fruchtbare Mütter gebären wiederum neue Mängel und Fehler; Fehler in Erziehung der Kinder, und in Verſorgung der Unſrigen; Fehler in der ſo heiligen Treue und Glauben: Ungerechtigkeiten und unerlaubte Mittel, das wieder zu gewinnen, was man zerſtreuet hatte.

Der Frugale gebraucht und nutzet alles, was er hat, und nichts iſt bey ihm überflüſſig. Was

über

über die bedürftige Genüge iſt, wird von dem Fruga-
len eben ſowohl zum Uebel gerechnet, als was darunter
iſt. Häuſer, darin man ſich verlieren, und den Wirth
nicht finden kann, deren Unterhaltung einen großen
Theil der jährlichen Einkünfte auffrißt, und deren klein-
ſter Theil doch nur genutzt wird, gehören unter die un-
nützen Laſten, Meublen, die nur den Raum beengen,
und davon oft ein Theil unter das Dach geſteckt werden
muß, erregen bey mir allemal den Wunſch, daß ſie in
rohen unbearbeiteten Materialien irgend in einem
Feuerungsbehältniſſe liegen möchten. Bediente, deren
Menge nur ein Haus verwirret und beläſtiget, ſind,
wofern ſie nicht aus dem Bettelſtande genommen ſind,
und die Zahl der Herumläufer zu vermindern nützen,
aus frugalen Häuſern verbannt; Aufwartungen von
ihnen anzunehmen, die man mit mehr Bequemlichkeit
und Kürze ſich ſelbſt leiſten kann, iſt lächerlich und über-
flüſſig. Ich ſchweige hier von dem, was in Kleidun-
gen, Eſſen, und Trinken, bey Erziehung der Jugend ꝛc.
überflüſſig iſt, und überlaſſe dieſes dem Nachdenken
meiner Leſer.

6. **Die Frugalität haſſet den übertriebenen Ge-
ſchmack am Ausländiſchen;** denn das mehreſte Aus-
ländiſche iſt überflüſſig.

7. **Der Frugale beſtrebt ſich, ſo viel möglich,
ſich ſelbſt genug zu ſeyn, und in ſich ſelbſt und in ſei-
ner Wirthſchaft die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe
zu finden.** Wäre es möglich, daß der Frugale ſich
ſelbſt Arzt, Apotheker, Sachwalter, und alles übrige,
wozu wir der Dienſte anderer Leute bedürfen, ſeyn könn-
te: ſo würde er es ſeyn. Sein Fleiß, ſein Nachden-
ken iſt wenigſtens dahin gerichtet, andere Leute, ſo viel
als immer möglich iſt, zu entbehren. Was er in ſei-
nem Hausweſen zu ſeinem Zwecke dienlich findet, das
wird er mit einem wahren Vergnügen dem Fremden und
Gekauften vorziehen. Das Fleiſch eines auf eigener
Weide

Weide fett gewordenen Ochſen, ſie ihm ſchmackhafter, als das, was er aus Jütland verſchreiben könnte. Sieht er ſich gezwungen, für manche Bedürfniſſe auswärts Rath zu ſuchen, ſo ſucht er doch dagegen etwas zu vertauſchen, was ihm ſeine eigene Wirthſchaft geſchenkt hat, und was er füglich entbehren kann. Muß die nahe Stadt ihm verſchiedene Nothwendigkeiten des Lebens liefern: ſo bemüht er ſich, ihr dagegen an ländlichen Producten, an Leinen, Drillich, Flachs, Früchten, Vieh ꝛc. ſo viel wieder zu liefern, daß er entweder nur getauſcht hat, oder noch einen Ueberſchuß behält, ſo daß die nahe Stadt ihn nöthiger, als er ſie, hat. Hat er an einer Gattung Güter einen Ueberfluß, ſo fehlen ihm andere Gattungen nicht, die er wirklich nicht hat. Er macht es nicht wie Ackersleute, welche jährlich einerley ſchlechte Frucht ſäen, und denen, die einſehen, daß ihr Land beſſere, einträglichere Früchte tragen könnte, antworten: wir haben die ſchlechten am nöthigſten.

8. Der frugale hütet ſich, mehr Bedürfniſſe zu erdenken, als bereits vorhanden ſind, und ſucht vielmehr die Zahl derſelben zu vermindern. Er ſucht ſich ſelbſt genug zu ſeyn. Dieſer ſchöne Endzweck findet um ſo viel mehr Hinderniſſe, je größer die Anzahl der Dinge iſt, die er nöthig hat. Könnte er, ohne Thorheit, einem Diogenes in der Tonne ähnlich werden, ſo würde er ſeinen Endzweck am erſten erreichen. Er ſucht ihm daher ſo nahe zu kommen, als möglich iſt.

Es muß dieſe Regel vornämlich bey Erziehung der Jugend geübt werden, daß derſelben ja nicht bekannt werde, was über die gewöhnlichen und wahren Bedürfniſſe iſt. Ueberhaupt iſt eine kluge Erziehung der Jugend das untrieglichſte Mittel, die Welt in kurzem wieder frugal zu machen. Denn weder Geſetze noch Vernunftſchlüſſe ſind ſtark genug, ein Damm gegen den ein=

eingeriſſenen Luxus zu ſeyn. Gewohnheit geht über beyde. Und wie es hart ſeyn würde, einem Kinde dasjenige zu entziehen, was es ſchon als ein nothwendiges Gut kennen gelernt hat: ſo iſt es Thorheit, einem Kinde dasjenige aus eingebildeter Liebe und Zärtlichkeit zu geben, was es nicht bedarf, und keinesweges hart, ihm daſſelbe zurück zu halten. Denn ignoti nulla cupido.

1, 2 und 3. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1767.

Siehe auch die Art. Aufwand, Luxus, Sparſamkeit, Verſchwendung.

Frühbett, an einigen Orten, ein Miſtbett oder Miſtbeet, auf welchem die Gewächſe eher, als gewöhnlich, gezeuget werden.

Frühbirn, (Große) ſiehe Th. V, S. 428.

Frühblümlein, Bellis; ſiehe Gänſe-Blume.

Frühеiche, ſiehe Th. X, S. 208.

Früherbſe, ſiehe Th. XI, S. 173.

Frühgerſte, ſiehe unter Gerſte.

Frühhecht, ſiehe unter Hecht.

Frühhopfen, ſiehe unter Hopfen.

Frühjahr, ſiehe Frühling.

Frühkirſche, ſiehe unter Kirſche.

Frühklug, früher klug, als gewöhnlich iſt. Ein frühkluges Kind. Im gemeinen Leben altklug.

Frühkoſt, ſiehe Frühſtück.

Frühlamm, ſiehe unter Lamm.

Frühling. (*) 1. In der edlen Schreibart, diejenige Jahrszeit, welche auf den Winter folget und vor dem Sommer hergeht, und in der Aſtronomie von dem 20ſten

(*) So fern dieſes Wort die Jahrszeit bezeichnet, iſt dafür im Niederſ. auch Vortiedt, im Frieſiſchen Farjehr, im Dän. Foraar, im Schwed. Wär (Lat. Ver,) Spring und Lente üblich. Es ſcheint, daß dieſe Benennung ein Ueberreſt der alten, in Europa noch lange üblich geweſenen Gewohnheit iſt, dem März, anzufangen; indem es eigentlich etwas bedeutet, was frühe, d. i. um den Anfang des Jahres iſt oder geſchiehet.

20ſten März bis zum 21ſten Junius gerechnet wird; im gemeinen Leben das Frühjahr, bey den Dichtern und in der höhern Schreibart auch der Lenz; L. Ver, Fr. Printems.

Nach aſtronomiſcher Rechnung fängt der Frühling mit der Tag= und Nachtgleiche an, welche daher auch Aequinoctium vernale genannt wird, wenn nämlich die Sonne in das himmliſche Zeichen des Widders tritt, welches in gemeinen Jahren den 21, in Schaltjahren aber den 20. März geſchiehet. Er währet 3 Monate, welche daher auch die Frühlingsmonate genannt werden. Die drey himmliſchen Zeichen, in welchen ſich die Sonne den Frühling über verweilet, heißen die Frühlingszeichen; und es ſind dieſelben auf der nördlichen Halbkugel der Widder, der Stier, und die Zwillinge, in den mittägigen Ländern aber ſind es die Wage, der Scorpion und der Schütze.

Nach öconomiſcher Rechnung, rechnet man den Anfang des Frühlinges, wenn der Huflattich zu blühen anfängt; und ſein Ende, wenn die Aeſche Blätter gewinnt.

Man hat angemerkt, daß, wenn der Frühling ſpät eintritt, der Herbſt und Winter auch bald und früh wieder zurück treten, oder, daß ein ſpäter Frühling einen frühen Winter macht. Den Grund hievon, findet man in Hrn. Mayers achten Fortſetzung der Beytr. und Abhandlungen zur Aufnahme der Land= und Hauswirthſchaft, Frf. a. M. 1778, 8. S. 402, f. erklärt.

Die Schönheiten der Natur haben von jeher auf alle Gemüther, die noch nicht von leeren und oft gar ſtrafbaren Vergnügungen verdorben, oder zu unſchuldigen Freuden ſtumpf und fühllos gemacht worden ſind, einen ſtarken Eindruck gemacht. Wir werden aller Ergötzlichkeiten, wenn wir ſie zu lange genießen, ſehr bald überdrüſſig. Eine ganz andere Bewandtniß hat es da=

gegen mit den Schönheiten der Natur. Dieſe zu betrachten, wird das Auge niemals müde; und die Seele genießt durch dieſe Betrachtung eine Ruhe, eine Zufriedenheit, die wir in den mehreſten andern irdiſchen Freuden vergebens ſuchen. Unſer ganzes Gemüth wird dadurch ſo erheitert, daß wir oft alle unſere Sorgen und Bekümmerniſſe darüber vergeſſen.

Niemals empfinden wir dieſes deutlicher und ſtärker, als im Frühlinge. Die ganze Natur iſt nach einer Art von Tode wieder erwacht, und neu geboren. Die Sonne verändert ſich auf einmal. Der traurige weinende Himmel, der in dicken dunkeln Wolken verhüllt war, erheitert ſich plötzlich; die Sonne ſcheint in einem Tage neue Kräfte bekommen zu haben; und ehe wir in unſerer Freude zu uns ſelbſt kommen, ſind die Felder grün geworden, und die Bäume mit Blüthen bedeckt. Keine Spur mehr iſt vom traurigen Winter zu ſehen; die Erde ſcheint jetzt ein Paradies zu ſeyn, welches für noch höhere Weſen, als ſterbliche Menſchen ſind, beſtimmt iſt. Wir gehen auf Wieſen und Fluren einher, die prächtiger von der Natur geſtickt ſind, als die koſtbarſten Tapeten. Kein Zimmer, welches von der Kunſt noch ſo ſehr aufgeſchmückt iſt, kann uns ſo ſehr gefallen, als die Hecken und Lauben, welche jetzt mit einem neuen lebendigen Grün bekleidet ſtehen. Wir athmen jetzt nicht allein eine reine Luft, wir athmen lauter Balſam und Wohlgeruch ein, und nähren einen unſerer feinſten und gleichſam unkörperlichſten Sinne, mit dem Dufte der herrlichſten Blumen. Eine beſtändige Muſik erſchallt von allen Zweigen, und ſelbſt in den ruhigen geſtirnten Nächten ſingt Philomele ihr bezauberndes Lied den blühenden Hainen, und dem, der die Stille und Einſamkeit liebt. Wo das Aug ſich hinwendet, ſieht er Freude, und wo das Ohr hinhorcht, wird es entzückt.

Dieſe ſo ſehr in die Sinne fallende Anmuth des Frühlinges hat von jeher alle Dichter begeiſtert; und man wird nicht leicht einen berühmten Poeten in irgend einer Nation aufweiſen können, der ſich nicht über das Lob des Frühlinges ausgebreitet hätte. Wenn man uns einen recht großen Begriff von den erſten goldenen Zeiten machen will, wenn man uns das Paradies oder die elyſäiſchen Felder zu ſchildern ſuchet: ſo iſt es allezeit ein *ewiger Frühling*, womit man unſere Einbildungskraft zu bezaubern, und unſere Bewunderung und unſer Verlangen darnach zu gewinnen, denkt. Nichts wäre auch in der That fähiger, uns von einem glücklichen unſchuldigen Zuſtande die allervollkommenſte Idee zu geben, als ein ſolcher *ewiger Frühling*. So gewöhnlich er indeſſen bey den Dichtern iſt, ſo weiß ich doch nicht, ob wir uns bey der Abwechſelung der Jahrszeiten nicht beſſer befinden. Da wir jede Einrichtung der Vorſehung gewiß immer ſicher für die allerbeſte halten können, ſo glaube ich auch, daß ein beſtändiger Frühling für unſere jetzige Natur lange nicht ſo reitzend und bezaubernd ſeyn würde, als unſer gewöhnlicher Frühling, der von andern Jahrszeiten abgelöſet wird. Das menſchliche Herz iſt, nach den weiſen Abſichten des Schöpfers, ſo ſehr für die Veränderung geneigt, und die Abwechſelung ſelbſt in unſern reineſten und unſchuldigſten Vergnügungen iſt ſo nothwendig, daß uns, bey der jetzigen Beſchaffenheit unſerer Sinne, und bey dem jetzigen Zuſtande unſerer Seele, ein ſolcher *beſtändiger Frühling* gewiß zuletzt zu gewöhnlich werden, und alſo lange nicht mehr die Vorzüge und die Anmuth behalten würde, welche er jetzt hat.

Denn warum machen die Annehmlichkeiten des Frühlinges einen ſo außerordentlich ſtarken Eindruck auf uns? Iſt es nicht der Contraſt mit dem Winter? Der plötzliche Uebergang von dem Unangenehmſten in das Angenehmſte? Wenn unſere Fluren noch erſtorben, und unſere Wälder kahl und verdorrt ſtehen; wenn dickes Eis die Flüſſe bedeckt, und die

die Felſen vom hohen Schnee ſchimmern; ſo ſind oft wenig Tage hinlänglich, die Ausſichten auf einmal zu verändern. Die jungen Saaten fangen an zu grünen, die Knoſpen brechen hervor, und der Bach murmelt wieder in kryſtallenen Fluthen durch unſere aufgeheiterten Gefilde. Dieſe ſchleunige Veränderung trägt alſo hauptſächlich ſehr viel zu den angenehmen Empfindungen bey, die der Frühling in uns zu erwecken pflegt.

Hievon werden wir uns durch die unläugbare Erfahrung noch deutlicher überführen können. Was reizt uns mehr, als der erſte Anblick des Frühlinges? Ueber jedes neue Blatt, über jede erſte der geringſten Blumen, brechen wir in freudige Ausrufungen aus; höchſt ungern gehen wir aus den Feldern und Gärten in unſere Zimmer zurück, weil wir alles mit unſern Augen wachſen ſehen möchten. Und mit welcher Entzückung horchen wir auf die erſten ſchwachen Töne der Nachtigall! Derjenige, der ſie zuerſt gehört hat, ſchätzt ſich vor andern glücklich, und hält die Erzählung, die er uns davon macht, für wichtig genug, ſie allen mit einer beſondern Freude mitzutheilen. Was werden wir aber geſchwinder gewohnt, als alle dieſe Schönheiten, alle dieſe Freuden des Lenzes, die uns im Anfange ſo ſehr hinriſſen? Wir, die wir uns über das erſte ſchlechteſte grüne Blatt freueten, welches heraus kam, wir gehen gar bald durch ganze lange von Blättern aufgebauete Wände hindurch, durch ganze Wälder von blühenden Bäumen, durch ganze weite Gefilde, die mit den prächtigſten Blumen überdeckt ſind, ohne mehr eine außerordentliche lebhafte Empfindung über dieſe Anmuth zu fühlen. Wir, die wir über den erſten gebrochenen ſchwachen Ton der Nachtigall in Entzückung geriethen, wir hören nunmehr ihre zärtlichſte Lieder, ihre rührendſte Seufzer, in denen ſie ſich ganz erſchöpft, mit einer Art von Fühlloſigkeit an. Die Bewunderung hört auf! Keine freudige Ausrufungen mehr! Schon in einigen Wochen ſind wir es zu gewohnt. So ſind die Menſchen! Unſere Seele verlangt eine beſtändige Abwechſelung, und ſchon in der bloßen Veränderung findet ſie eine ihrer Glückſeligkeiten. Wie ſehr iſt alſo der Wechſel der Jahrszeiten nach unſerer Natur eingerichtet, und wie viel weniger würden wir die Schönheiten und Vorzüge der einen empfinden, und zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie nicht in einer beſtändigen zirkelnden Rückkehr von den andern abgelöſet würde!

Die Natur hat auch hierin vollkommen für unſere Bedürfniſſe geſorgt, weil kein Land auf dem Erdboden

iſt,

iſt, wo dieſe Veränderungen der Jahrszeiten nicht mehr, oder weniger, angetroffen werden ſollten. Denn was uns auch immer die Reiſebeſchreibungen von Ländern (inſonderheit den canariſchen Inſeln) erzählen mögen, in welchen ein beſtändiger Frühling herrſchen ſoll, ſo iſt es doch ausgemacht, daß ein ſolcher beſtändiger Frühling nicht exiſtirt, und exiſtiren kann. Wenn die wärmern Länder nicht unſere Art von Herbſt oder Winter haben, ſo haben ſie doch die ihrigen; und ihre Aernde, ihre Regenzeit iſt von unſerm Herbſte und Winter nur den Graden nach unterſchieden. Wenn bey ihnen die Bäume ihre Blätter niemals ganz und auf einmal verlieren; ſo haben ſie auch das prächtige Schauſpiel nicht, welches wir haben, wenn wir unſere dürre Aeſte, wie durch eine Art von Zauberey wieder auf einmal mit Blüthen und Blättern überdeckt ſehen. Und was fehlt ihnen nicht, da ihnen ein ſolcher Frühling mangelt, wie der unſrige iſt! Ein Frühling, den eine ſolche Muſik verherrlicht, wie der Geſang der Nachtigall iſt, die ihnen fehlt! Alle ihre Vögel, die mit den ſonnenhelleſten Farben prangen, aber ſtumm ſind, würden uns die Nachtigall nicht erſetzen. Wenn alſo die Einwohner der wärmern Länder uns eben nicht beneiden, ſo haben wir auch nicht Urſache ihnen ihre Glückſeligkeit zu mißgönnen, oder uns an ihre Stelle zu wünſchen. Die Vorſehung hat mit weiſer wohlthätiger Hand auf alle Gegenden der Welt gewiſſe Vorzüge und Freuden ausgeſtreuet, welche den Menſchen auch dieſe Welt angenehm machen ſollen.

Nichts iſt alſo billiger, als daß wir, mit unſerm irdiſchen Aufenthalte zufrieden, uns freuen — uns mit der ganzen Natur freuen. Nichts iſt aber auch billiger, als daß wir durch dieſe Freude, durch dieſe Zufriedenheit, welche der Frühling uns einhaucht, unſer Herz zu Den erheben, der uns als vernünftige Weſen in dieſen blühenden Luſtgarten geſetzt, und uns mit ſo vielen Freuden und Wohlthaten überhäuft hat. Nichts iſt billiger, als daß wir durch einen from-

men tugendhaften Wandel ſein Lob erheben, und die Glückſeligkeit erlangen, unſern irdiſchen Aufenthalt einmal mit einem himmliſchen zu verwechſeln; auf jener neuen Erde dermaleinſt zu wohnen, wo allein nur ein ewiger Frühling herrſchen wird, und wo wir die Veränderungen der Jahrszeiten nicht mehr, ſo wenig zu unſerm Nutzen, als zu unſerm Vergnügen, nöthig haben werden.

Von dem Frühlinge pflegt der Haus- und Landwirth folgende Vermuthungen eines guten oder Mißjahres zu nehmen.

1. Wenn der Frühling von Wärme und Feuchtigkeit gemäßigt iſt, und der Wind dabey von Oſten gelinde und mäßig wehet; ſo hoffet man ein gutes Jahr; da hingegen ein Frühling, der im Anfange ſehr naß iſt, viel Gras und Unkraut bringt, davon die Saat erſtickt und faulet.
2. Wenn das Getraide und die Frühlingsgewächſe überflüſſig und frecher, als ſonſt gewöhnlich, wachſen: ſo vermuthet man, daß es viel Garben in die Scheune, aber wenig Körner in den Sack, geben werde.
3. Ein Frühling, der meiſtentheils kalt und froſtig iſt, giebt ſchlechte Hoffnung zu einem reichen Herbſt oder zu einer geſegneten Aernde.
4. Späte Reife und Fröſte verderben die Blumen, Blüthen, zarte Gewächſe und Früchte, die von einer frühzeitigen Wärme hervor getrieben worden ſind. Siehe oben, S. 191, fgg.
5. Viel Glatt- und inſonderheit Furcheneis im Frühlinge, thut der Saat großen Schaden.

Was die Frühlingsarbeiten, oder die in den ſo genannten Frühlingsmonaten in der Haus- und Landwirthſchaft nöthigen und gewöhnlichen Arbeiten und Verrichtungen betrifft, ſo ſind davon die Artikel März, April und May nachzuſehen.

Von dem Einfluſſe des Frühlinges auf unſere Geſundheit, was in Anſehung der zur Erhaltung derſelben nö-

nöthigen Lebensordnung, und der vorkommenden Krankheiten, im Frühlinge zu beobachten iſt, werde ich weiter unten in den Art. Frühlings-Cur und Frühlings-Krankheiten anzeigen.

* * *

2. Thiere, welche früh, d. i. bald nach dem Anfange des Jahres, imgleichen eher als andere geboren werden. Beſonders von Lämmern, Früh-Lämmer, im Gegenſatze der Spätlinge. Alſo wurden die Spätlinge des Labans, aber die Frühlinge des Jacobs, 1 Moſ. 30, 42.

Auch ein Kind, von welchem eine Frau nach der Trauung zu früh, d. i. eher als die Ordnung der Polizey und guten Sitten es erlaubet, entbunden wird, wird ein Frühling genannt, beſonders bey den Handwerkern, wo man auch das Zeitwort frühlingen hat. Er hat gefrühlinget, d. i. die Ehe noch vor der Trauung vollzogen.

Frühlingchen, Frühlinge, d. i. Früh-Kinder nennen die Handwerksleute, wenn eine Handwerksfrau auch nur ein Paar Wochen zu bald, von der Zeit ihrer Copulation an, in die Wochen kömmt, oder wenn auch ein anderes Kind eine geringe Zeit eher, als es ordentlich und gemeiniglich geſchiehet, oder doch geſchehen ſoll, nämlich 9 Monate nach der Trauung, geboren wird. Und einen ſolchen, der frühlingchet oder gefrühlingchet iſt, wollen ſie ſtrafen oder vom Handwerke ausſchließen, und die Geburt nicht für ehrlich halten. Sie geben zwar vor, die Handwerke müßten ſo rein ſeyn, als hätte ſie eine Taube geleſen. (Es wäre gut, wenn alle rein wären; vielleicht fände ſich bey ſo großer Gerechtigkeit auch die Liebe des Nächſten, und hoffete ſie in ſolchen ungewiſſen Fällen das Beſte!) Denn die Naturforſcher und Aerzte, welche beſſer, als die Handwerker, den Lauf der Natur verſtehen, beweiſen, daß die Regel der 9 Monate, oder 40 Wochen, nicht durchgehends Statt finde, ſondern nach der Conſtitution der Schwangern ihren Abfall leide. Die weltliche Obrigkeit ſelbſt thut in ſolchen Fällen die Augen zu, indem ſie, wenn es auch ſo wäre, daß die Aeltern ſich durch frühzeitigen Beyſchlaf vergangen, doch aber den Eheſtand im übrigen ordentlich angetreten hätten, ſolchem von

Gott eingeſetzten Stand zu Ehren die Kinder für ehelich gebohren achtet, und zu allen Ehrenſachen zuläßt; indem die prieſterliche Trauung keine göttliche, ſondern bloß menſchliche Ordnung iſt; ſ. Th. X, S. 161, f. Es iſt daher eine große Verwegenheit der Handwerker, daß ſie es für einen Fehler ausdeuten, und verbeſſern wollen, und daher ein Stück ihrer affectirten Reinigkeit und Ehrbarkeit, ja eine ſchädliche Quelle vieler Unordnungen und Mißbräuche, die ſonderlich in dem neueſten Reichsgeſetze verboten, mithin ihnen durchaus nicht zu geſtatten iſt, zumal wenn es die unſchuldigen Kinder entgelten ſollen.

Frühlings-Augſt, ein Waſſerinſect, ſ. Ufer-Aaß.

Frühlings-Blümchen, eine Benennung der Draba verna *Linn.*; ſiehe Hunger-Blümchen.

Frühlings-Butter, May-Butter; ſ. Th. VII, S. 463.

Frühlings-Cur. Diejenigen Curen, welche im Frühlinge zur Reinigung des Körpers und Abwendung wahrſcheinlich zu befürchtender Krankheiten gebraucht werden, heißen im eigentlichen Verſtande Frühlings-Curen. Verwahrungs- (Präſervations-) Curen ſind zur Zeit herrſchender Epidemien, oder anderer zufälliger Umſtände, in allen Jahrszeiten gebräuchlich. In allen Fällen aber, wo es die äußern Umſtände und die innere Beſchaffenheit unſers Körpers erlaubet, wird zu dergleichen Curen vorzüglich die angenehme Zeit des lächelnden Frühlinges, oder die erquickenden Monate May und Junius, erwählet. Der Stammvater der Aerzte, Hippocrates, (im 6. Buch, Aphor. 47) und der bey den Griechen und Römern ſo beliebte Galenus (Comment. 3. in Aphor. Hippocr.) haben dieſe Jahrszeit vor allen andern vorgeſchlagen. Ihre Nachfolger ſind gleicher Meinung geweſen, und die neuern Aerzte haben durchgängig Gründe vor ſich gehabt, dieſe Rathſchläge ihrer Vorfahren zu billigen.

Die Gründe dieſer ſo einſtimmigen Wahl des Frühlinges zu Verwahrungscuren ſind größtentheils in der Beſchaffenheit der Luft zu ſuchen, welche zur Frühlingszeit gemeiniglich heiter, rein, mäßig trocken, nicht zu

warm,

warm, und mit geſunden balſamiſchen Dünſten angefüllt iſt, welche ſie aus dem friſch aufkeimenden Gewächſen und Blüthen einzuſaugen pflegt. Nicht alle Jahre ſind ſich gleich. Der Frühling hat, wie andere Jahrszeiten, in Anſehung des Wetters, ſeine Abwechſelungen. Die Luft ſelbſt, welche zu ſolcher Zeit gemeiniglich herrſcht, behält auf unſern Körper und unſere Geſundheit allemal den heilſamſten Einfluß. Sie erleichtert uns das Athemholen durch die angenehme Erfriſchung des Geblütes, und befördert den Kreislauf deſſelben durch ihre gemäßigte Wärme. Indem ſie durch mancherley Wege in unſern Körper eindringt, kühlet und verdünnet ſie nicht allein unſere Säfte, ſondern vermehret auch durch den verſtärkten Kreislauf die unmerkliche Ausdünſtung, und macht dadurch unſern Körper leichter, unſere Glieder beweglicher, und uns ſelbſt vergnügter. Die friſchen Blüthen und Kräuter durchſtrömen, vermittelſt der Luft, unſere Säfte mit einem ſtärkenden Balſam, und gewähren uns zugleich eine lebhafte Erquickung aller Sinne. Ein weiſer Genuß der Annehmlichkeiten des Frühlinges, iſt ſchon an ſich ſelbſt eine Cur, und ſeine belebende Kraft iſt an allen Creaturen zu ſpüren. Ueberdieß iſt er die Jahrszeit, in welcher alle zur Geſundheit dienliche Pflanzen uns die friſcheſten und wirkſamſten Säfte anbiethen, welche auf unſern Körper deſto kräftiger wirken können, je mehr ſich jetzt alle Umſtände vereinigen, die im Winter träge gewordene Maſchine unſers Körpers wieder zu einer heilſamen Geſchäftigkeit, und unſer Gemüth zur angenehmſten Ermunterung zu reitzen.

Ein fernerer Beweis, daß die Frühlingszeit vorzüglich bequem ſey, den Leib von den im Winter geſammelten Unreinigkeiten zu befreyen, ſind die Reinigungskrankheiten, welche ſich in dieſer Jahrszeits oft von ſelbſt einzufinden pflegen. Der Vorwurf, daß die Lobeserhebungen, welche die Aerzte dem Frühlinge ertheilen, mit

mit dem Verzeichniſſe der Krankheiten, die man darin wahrnimmt, ſich offenbar widerſprechen, iſt von keiner Erheblichkeit. Franc. Valleſius (in ſeinem *Commentar. in Hippocr. Aph.* 20) hat ihn ſchon widerleget. „Der „Frühling", ſagt er: „iſt die geſundeſte Jahrszeit; „nicht darum, weil in derſelben keine Krankheiten vor„kommen, ſondern, weil deſſen mäßige und gelinde „Witterung keine Krankheit verurſachet". **Galenus** vergleicht daher den Lenz mit einer angeſtellten Leibesbewegung. Dieſe iſt geſund und zuträglich, wenn der Leib gereinigt iſt; ſie kann aber auch leicht Krankheiten veranlaſſen, wenn in demſelben viel böſe und verdorbene Feuchtigkeiten aufgeſammelt worden ſind. Was iſt aber natürlicher, als daß den Winter hindurch, bey einer verminderten Ausdünſtung, bey der Menge von unreinen Dünſten, die in den Stuben unſere Atmoſpähre ausmachen, und, bey dem Mangel hinlänglicher Bewegung, theils eine Menge überflüſſiger Säfte, theils eine Neigung derſelben zur Fäulniß, entſtehen kann! Sind wir der vorſichtigen Natur nicht allen Dank ſchuldig, welche, für unſer Wohl beſtändig ſorgſam, den Frühling mit allen Eigenſchaften, die zur Verbeſſerung unſerer im Winter verdorbenen Maſchine nöthig waren, ausrüſtete? Die Ströhme des Lebens fließen im Frühlinge mit mehrerer Lebhaftigkeit durch die ihnen angewieſenen Canäle. Der angehäufte Ueberfluß verderblicher Säfte, wird durch die verſtärkte Ausdünſtung glücklich vermindert, und die drohende Fäulniß durch den eingeathmeten Balſam des Pflanzenreiches zerſtöret. Alles lebt von neuem auf, wenn nicht Umſtände, woran der Frühling unſchuldig iſt, die glücklichen Einflüſſe dieſer ſchönen Jahrszeit hindern, und Krankheiten verurſachen. Das meiſte kömmt hier darauf an, daß wir uns der Vortheile des Frühlinges auf eine vernünftige Weiſe bedienen, und durch ſorgfältige Beförderung der Transſpiration und Reinigung unſers Körpers die wankende Geſundheit unterſtützen.

Der

Der vorzügliche Nutzen wohlgeordneter Curen im Frühlinge, wird durch die Vergleichung deſſelben mit den übrigen Jahrszeiten noch deutlicher zu erweiſen ſeyn. Die Haupteigenſchaften der Witterungen ſind Wärme, Kälte, Näſſe und Trockenheit. Jede dieſer Eigenſchaften kann in unterſchiedenen Graden, oder in mancherley Vermiſchung mit den übrigen betrachtet werden. Wer weiß aber nicht, daß die brennende Kraft der Sonne im Sommer unſere Säfte widernatürlich ausdehnet, Wallungen des Blutes, Beklemmungen und Mattigkeit verurſachet, oder daß es, inſonderheit in einer trocknen Hitze, überaus beſchwerlich fällt, Curen zu gebrauchen? Kömmt zu dieſer Wärme noch eine anhaltende Feuchtigkeit der Luft: ſo werden die feſten Theile unſers Körpers ſchlaff, der Leib ſelbſt entkräftet, und die Wirkſamkeit der Arzeneymittel verhältnißmäßig geſchwächt; denn die Hälfte ihrer Wirkſamkeit hängt von der Mithülfe der innern Functionen unſers organiſchen Körpers ab. Die Witterung des **Herbſtes** iſt, wegen der naſſen Kälte, welche zu dieſer Jahrszeit beſonders zu herrſchen pflegt, zum Mediciniren faſt gänzlich ungeſchickt, wofern nicht ein Nothfall eine Cur unvermeidlich macht. Der **Winter**, welcher durch ſeine trockne Kälte den Körper faſt beſtändig verſchloſſen hält, und durch die kalte Näſſe gefährlich werden kann, ſchickt ſich gar nicht zu Vorbauungs- oder Verwahrungscuren, deren Lebensordnung den freyen Genuß einer temperirten Luft nothwendig erfordert. Der **Frühling** bleibt daher, wegen der glücklichen Temperatur zwiſchen Wärme und Kälte, zwiſchen Näſſe und Trockenheit, die allerbequemſte Zeit zu ſolchen Verwahrungscuren, von welchen wir uns einen heilſamen Erfolg verſichern wollen.

Um allem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, erinnere ich noch, daß die bisher gerühmten Vortheile beſonders von der Mitte des Frühlinges, oder vom May, zu verſtehen, und die übrigen Jahrszeiten darum nicht gänzlich auszuſchlieſſen ſeyn, wenn ſie ſich eben durch gemäßigte Witterung empfehlen. Der Anfang des Frühlinges iſt die unſicherſte Jahrszeit, in welcher viele Unvorſichtige die Krankheiten erſt hohlen, die der Winter nicht zur Vollkommenheit bringen konnte. Die rauhe Witterung des Aprils, und die verführeriſche Abwechſelung angenehmer Zwiſchenſtunden, verurſachen das ganze Regiſter von Krankheiten, die man billiger auf die Rechnung der Unvorſichtigkeit, als des Frühlinges, ſchreiben ſollte. Der Schluß des Frühlinges iſt oft ſchon mehr heiß, als gelinde warm. Wer indeſſen durch dringende Umſtände

ſtände zu einer Verwahrungscur genöthiget wird, der kann auch wohl in einem temperirten Sommer, oder in angenehmen Herbſttagen, ſeiner Abſicht, nur mit einiger Behutſamkeit, Genüge thun.

Alle eigentlich ſo genannte Frühlingscuren, ſind, wie ich gleich im Anfange erwähnt habe, Vorbauungscuren; kein Vernünftiger aber wird ſich ihrer bedienen, ohne eine gründliche Abſicht zu haben, warum, oder eine wirkliche Anzeige, wogegen er ſie gebrauchen will. Im gegenſeitigen Falle wäre es eine mediciniſche Schwelgerey, oder, wenn man ſich völlig geſund befände, eine wahre Thorheit, Arzeneyen wider die Geſundheit zu gebrauchen. Wenn es eine bloß gleichgültige Mode wäre, könnte man ſie wohl ungeahndet laſſen; allein, die Gewißheit, daß alles unzeitige Mediciniren eine gefährliche Thorheit iſt, entſchuldigt alle Aerzte, welche dieſelbe zu vertilgen oder lächerlich zu machen ſuchen.

Joh. Baptiſta Werloſchnig, hat ſchon in einem beſondern Tractate, welcher 1713 zu Frankfurth, unter dem Titel: Curatione verno-autumnalis, purgationi, venaeſectioni, vomitioni inſiſtentis, abuſus, heraus gekommen iſt, bewieſen, wie ſchädlich es ſey, geſunde Körper durch ſtarke Arzeneymittel zu zerſtören, ihre feſte Theile zu ſchwächen, und ihre gute Säfte auszuführen; mithin auf eine unverantwortliche Weiſe, aus geſunden Leuten erſt Patienten zu machen. So unerlaubt das erſte iſt, ſo billig und nothwendig iſt es auch, einen wirklich unreinen Körper durch bewährte und ſanfte Mittel zu reinigen, oder ſonſt eine drohende Gefahr durch eine ſchickliche Frühlingscur abzuwenden.

Es müſſen alſo Kennzeichen der Unreinigkeit des Körpers oder bevorſtehender Krankheiten vorhanden ſeyn, ehe man eine Cur verordnen oder gebrauchen kann; und die Vorſchriften des Arztes müſſen alsdann nach Beſchaffenheit dieſer Merkmale eingerichtet werden. Es wäre höchſt ungerecht, wenn ein Arzt der Einbildung oder dem Eigenſinne eines eingebildeten Kranken ſchmeicheln, und ihm ſeinen Vorſatz nicht vielmehr durch gründliche Vorſtellungen ausreden wollte.

Vor

Vor der Anzeige der unterſchiedenen Arten von Frühlingscuren, ſetze ich noch voraus, daß ſie, um recht wirkſam zu ſeyn, in großen, angenehmen Gärten, oder auf dem Lande, gebraucht, und während derſelben eine genaue und wohleingerichtete Diät beobachtet werden müſſe. Der freye Genuß einer geſunden und reinen Luft, iſt eine Hauptbedingung bey vortheilhaften Vorbauungscuren; ſonſt würde die Jahrszeit dabey gar nicht in Betrachtung gezogen werden dürfen. Einige der größten Aerzte nehmen die Luft als eine der vornehmſten Urſachen von den häufigen Krankheiten großer Städte an. Wenn man dieſe durch unzählige Dünſte verunreinigte Luft auch nicht für den einzigen Grund halten darf, ſondern die gewöhnliche Lebensart der Einwohner mit in Erwegung ziehen muß: ſo iſt doch ausgemacht, daß eine eingeſperrte, unreine Luft viel mehr, als man gemeiniglich denkt, zur Vermehrung und Verſchlimmerung der Krankheiten beytrage. Eine reine, balſamiſche Luft muß demnach entgegen geſetzte Wirkung thun. Ein großer Theil des guten Erfolges einer vernünftigen Frühlingscur beruhet alſo darauf, daß man während der Cur, die friſche Luft, ſo viel als möglich, genieße, beſonders des Morgens, weil die Morgenluft, nach gefallenem Thau, eine vorzüglich ſtärkende Kraft hat. Der zweyte Hauptvortheil bey dergleichen Curen, iſt die Erheiterung des Gemüthes, welche auf die Erhaltung und Wiederherſtellung unſerer Geſundheit einen unglaublichen Einfluß hat. Der dritte beruhet auf einer hinlänglichen und oft wiederholten Leibes-Bewegung. Die Art der Vergnügungen laſſe ich diejenigen, welche Nutzen davon haben wollen, ſelbſt beſtimmen; doch warne ich für ſolche, die unſere Seele zu ſehr erſchüttern können. Je reiner und ſanfter die Ergetzlichkeiten, deſto erwünſchter ihre Wirkung. Die Bewegungen werden der Summe unſerer Kräfte gemäß eingerichtet, und dürfen nicht über einen gelinden Grad

der

der Ermüdung fortgeſetzet werden. Die Erfahrung, mit der nöthigen Aufmerkſamkeit verknüpft, kann jedem hierin die ſicherſten Vorſchriften geben.

Was die übrigen Artikel der Lebensordnung betrifft, ſo erinnere ich nur kürzlich, daß, in Anſehung des Eſſens und Trinkens, die Mäßigkeit eine Hauptregel ausmache. Ueberladungen ſind allemal ſchädlich und unanſtändig, am meiſten aber zu der Zeit, da man, den Körper von geſammelten Unreinigkeiten zu befreyen, und die geſchwächten Verdauungskräfte wieder zu verbeſſern, bemüht iſt. Die Wahl der Nahrungsmittel muß zum Theil nach der gewöhnlichen Lebensart eines Menſchen beſtimmet werden. Lauter weichliche Speiſen pflegen den ganzen Körper, ſelbſt den Magen, zu ſchwächen. Beſonders hat man oft Leute, die zu derber Koſt gewöhnt waren, bey einer gar zu leichten Diät, ganz matt und hinfällig werden ſehen. Es iſt hinreichend, wenn man ſich ſchwerer, unverdaulicher, harter, geräucherter, allzu ſaurer, fetter und blähender Speiſen enthält, mehr gebratenes als gekochtes Fleiſch, mehr Kräuterſuppen als Fleiſchbrühen, und überhaupt mehr Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- als aus dem Thierreiche, genießt. Ich erinnere nochmals, daß man, in Anſehung der Wahl, deſto weniger Strenge beobachten darf, je mehr man ſich bey zweydeutigen Gerichten die erſte Regel der Mäßigung empfohlen ſeyn läßt. Bey den Getränken iſt der Gewohnheit ebenfalls ein wenig nachzugeben. Wer es indeſſen haben kann, wird vom abwechſelnden Genuſſe eines bittern Magenbieres und eines guten rothen Weines erwünſchte Wirkungen ſpüren. Auf die Stärkung des Magens hat man beſtändig mit zu ſehen, damit nicht, durch eine ſchwache und unvollkommene Verdauung, die Maſſe der geſammelten Unreinigkeiten noch mehr zunehmen könne.

Freye Luft, ein fröhliches Gemüth, hinlängliche Bewegung und eine mäßige Lebensordnung, ſind oft ſchon

ſelbſt

ſelbſt eine Cur, wobey ſich alle Perſonen, die zu einer ſitzenden Lebensart oder anhaltenden Anſtrengung der Seele genöthigt ſind, vortrefflich befinden würden, wenn ihre Verfaſſung nicht immer Hinderniſſe in den Weg legte. Solche kränkelnde Perſonen würden durch die Erfahrung belehret werden, daß reine Luft beſſer als Schlagwaſſer, Ergötzungen beſſer als Herzpulver, gelinde Bewegungen beſſer als Lebensbalſam, und mäßiges Faſten beſſer als vieles Aderlaſſen anſchlagen. Allein man ſieht mit Betrübniß, daß Fleißige nicht eher dieſen Rath annehmen, als bis es zu ſpät iſt, Müſſiggänger hingegen denſelben deſto öfter mißbrauchen.

Nach der kurz vorher feſtgeſetzten Regel müſſen alſo die Frühlingscuren gewiſſen einzelnen Fällen gemäß eingerichtet werden. Um hiebey alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, werde ich bloß einiger gewöhnlichen Fälle, in welchen man Frühlingscuren zu gebrauchen pflegt, Erwähnung thun, und die dazu nöthigen Mittel vorſchlagen.

Die allergewöhnlichſte Abſicht bey Frühlingscuren pflegt die Reinigung des Körpers zu ſeyn. Hat man nun hinreichende Merkmaale, woraus zu ſchließen iſt, daß der Leib mit Unreinigkeiten beladen ſey, ſo iſt es nicht nur erlaubt, ſondern auch nothwendig, dergleichen Cur zu gebrauchen. Aus der vorher geführten Lebensordnung können wir ſchon wiſſen, was wir zu fürchten haben. Sind wir uns bewußt, daß wir viel unreine und ſchwer zu verdauende Nahrungsmittel genoſſen, daß wir den Winter hindurch die nöthige Ausführung oft vermindert oder unterbrochen haben, daß der Leib ſich nicht täglich durch den Schweiß, Harn oder Stuhlgang reiniget, oder daß der Schweiß einen übeln Geruch hat, der Harn dick und trübe iſt, oder daß ſich andere unreine Auswürfe von mancherley Art einfinden: ſo darf man nicht zweifeln, daß der Körper mit Unreinigkeiten angefüllt, und zu allen Krankheiten, die daraus entſpringen können, geneigt ſey. Wollte man in dieſem Falle die nöthigen Reinigungscuren, welche zur Frühlingszeit am

beſten vorgenommen werden können, verabſäumen: ſo würde man es ſich ſelbſt zuſchreiben müſſen, wenn man oft mit Huſten, Schnupfen, Ausſchlägen, Krätze, Frieſel Seitenſtechen, Flußfiebern und andern gefährlichen Folgen gehäufter Unreinigkeiten befallen würde. Bey ſolchen Vorbauungscuren iſt hauptſächlich dahin zu ſehen, daß die drey hauptſächlichſten Ausführungen vermehret, und ſowohl der Magen und das Gedärme, als auch die ganze Maſſe des Blutes, hinlänglich gereinigt werde.

Ehe man aber zur Cur ſelbſt ſchreitet, muß man vorher wohl unterſuchen, ob ein Ueberfluß des Blutes oder eine widernatürliche Verdickung deſſelben vorhanden ſey. Im erſtern Falle iſt eine hinlängliche Verminderung des Blutes durch einen nach den Umſtänden wiederholten Aderlaß unvermeidlich. Der zweyte Fall iſt bey denjenigen faſt allemal ſicher zu vermuthen, die zu einer ſitzenden Lebensart gewöhnt, oder durch ihre Umſtände gezwungen ſind. Hier iſt es nöthig, verdünnende und auflöſende Mittel mit den abführenden zu verbinden, und vorher das dicke Blut durch eine mäßige Abzapfung deſſelben ein wenig aufzulockern.

Zur Reinigung ſelbſt können hier zweyerley Curen gebraucht werden. Die erſte empfehle ich beſonders empfindlichen und ſchwächlichen Perſonen. Dieſe können ſich um den vierten Tag allemal eines der nachſtehenden Abführungsmittel bedienen: als z. B. ½ Quent Rhabarber mit 10 Gran Weinſteincremor verſetzt. Wem die Rhabarbar in Pulvern zuwider iſt, der kann ſie mit Gummi Tragacanth in Pillen verwandeln laſſen, 2 Loth Manna in einem Tränkchen, oder tabulirte Manna in Kaffe genoſſen, imgleichen 4 Loth vom Tamarindendecocte, oder 1½ Loth Bitterſalz können eben dieſe Wirkung bey denjenigen hervor bringen, denen die Wahl ihrer Abführungsmittel ſchwer fällt. An den übrigen Tagen kann früh und Nachmittags ein Thee aus ſolchen Kräutern, Blüthen und Wurzeln getrunken werden, welche das Blut verdünnen und auflöſen, die Ausdünſtung befördern, und den Urin gelinde treiben. Folgender wird ſich durch ſeinen guten Geſchmack eben ſo ſehr, als durch ſeine kräftige Wirkungen empfehlen. Man nimmt: China - Sarſaparill - Galgant - Liebſtöckel - und Engelſüß-

wur-

wurzeln von jeder 1 Loth; Baſilien- und Betonienkraut von jedem ½ Loth; türkiſche Meliſſe 1 Loth; Mayblumen, gelbe Violen und Roßmarinblüthe von jedem 2 Quent; Franzoſenholz 1½ Loth; Saſſafras 1 Loth; Zimmet, Anieß und Kümmel von jedem 1 Quent; ſchneidet und ſtößt alle dieſe Stücke zuſammen klein, und thut von dieſer Vermiſchung 1 Loth in ein Nößel (Seidel) Waſſer, läßt es auf einem Kohlfeuer etwas ſtärker als ordinären Thee ziehen, und trinkt davon 4 Taſſen auf einmal, die man nach Belieben mit Zucker verſüßen kann. In jede der beyden erſten Taſſen wird ein Eßlöffel voll von dem friſch ausgepreßten Safte des Kerbelkrautes gethan, welcher blutreinigend und zugleich harntreibend iſt, und ſowohl allein als in Thee genommen nicht unangenehm ſchmeckt. Weil die jetzt genannten Mittel ſehr gelinde wirken, muß man die Cur wenigſtens 3 Wochen fortſetzen, um dadurch den Endzweck einer völligen Reinigung zu erhalten. Damit aber bey dem längern Gebrauche des Thees und Saftes der Magen nicht geſchwächt werde, nimmt man eine Stunde vor der Mittags- und Abendsmahlzeit allemal 80 Tropfen von dem hofmanniſchen Visceralelixiere, oder von folgendem Elixiere ein:

Rec. Cardobenedictenextract, Tauſendgüldenextract, Angelikextract, blätterige Weinſteinerde, von jedem ½ Quent. Dieſes wird in 2 Loth Moſeler oder ſüßem ſpaniſchen Weine aufgelöſet, und der filtrirten Auflöſung noch Pomeranzeneſſenz 2 Qu. und Pimpinelleſſenz 1 Qu. beygemiſchet.

Die Doſis iſt 50 bis 70 Tropfen vor Tiſche in einem Löffel voll Wein.

Die zweyte Cur iſt für ſtarke Perſonen, deren Säfte durchaus dick, ſchleimig und unrein ſind, Sie beſteht in dem Gebrauche eines Kräuterweines und einer ſchweißtreibenden Mixtur.

Zum Kräuterweine wird Rhein- oder alter weißer Franzwein genommen. Die Vegetabilien, welche hinein kommen, müſſen auflöſende, abführende und harntreibende Kräfte beſitzen. Man nimmt z. B. von Wurzeln: Alant, deutſchen Ingber, Hindläuften, Kalmus, Zaunrübe, von jedem 1 Loth; von Kräutern: Löwenzahn, Biberklee, Quendel, von jedem 3 Qu.; Sennesblätter 1½ Loth; Koriander, Pomeranzenſchalen, von jedem 2 Qu.; ſchneidet und ſtößt jedes beſonders, miſcht es unter einander, gießt auf dieſe Species erſtlich ein gutes Quart kochendes Waſſer, läßt es in mäſſiger Wärme eine Nacht ſtehen; den andern Tag thut man

ein Quart Wein dazu, und läßt es abermal eine Nacht in mäßiger Wärme ſtehen; doch muß dieſe Miſchung nicht bis zum Kochen erhitzt werden, weil ſich ſonſt allzu grobe Theile von den Vegetabilien los machen, die dem Geſchmacke und den Wirkungen des Kräuterweines nachtheilig ſeyn könnten. Bey einer ſanften Wärme iſt ſowohl das Waſſer als der Wein die feinſten und wirkſamſten Theile der Kräuter aufzulöſen vermögend. Man erhält dieſe Abſicht noch geſchwinder und ſicherer, wenn man, ſobald das Waſſer aufgegoſſen worden iſt, 1 Loth Glaubers Wunderſalz oder blätterige Weinſteinerde hinzuthut. Wenn das Waſſer und der Wein genugſam gezogen haben, wird der Wein gehörig durchgeſeihet, und 1 Loth Fliederſaft in den ganzen Vorrath gegoſſen. Dieſer friſche Saft aber muß aus der Fliederrinde und Blättern, und nicht aus der Blüthe oder Früchten bereitet werden. Nachdem nun früh um 6 Uhr der gewöhnliche Thee oder Kaffe zu Vermeidung der Uebelkeit genoſſen worden iſt, gebraucht man dieſen Kräuterwein unter beſtändigen ſanften Bewegungen. Die gewöhnliche Portion ſind 3 Weingläſer voll, welche binnen einer Stunde nach und nach getrunken werden. Sollte dieſe Quantität bey einigen Perſonen nicht hinreichende Wirkung thun, ſo kann man in den folgenden Tagen mit dem 4ten auch wohl 5ten Glaſe ſteigen. Die Wirkung davon wartet man in den Vormittagsſtunden ab; zuweilen dauert dieſelbe auch noch in den erſten Nachmittagsſtunden fort.

Zur Beförderung einer hinlänglichen Ausdünſtung iſt nöthig, des Abends um 6 Uhr und beym Schlafengehen allemal 40 Tropfen von folgender ſchweißtreibenden Mixtur zu gebrauchen. Man nimmt die Eſſenzen von Waſſerknoblauch 1 Loth, von der Schwalbenwurzel, von der Meiſterwurzel und vom Hirſchhorngeiſte, von jeder 1 Quent, und mengt es zuſammen. Da dieſe Cur den Körper durch häufige Ausführungen etwas angreift, muß man ſolche nicht über 12 bis 14 Tage fortſetzen.

Ich habe oben geſagt, daß es den medicinischen Grundſätzen gemäß ſey, bey wirklich vorhandenen Anzeigen wahrſcheinlich zu befürchtender Krankheiten Frühlingscuren vorzunehmen. Es iſt nunmehr noch übrig, zu beſtimmen, welche **Krankheiten** eigentlich dergleichen **Vorbauungscuren** erfordern. Man kann dahin alle diejenigen rechnen, welche durch langſame Vorboten ihre gewiſſe Ankunft anmelden. Dahin gehören

vor-

vornämlich Schwindſucht, hyſteriſche Zufälle, Milzſucht, Stein = und Gichtſchmerzen. Was für Verwahrungsmittel wider dieſe Krankheiten zu gebrauchen ſeyn, werde ich in den denſelben gewidmeten beſondern Artikeln anzeigen.

Von dem Nutzen der Milch = und Molkencuren zur Frühlingszeit ſiehe im Art. Milch.

Von dem Gebrauche der friſchen Kräuterſäfte zur Frühlingscur ſiehe im Art. Kräuter = Saft.

Siehe auch den Art. Frühlings = Krankheiten.

Frühlings = Erve, ſiehe Th. XI. S. 509.

Frühlings = Fröſte, deren ſchädliche Folgen an Gewächſen; ſiehe oben S. 191, fgg.

Frühlings = Gras, Anthoxantum odoratum *Linn.*; ſiehe Ruch = Gras.

Frühlings = Krankheiten. Der Frühling war ſchon dem Hippocrates als eine Jahrszeit bekannt, worin Unſinn und Melancholie, die fallende Sucht und Blutflüſſe, böſe Hälſe, Schnupfen, Heiſerkeit, Huſten, mancherley Ausſchlag der Haut, Beulen und Reißen der Glieder der Menſchen am erſten heimzuſuchen pflegten.

Nach den neueſten bey uns angeſtellten Beobachtungen regieren im März Flüſſe, Flußfieber, Huſten, Seitenſtechen, Engbrüſtigkeit, Gicht, Reißen und Schlagflüſſe; im April häufig Frieſel, Seitenſtechen, Engbrüſtigkeit, böſe Hälſe, Zahnweh und Flußfieber; und im May beſonders kalte und Fleckfieber. Man ſieht hieraus, wie genau die älteſten und neueſten Beobachtungen mit einander überein ſtimmen, ungeachtet man den Unterſchied des Klima von Griechenland und Deutſchland hiebey in Betrachtung ziehen muß. Die catarrhaliſchen und gichtiſchen Krankheiten ſind die regierenden Frühlingskrankheiten; und was den Unſinn und die Melancholie betrifft, deren Hippocrates gedenkt, ſo wird man vielleicht nicht ſehr irren, wenn man aus

den neuern Beobachtungen den Unſinn und die Melancholie der Verliebten an die Stelle ſetzt.

Welches ſind wohl die gewöhnlichſten Urſachen der Frühlingskrankheiten, und wodurch werden dieſe am ſicherſten verhütet? Kaum macht ſich der Winter zur Flucht bereit, ſo übereilen wir unſere Natur, die Entzückungen des Lenzes zu fühlen, der aber öfters von einem zurück kehrenden Froſte verjagt wird, und deſſen erſte Blicke nicht treu genug ſind, daß man ſich auf ſie ſollte verlaſſen können. Jede ungewöhnliche Empfindung wirkt ſehr lebhaft auf uns; und dieſes iſt die Urſache, warum uns im Herbſte die erſten Fröſte ſo empfindlich, und im Frühjahre die erſten warmen Tage ſo ausnehmend erfreulich ſind. Wir überlaſſen uns dieſem Vergnügen allzubald, ohne die geringſte Gefahr zu fürchten, und die meiſten Menſchen ziehen ſich bloß dadurch Huſten, Schnupfen und alle die Plagen, welche der gemeine Mann Flüſſe nennt, zu, weil ſie bey dem erſten Anſcheine des guten Wetters die warmen Kleider mit leichten Sommerzeugen zu vertauſchen pflegten. Empfindliche Perſonen ſtehen, wenn ſie geſund ſind, nicht gewiſſer, als die Magnetnadel auf ihrer feinen Spitze, und das geringſte Lüftchen kann ihren Zuſtand verändern. Ein ſchöner Frühlingstag verdient nur in Abſicht des kurz vorhergegangenen Winters ſchön genannt zu werden. Der März und April ſchmeichelt unſerer Empfindung aus dieſer Urſache öfters mehr, als der Julius und Auguſt. Inzwiſchen macht eine ſehr lebhafte Empfindung auch allemal deſto lebhaftere Bewegungen in unſerm Körper, und dieſes verurſacht, daß wir einen warmen Tag im April, ob er gleich eben ſo warm als ein anderer im Auguſt wäre, nicht ſo gut als dieſen vertragen können. Man muß daher zu dieſer Jahrszeit im Wechſel der Kleider, in der Veränderung der Zimmer, der Speiſen und im Genuſſe der freyen Luft langſam eilen; und allenfalls

wird es ein Fehler ſeyn, welcher verziehen werden kann, wenn der Sommer bey ſeinem Eintritte noch Spuren der Furcht vor dem Winter bey uns antrifft.

Das feuchte Wetter, womit gemeiniglich der Frühling eintritt, kann ebenfalls als eine Quelle unzähliger Krankheiten angeſehen werden. Hiedurch werden nicht allein die feſten Theile unſers Körpers ſchlaff gemacht und ermattet, da zuweilen die flüſſigen mit wäſſerigen Theilen, welche durch tauſend Oeffnungen der Haut in uns hinein dringen, überhäuft werden; ſondern es verurſacht auch die damit verbundene Kälte, daß die Ausdünſtung unſers Leibes gehemmt wird, wodurch einer Menge von Krankheiten einen freyen Zutritt bekömmt. Nichts iſt ſicherer, um allen übeln Folgen hievon vorzubeugen, als daß man theils durch ſpirituöſes Getränke die Ausdünſtung zu unterhalten, theils aber auch durch tägliche Bewegung des Leibes zugleich die feſten Theile durch Uebung ſtark zu erhalten ſucht. Dieſes leztere iſt die Urſache, warum ein Bauer von den Frühlingskrankheiten der Herren und Damen der Stadt nichts weiß. Er trinkt ein Glas Branntwein, und arbeitet, damit er Appetit zu eſſen bekomme, und gut ſchlafen könne. Seine Lebensordnung iſt richtig; er befindet ſich wohl dabey: aber wir andern kranken Herren finden, daß ſie für uns viel zu gemein iſt.

Vielleicht thut man nicht unrecht, wenn man auch die Frühlingscuren unter die ſehr gemeinen Urſachen der Frühlingskrankheiten zählt. Wir halten es für nöthig, Arzneyen zu gebrauchen, nicht weil wir krank ſind, ſondern weil es Frühling wird, und weil Hippocrates geſagt hat, daß es im Frühlinge gut ſey, zu purgiren und Ader zu laſſen. Allein, (wie ich bereits im Art. Frühlingscur erwähnt habe, und hier nochmals mit gutem Bedachte wiederhole) eine jede Arzney, ſie mag zum Leben oder zum Sterben bereitet ſeyn, bleibt doch allemal etwas unnatürliches in unſerm Körper, und

ihre fremde Wirkungen ziehen außerordentliche Bewegungen nach ſich, welche nur in ſolchen Fällen allein heilſam ſind, wenn ſie andern außerordentlichen Bewegungen, dergleichen die Krankheiten ſind, entgegen geſetzt werden. In einem geſunden Leibe hingegen, wo alle Bewegungen entweder in ihrer natürlichen Ordnung ſind, oder doch nur auf eine unmerkliche Art davon abweichen, kann eine Purganz, eine Blutreinigung, oder was man ſonſt im Frühlinge den Apothekern zu löſen giebt, gar leicht diejenigen Uebel nach ſich ziehen, welchen man dadurch vorzubeugen hoffet. Unſer Leib iſt künſtlich genug gebauet, um ſich ſelbſt den Abwechslungen der Jahrszeiten gemäß zu verändern; nur muß man die Natur, ſich ſelbſt gelaſſen, wirken laſſen, und diejenigen Fehler in der Lebensordnung vermeiden, wovon ich im Vorhergehenden geredet habe.

Es giebt noch eine ganz beſondere Urſache, warum im Frühjahre viele Menſchen krank werden; eine Urſache, welche weder die Herren noch Bauern verſchont; eine Urſache, welche beſonders in der Chriſtenheit Statt findet, und zugleich der gewiſſeſte Beweis iſt, daß die Geſetze des Chriſtenthumes von den wenigſten Menſchen genau beobachtet werden. Sie iſt in der Lehre von Frühlingskrankheiten vielleicht noch von Niemand, außer dem Hrn. D. **Unzer**, angemerkt worden; und es iſt gleichwohl kein Zweifel, daß nicht unzählige Uebel von ihr herrühren ſollten. *Wir feyern in dieſer Jahrszeit* zwey hohe Feſte, und die meiſten machen ſich dieſe Tage zu Nutze, um mehr luſtig als andächtig zu ſeyn. Man müßte die Unart des menſchlichen Herzens ſchlecht kennen, wenn man nicht wiſſen ſollte, wie leicht es ſich den Ausſchweifungen der Freude überläßt. In den Städten werden reiche Gaſtereyen angeſtellt, und während der Zeit, daß ſich die Herren in der Stadt in köſtlichen Weinen betrinken, verdirbt ſich der Bauer den Magen mit Fladen oder andern Kuchen und Dorfbiere.

Beyden bekommen die Ferien übel; und wer kann anders Schuld haben, als der Frühling und die critiſche Jahrszeit? Die gemäßigte Witterung macht dieſe Feſte zu allen Arten von Luſtbarkeiten bequemer, als das Weihnachtsfeſt, und flößt zugleich dem Herzen den Uebermuth ein, indem es die Jugend der Natur empfindet.

Frühlings-Monate, ſiehe oben S. 339.

Frühlings-Saffran, Früh-Saffran, Crocus vernus *Linn.*; ſiehe Saffran.

Frühlings-Schaum, ſiehe Guckgucks-Speichel.

Frühlings-Schnee, März-Schnee; ſiehe März.

Frühlings-Trüffel, ſiehe Trüffel.

Frühlings-Zeichen, ſiehe oben S. 339.

Frühobſt, ſiehe unter Obſt.

Frührettig, ſiehe unter Rettig.

Frühregen, ſiehe unter Regen.

Frühſaffran, ſiehe Frühlings-Saffran.

Frühſchicht, im Bergbaue; ſiehe Schicht.

Frühſtück, (*) L. Jentaculum, Fr. Déjeûné, diejenige Speiſe, welche man des Morgens zu ſich nimmt. Im Nieder. die **Frühkoſt**, Schwed. Frukoſt, im Osnabrück. Imbt, Holländ. Inbyt, Ontbyt, im Oberd. Imbiß, die **Yrten, Uerten, Orte**; im Hochdeutſchen auch das **Morgenbrod**. Daher **Frühſtücken**, das Frühſtück eſſen, **halten, einnehmen, zu ſich nehmen**; Niederſ. **vernögtern**, eigentlich die Nüchternheit vertreiben, Fr. déjeûner. Ein ſtarkes Frühſtück, welches die Stelle einer Mittagsmahlzeit vertritt, oder womit man das Mittagseſſen erſparet, heißt im Fr. un déjeûné-dîner.

(*) Figürlich und ſprichwortsweiſe ſagt man von einem geringen Vermögen, welches ſich bald aufzehren läßt: das iſt kaum ein Frühſtück, das iſt kaum ein Morgenbrod, das läßt ſich leicht durch die Gurgel jagen; Fr. il n'y en a pas pour un déjeûné. Und von einem Verſchwender, welcher ſein Vermögen in kurzer Zeit durchbringt: das iſt für ihn nur ein Frühſtück, damit will er bald fertig werden; Fr. il n'en a pas pour un déjeûné.

Von der Beſchaffenheit und dem Nutzen des Frühſtückes in Anſehung der Geſundheit habe ich bereits im XI. Th. S. 596 das Nöthigſte geſagt; und die Zubereitung eines Bouillons zum Frühſtück habe ich im VI. Th. S. 267, f. beſchrieben.

Von dem Frühſtücke oder Morgenbrode für das Geſinde und die Feldarbeiter werde ich in dem Art. Geſinde-Speiſung handeln.

Sollte es wohl beſſer ſeyn, ſtatt der Suppe des Morgens dem Geſinde Kaffe zu geben? In den Städten iſt es ſchon lang Mode geweſen, des Morgens dem Geſinde zum Frühſtück Kaffe zu geben. Die Herrſchaften laſſen den Mägden entweder den von erſteren abgetrunkenen Kaffe wieder aufkochen; oder geben ihnen Geld, ſich Kaffe zu kaufen, imgleichen zu Zucker, oder, welches am gewöhnlichſten iſt, zu Syrupp. Die Herrſchaften glauben auch dabey ganz gut zu gehen, weil ihnen theils der Kaffe in der Küche von den Mägden doch abgetrunken, und der Abgang mit nachgegoſſenem Waſſer erſetzt werden würde, theils weil die Bereitung dieſes Trankes weniger Holz und Zeit erfordert; theils weil die Suppe ihren Theilen, dem Brode, Mehle und der Butter nach, eben ſo hoch, wo nicht höher, zu ſtehen komme. Man will nun auch ſchon in Dorfwirthſchaften hin und wieder die Suppe des Morgens abſchaffen, und das Modegetränk einführen.

Es iſt freylich wohl nicht zu läugnen, daß der Kaffe oder ein dem Kaffe gleichendes Getränke dem Landmanne nicht ſo hoch zu ſtehen kömmt, als anderes Frühſtück. Man nehme z. B. eine ländliche Familie von 5 Perſonen; dieſe verzehren außer dem Brode und der Butter, das ſich in beyden Fällen gleich bleibt, $\frac{1}{2}$ Pfund Weizenmehl in ihrer Mehlſuppe — 7 Pfenn.; beträgt per Woche 4 Gr. 1 Pf.; nicht mitgerechnet, daß eine ſolche Suppe der Familie mehr ſüße Milch koſtet, als ihr Kaffe. Erlaubt man ihr aber den Kaffe, ſo iſt ſie per Woche mit $\frac{1}{8}$ Pfund Kaffe zufrieden, den ſie ſo ſparſam eintheilt, mit ſelbſt gezogenen Eichorienwurzeln und Rocken verſetzt, daß ihr jeder Kaffe nicht völlig 2 Pfenn. kömmt; folg-

folglich erſpart ſie beym Kaffetrinken jede Mahlzeit oder jeden Morgen reine 5 Pfennige. Zucker gebrauchen ſie gar nicht; ſie ſind ſchon von Herzen vergnügt, wenn ihr Frühſtück nach Kaffe ſchmeckt.

21. St. der mindenſchen Beytr. z. N. und Vergn. a. d. J. 1775, S. 91.

Allein dieſe Neuerung taugt dem ungeachtet nicht. Angenommen, aber nicht zugegeben, daß in ſtädtiſchen Häuſern das aus Kaffe beſtehende Frühſtück wohlfeiler ſey, als eine Suppe, (wenn die Suppe keine gemeine Suppe iſt, ſo kann ſie freylich theurer zu ſtehen kommen; aber ſo ſollte es doch nicht ſeyn!) ſo muß man hiebey hauptſächlich auf den Magen ſehen, welcher gefüllt werden, und ſeine Fülle nicht ſtracks verlieren ſoll. Kaffetrinker ſind unvermögend, bey ſtarker Leibesarbeit lange auszuhalten.

Wenn bey der Geſindeſpeiſung, beſonders auf dem Lande, des Morgens der kürzeſte Weg geſucht wird, ſo gebe man ſeinen Leuten einen Schluck Branntwein mit Butterbrod, als auf welche Weiſe doch die Conſumtion eines einheimiſchen Productes befördert wird. Weil aber baare Ausgabe für Branntwein den meiſten, ſonderlich dem geringen Landmanne, nicht anzurathen wäre, ſo bleibe er ja bey der Suppe des Morgens: ſo werden Dauerhaftigkeit und Leibesſtärke, die Summe der Arbeiten, nicht vermindert.

Die Hausmutter. 1. B. Lpz. 1778, gr. 8. S. 45, fgg.

Frühzeitig. 1. Eigentlich, was früh zeitig, d. i. reif wird, præcox, præmaturus, Fr. précoce; prématuré. Frühzeitiges Obſt, frühzeitige Kirſchen u. ſ. f.

2. Figürlich auch für das Beywort frühe überhaupt, was eher als andere Dinge ſeiner Art iſt und geſchieht; imgleichen eher als gewöhnlich oder beſtimmt iſt. Ein frühzeitiger Verſtand. Frühzeitige Blumen. Frühzeitige Kinder, welche zu früh auf die Welt kommen. Ein frühzeitiger Tod, Niederſ. vorlik.

Fruit, ſiehe Frucht.

Frumentum, ſiehe Getreide. Korn. Weizen.

Fru-

Frutex, ſiehe Staude. Strauch.

Frutilla, wird in Amerika die chiliſche oder Rieſenerdbeere genannt; ſiehe Th. XI. S. 351.

Fuchs, (*) (ſprich Fuks.) 1. Eigentlich ein vierfüßiges haariges Raubthier mit fünf Zehen, welches eine bellende Stimme wie ein Hund hat, demſelben auch am meiſten gleichet, ſich aber durch ſeine lange dichte röthliche Haare und heftigen Geruch von demſelben unterſcheidet; L. Vulpes, Fr. Renard. Der Fuchs weiß mehr als ein Loch, Sprichw. ein liſtiger Kopf weiß ſich bald zu helfen. Den Fuchs ſtreichen, einem ſchmeicheln; ſiehe Fuchs-Schwanz; er will den Fuchs beißen; Füchſe muß man mit Füchſen fangen u. ſ. f. ſind figürliche Arten des Ausdruckes, welche in die Sprache des niedrigen Umganges gehören. Den Fuchs ſchleppen, im Bergbaue, nicht fleißig arbeiten, faulenzen. Den Fuchs mitbringen, eben daſelbſt, wenn ſich einer von den Bergleuten gelüſten läßt, verbotenes Erz mit aus der Grube zu nehmen. Ein Fuchs männlichen Geſchlechtes heißt bey den Jägern Reinike, welcher Na-
me

(*) Dieſes Wort lautet bey dem Ulphilas Faubo, bey dem Notker Fuhs, im Tatian Fohu, bey dem Willeram Voho, im 13ten Jahrhunderte Fusz, im Niederſ. und Holländ. Voß, im Angelſ. und Engl. Fox. Friſch und Wachter leiten es von fahen, fangen her, weil dieſes Thier ſeinen Raub ſehr liſtig zu fangen weiß; die Verfaſſer des bremiſch-niederſ. Wörterb. von dem alten Fahs, (Haar) weil es ſehr haarig iſt; Ihre aber von der gelben Farbe, welche im Nordengl. faws, im Franzöſ. aber fauve heißt, welches noch dadurch beſtätiget wird, daß ein röthliches Pferd im mittlern Lat. Bagus, Badius, Bajus, im Franz. Bay, im Span. Vayo genannt wird, welches mit Fuchs verwandt zu ſeyn ſcheinet, ungeachtet man es von dem Griech. βαις und βαιον, Palmzweige, herzuleiten pflegt. In einigen der folgenden Zuſammenſetzungen iſt Fuchs — aus Bock — oder dieſes aus jenem geworden; daher es ſcheint, daß beyde Namen näher verwandt ſind, als man vielleicht glaubt. Siehe Fuchsbart. Fuchsbeeren. Uebrigens heißt dieſes Thier im Schwed. Raef, im Ißländ. Refr, im Finnländ. Repo, Rewon, im Eſthniſchen Raebene, und im Perſiſchen Roubab.

me auch bey den Dichtern nicht unbekannt iſt, ein Fuchs weiblichen Geſchlechtes, die Füchſin, Fr. Renarde.

Dieſes Thier hat eine große Aehnlichkeit mit dem Hunde, vornämlich in Anſehung der innern Theile; gleichwohl iſt er in Anſehung ſeines Kopfes von demſelben unterſchieden, als welcher nach Proportion ſeines Körpers viel größer iſt. Er hat auch kürzere Ohren, einen weit längern Schwanz (welcher weidmänniſch die Ruthe, Stange oder Standarte, ſo wie das Spitzchen an demſelben die Blume genannt wird,) längere und zottigere Haare, und die Augen haben eine ſchrägere Lage. Ferner unterſcheidet er ſich von demſelben durch einen ihm eigenen ſehr ſtarken und widrigen Geruch, und endlich durch das weſentliche Kennzeichen, nämlich durch das Naturell; denn er wird nicht leicht, und nie völlig zahm; er wird ſiech, ſobald er ſeiner Freyheit beraubt iſt, und ſtirbt für Verdruß, wenn man ihm zu lange Zwang anthut. Er beläuft ſich nach den von dem Hrn. Grafen v. **Büffon** desfalls angeſtellten Verſuchen, welche ich weiter unten erzählen werde, niemals mit der Hündin; wenn ſie einander nicht von Natur zuwider ſind, ſo hägen ſie doch wenigſtens eine große Gleichgültigkeit gegen einander. Die Fährte der Füchſe iſt gegen der Hunde ihre leicht zu unterſcheiden; denn ſie ſchnüren ſo gerade, wie der Wolf, weil ſie meiſtentheils traben. Wenn ſie aber ſacht ſchleichen, ſieht es faſt aus, als wenn ihrer zween geweſen wären. Dieſes ſachte Schleichen aber währt nicht weit, ſo traben ſie ſchon wieder, und iſt die Fährte etwas größer, als von einer recht ſtarken Katze; des Fuchſes Tritt aber iſt länglich, und er zwingt die Klauen vorn hinaus zuſammen.

Unterſuchung, ob nicht der Wolf und Fuchs eine Art wilder Hunde ſey? ſteht im 64. St. der Hannov. nützl. Samml. v. J. 1758.

Unge-

Ungeachtet ihres widrigen Geruches haben die Füchſe doch gleich über der Standarte ein Fleckchen Haare, welche, wenn man ſie ausrupfet, und daran riechet, einen Geruch wie blaue Veilchen von ſich duften, daher es auch die Viole genannt wird.

CASP. BARTHOLINI obſ. de cauda vulpina odore violaceo, ſt. in *Tho. Bartholini* Act. med. & philoſ. Haſn. Vol. III. S. 32. f.

In Anſehung der Farbe trifft man eine große Verſchiedenheit unter den Füchſen an. Die rothen ſind die gemeinſten. Bey uns in Deutſchland hat man vornämlich 2 Gattungen, nämlich Brand- oder Braunfüchſe, und Birk- oder Rothfüchſe. Jene ſind auf dem Rücken mehr grau als roth, haben aber ſchwarze Bäuche, eine ſchwarze Spitze an der Ruthe, und ſchwarze Läufe, und Ohren, als ob ſie verſengt wären. Dieſe ſind kleiner als die Brandfüchſe, und haben röthere Haare, beſonders auf dem Rücken, weiße Bäuche und eine weiße Blume, d. i. einen weißen Fleck unten an der Ruthe.

Der Fuchs hat mit dem Wolfe gleiche Bedürfniſſe und gleiche Neigung zum Raube, er hat eben ſo ſcharfe Sinnen, mehr Behendigkeit, und das Vermögen, ſich ſchneller zu bewegen; allein die Stärke fehlt ihm, und dieſe muß er durch Geſchicklichkeit, Liſt und Geduld erſetzen, wie er dann für das liſtigſte unter allen vierfüſſigen Thieren gehalten wird. Eine der vornehmſten Folgen der Geſchicklichkeit, die er vor dem Wolfe voraus hat, beſteht darin, daß er ſich eine Grube oder Höhle unter der Erde (welche im gem. Leben die Fuchsgrube, die Fuchshöhle, das Fuchsloch, bey den Jägern aber der Fuchsbau, Fr. Renardiére genannt wird) gräbt, welche ihn vor den Beſchwerlichkeiten der Witterung ſchützt, und ihm zugleich zu einem ſichern Aufenthalte dient. Es macht aber der Fuchs ſelten ſeinen Bau ſelbſt, ſondern bemüht ſich, einen Dachsbau anzutreffen, den Dachs aber, wenn er ihm gewachſen iſt, ent-

weder mit Gewalt auszutreiben; oder wenn er merkt, daß der Dachs ausgegangen iſt, legt er ſeinen Auswurf (Koth, die Loſung) häufig vor die lange in der Erde gegrabene Höhle (Röhre.) Wenn nun der Dachs bey ſeiner Ankunft den Geſtank bemerkt, ſo verläßt er ſeine Wohnung, worauf der Fuchs dieſelbe ſogleich bezieht. Oder wenn er des Sommers räudig geworden iſt, ſo durchkriecht er den Dachsbau, und verſtänkert ſolchen allenthalben, welches der Dachs als ein reinliches Thier nicht vertragen kann, ſondern verurſacht, daß er gern auszieht. Wenn aber der Fuchs keinen Dachsbau findet. und doch ſicher ſeyn will, muß er nothwendig ſeinen Bau unter einem wurzeligen Baume oder unter einem Steine machen, welches doch nur mit einer Röhre geſchieht. Man findet auch öfters in freyen ebenen Kornfeldern Fuchsgruben, welche aber bey den Jägern Fluchtbaue oder Nothbaue heißen, dergleichen aber auch nur von jungen Füchſen, welche von ihren alten vertrieben worden ſind, und, ſich ſelbſt zu nähren, nirgends hin wiſſen, auf kurze Zeit geſchieht.

Wenn der Fuchs Urſachen findet, ſeinen Aufenthalt zu verändern, ſo iſt ſeine erſte Sorge, jeden Bau, deſſen Lage ihm bequem ſcheint, inſonderheit ſolche, die vorher von Füchſen bewohnt geweſend ſind, zu durchſuchen. Er reinigt ſie nach und nach, und ſetzt ſich nirgends eher feſt, bis er alle vorräthige Röhren vorher durchkrochen hat. Wird er in dem Baue, den er ſich ausgeſucht hat, nur im geringſten beunruhiget, ſo verwechſelt er ihn ſogleich gegen einen andern. Er kann keine Unruhe nahe an dem Orte dulden, den er zu ſeinem Aufenthalte gewählt hat.

Mit den Schlangen ſollen die Füchſe in ihren Höhlen ſehr friedlich leben, weil ſie wiſſen, daß ſie ſonſt leicht von ihnen vertrieben werden können; den Raben hingegen, welche ihnen ihre Jungen rauben, ſind ſie von Natur feind.

Der Fuchs hat weit biegſamere und vollkommnere Werkzeuge der Stimme, als der Wolf. Vom Wolfe hört man nichts, als ein furchtbares Geheul, der Fuchs hingegen klaffet, bellt (Fr. glapir, glapiſſement,) und giebt einen traurigen Laut von ſich, der dem Geſchreye des Pfaues gleicht. Er kann die verſchiedenen Empfindungen ſeiner Leidenſchaften durch verſchiedene Töne ausdrücken. Seine Stimme iſt anders, wenn er gejagt wird; anders, wenn er nach etwas ſtrebt, wenn er über etwas unzufrieden iſt. Seine Traurigkeit giebt er durch einen kläglich lautenden Ton, und ſeinen Schmerz durch ein Geſchrey zu erkennen, welches er nie erhebt, als wenn ihm durch einen Schuß irgend ein Glied zerſchmettert wird; denn ſonſt wegen einer andern Verwundung ſchreyt er niemals; und er läßt ſich, wie der Wolf, zu tode prügeln, ohne kläglich zu thun, aber dabey wehrt er ſich ſtets muthig. Er verſetzt gefährliche Biſſe, und beißt ſo hartnäckig zu, daß man ein Eiſen oder einen Stock zu Hülfe nehmen muß, wenn man ihn abzulaſſen nöthigen will. Sein Klaffen iſt eine Art von Gebelle, welches mit gleichen und ſehr geſchwinde auf einander folgenden Tönen geſchieht. Wenn er zu klaffen aufhört, pflegt er ſtärker und höher anzuſchlagen, und alsdann kömmt es mit dem Geſchreye des Pfaues überein. Im Winter, beſonders wenn Schnee und Reif gefallen iſt, giebt er beſtändig einen Laut von ſich, im Sommer hingegen ſcheint er faſt gänzlich ſtumm zu ſeyn. Er hat einen ſehr feſten Schlaf, und man kann ſich ihm leicht nähern, ohne daß er aufwachen ſollte. Er legt ſich krumm wie die Hunde, wenn er ſchlafen will; aber wenn er bloß ausruhet, ſo ſtreckt er die Hinterfüße von ſich, und bleibt ausgedehnt auf dem Bauche liegen. In ſolcher Stellung belauert er längs den Hecken die Vögel, welche ihn dermaßen anfeinden, daß ſie einander vermittelſt eines beſondern Geſchreyes zu warnen pflegen, ſobald ſie ihn gewahr werden.

Die

Die Krähen, inſonderheit die Amſeln, begleiten ihn oben von den Bäumen unter beſtändiger Wiederholung eines warnenden Geſchreyes, und folgen ihm zuweilen bis auf zwey oder dreyhundert Schritte nach.

Der Fuchs weiß nicht nur den vierfüßigen Thieren, als: jungen Rehen und Haſen, auch Hirſch- und Wildkälbern, trefflich aufzulauern, und ſie zu ſeiner Nahrung wegzufangen, ſondern auch überhaupt alles Geflügel, welches ſich auf der Erde aufhält, entweder mit Liſt oder Gewalt zu erhaſchen, und ſeinen hungerigen Magen damit zu füllen. Er verſteht auch die Kunſt, die Kramsvögel und Droſſeln aus den Sprenkeln und Schlingen zu nehmen, und die Hühnerhäuſer in den Dörfern geſchwind leer zu machen. Kann er aber zu dieſen Delicateſſen nicht gelangen, ſo läßt er ſich auch mit Fröſchen, Maulwürfen, Feldmäuſen, Schnecken, Heimen oder Grillen, Heuſchrecken und anderm Ungeziefer begnügen. Er fängt auch die Igel, welche er mit ſeinen Läufen herum wälzt, und ſie zwingt, ſich auszuſtrecken. Er trabt bey Nacht weit und breit in Hölzern und Feldern herum, um ſeinen Raub zu ſuchen. Sobald aber der Morgen wieder herbey kömmt, ſo ſucht er das Gehölz, oder im Felde ſeinen Nothbau, und verbirgt ſich den Tag über darin. Er geht auch wohl der Wolfsfährte nach, weil er weiß, daß die Wölfe etwas niederreißen, welches ſie nicht aufzehren können. Im Herbſte beſucht er auch fleißig die Gärten und Weinberge, weil er ein großer Liebhaber von Weintrauben, Obſte und Honig iſt.

So bald der Fuchs ſeine Wohnung beſtimmt hat, durchkriecht er in kurzer Zeit alle Röhren des Baues, ſo weit ſich derſelbe erſtreckt; er macht ſich die Dörfer, Meierhöfe und abgelegenen Häuſer genau bekannt; er ſpürt das Federvieh aus; merkt ſich die Höfe, wo Hunde und andere Bewegungen gehört werden, und diejenigen, auf welchen die Ruhe herrſcht; er unterſucht die Hecken und bedeckten Oerter, welche im Nothfalle ſeine Flucht erleichtern könnten. Auf ſeinen Gängen läßt er ſich allzeit durch ein überlegtes Miß-

trauen leiten. Nur ſelten reißt ihn der Heißhunger hin, einen flüchtigen Raub zu verfolgen. Er kömmt ſchleichend an die Gegenſtände ſeines Raubes, thut alsdann einen leichten Satz auf dieſelben, und auf ſolche Art bemächtigt er ſich ihrer. Wenn er hinlängliche Gewißheit hat, daß in einem Hühnerhofe, wo er Federvieh ausgewittert hat, alles ruhig und ſtill iſt, ſo dringt er hinein, und ſeine natürliche Geſchmeidigkeit iſt ihm dazu ſehr behilflich. Wird er nicht geſtört, ſo macht er ſich die Gelegenheit zu Nutze, um deſto mehr Stücke zu würgen. Er ſchleppt alles, was er umgebracht hat, ſo lange fort, bis der Anbruch des Tages ihm den Abzug unſicher zu machen ſcheint. Auf ſolche Weiſe häuft er Lebensmittel für viele Tage zuſammen. Die Ueberbleibſel verbirgt er ſorgfältig, um ſie in der Zeit der Noth wieder hervor zu ſuchen.

Hat ſich der Fuchs in einer jagdbaren Gegend angebauet, ſo muß er ſeinen Hunger auf andere Art befriedigen. Er durchtrabt die Felder, geht beſtändig wider den Wind, wittert ſich entweder einen Haſen im Lager aus, oder ein Volk Rebhühner, welche in die Furchen aufgefallen ſind, und nähert ſich ihnen ganz leiſe. Seine Tritte, die auf der weichen Erde kaum bemerkt werden, verrathen ſeine Leichtigkeit und den Vorſatz der Ueberraſchung. Oft glückt es ihm; zuweilen aber muß er ſeine Zuflucht zur Geduld nehmen. Er ſchleicht alsdann an der Seite eines Waldes fort, beobachtet den Gang eines Kaninchens, verſteckt ſich, erwartet und erhaſcht es, wenn es ganz ſicher zu Baue zu kriechen gedenkt.

Um den Bienen ihr Honig zu rauben, nähert er ſich dem Korbe nur. Die bekümmerten Bienen ſuchen die Frucht ihres Fleißes durch ihren Stachel zu vertheidigen; ſie fallen bey Tauſenden auf ihn, der Fuchs wälzt ſich auf der Erde herum, und erdrückt ſie bey Tauſenden; dieſes wiederhohlt er ſo oft, bis er das Honig mit Sicherheit nehmen kann.

Ein hungriger Fuchs will einen ſchüchternen Auerhahn erhaſchen. Sein Inſtinct lehrt ihn, auch ohne Erfahrung, daß dieſer Vogel ſeinen Hunger ſtille, und daß er ihn anfallen müſſe. Aber der Auerhahn, ebenfalls vom Inſtincte belehrt, kennt die gefährliche Gegenwart eines Fuchſes, und erhebt ſich in die ſichere Luft. Dieſes weiß der Fuchs. Würde er blos ſeinem Triebe folgen, ſo würde er verſchmachten müſſen; auch auf einem freyen Felde würde er dieſesmal ſeinen Zweck verfehlen. Aber ſeine Vernunft kömmt dem blinden

den Triebe zu Hilfe. Er ſieht um ſich, und entdeckt dort einen Baum, hinter dieſen ſchleicht er ſich durch einen Umweg. Seine Liſt lehrt ihn, ſich eines Gebüſches zu bedienen, hinter welchem er ſich dem Vogel ungeſehen nähern kann; nun erſt folgt er ſeinem Triebe, und erhaſcht den Hahn.

Ein Beweis von dem Verſtande und der Liſt des Fuchſes iſt auch die Geſchichte, welche dem D. Gahrliep mit ſeinem zahmen Fuchſe begegnet iſt. Gahrliep ließ denſelben alle Abende an die Kette legen; und dieſer ertrug ſein Schickſal mit einer mehr alt thieriſchen Großmuth. Er merkte bey einigen angeſtellten Verſuchen, daß ſich ſein Halsband über den Kopf ſtreifen laſſe. Er bediente ſich einer ſo ſchönen Gelegenheit zur Nachtzeit, und richtete unter den Hähnern und Gänſen der Nachbarn eine ſeiner Raubbegierde gemäße Niederlage an. Er kehrte jedesmal vor Anbruch des Tages nach Hauſe, ſtreifte ſein Halsband wieder über den Kopf, und reinigte ſich dadurch von allem Verdachte der Ausſchweifungen. Bey den heftigſten Klagen der Nachbarn ſchien die Unſchuld des Fuchſes deſto bewährter, weil die Hühner und Gänſe des Gahrlieps eine ungeſtörte Ruhe genoſſen. Endlich aber wurde der Räuber von einem auflauernden Nachbar ertappt. Der Herr Doctor mußte den Schaden erſetzen, und der Thäter wurde zur Anatomie verdammt.

In Nordamerika haben die Füchſe eine ſehr luſtige Art, die Flußvögel zu jagen. Sie gehen ein wenig in das Waſſer, ziehen ſich darauf zurück, und machen hunderterley Sprünge am Ufer. Die Aenten, Trappen und andere Waſſervögel, welche dieſe Poſſen beluſtigen, nähern ſich dem Feinde, welcher ſich anfänglich ruhig hält, bis er ſie nahe genug ſieht. Er bewegt nur allein den Schwanz, um ſie näher heran zu ziehen; und dieſe ſchwachen Thiere gehen in die Falle, ſo, daß ſie ſich auch nicht ſcheuen, auf denſelben zu hacken. Alsdann ſpringt der Fuchs darauf, und verfehlt ſeine Beute nicht. Der P. Charlevoix erzählt, daß man mit ziemlich gutem Erfolge Hunde eben dazu abgerichtet hat; und und eben dieſe Hunde führen einen harten Krieg wider die Füchſe.

Samml. aller Reiſebeſchreibungen, 17. Band, S. 230.

Der Fuchs ſoll ſich auch ſeines Schwanzes bedienen, Krebſe damit zu fangen, welche das Wollichte gern ſuchen, und ſich daran feſthängen, bis er ſie mit ſeinem Schwanze an das Licht zieht.

Die Krähen werden von den Füchſen auf folgende liſtige Art gefangen. Ein gewiſſer Mann, ſagt **Pontoppidan**, in ſeiner **Naturgeſch. von Norwegen**, verwunderte ſich, als er ſah, daß der Fuchs bey einem Fiſcherhauſe herumgieng, und eine Menge Dorſchköpfe ordentlich reihenweiſe vor ſich legte. Dem Zuſchauer ſchien dieſes Verfahren unbegreiflich. Er nahm aber bald wahr, als der Fuchs ſich verſteckt hatte, daß eine Krähe kam, ein Stück davon zu holen, und ſogleich dem liſtigen Fuchſe zur Beute wurde.

Wenn alle Röhren des Baues mit Fallen beſetzt ſind, wittert ſie der Fuchs gleich aus, bemerkt ſie, und ſetzt ſich lieber der Gefahr des grauſamſten Hungers aus, als daß er ſich darin fangen ließe. Man hat geſehen, daß einige derſelben 14 Tage lang auf ſolche Art hartnäckig in ihrem Baue ausgehalten, und ſich nicht eher entſchloſſen haben, hervorzukommen, bis der übermäßige Hunger ihnen keine andere Wahl mehr übrig ließ, als welchen Todes ſie ſterben wollten. Die Furcht, welche den Fuchs zurückhält, iſt alsdann weder maſchinenmäßig, noch unwirkſam. Es läßt ſich kein Verſuch denken, den er nicht anwenden ſollte, um ſich der Gefahr zu entreißen. So lang er noch Klauen hat, arbeitet er an einem neuen Ausgange, wodurch er den Nachſtellungen des Jägers oft entrinnt; und die Liebe zum Leben iſt bey ihm ein ſo ſtarker Naturtrieb, daß er, wenn er im Fuchseiſen mit einem Fuſſe feſthängt, ihn oft ſelbſt abbeißt, um ſein Leben zu retten. Wenn etwa ein Kaninchen, welches mit ihm zugleich eingeſperrt iſt, ſich in einer Falle gefangen hat, urtheilt ſogleich der Fuchs, die Maſchine habe ihre Wirkung gethan, und geht hernach ohne Bedenken über die Falle.

Die Füchſe haben die Eigenſchaft, daß ſie den Urin in ihren Schwanz laſſen, und die Hunde und andere Thiere, welche ſie verfolgen, damit beſpritzen, und ſich alſo wider ſie vertheidigen. Spritzt etwas von ihrem Urin auf ein Kleid, ſo muß man ſolches lange Zeit unter die Erde vergraben, um den Geſtank davon zu vertreiben.

Die jeẓt erwähnte Eigenſchaft hat in Cartagena eine viel ſtärkere Wirkung. Ihr Urin ſtinkt ſo häßlich, daß diejenigen, welche hinter ihnen ſind, darüber faſt von Sinnen kommen; und dieſer Geſtank iſt ſo heftig und durchdringend, daß man ihn eine Viertelmeile weit von dem Orte, wo er ihn hingelaſſen hat, empfindet; und auch in einer ſolchen Entfernung iſt der Geſtank ganz unerträglich, ſo lang er dauert, welches etwa eine halbe Stunde beträgt.

Samml. aller Reiſebeſchreib. 9. B. S. 45.

Wenn der Fuchs von den Flöhen geplagt wird, und dieſelben gerne los ſeyn will, nimmt er einen Büſchel Moos, Heu oder etwas dergleichen in die Schnautze, geht alsdann rücklings, doch ſehr langſam, und allmählich immer tiefer in das Waſſer, damit ſeine Flöhe Zeit behalten, ſich nach und nach an die trocknen Stellen des Halſes und Kopfes zu begeben, den er endlich noch allein über dem Waſſer behält. Zuletzt verſammelt er alle ſeine Feinde in gedachtem Büſchel Moos oder Heu. Wenn ſie dahinein ſich verkrochen haben, läßt er ſie mit dem Büſchel alle zugleich auf einmal in das Waſſer fallen, und kann ſodann gereinigt und frey von ſeiner Plage wieder auf das Land gehen.

Die Zeit, wenn die Füchſe ſich begatten (ranzen oder rollen) iſt der Monat Februarius, da ihrer etliche hinter einander, wie die Hunde einer Füchſin nachtraben. Die Füchſin geht ſodann 10 Wochen dick, und wirft (wölft) mehrentheils 4, 5 bis 6 blinde Jungen, gleich einer Hündin. Sie bringt zwar ihre Jungen, welche Anfangs weißgelblich ſind, nachgehends aber immer dunkler werden, in den Bauen oder Fluchtröhren auf, ſobald ſie aber 9 Tage alt, und ſehend werden, ſich auch Menſchen um den Ort ihres Aufenthalts wittern laſſen, nimmt ſie ihr Geheckе, und trägt es in das Korn, und zwar gern nahe an die Dörfer, weil ſie, nebſt anderm Geäſe, dort am erſten etwas von jungen Hühnern, zur Auferziehung ihrer Jungen, ohne viele Mühe haben kann. Um Jacobi laufen dieſe

ſchon mit den Alten aus, und lernen ihre Nahrung ſelbſt ſuchen.

Im Sommer fällt den Füchſen das Haar aus, und ihr Balg erneuert ſich alsdann wieder; daher werden auch Bälge von jungen, oder im Sommer gefangenen Füchſen wenig oder gar nicht geachtet.

Die Füchſe laſſen ſich zwar zahm erziehen, und lernen, wenn man ſich Mühe mit ihnen geben will, allerley Künſte, z. B. mit ihrem Herrn zu Holze, auf das Feld ꝛc. zu gehen; man muß ihnen aber alsdann in der Jugend kein rohes Fleiſch zu freſſen geben, und ſie ſcharf beſtrafen, wenn ſie ungefähr ſich an jungem Federviehe vergreifen. Doch hat man auch Beyſpiele, daß, wenn ſie ſchon 2 bis 3 Jahre zahm geweſen, ſie doch auf den Raub ausgegangen ſind, wenn man ihnen nicht recht ſatt zu freſſen gegeben hat, daß alſo wohl das gemeine Sprichwort wahr bleibt: Der Wolf und Fuchs läßt die Haare wohl abgehen, aber nicht die Tücke. Solche zahm erzogene Füchſe ſind inſonderheit beym Aentenſchießen ungemein wohl zu gebrauchen; ſ. Th. XI, S. 63, f.

Herr Graf von Buffon ließ einige in der Jugend gefangene Füchſe erziehen. Weil dieſelben einen ſehr ſtarken Geruch an ſich haben, kann man ſie nur an abgelegenen Oertern, in Pferde- oder andern Ställen verwahren, wo man ſie folglich ſelten zu ſehen bekömmt; und vielleicht werden ſie eben aus dieſer Urſache weniger zahm, als der Wolf, welchen man im Hauſe näher um ſich haben kann. So bald die jungen Füchſe 5 bis 6 Monate alt wurden, verfolgten ſie ſchon die Aenten und Hähne; daher mußte man ſie an Ketten legen. Drey derſelben, ein Weibchen und zwo Männchen, ließ er zwey Jahre lang verwahren. Man bemühte ſich vergebens, ſie mit Hündinnen zur Paarung zu bringen. Ob ſie gleich nie Weibchen von ihrer Gattung geſehen hatten, auch eine ſtarke Ranzbegierde zu äußern ſchienen: ſo konnten ſie ſich doch nicht überwinden, ſich mit einer Hündin jemals einzulaſſen; ſobald aber eine Füchſin zu ihnen gelaſſen wurde, belegten ſie dieſe, ungeachtet ſie an der Kette angeſchloſſen waren; und dieſe warf zur gehörigen Zeit wirklich

lich 4 Junge. Eben dieſe Füchſe, welche zur Zeit ihrer Freyheit Aenten und Hühner anfielen, rührten keine derſelben an, ſobald ſie an der Kette lagen. Man band oft ein lebendiges Huhn neben ſie an, man ließ ſie die Nacht über beyſammen, man gab ihnen ſogar den Tag vorher nichts zu freſſen. Allein, ſo wenig der Hunger, als die bequeme Gelegenheit ſolchen zu ſtillen, reizten ſie, das Huhn zu berühren, oder die Feſſeln, die ſie trugen, zu vergeſſen.

Döbel verſichert indeſſen, daß zahm erzogene Füchſe ſich auch mit Hunden vermiſchen. Daubenton zweifelt nicht, man würde eine Art von Hunden erlangen können, die eine größere Aehnlichkeit mit dem Fuchſe, als der Wolfshund (Chien-loup) mit dem Wolfe, hätten, wenn man ſibiriſche, oder kleine däniſche und irrländiſche mit Wolfshunden belaufen ließe. Von jenen würden die aus dieſer Vermiſchung entſtehenden Blendlinge, die dünne groſze Schnauze des Fuchſes, von dieſen eben ſo langes Haar, und einen ſo zottigen Schwanz, als der Fuchs hat, bekommen. Es iſt auch, wie er meint, ſehr glaublich, wenn man den Fuchs den Wäldern und Fluren entriſſe, um ihn, wie die Hunde, in Häuſern zu erziehen, daß von ihm viele Raßen entſtehen möchten, worunter einige gewiſſen Hunden, ſowohl ihrer äußern Leibesbeſchaffenheit, als ihrer innern Bildung nach, ähnlich ſeyn würden.

Hr. **Rammelt** erzählt im 2. Th. ſeiner gemeinnütz. Abhandlungen, Halle, 1771, 8. S. 242. ein ſympathetiſches Mittel, die Hühner vor den Füchſen ſicher zu ſtellen. Ein gewiſſer Müller, welcher mitten im Walde wohnte, wo die Füchſe zu Hauſe waren, hielt doch viel Hühner, die keinen andern Ausgang, als den Buſch hatten; gleichwohl fraß ihm der Fuchs keine. Auf Befragen, er müßte etwas dawider können, gab er zur Antwort: „das Saufen meiner Hühner, welches beſtändig da ſteht, „beſteht aus eingeweichten Stockfiſchen, auch wenn ich Stock„fiſch koche, brauche ich das Waſſer dazu; und dieſes iſt es, was meine Hühner vor die Füchſe ſicher ſtellt.„ Dieſe konnten kein anders Waſſer haben, als das angezeigte; denn der Mühlgraben war ſo beſchaffen, daß kein Huhn dazu kommen konnte. Wer ſagt uns nun, ob der Fuchs einen Abſcheu vor den Stockfiſch habe; ich glaube vielmehr, daß, wenn man ihm ſolchen hinlegte, er ihn freſſen würde. Die Geheimniſſe der Natur können wir nicht ergründen.

Ein anderes Mittel, die Füchſe von den Hühnerſtällen abzuhalten, wird im Art. Huhn vorkommen.

Die Füchſe werden am gewöhnlichſten, wie die Wölfe, in Gruben, auch mit Netzen, Fallen, und beſondern Eiſen, welche man Fuchseiſen nennt, gefangen, oder mit Hunden aus ihren Bauen gehetzt, und erſchlagen, oder geludert, und erſchoſſen, oder auf eben die Art, wie die Haſen, gejagt. An großer Herren Höfen werden ſie, nachdem ſie eingetrieben worden ſind, entweder geprellt, oder mit kleinen Prügeln zu Tode geworfen.

Die Fuchs-Jagd erfodert nicht allein weniger Geräthſchaften, als die Wolfsjagd, ſondern ſie iſt auch leichter und annehmlicher. Vor dem Wolfe ſcheuen ſich alle Hunde, die ſich mit größter Bereitwilligkeit und Freude zur Fuchsjagd gebrauchen laſſen. Denn, ungeachtet der Fuchs einen ſehr widrigen Geruch von ſich giebt, jagen ſie ihn doch oft lieber, als den Hirſch, das Reh oder den Haſen. Man kann ihn mit Dachshunden, Windſpielen, und andern auf der Haſenjagd gebräuchlichen Hunden hetzen. Sobald er merkt, daß man ihn verfolgt, ſo läuft er ſeinem Lager zu, oder weidmänniſch zu reden: er kriecht zu Baue, wohin ihm die krummbeinigen Dachshunde am leichteſten folgen. Dieſe Art iſt gut, wenn man einen ganzen Wurf Füchſe, die Mutter ſamt den Jungen fangen will. Unterdeſſen daß dieſelbe ſich vertheidigt und auf die Schliefer losgeht, ſucht man den Fuchsbau oberwärts zu öffnen, und tödtet ſie, oder greift ſie lebendig vermittelſt gewiſſer Zangen. Weil aber ein ſolcher Fuchsbau oft in Felſen, unter Baumſtämmen, oder bisweilen ſehr tief in der Erde ſich befindet, ſo geht dieſer Fang nicht allemal nach Wunſch von ſtatten. Die gewöhnlichſte, angenehmſte und ſicherſte Art der Fuchsjagd iſt dieſe, wenn man gleich Anfangs den Bau verrammet, die Schützen ſchußgerecht ſtellt, und hierauf die Spürhunde

nachſchickt. Sobald dieſe den Fuchs auf der Spur haben, eilt er nach ſeinem Baue, wo ihn wider ſein Vermuthen, der erſte Schuß erwartet. Verfehlt man ihn, ſo nimmt er, auf der ſchnellſten Flucht, einen groſſen Umweg, und ſucht hierauf wieder in ſeinen Bau zu kommen, wo man zum zweitenmale nach ihm ſchießt. Wenn er nun alſo den Eingang verſperrt findet, entſchließt er ſich, ſeine Rettung in der Ferne zu ſuchen, und nimmt gerade vorwärts die Flucht, in der Abſicht, nie wieder zurück zu kommen. Alsdann iſt es Zeit, wenn man ihn verfolgen will, die Windſpiele auf ihn loszulaſſen; er wird aber dieſelben ſehr ermüden, weil er mit Fleiß immer durch die dichteſten Gebüſche flüchtet, wo es den Hunden ſchwer wird, ihm zu folgen, und weil er, ſobald er das freye Feld gewinnt, ſehr weit, ohne zu ruhen, fortzulaufen pflegt.

Um die Füchſe durch Dachshunde und Netze zu fangen, macht man ſich ein Paar Garne von Bindfaden, wie ein Haſengarn, deren Länge ſo groß ſeyn muß, daß jedes Garn buſenreich 20 Schritt ſtelle. Wer nun ſeine eigene Reviere hat, der ſchlägt vorher zur Sommerszeit Häftel, und ſtößt auch Forkeln. Auch räumt man, wenn dickes Holz iſt, ein wenig ab, damit die Garne gut abfallen, und alles bereit ſey, die Garne ganz leicht ſtellen zu können. Wenn nun im Winter ſtöberichtes Wetter iſt, je mehr es ſtöbert und ſchneyet, deſto mehr kriechen die Füchſe ein. Bey gutem Wetter findet man ſie ſelten in ihren Bauen. In der Ranzzeit kriechen ſie zu Paaren, ja wohl 3 oder 4, hinein. Zu gedachten Zeiten wird man alſo ſelten vergebens gehen. Man nimmt die beyden Garne, beſucht die Baue, und ſtellt die Garne vorher, als ein Winkeleiſen, und dahin, wo die meiſten Röhren auswärts gehen, aber ganz ſtille und ohne Poltern; denn ſonſt wollen ſie nicht heraus, und laſſen ſich eher antreiben. In der Ecke, wo kein Garn geſtellt iſt, ſtellt man

man ſich mit der Flinte. Man kann auch 4 Garne machen, und den Bau ganz umſtellen. Sind die Garne geſtellt, ſo läßt man einen Hund ganz ſtill hinein. Sobald der Hund an den Fuchs kömmt, fährt dieſer bald zum Baue hinaus, entweder in die Garne, oder man bewillkommt ihn mit der Flinte.

Eine andere Art des Fanges läßt ſich durch Beyhülfe eines ſcharfen Dachshundes, mit Nutzen, und noch kürzer, folgendermaßen bewerkſtelligen. Man belegt die gangbaren Röhren in der Stille mit kleinen viereckigen Decknetzen. Dieſe ſind im Quadrat ungefähr $2\frac{1}{2}$ bis 3 Ellen, von feſten doch ganz dünnen Bindfaden, ſpiegelicht geſtrickt. An jeder Ecke des Netzes iſt eine kleine Bleykugel, von $\frac{1}{2}$ Loth, befeſtigt. Denn nun der Hund den Fuchs ſtark treibt, ſo fährt derſelbe ſchnell zur Röhre heraus; das nicht befeſtigte Netz giebt überall nach; je ſchneller der Fuchs forteilt, deſto mehr umſchlagen ſich die kleinen Kugeln, und die Läufe verwirren ſich in dem Netze, daß man ſich ſeiner bald bemächtigt. Auf gleiche Weiſe läßt ſich der Fang bey den wilden Kaninchen anſtellen, wenn dieſelben von dem Frettchen in dem Baue rege gemacht, und verfolgt werden.

Hrn. L. K. R. v. Schönfeld Landwirthſchaft, Lpz. 1773, gr. 8. S. 614.

Man findet auch zuweilen Fuchsbaue in Dämmen und Rändern an Teichen und Gräben, wo Waſſer in der Nähe zu haben iſt, da man alte und junge Füchſe ausgießen, und ſie ſolchergeſtalt ohne Hund aus den Bauen bringen kann, ohne ſelbige durch Graben zu ruiniren. Fehlt es aber an Waſſer, ſo bleibt nichts übrig, als den Fuchs auszugraben.

Das Graben der Füchſe geht nur alsdann von Statten, wenn die Baue nicht in Felſen, oder allzu groß und tief ſind. Man läßt einen oder zween gute Hunde hinein. Wenn dieſe laut werden, ſchlägt man oben mit einer Hacke derb auf den Boden. Denn, wenn ſich der Fuchs etwa in einen Keſſel geſetzt hätte, und nicht in eine Röhre zum Ende weichen wollte, wird ſich derſelbe durch das Schüttern ſo weit machen,

als er kann, und die Hunde bekommen auch mehr Eifer. Man muß ſich aber auf den Boden mit den Ohren legen, damit man den Laut der Hunde recht hören könne, und alsdann nicht zu weit vor den Hunden nieder graben. Wie man den Eingang der Röhren von außen beurtheilen kann, ſo ſchlägt man alsdann auch ſo ein, daß es quer über die Röhre komme, und der Einſch[illegible]z oder das Loch wird lieber etwas länger, als kürzer, gemacht. Auf ſolche Art behält man Platz, die Erde heraus zu bringen, und daß man ſich auch frey bewegen kann. Man kann ſolchergeſtalt den Fuchs lebendig haben, und ihn noch zu Hauſe in einem Garten oder Hofe hetzen.

Im Monat März und April, bey Gelegenheit der Schnepfenjagden, fügt es ſich zuweilen, daß man im Treiben noch eine trächtige Füchſin ſchießen, und dadurch viele dieſer Raubthiere auf einmal vertilgen kann. Haben dieſelben aber im April und May ſchon Junge, ſo hat man mit möglichſter Sorgfalt zu verfahren, und man muß ſich auf benachbarte Bäume ſetzen, um die alte Füchſin auf dem Baue todt zu ſchießen, welches aber deswegen ſchwer hält, weil ſie gemeiniglich den Bau zu kreiſen pflegt, ehe ſie ſich demſelben nähert; und wofern ſie eine friſche Fährte des Menſchen in die Naſe bekömmt, bleibt ſie davon, und führt in der erſten Nacht ihre Jungen in das dickſte Korn, Weizen, auch in den Winterrübſamen, wo ſie in kurzem einige Fluchtröhren verfertigt, um ihre Jungen ſo weit zu erziehen, bis ſie dieſelben zu dem Raube ausführt, wozu ſie noch vor der Kornaerndte geſchickt ſind, ſo daß man zur Aerndtezeit dieſe Baue leer findet. Weil nun ihre Liſt durch Kreiſen des Baues den Jäger mehrmals um dieſen Fang bringt, ſo muß man ihnen eine andere entgegen ſetzen, und ſich die Mühe nicht verdießen laſſen, ein ziemliches Stück weit bis auf den Bau, auf niedrigen Stelzen zu gehen, da dann öfters die alte Füchſin, welche ganz

ganz getroſt ihren Jungen den Raub zubringt, geſchoſſen werden kann.

Hr v. Schönfeld a. angef. O. S. 614, f.

Man pflegt auch eine Schießhütte auf die Füchſe zu machen, welches auf verſchiedene Art geſchehen kann. Man macht nämlich eine Hütte in die Erde, und zwar in einem Bruche, damit ſie fein warm ſey. Dieſelbe kann 10 Fuß lang, und 8 Fuß breit ſeyn; ſie wird 7 Fuß hoch ausgehöhlet, und oben wieder mit Erde zugedeckt. Die Schußlöcher müſſen, wo möglich, gegen Süden angebracht werden, damit der Mondſchein gut vorfalle. Sehr gut iſt es auch, wenn ein rauſchendes Bächlein vor der Hütte fließt; daran wird das Luder gebracht, wozu man gemeiniglich einen gebratenen Häring nimmt. Wenn nun Mondſchein oder Schneelicht iſt, ſezt man ſich in die Hütte, und ſtellt die Füſſe, um ſie gegen den Froſt zu verwahren, in einen Sack voll Häckſel. Wenn es ſtark friert, ſo kommen ſie fleiſſig zum Luder, daß man wohl etliche in einer Nacht ſchießen kann. Es kommen auch zuweilen Wölfe, die man gleich den Füchſen bewillkommen kann.

Es werden auch Hütten auf einem Baume gemacht. Dieſe ſind zwar etwas kälter, es ſtößt ſich aber kein Wind daran, daß der Fuchs etwas vernehmen könnte. Wenn man Heu hinein bringt, und einen Häckſelſack dabey hat, ſo kann man ſich darin auch noch wohl vor dem Froſte erhalten.

Ferner werden auch die Füchſe auf das Reizen geſchoſſen. Will man auf den Haſenruf reizen, ſo muß man erſt recht rein reizen lernen; und dieſes macht man alſo: Man nimmt den Daumen, und legt den Nagel mit der Hälfte zwiſchen die Lippen, oder es wird die Spize von einem Zeigefinger zwiſchen die Lippen, oder auch die Hand an den Mund gehalten, und an den Fingern oder der Hand ſcharf gezogen, daß es einen Laut geben muß, als wie ein Haſe, wenn er gefangen wird. Auch bläſt man in die zugemachte Hand, und giebt ebenfalls den Laut des Haſen an. Man hat auch ein Horn, wel-

welches abgedreht iſt, und einen Anſatz hat wie ein Hiefhorn, und einen guten Finger lang iſt; ſelbiges hält man auch mit einem Ende in der Hand, bläſt darauf, und thut die Hand auf und zu. Solche geben unter allen Reizen den ſtärkſten Laut, wie ein Haſe, und ſind weit zu hören. Ferner reizt man auch mit der Vogelpfeiffe, und wie eine Droſſel, wenn ſie gefangen wird. Imgleichen ſpitzt man mit dem Munde, wie eine Maus. Die beſchriebenen Arten zu reizen müſſen aber rein gemacht werden; denn der Fuchs iſt ſo ſchlau, daß er es gleich verſteht, und er wird eher vom Schützen weg, als zu ihm laufen. Man ſtellt ſich gegen Abend, oder des Morgens mit anbrechendem Tage, an den Ort, wo man meint, daß Füchſe heraus oder hinein traben, und reizt dann und wann einmal, aber nicht zu oft. Wenn man ihn aber eher zu ſehen bekömmt, iſt es deſto beſſer. Reizt man nun, ſo wird er bald darauf hören; und reizt man noch einmal, ſo wird er geſchwind auf das Reizen loslaufen. Fertig zum Schuſſe muß man aber vorher ſeyn, denn er kömmt geſchwinder, als man es ſich verſieht; er wartet aber auch nicht ſo lange, daß man ihn mit Pulver und Bley bewillkommen kann.

Den Fang der Füchſe mit Krähenaugen, kann man nicht eher vornehmen, als wenn es friert; man muß ſich aber dabey wohl in Acht nehmen, daß nicht etwa ein guter Hund darüber komme, weil alle blind geborne Thiere von Krähenaugen ſterben müſſen. Dieſer Fang wird folgendermaßen angeſtellt. Man nimmt Fleiſch, und ſchneidet dünne Scheiben, ſtreuet eine Meſſerſpitze pulveriſirte Krähenaugen darauf, und wickelt das Fleiſch zuſammen; es muß aber ſo groß werden, als ein Schnellkügelchen; dieſe Kügelchen legt man hinaus, damit ſie zuſammen frieren. Hiebey muß man ſich aber in Acht nehmen, daß nichts von dem Pulver auswendig daran komme; ſonſt ſchmeckt es der Fuchs, und läßt ſie liegen. Wenn man nun den Fang vorneh-

nehmen will, kirret man die Füchſe auf Plätzen an. Wenn er alsdann nur ein oder zweimal von den Plätzen weggenommen hat, werden die Kügelchen mit Krähenaugen erſt an dem Tage, da man ſie hinaus legen will, gemacht. Wenn ſie ſteif gefroren ſind, beſtreicht man ſie mit zerlaſſenem Gänſefett oder Butter, und legt auf 2 oder drey Plätzen 8 bis 9 Stücke von den Fleiſchkügelchen. Sobald er ſie genommen hat, und die Kügelchen im Leibe warm geworden ſind, wird ihm ſo übel, daß er nicht weit laufen kann, ſondern crepiren muß. Dieſer Fang iſt am beſten, wenn Schnee liegt, damit man ihn, wenn er die Doſis zu ſchwach eingenommen hätte, und noch weit gienge, nach und nach ausmachen könne. Sie müſſen aber bald geſtreift werden, weil ihnen ſonſt die Haare abgehen.

Von den Maſchinen oder Fallen, womit die Füchſe in der größten Kälte des Nachts gefangen werden, und welche man *Fuchs-Eiſen*, Fr. Chaſſe-trape, nennt, giebt es zweyerley Gattungen. Die erſte iſt das gemeine *Stangen-Eiſen*, welches eine Arbeit der Schloſſer oder Zeugſchmiede iſt, und gemeiniglich für 3 bis 3½ Rthlr. gekauft wird. Dieſes iſt nunmehr faſt allenthalben bekannt; bey und nach deſſen Erfindung aber ward es, inſonderheit mit der dazu gehörigen Witterung, für ein ſonderbares Geheimniß gehalten. Es beſteht ein ſolches Eiſen aus 2 ſtarken, vorn zuſammen vernieteten eiſernen Bügeln, welche hinten an eine ſtarke krumme Feder geſchraubet ſind. Zwiſchen dieſer Feder und den Bügeln wird von hinten das Schloß mit den Deckeln und Abzügen, vorn aber die Zugröhre angeſchraubet, und alles rein und blank gehalten. Wenn nun der Fuchs auf einen gewiſſen Platz gekirrt iſt, und ſich daſelbſt fleißig eingefunden hat, daß man alſo Hoffnung hat, ihn zu fangen, ſo ſchmiert man das Eiſen mit einer probirten Witterung, trägt es hinaus, und bindet an die Abzüge durch die Röhre an einen

nen hårenen Faden den Abbiß. Alsdann werden beyde Bügel mit den Knieen von einander gedrückt, die Abzugdeckel über einander gelegt, und zum Stellen bereitet, zuletzt aber allenthalben dünn mit Erde oder Laub überſtreuet. Wenn nun der Fuchs kömmt, und den Abbiß anrühret, ſchlagen beyde Bügel zuſammen, und er fängt ſich gemeiniglich um den Hals. Er ſchleppt auch wohl ſodann das Eiſen, ſoviel er noch Macht hat, ziemlich weit davon, um entweder daſſelbe los zu machen, oder ſich zu verbergen. Was aber liſtige Füchſe ſind, dieſe langen lieber mit den Klauen, als mit der Schnauze, nach dem Abbiß, und fangen ſich daran, beißen ſich aber bald los, laufen auf drey Beinen davon, und pflegen ſich doch wieder auszuheilen.

Die Witterung zu dergleichen Eiſen iſt unterſchieden. Einige ſchmieren die Schuhe mit Pferde= oder Kühmiſt, binden einen gebratenen Häring mit Baſt daran, und ſchleifen ſolchen durch die Felder, wo der Fuchs zu traben pflegt. Anſtatt des Härings kann man auch die gelbe Materie von Mäuſeholz, (Solanum Dulcamara *Linn.*) Campher. Honig, Gänſefett und Zwiebeln, in einem neuen Tiegel mit ungeſalzener Butter kreiſchen laſſen, und Schweingrieben oder würflicht zerſchnittene Stückchen Brod, darunter röſten, und ſolches alles in einen Beutel thun. Währender Schleppe muß man alle 100 Schritt eine Griebe fallen laſſen. Denn, wenn man ſie gar zu überflüſſig ausſtreuet, ſo wird der Fuchs geſchwind ſatt. Auf ſolche Art leitet man ihn bis an den Platz, wo er gekirrt worden iſt, welcher mit Kornſpreu beſtreut ſeyn muß Das Eiſen ſelbſt ſchmiert man mit Aalraupenwaſſer, welches in einem neuen Topfe vergraben worden, und mit Johannisöhl vermiſcht iſt, bindet alsdann ein Stückchen Häring an Zitterdraht, und ſtellt das Eiſen auf, welches man wieder dünn beſtreuet.

Hr.

Hr. Gartman, Landjägermeiſter im Weſtmanland, hat, zum Luder für den Fuchs, friſche Weißfiſche, beſonders Rothaugen oder Stinte, am beſten befunden, die der Fuchs gern frißt. Man ſchneidet einen ſolchen Fiſch, nach ſeiner Größe in 2 oder 3 Biſſen; einen kleinen kann man ganz laſſen. Ein Hund frißt ſelten rohe Fiſche; und ſolchergeſtalt kann man das Fuchseiſen ſicherer mit Fiſchen, als mit Fleiſche, hinlegen.

Den Fuchs dahin zu bekommen, wo man das Eiſen legen will, pflückt man, nach eben Deſſelben Vorſchrift, eine Krähe, wärmt ſie am Feuer, ſchmiert ſie mit Honig, bindet ſie hernach an einen Strick, und ſchleppt ſie auf der Erde, an dem Orte, wo das Eiſen hingelegt werden ſoll, herum. Im Anfange wirft man bey jedem andern oder dritten Schritte 1 oder 2 Stückchen Fiſche, wo man die Krähe herum ſchleppt; 30 oder 40 Schritt davon wird jeden zehnten Schritt ein Stückchen geworfen, u. ſ. w. nachdem man Luſt hat, die Krähe weit zu Anlockung des Fuchſes herum zu ſchleppen: wobey man nur dieſes zu merken hat, daß die Biſſen deſto dichter geworfen werden, je näher man dem Eiſen iſt. Dieſes iſt zu gebrauchen, ſo lang noch kein Schnee auf dem Felde liegt. Es hat Derſelbe befunden, daß man auf dieſe Art die geringſte Mühe hat, wenn man ſich mit Luder verſorgt, und es ungefähr 10 oder 12 Schritt von dem Orte, wo das Eiſen hinkommen ſoll, legt, als auch daherum, weil der Fuchs lieber Stückchen, die er zerſtreut findet, aufzuleſen, als vom Luder, beſonders wenn es noch ganz iſt, zu freſſen pflegt. Wo keine friſchen Fiſche zu haben ſind, kann man ein Schaf, eine Ziege, ein Lamm oder ein Kalb nehmen, Stückchen in der Größe eines Taubeneyes ſchneiden, und für den Fuchs hinwerfen. Der Biſſen, er möge Fiſch, Fleiſch oder gebratenes Brod ſeyn, muß nicht größer ſeyn, als eine wälſche Nuß. Man bindet ihn an einen Faden, und er geht einen Querfinger aus der Röhre, der Faden wird in den Haken an das Schloß gebunden.

S. deſſen Erinnerungen, wie Fuchseiſen zu legen und zu beobachten ſind, im 9. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1747, Hamb. 1753, gr. 8. S. 192—195.

Einige mengen auch unter die Witterungen Tannenknoſpen, Violenwurzel, die Geburtsgeilen oder Eyerſtöcke von einer Füchſin, und etwas von ihrem Fette, laſſen alles zuſammen kochen, thun es in einen neuen Topf, und decken es feſt zu. Aber vor dieſer Witterung ſoll kein Jäger ſchleppen dürfen, ſondern man macht zween Pläze, legt auf den einen das Eiſen,

ſen, und auf den andern die Biſſen Brod, welche in der Witterung geröſtet ſeyn müſſen.

Folgende Witterungen ſind auch gut. Man nimmt Marum verum ½ Hand voll; rohe Butter, für 1 Groſchen; die Nachgeburt von einer Füchſinn; Campher, 2 Erbſen groß; Bibergeil, und Anieß, von jedem für 6 Pfenn. Oder Violenwurzel für 3 Pfenn. Anießöhl für 1 Gr. und Mäuſeholz, eine gute Hand voll. Die Zubereitung ſolcher Witterungen iſt folgende. Man nimmt einen neuen Tiegel, ſiedet ihn mit reinem Waſſer aus, läßt ihn wieder trocken werden, nimmt die Butter läßt ſie im Tiegel zergehen, aber nicht braun werden, und ſchäumt ſie ab. Von dem Mäuſeholze wird vorher die graue Rinde ſubtil abgeſchabet und weggeworfen, hernach die grüne auch abgeſchabet, und in die Butter oder das Fett, nebſt den andern Stücken zugleich hinein gethan, außer dem Campher und Wachſe, wo man dieſe mit gebraucht; und alles zuſammen mit einem Hölzchen fleißig umgerührt, damit es nicht anbrenne. Wenn nun die Species ein wenig in der Butter oder dem Fette gebraten ſind, thut man den Campher hinzu, und läßt es braten, bis es bräunlich zu werden anfängt; nimmt einen reinen Lappen, drückt den Saft heraus, und ſchabet ein wenig Wachs hinein, damit es etwas ſteif werde. Will man den Pferdemiſt darunter haben, wird derſelbe, wenn es noch heiß iſt, hinein gedrückt. Dieſes Gemenge wird alsdann in einem reinen gläſernen oder irdenen Geſchirre aufgehoben.

Eine Witterung, welche ſich viele Jahre lang aufbehalten läßt, iſt folgende. Man nimmt weißes Jungfernwachs, und geſtoßene rothe Myrrhen, von jedem 4 Loth; alte ungeſalzene Butter, 3 Loth; eine zerſchnittene Zwiebel, ¾ Quent ſchwer; und Campher ⅔ Qu. oder 40 Gran. Dieſe Sachen, der Campher ausgenommen, werden in einem neuen ſteinernen Topfe gebraten, bis die Zwiebel braun zu werden anfängt; alsdann nimmt man es vom Feuer, thut den Campher hinzu, und ſeihet es durch ein reines leinenes Tuch. Hierauf läßt man es abkühlen, und macht es zu einem runden Ballen, den man in einer Ochſenblaſe oder in Leinwand verwahret.

Ein ſolches Stangen-Eiſen, welches auch zum Biber-Fiſchotter- und Maderfange gebraucht wird, findet man Fig. 812 abgebildet. A 1, iſt das aufgeſtellte Eiſen; A 2, wie es zuſammen ſteht. a iſt ein breiter Stab Eiſen, wie eine Radſchiene, von 15 bis 16 Zoll lang, worauf b eine gute

ſtählerne Feder. Vorn auf dem Stabeeiſen ſind zwo Backen, worin die Stangen in einem Wirbel gehen. c, ſind zwo, $1\frac{1}{4}$ Zoll breite, $\frac{1}{2}$ Z. ſtarke, und 15 Z. lange Stangen mit ſpitzigen Zähnen. An g iſt die Stellung. Unten an dem Stabe befindet ſich ein Haken h, welchen man währendem Stellen über die eine Stange leget, um ſich mit den Eiſen nicht ſelbſt Schaden zu thun; e ſind runde Stängelchen Eiſen von 3 Zoll, woran die Saite d zum Stellen angemacht wird.

Um einer deutlichern Anweiſung zum Stellen willen, findet man die Stellung beſonders bey B gezeichnet. 2 iſt ein tiefrunder gefeilter Kerb, worin die unterſte Drückſtange, welche quer über die Stange c herüber geht, zu liegen kömmt. 3, iſt ein eiſernes Stängelchen, von $2\frac{1}{2}$ Zoll lang. 4, iſt ein gekröpftes, oder an beyden Enden kurz gebogenes Stängelchen. 5, iſt ein geradeauf ſtehendes Stängelchen, welches unten nach 4 hin kurz gebogen, oben aber einwärts auch nur kurz gebogen iſt, daß es unter dem, 2 Zoll langen, Querſtängelchen 6 trifft. 7, iſt ein geradeauf ſtehendes Stängelchen, worin, nach 6 zu, ein oder zwo Kerben ſind. Oben darin iſt ein Loch, durch welches der Stelldraht gezogen werden kann. Alle dieſe fünf Stängelchen gehen an Wirbeln, wie die daran gezeichneten Ringe zeigen, ſo, daß ſie ſich gar leicht an ſelbigen drehen können, und ſind an einem ſtarken eiſernen Bleche befeſtigt, wie die Proportion der Figur B zeigt. Dieſes Blech iſt an dem eiſernen Stabe a, an der Seite und vorn hinaus, angelöthet. Ferner befindet ſich gegenüber und hinterwärts ein auch an der andern Seite des Stabes angelötheter eiſerner Backen, woran eine eiſerne Stange i an einem Wirbel geht, und quer herüber bis unter 2 reichet.

Die Stellung geſchieht folgendermaßen. Man tritt vorn vor die Stangen auf die Feder, und drückt ſelbige herunter, hat dabey einen Schraubenhaken, ſchraubet ſelbige an, daß ſolcher die Feder hinunter auf den Stab a halte, leget die Stangen aus einander, daß eine die Länge hinaus über der Feder, und die andere vorn hinaus zu liegen komme, nimmt die Stange i von der einen Seite, und leget ſie quer über die eine Stange c bis in die Kerbe 2. Sodann wird die Stange 3 über dieſe Stange i gelegt, die gekröpfte Stange 4 herauf auf 3 gedrückt, und die Stange 5 unter 4, und zugleich oben unter 6 gedrückt, die 6 in der Stellſtange 7 und f in Kerbe eingeleget, eine Drahtſaite an der einen Stange oben an e angemacht, und durch das Stellſtängelchen 7 ode ben f durchgezogen, und an der andern Schlagſtange bey e ſteif angemacht. Wenn das Eiſen

ſolcher-

ſolchergeſtalt ordentlich liegt, ſchraubet man den Haken vorn an der Feder wieder ab.

Ein auf die jetzt beſchriebene gewöhnliche Art verfertigtes Stangeneiſen, hat, wegen der daran angebrachten Stellart, die Unvollkommenheit, daß es, wie das ebenfalls zum Fange der Raubthiere gebräuchliche, ſo genannte Tellereiſen, wenn es einige Zeit geſtellt liegt, zu feſt ſteht, und bey dem Losgehen ein Thier nicht wohl anders, als ſpitzig an dem Kopfe, treffen kann, daß es demnach gar nicht, oder doch nur ganz ſpitzig, mit dem Kopfe hängen bleiben, und ſich alſo gar leicht wieder heraus ziehen kann. Denn der Faden zum Abziehen iſt ſo angebracht, daß an jeder Stange oben eine Spitze 2 bis 3 Zoll lang heraus geht, an welche beyde Spitzen dieſer Faden ſtraff angezogen wird, welcher hängend auf der Erde liegen, und nicht los gezogen werden würde, daß das Thier, ſo bald es an dieſen ſtößt, damit das Eiſen abzieht. Daß nun auf dieſe Art das Eiſen zu zeitig los ſchlägt, ehe das Thier weit genug zwiſchen die Stangen eingegangen iſt, wenn es auch zum Abſtoßen leicht ſtände, läßt ſich ſogleich überſehen, und daraus beweiſen, daß man ſelten etwas fangen kann. Hienächſt ſind auch die Stangeneiſen ſo gemacht, daß ſie, ſo wenig, als die Tellereiſen, recht rein gehalten werden können; und weil man an denſelben nur eine Feder anbringen kann, ſo fehlt es auch oft an der Kraft das gefangene Thier feſt genug zu halten. Der bereits angeführte L. R. R. Hr. v. Schönfeld, hat ſich die rühmliche Mühe gegeben, durch einige an dieſer Maſchine angebrachte Veränderungen ihren bisherigen Unvollkommenheiten abzuhelfen. Ehe ich aber dieſelben anzeige, muß ich vorher erinnern, daß Hr. v. Schönfeld nicht für gut hält, das Eiſen mit Witterung zu beſtreichen.

Da ſich nach der gedachten gewöhnlichen Stellungsart in den Stangeneiſen kein Thier fangen konnte, um von dem Eiſen genugſam gehalten zu werden, ſo ſuchte Hr. v. Schönfeld zu.

vörderſt, die Kraft der Feder zu vermehren, weil man an dem Stangeneiſen nicht mehr als eine Feder anbringen kann, welche die beyden Stangen nicht nur zu regieren, ſondern auch das gefangene dazwiſchen geklemmte Thier zu halten hat. Hienächſt war derſelbe darauf bedacht, die Art der bisherigen Stellung abzuändern, daß davon dem Thiere, außer dem Faden zum Abziehen des Eiſens, nichts im Wege blieb, welchen Faden er ſo einrichtete, daß ſich das Thier fangen mußte, wo man es verlangte, nämlich am Halſe, an beyden Bügen, oder hinter den Bügen. Dazu fand er einen geſchickten Eiſenarbeiter, einen Sägeſchmied, Namens **Heymaier**, in Borna, welcher ſeine Angaben nach Wunſch ausführte, auch eine Art Schneller, welcher von einer ganz ſchwachen Feder gehalten wird, zu Beförderung des leichten Abziehens, daran anbrachte, dergleichen Stangeneiſen bey demſelben nunmehr auf Fiſchotter, Füchſe und Marder, gegen Beſtellung in unterſchiedenen Preiſen zu bekommen ſind.

Nachdem alles dieſes zur Verſicherung eines ſichers Fanges zu Stande gebracht war, fand Hr. v. Schönfeld doch öfters in der Ausführung, daß dieſe Thiere, inſonderheit der Fuchs und die Fiſchotter ſich vor den Abzugsfaden geſcheuet hatten, und um das Eiſen herum gegangen waren, wie er auf dem Schnee gewahr wurde, weil die Luft denſelben bewegte, indem er niemals ſtraff angezogen werden durfte, damit das Thier vorher weit genug zwiſchen die Stangen eingehen konnte, ehe ſich das Eiſen abzog. Hier ſahe er ſich nun genöthigt, noch die letzte Verbeſſerung bey Legung des Eiſens anzubringen, um der Liſt dieſer ſchlauen Thiere hinlänglich zu begegnen, wie aus der Art, das Eiſen zu legen, deutlich erhellen wird.

Wo das Stangeneiſen, hauptſächlich auf den Fuchs ins Freye gelegt wird, da erwählet man gern dazu einen Platz in einer Beetfurche, wo dieſe durch die Querwaſſerfurche geht, daß das Eiſen mit den Stangen und der Feder, welche letztere unter der rechten Stange niedergedruckt zu liegen kömmt, in der Querwaſſerfurche lieget. Das aufgeſtellte Eiſen wird ſo lange, als man mit deſſen Einfütterung und Legung zu thun hat, von einem eingehängten Haken gehalten. Damit aber das Thier gar nichts von einem Faden zum Abzuge gewahr werde, wozu es ſich nicht einmal eine Grasſchmiele gefallen läßt, ſondern ſich davor ſcheuet: ſo leget man hinter das Eiſen, ſo weit man haben will, daß das Thier beym Losgehen des Eiſens zwiſchen den Stangen ſeyn ſoll, ein dünnes Bretchen nur von ſtarkem Schach-

Schachtelholze, das ſich jedoch bey dem Auftreten des Thieres nicht biegen darf, welches auf der linken Seite auf der ebenen Erde gerade und feſt aufliegt, gegen die rechte Seite nach dem Schloß des Eiſens aber allmählig höher von der Erde ſteigt, in der Schwebe hängt, und von einem Faden gehalten wird, welcher an dem Schneller befeſtigt iſt. Das Eiſen ſowohl, als das Bretchen, wird mit Erde oder Schnee überdecket, und zwiſchen den Stangen des Eiſens und dem Bretchen derb gemacht, daß alles meiſtens der langen Beetfurche gleich iſt, in welcher der Fuchs auf der Schleppe ankömmt. Ueber das Eiſen und das Bretchen, wodurch das Eiſen abgezogen wird, ſchleppet man mit, nicht aber weiter über das Eiſen hinaus. Wenn alles fertig iſt, wird nunmehr erſt der Schneller geſtochen, und nach dieſem von der Seite der Haken, welcher zur Sicherheit bey dem Aufſtellen das Eiſen hielt, abgehoben. Man hat Urſache, alle dieſe Vorſicht genau zu beobachten, weil dergleichen Eiſen gar leicht den Arm zerſchlagen würde, wenn man ſich darin fangen ſollte.

Nunmehr wird geſchleppet am beſten von dem Eiſen an ſo weit, als man für gut findet, das Geſchlepp zu machen. Dazu kann entweder nur Haſengeſcheide, noch beſſer aber eine gebratene Katze, genommen werden, wobey folgendes genau zu beobachten iſt: daß derjenige, welcher ſchleppet, zuerſt ſeine Schuhſohle ſtark an dem Geſchleppe reibe, auch beym Schnee das Geſchlepp ſo ziehe, daß dadurch ſeine Fährte oder Tritte wieder verſtrichen werden, damit der Fuchs nichts als das Geſchlepp gewahr werde. Auf dem Geſchleppe bis nahe an das Eiſen, kann man gut und ſtark riechende Brocken mit fallen laſſen, als: fett Schweinfleiſch und weiße Zwiebeln, in kleine Stückchen, wie Stabelerbſen, geſchnitten, in Gänſeſchmalz gelb gebraten, worunter nach dem Verkühlen etwas pulveriſirter Baldrian und Campher gerührt wird. Hat der Fuchs dieſes auf dem Geſchleppe angenommen, ſo iſt ihm die Naſe erfüllt, daß er ſodann von dem rein geputzten Eiſen nichts gewahr wird, bey welchem, und bey dem Abzugbretchen er eben dieſen Geruch findet. Damit aber nicht Krähen, Aelſtern und Mäuſe ſich dem Eiſen nahen, ſo können einige Schritte davon einzelne Krähenfedern und wenige Katzenbeinchen geſtreuet werden. Dabey iſt noch zu bemerken, daß in ſolchen Jahren, wo es viel Mäuſe giebt, der Fuchs kein Geſchleppe noch Brocken annimmt, und alle Mühe zum Fangen umſonſt angewendet wird.

No. 4. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1777. S. 32. fgg.

Die zweyte Art eines Fuchseiſens, beſteht aus zween Bügeln, welche, wenn ſie aufgeſtellet werden, eine Ovalründe machen. Eine ſolche Maſchine wird, ihrer Figur wegen, ein Schwanen-Hals, und, weil ſie in Berlin erfunden worden iſt, das Berliner-Eiſen, und die Materie, womit ein ſolches Eiſen beſtrichen wird, die Berliner Witterung genannt. Wie ſolche Eiſen in ihrer Proportion ausſehen, zeigt Fig. 813. Die beſte Faßon iſt, wenn dieſelben quer herüber von einem Bügel zum andern, wo nämlich auf dem Riſſe 3 und 3 ſteht, 2 Fuß breit ſind: von 4 zu 4, 1 Fuß 9 Zoll; und die Feder von 4 bis 5, 1 Fuß 2 Zoll. Das vornehmſte dabey iſt dieſes, wenn ſie tüchtige Federn haben, daß ſie fein raſch ſind, und aus dem Lager in die Höhe hinauf ſpringen. A 1 iſt ein ſolches aufgeſtelltes Eiſen; A 2, aber ein zuſammen geſchlagenes. Die Eiſen müſſen recht rein geputzt, und ſauber gehalten werden; auch muß kein Oehl oder Schmiere daran kommen. Wenn dann der Fuchs angehen ſoll, ſo thut man dürren Pferdemiſt in einen Keſſel mit reinem Waſſer, läßt das Eiſen, nachdem man es vorher aus einander genommen hat, wohl darin ausſieden, putzt es hernach vollends mit feinem Sande und reinem Waſſer ab, ſäubert alle Schrauben, Gewinde und Löcher, und läßt es endlich vollkommen trocknen. Die Witterung, imgleichen die Brocken oder die Kirrung, welche man hiebey gebraucht, ſind eben dieſelben, die ich oben, S. 384, f. beſchrieben habe.

Was den Fang ſelbſt betrifft, ſo iſt es gut, wenn man die Lager, worin die Eiſen zu liegen kommen, einhauet, ehe es zufriert; denn im Froſte ſind ſie nicht allein ſchwerer zu machen, ſondern verurſachen auch mehr Unreinigkeit bey dem Eiſen herum. Die Lager zumachen, muß man eine kleine Hacke haben, welche auf beyden Seiten Schneiden hat, deren eine in die Länge, und die andere in die Quere ſtehe, auf die Art wie eine

Zim-

Zimmermannsquerart. Das Lager macht man in den Wieſen und Gründen, oder auf freyen Plätzen und alten Lehden, in und zwiſchen dem Walde. Man ſpannt das Eiſen auf, und ſtellt es feſt, und zwar ſo, daß die Feder allezeit gegen den Wind liege. Denn, weil der Fuchs gegen den Wind zum Eiſen geht, ſo fängt er ſich beſſer, wenn er vorn gerade zwiſchen die Bügel, als wenn er in die Quere oder über die Feder kömmt. Weil man nun nicht wiſſen kann, wo der Wind hergehen wird, wenn man das Eiſen gelegt hat, ſo muß man das Lager dergeſtalt einhauen, daß die Feder gegen Nordweſten komme. Auch kann man noch ein Lager etliche Schritte davon mit der Feder nach Oſten anrichten. Nachdem es auf den Boden abgezeichnet worden iſt, hauet man 3 Finger breit eine Rinne in die Erde, und bringt, wo die Feder und die Bügel hinkommen, das Erdreich heraus. Wo das Schloß hinkömmt, muß es fein geräumig und ſo tief eingehauen ſeyn, daß das Eiſen nicht über den Boden heraus zu ſehen ſey, und daß es überall gleich tief liege. Kirrungsplätze macht man wenigſtens 3, auch wohl 4 bis 6; auf jeden leget man von einem Kirrungsbrocken 2 bis 3 Stückchen, und macht auch an mehrern Orten Plätze, damit ſich mehr Füchſe dahin gewöhnen. Alsdann ſchleift man auch vor dem Holze, und von einem Orte der Plätze zum andern. Die Einrichtung des Geſchleppes iſt oben, S. 389, beſchrieben worden. Wenn nun der Fuchs auf die Schleppe kömmt, folgt er ſelbiger nach, bis an die Plätze, da er denn die daſelbſt befindlichen Brocken ſpeiſet. Man leget auch, ohne wieder zu ſchleppen, eine oder zwo Nächte wieder etwas hin. Kömmt er nun fleißiger, ſo leget man gegen Abend das Eiſen, da dann an dem Abzuge ein von Zwirn geflochtenes Schnürchen, und an demſelben ein Brocken, oder von demjenigen, womit man ihn gekirret hat, etwas ſeyn muß. Allzu lang muß der Brocken nicht von dem Schloſſe heraus ſeyn. Alsdann

wiſcht man das Eiſen rein ab, und ſtellt es auf. Hinter dem Abzuge aber muß man entweder was von Holze, oder ein dazu gemachtes rundes kleines Eiſen vorſtecken, daß es ſich im Legen nicht aufziehen kann. Unter den Bügeln auf jeder Seite, wie auch unter der Feder, leget man ein breites Steinchen; dieſes giebt beym Losſchlagen dem Eiſen mehr Kraft, daß es nicht unter ſich in den Boden drücken kann. Sodann leget man über das Schloß, und vorn über die Wirbel, auch wohl über die Bügel, reines und weiches Papier, füttert und bedeckt das Eiſen überall mit reiner Spreu; vorher aber muß auch auf den Plätzen dergleichen geſtreuet geweſen ſeyn, damit es der Fuchs ſchon gewohnt ſey. Auch nimmt man etwas von Ameiſenhaufen, und füttert es damit ein. Auch muß nicht vergeſſen werden, daß, wenn man das Eiſen in das Lager legen will, man ein reines leinenes Läppchen mit der Witterung beſtreiche, und ſie einreibe. Mit dieſem Witterungsläppchen überſtreicht man das Eiſen um und um, jedoch mäßig; denn kömmt man zu wenig, ſo geht der Fuchs nicht daran; iſt es aber zu ſtark, ſo fängt er an, vor dem Eiſen zu graben, und bis auf das Eiſen: wird er nun dieſes gewahr, ſo geht er dieſelbe Nacht nicht an den Brocken, vermerkt Unrath, und geht davon. Wenn aber die Accurateſſe in Acht genommen, und das Eiſen ordentlich dem Boden gleich eingefüttert, und alles erſt fertig wird, bis auf das Fleckchen, wo man zum Schloß kommen, und dasjenige, was man vorgeſteckt hat, ſubtil heraus ziehen kann, und gemächlich decket; (wie es denn auch nicht ſchaden kann, wenn man mit einem Reiſe etwas feine Erde darauf ſtäubet): ſo wird der Fuchs, ſo gut er ſich auch in Acht nehmen will, ſich doch durch die Niedlichkeit betrogen, und die eiſerne Halskrauſe, ehe er es ſich verſieht, und kaum den Brocken am Abzuge berührt, am Halſe haben, und nicht vermögend ſeyn, ſelbige los zu werden. Viele ſind noch lebendig,

wenn

wenn man des Morgens hinzu kömmt, und ſehen ſich gefährlich um, da man ſie dann vollends todt ſchlägt. Wenn Schnee iſt, kann man das Eiſen auch wohl in den bloßen Schnee legen, ohne das Schloß einzufüttern. Wenn man es aber überall einfüttert, muß man auch mit einem Rüthchen ein wenig Schnee darüber ſtäuben; im Erdreiche aber einzuhauen, iſt alsdann nicht nöthig. Käme aber der Fuchs nicht ſogleich auf das Eiſen, ſo muß man doch des Morgens allezeit darnach ſehen, und mit einem Reiſe nur den Brocken zudecken, damit die Krähen, Raben, u. d. gl. ſolches nicht losziehen; des Abends aber muß man das Reis wieder wegnehmen. Sonſt iſt hiebey noch zu gedenken, daß, neben den Abzugsbrocken, noch ein oder zween dergleichen mit hingeleget werden; und auf den Nebenplätzen müſſen gleichfalls Brocken ſeyn. Einige Füchſe ſind ſo liſtig, daß ſie wohl die Nebenplätze wegnehmen, auf das Eiſen aber nicht hin wollen. Geſchieht ſolches 1, 2 oder 3 Nächte, ſo iſt es falſch mit dem Eiſen; daher nehme man es lieber ein Paar Tage weg, kirre den Fuchs ferner an, und lege es alsdann neben dem erſten Platze, ſo läßt er ſich betrügen. Sie ſind auch wohl ſo behutſam, daß ſie den Brocken vom Schnürchen abkäuen; in dieſem Falle muß das Eiſen nicht zu feſt ſtehen. Auch wollen ſie zuweilen an den rechten Brocken ſich nicht wagen, ſondern nehmen die von der Seite weg, und laſſen den rechten liegen; merkt man dieſes, ſo ſteckt man einen ſtarken Faden durch die Nebenbrocken, und hängt ſie an den mittelſten an. Durch fleißige Uebung wird man ihrer Ränke am beſten kundig werden. Wenn es verprellte Füchſe ſind, die wohl an die Plätze gehen, aber nicht auf das Eiſen wollen, ob es gleich ordentlich zurecht gemacht iſt, ſo muß man es mit der Witterung verändern. Sollte man aber den Fuchs ſpüren, und er gienge zwar nach den Plätzen hin, nähme aber den Brocken nicht, ſo verändert man auch die Kirrung.

Ein ſehr oft vorkommender Zufall, welcher den beſten Fuchsjäger vielmals um den Fang bringt, iſt dieſer, daß die Krähen und Aelſtern nach ihrer ſtarken Witterung auf dem Platze den Biſſen oder Brocken gewahr werden, und das Eiſen losziehen wobey ſich die Krähe gemeiniglich ſelbſt fängt. Dieſes geſchieht den Tag über, oder gegen Abend, nachdem der Jäger früh ſein Eiſen beſucht hat. Findet nun der Fuchs dieſen bedenklichen Anblick, ſo iſt der ganze Fang vereitelt. Dieſem Uebel iſt dadurch leicht abzuhelfen, daß man bey Legung des Eiſens gleich um den Platz herum einige lange Federn aus den Flügeln der Krähen und Aelſtern ſtreuet, welches den Fuchs nicht befremdet, hingegen Krähen und Aelſtern ſehr mißtrauiſch macht, dem Eiſen zu nahe zu kommen. Nicht weit davon leget man eine todte Krähe dergeſtalt, daß dieſe auf dem Bauche liegt und die Flügel ausſperret, welches die Krähen ſehr verabſcheuen. Weil es aber außer den Krähen und Aelſtern, noch verſchiedene andere Thiere giebt, welche eben dergleichen Verdruß erregen: ſo thut man ſehr wohl, zu den Biſſen des Abzuges ein Knöchelchen von der gebratenen Katze zu nehmen, mit welcher auch geſchleppt wird. Daran geht kein Hund, Wieſel, noch Maus, welche insgeſamt ſonſt gar öfters die Fuchseiſen abziehen. Ueberdieß liebt der Fuchs die Katze zu freſſen ganz vorzüglich, daher auch, um den Fuchs auf den Platz zu bringen, eine gebratene Katze am beſten zum Geſchleppe zu nehmen iſt, zu welchem Braten man unter freyem Himmel ein Feuer anzumachen pflegt. Dem Fuchſe kömmt dieſer Brocken auch gar nicht fremd vor, weil er auf dem ganzen Geſchleppe die Naſe davon angefüllet hat.

Die beſte und ſicherſte Witterung iſt, daß man ſein Eiſen recht rein mit Waſſer und Sand ſcheuert, und mit einem Tuche, worin kein Geruch, auch nicht einmal von Seife, befindlich iſt, abreibet, und zur Einfütterung deſſelben ſolche Sachen erwählet, die zwar riechen, aber dem Fuchſe keinen befremdlichen Geruch beybringen, wozu das beſte iſt: Geniſte von Ameinſenhaufen und gedörrte kleingeriebene Pferdeäpfel, welche letztere hauptſächlich dazu nöthig und dienlich ſind, nicht nur dem Fuchſe die Naſe zu füllen, wozu der Geruch von dem Geſchleppe ſchon viel beyträgt, ſondern auch beſonders, um das Eiſen von den Seiten ſo derb einzufüttern, daß es hart wird, und der Fuchs bey dem Abziehen nichts davon merkt, wenn er von ungefähr auf den harten Bügel des Eiſens tritt, welches gar oft erfolgen würde, wenn die Einfütterung aus lauter lockerer

rer Spreu beſtände, womit es die meiſten einzufüttern pflegen, in welcher der eiſerne Bügel bey dem Auftreten ſehr fühlbar werden müßte. Dabey iſt aber auch zu beobachten, daß die Bügel nicht zu dick überdecket, folglich bey dem Losſchlagen am Springen nicht verhindert werden; wie dann auch überhaupt bey Legung des Eiſens dahin zu ſehen iſt, daß ſich wenigſtens der Fuchs jederzeit am Halſe fange, wenn ihn nicht das Eiſen auf beyden Bügen faſſet.

Am allerſicherſten iſt der Fang, wenn, nachdem der Fuchs den Platz und die Brocken einige Nächte angenommen hat, wozu man ebenfalls kleine Stückchen Katzenfleiſch gebraucht, man ſodann eine Zeit zur Legung des Eiſens abpaſſen kann, daß es den Tag oder den Abend darauf ſchneyet. Auf dieſe Weiſe wird er am gewiſſeſten berücket, weil er da ganz ſicher iſt, und keine Fährte des Jägers, noch ſonſt etwas veränderliches, gewahr wird, ſondern bloß ſeinem Geruche nachgeht, und den Biſſen zu erlangen ſuchet.

Einige Vortheile für die Verfertiger der Eiſen, zeigt Hr. v. Schönfeld, in ſeiner Landwirthſchaft S. 683, fgg. an.

Die Füchſe in Teller-Eiſen zu fangen, verurſachet wenig Mühe; denn Witterungen gebraucht man hier nicht, außer zu den jungen Füchſen. Wenn man dieſe vor dem Baue fangen will, muß man das Eiſen mit einer der oben angeführten Witterungen verſehen. Die alten Füchſe aber werden vermittelſt dieſes Eiſens auf folgende Art leicht gefangen. Wo Quellen oder Springbrunnen im Walde ſind, welche ablaufen, da nimmt man das Eiſen, und leget es ohne Witterung in die Quelle, daß aber das Waſſer darüber laufe. Auch ſchneidet man ein Stückchen von dem in der Quelle befindlichen dünnen oder mooſigen Graſe aus, ſo groß, daß es über das Eiſen reichet. Iſt dergleichen nicht vorhanden, ſo leget man ein dünnes laubiges Zäckchen, und ſtreuet dürres Laub vor das Zäckchen, daß es das Waſſer nicht wegſchwemme. In die Quelle ſteckt man eine Gabel, hängt etwas von Wild- oder Rehgeſcheide neben das Eiſen, und wirft um die Quelle altes Holz und allerley Reiſig, daß der Fuchs über das Eiſen muß, wenn er zum Geſcheide will. Kömmt er nun nach dem Ge-

Geſcheide, ſo wird er ſich in das Eiſen fangen. Wenn es hart friert, und er ſich mit dem Eiſen im Waſſer überſchlägt, und naß machet, wird ihm der Pelz bald ſteif frieren, daß er nicht weit laufen kann. Die Füchſe fangen ſich auf ſolche Art recht gut, und es ſind auch diejenigen, welche mit andern Eiſen verprellet worden ſind, doch hierin zu fangen; denn ſie haben gar keine Witterung vom Eiſen, weil ihnen das Waſſer die Witterung benimmt.

Die Füchſe mit Schlag-Bäumen zu fangen, Fig. 814, nimmt man zwey Stücke von einer ſtarken Stange, und macht davon zwo Unterſtangen, 1 und 2, jede 4 Fuß lang, welche nur ſo weit von einander zu liegen kommen, daß noch eine ſolche ſtarke Stange dazwiſchen liegen kann. Dieſe werden feſt angepflöckt, und in die Erde ganz gleich eingegraben, daß nichts davon heraus gehe, weil der Fuchs ſich mehr vor dem, was auf der Erde iſt, als vor der Ober- und Schlagſtange, welche über demſelben, und mit Reiſe verbunden und verwittert iſt, ſcheuet. Die Unterſtangen dienen dazu, daß, wenn ſich etwa ein Fuchs fängt, er recht feſt liege, und ſich nicht in der Erde ausreiben könne. Sie werden auch ſodann gleich todt geſchlagen, und können ſich die Haare von den Bälgen nicht abreiben. Zu den Ober- oder Schlagbäumen wird eine faſt etwas ſtärkere, mit No. 3 bezeichnete, 5 ½ Fuß lange Stange genommen, welche fein gleich ſeyn muß; auch muß in ſelbige kein Hieb oder Hau geſchehen, weil ſie ſonſt zerbricht. No. 4 und 5 ſind zwo ſtarke Stützen mit ſtarken Gabeln, welche neben den beyden vorerwähnten in der Erde liegenden Stangen, 1 und 2, auswendig daran in die Erde feſt eingeſchlagen werden, welche ¾ Elle hoch über der Erde ſtehen, und worauf eine, ¾ Ellen lange, Stange geleget wird. No. 6 iſt das 12 Zoll lange, Querholz; und No. 7 ein von eichenen, Haſeln-, oder andern Wieden, oder auch von

Wachholderreiſe feſt geflochtener Kranz. Hinten kommen zwey Pfähle, 8 und 9, ſo weit die Stellung geht, welche man an dieſen hinterſten Pfählen anmachet, wohinter, gerade der Fallſtange, noch ein breiter Pfahl geſchlagen wird, damit dieſelbe nicht hinterwärts weichen könne. No 10 iſt eine meſſingene Drahtſaite, welche von den hinterſten Pfählen, 8 und 9, bis an die vorderſten Stützen, 4 und 5, reichet, woran ein meſſingener oder eiſerner, glatt und rund gefeilter, mit No. 11 bezeichneter, und ſo weiter Ring iſt, daß man mit einem Daumen hinein fahren kann. No. 12 iſt ein Schnürchen, welches zwiſchen den unten in der Erde verborgen liegenden Stangen mit einem Häkchen eingeſchlagen iſt, und bis an den Ring geht, und denſelben niederhält, daß er ſich nicht in die Höhe ziehe. No. 13 iſt das, 6 Zoll lange, Stellholz, wovon ein härenes Strickchen, 14, bis zu dem Querholze geht. No. 15 iſt ein eingeſchlagenes Häkchen, woran das Leinchen, an welchem der Ring iſt, gebunden wird. No. 16 iſt eine Kerbe in der einen vordern Stütze, worein das Stellholz kömmt. Ehe nun dieſer Schlagbaum aufgeſtellet wird, beſchwert man den obern Baum, gegen die Mitte, mit einigen Stücken Holz oder Steinen, damit der Fuchs denſelben nicht aufheben könne, und verwildert ihn neben her und darüber mit grünen Reiſern. Alsdann wird derſelbe folgendermaßen aufgeſtellt. Zuvörderſt hauet man ſich eine Stütze, und ſetzt ſie unter den Schlagbaum 3, nimmt das Querholz 6, ſteckt es in den Kranz 7, über die auf Stützen liegende Stange, mit einem Ende kurz von inwendig heraus; an dem andern Ende iſt das härene Leinchen, 14, angebunden, an welches in der Mitte das Stellholz, 13, angemacht iſt. Dieſes Stellholz ſetzt man in die Kerbe, 16, und ſteckt den Ring, 11, an das Stellholz, ſo genau und knapp es immer ſeyn kann.

Der=

Dergleichen Schlagbäume kann man vor allen Bauen, Fluchtröhren, und unter Bäumen, die hohl ſind, anbringen, ſie auch in Zeiten verfertigen, und den Schlagbaum auf eine Stütze anſtellen, damit die Füchſe gewohnt werden, darunter aus und ein zu gehen; man läßt ſie im Sommer und Winter alſo ſtehen, und nimmt die Beſchwerung herunter, damit die Bäume nicht krumm werden.

Wenn nun der Fuchs am Balge gut iſt, und er bey Regen- oder ſonſt ſchlimmem Wetter in den Bau geht, muß man erſtlich ſehen, ob er hinein gekrochen iſt; und wenn dieſes geſchehen iſt, ſtellt man ſodann alle Schlagbäume auf, ſo wird er ſich unfehlbar fangen. Man ſtellet die Schlagbäume auch an die zwiſchen den Wieſen fließenden Bächlein. Daſelbſt muß man ſie ſtark verwildern, und Reis darum werfen, auch auf beyden Seiten Brocken oder Häringsköpfe legen; es müſſen aber ſodann zwey beyſammen geſtellet werden. Wer nun ein eigenes Revier hat, kann ſich ihrer mit Nutzen bedienen, indem ſie über 10 Jahr dauern; und koſtet weiter nichts, als daß man ſich die Mühe mache, und die Beſchwerung, wenn man keine Füchſe fangen will, herab nehme, damit die Schlagbäume nicht krumm werden. Den fernern Gebrauch dieſer Schlagbäume werde ich bey dem Fuchsgarten, wovon ich ſogleich handeln werde, zeigen.

Vom Fangen der Füchſe in Schneller-Fallen oder Selbſt-Geſchoß, ſ. den Art. Selbſt-Geſchoß.

Einen Fuchs-Behälter, oder Fuchs-Zwinger, nennt man einen umzäunten oder ſonſt wohl verwahrten Ort, zu Aufbehaltung der Füchſe. Wenn die Herrſchaften in ihren Landen durch die Forſtbedienten, auf den angeſtellten Jagden im Herbſte, da die Bälge am beſten ſind, Füchſe lebendig einfangen, und dieſelben, zu beſſerer Verwahrung, in die Fuchskaſten, wovon ich weiter unten ſprechen werde, einſtecken laſſen; ſo werden ſie meiſten-

meiſtentheils in ihren Reſidenzen auf den Jägerhof abgeliefert, und in einem wohlverwahrten Zwinger gelaſſen, daſelbſt aufbehalten und gefüttert, bis etwa ein Fuchsprellen gehalten werden ſoll, da ſie wieder eingefangen, nach dem verlangten Orte geliefert, und daſelbſt ſo viel, als jederzeit auf einmal zu prellen verlangt wird, ausgelaſſen werden, um der Herrſchaft ein Vergnügen zu machen.

Da aber nicht alle Jagdreviere einander gleich ſind, ſo könnte mancher im Herbſte durch alle und jede ſeine Feldbüſche und Brüche mit Haſennetzen umſtellen, und die Füchſe einfangen laſſen, die Füchſinnen aber, zumal im December und Januar, da ſie bald läufig werden, ganz allein beſonders verwahren. Wer keinen eigenen Zwinger hätte, könnte die Füchſe in einen Ziegelofen thun, welcher aber eine ziemliche Höhe, Weite und Breite haben, und mit ſtarken Mauern verwahrt ſeyn müßte. In die Brandlöcher zur Seite, wo die Zielſtreicher das Holz einzuſchieben pflegen, müſſen von ſtarken eichenen oder kiefernen Spundbretern, welche 9 Ellen in die Länge haben, Fuchskaſten geſchoben, und die Vorſchieber offen gelaſſen, das übrige aber feſt vermauert werden, damit die Kaſten halten, und die Füchſinnen aus dem Ofen hinein kriechen können. Man muß aber auch nicht vergeſſen, ihnen in ſolchem Behältniſſe ihren Fraß zu geben; und kann ihnen der Schäfer ſchon wöchentlich ein verdorbenes Schaf hinein werfen.

Jn Hornung darauf, da die Füchſe zu rollen pflegen, kann man einen artigen Fang damit vornehmen. Man befeſtigt eine läufige Füchſinn an eine Kette, woran ein Wirbel iſt, und ſchließt ſie, wie einen Hund in einem Bruche an einen Baum. Noch beſſer aber iſt es, wenn man dieſes mit etlichen zugleich vornimmt. Hierauf werden ſich die Füchſe haufenweiſe einſtellen, und mit den Füchſinnen erluſtigen. Will man nun davon profitiren, ſo verlappet man gedachten Bruch oder Moraſt mit doppelten Federlappen, und umſtellet ihn mit leinenen Zeugen

gen oder Haſennetzen: ſo kann man eine einträgliche Jagd halten. Man muß ſich hiebey verwundern, daß der Fuchs nicht die Federn bey lebendigem Geflügel, ſondern nur, wenn ſolche an Schnüre geknüpft ſind, ſcheuet; welches vermuthlich daher rührt, weil dieſe Lappen öfters durch der Menſchen Hände gegangen ſind, und alſo durch die Witterung des Menſchen ihnen zuwider werden, ſo daß er als eines der behutſamſten Thiere ſich alsdann in Acht nimmt, und nicht gern darüber gehet.

Ein **Fuchs-Garten** iſt eine Art von einem Wildgarten, oder eine zum Fuchsfange dienliche Umzäunung. Hiezu erwählet man im Walde ein Dickicht und junges Gehau, von 100 Ellen im Quadrat, ſo, daß dieſer Platz auf allen Seiten 100 Ellen habe, umgiebt ihn mit einem, $2\frac{1}{2}$ Ellen hohen, Zaune, leget darauf gute tüchtige Dornbünde in die Quer und Länge, damit er recht verwildert ausſehe, und macht an zwo Seiten einen Thorweg einander gegen über. Zu dem einen Thorwege ſchleppet man das Luder, welches man vorher im Walde abdecken laſſen, und eine ziemliche Strecke herum geſchleift hat, bis auf die Mitte hinein, läßt es daſelbſt liegen, und begiebt ſich zum andern Thorwege wieder hinaus. In dem Zaune auf den andern beyden Seiten, werden in jeder Seite fünf Löcher gelaſſen, welche $\frac{1}{4}$ Elle hoch ſind; unten aber werden die Löcher entweder $\frac{1}{2}$ Elle hoch verzäunet, oder Stücke Holz daſelbſt hinein geleget, damit die Füchſe darüber ſteigen, und eher an den Draht ſtreichen müſſen. Vor dieſe Löcher werden nun die kurz vorher beſchriebenen Schlagbäume, welche jedoch etwas höher, als daſelbſt angegeben iſt, ſeyn können, $\frac{3}{4}$ Elle weit vom Zaune geſtellet. Jedoch muß der Schlagbaum gleich dem Zaune, welcher oben auch geflochten ſeyn muß, oben dicht über das Loch geſtellet und gleichſam vom Zaune verdecket werden, damit er nicht ſogleich in das Geſicht falle; denn ſonſt möchte der Fuchs, wenn er ihn erblickte, nicht in den Schlag gehen, ſondern wieder umkehren. Der Zaun

von unten her iſt deswegen verordnet, daß der Fuchs bey offenem Wetter ſich bemühen müſſe, darüber zu ſteigen, und damit auch die Löcher bey Schnee noch hoch genug bleiben. Wenn man nun die Schlagbäume aufſtellt und täglich beſuchet, ſo wird ſich der Nutzen von ſelbſt zeigen.

Dem erſten Anblicke nach möchte zwar ein ſolcher Garten vielen zu koſtbar und weitläuftig ſcheinen; allein, wenn man ihn nur recht betrachten, ſowohl deſſen Nutzen, als Bequemlichkeit, wenn er einmal in Stand geſetzt iſt, erwegen, und bedenken will, daß man auf dieſe Art die Füchſe über eine Meile, und noch weiter, durch das Luder herbey bringen könne: ſo wird man finden, daß er vornämlich in großen Waldungen und Gehölzen von beſonderer Nutz- und Schäzbarbarkeit ſey, und die darauf verwandten Koſten doppelt und vielfach wieder einbringe. Es koſtet auch die Erhaltung desſelben ſehr wenig. Denn man darf ihn nur gut mit Dornen, oder, in deren Ermangelung, mit andern Reisbünden wohl bedeckt erhalten, damit der Zaun trocken ſtehe, und, wo er ſchadhaft wird, ausbeſſern.

Um auch einige Arten, wie die Füchſe bey fremden Völkern gefangen werden, anzuführen: ſo machen z. B. die Grönländer, nach Cranzens Bericht, Fallen, die wie ein Häuschen von Steinen aufgebauet ſind, worin ein Stück Fleiſch an einem Stecken hängt, welcher vermittelſt eines Riemen, ſo bald der Fuchs daran rühret, einen breiten Stein vor dem Eingange niederfallen läßt. Andere machen Schlingen von Fiſchbein, die ſie über ein mit Häring angefülltes Loch im Schnee legen, und in einer Hütte von Schnee ſitzend zuziehen. Man fängt ſie in Grönland auch in einer Art von Wolfsgruben, die in den Schnee gegraben, rings herum platt gemacht, und oben mit Häringen beleget ſind. Die Grönländer finden bey dem Fuchsfange einen doppelten Gewinn; denn ſie verkaufen die Bälge, vornämlich wenn es blaue ſind, ſehr theuer, und eſſen das Fleiſch lieber, als Haſen.

Die Kamtſchadalen an dem ſüdlichen Vorgebirge, verſtehen die Kunſt, die Füchſe mit Garnen zu fangen. Mitten durch ein aus den Barthaaren der Wallfiſche gemachtesgarn, ſtoßen ſie einen Pfahl, an den ſie eine lebendige Schwalbe anbinden. Der Jäger verbirgt ſich mit einem Stricke, der durch die Ringelchen des Garnes gezogen iſt, in eine Grube. Wenn nun der Fuchs die Schwalbe anfallen will, zieht der Jäger den Strick, und das Thier iſt gefangen. Ohne Zweifel treibt es der Hunger in dieſe Falle; denn ſonſt ſind dergleichen Nachſtellungen für das liſtigſte Thier ziemlich grob. Uebrigens waren ehemals die Füchſe bey den Kamtſchadalen ſo gemein oder ſo verhungert, daß ſie zu ihnen kamen, mit aus ihren Hundetrögen fraßen, und ſich mit Stockſchlägen tödten ließen.

Samml. aller Reiſebeſchreib 20. B. S. 264.

In Island findet man ſchwarze, blaue, rothe und weiſſe Füchſe. Um dieſe Thiere deſto leichter zu fangen, legen die Einwohner ein todtes Schaf oder Pferd in das freye Feld, welches ſehr weit einen ſtarken Geruch verbreitet. Die durch den Geruch herbey gelockten Füchſe verſammeln ſich um das Aaß, bey welchem der Jäger eine Hütte ſo anzubringen weiß, daß er daraus ſehen kann, ohne geſehen zu werden, und daß er aus derſelben auf jeden Flintenſchuß 4 bis 5 Füchſe erlegen kann.

Tremarek Reiſebeſchreib. ſ. Berl. Samml. 7. Band, S. 151, f.

Nach dem Berichte der neueſten Mannigfaltigk. 1 Jahrg. S. 200, fangen die Isländer die Füchſe folgendermaßen. Wenn eine Fuchshöhle gefunden iſt, beſtellt man einen Schützen, der ſich dabey eine Hütte bauet, um ſich darin zu verbergen. Er ſucht beſonders das Männchen zu ertappen. Iſt der Fuchs in der Höhle, ſo kömmt weder er, noch die Jungen hervor, ehe die Hungersnoth ſie zwingt, einen Ausfall zu wagen, und noch weniger kömmt er hervor, wenn er die Nachſtellung merkt. Der Schütze ſucht alsdann die Jungen, theils durch Lockſpeiſen, theils durch Eröffnung der Höhle, zu erhalten; einen davon behält er lebendig bey ſich, und kneipt ihn ſo lange, bis er ſchreyet, da ſich denn ſogleich der alte Fuchs, aus natürlichem

Triebe, nähert. Wenn der alte Fuchs in der Höhle eingeſchloſſen iſt, zündet man Moos und Kraut in der Oeffnung der Höhle an, daß der Rauch einzieht. Die Jungen erſticken bald, die Alten aber nicht ſo geſchwinde. Oft muß der Schütze 3 bis 4 Tage bey der Höhle warten.

Hr. Georgi in der erſten Ausgabe ſeiner Beſchreibung aller Nationen des ruſſiſchen Reichs, St. Petersb. 1776, gr. 4. erzählt, daß die Oſtiaken, wenn ſie des Sommers junge Füchſe antreffen, dieſelben in die Jurten (Hütten) nehmen, mit dem Abgange von Fiſchen füttern, und ihnen endlich für das Koſtgeld die Pelze ausziehen. Sie ſind wegen dieſer Thiere ſo ſorgfältig, daß die Weiber die ganz jungen an den Brüſten ernähren. Weil magere Füchſe beſſere Bälge als fette haben, zerbrechen ſie den Thieren vor dem Erwürgen ein Bein, damit ſie vor Schmerzen wenig freſſen mögen.

Einen lebendig gefangenen Fuchs von einem Orte zum andern zu führen, bedient man ſich eines Behältniſſes, welches der Fuchs-Kaſten genannt wird. Es wird derſelbe 1 Elle lang, und ½ Elle breit und hoch, von ſtarken eichenen Bretern gemacht, die Luftlöcher werden mit Eiſenblech wohl beſchlagen. Der Fraß und das nöthige Waſſer wird ihm von außen eingeſchüttet.

Das Fuchs-Prellen, Fr. berner des renards, nennet man, wenn die Füchſe mit einem ſtarken Tuche, welches die Prelle genannt wird, oder mit langen, von zwo oder mehrern Perſonen gehaltenen Netzen, (welche daher Prell-Netze heißen) darüber ſie weg paſſiren müſſen, in die Höhe geſchnellt (geſchupft,) und einige Ellen hoch in die Luft geſchleudert werden, dergleichen Art von Jagdluſtbarkeit inſonderheit an großer Herren Höfen, bey verſchiedenen Solennitäten, üblich iſt. S. Fig. 815.

Wenn von der Landesherrſchaft dergleichen beſchloſſen worden iſt, ſo wird von dem Oberjägermeiſter, als Directeur der ganzen Jägerey, an die Oberförſter und Wildmeiſter Befehl ertheilet, daß ſie allenthalben die Füchſe lebendig in Netze einfan-

gen, und in Kaſten nach der Reſidenz auf den Jägerhof liefern ſollen. Sie werden alsdann in einen wohlverwahrten Zwinger beyſammen ausgelaſſen, und mit angeſchafftem Futter von dem Kaſtller gefüttert. Bisweilen müſſen auch von den Forſtbedienten auf eben dieſe Art lebendige Haſen, Dachſe, Biber, Fiſchottern, wilde Katzen, Marder, Jltiſſe u. d. gl. geliefert werden. Es iſt auch wohl ein jeder Oberförſter oder Wildmeiſter, der ein wenig Ambition hat, bedacht, daß er die Thiere lebendig einfangen möge. Bisweilen werden auch Jährlinge, Friſchlinge und Bachen, auf Befehl mit eingefangen, welches aber verſchwiegen werden muß. Dieſe Thiere werden alsdann in Kaſten auf den beſtimmten Platz gebracht. Dieſer wird mit Tüchern umher, inſonderheit an der Erde, dicht befeſtiget, damit die Füchſe nicht unten hinaus kommen, und Verdruß erregen. Sie werden auch auf den mit Gras bewachſenen Jägerhof gebracht, da es nicht nöthig iſt, Tücher zu ſtellen. Sollte aber die Herrſchaft unpäßlich, oder die Gemahlin in den Wochen ſeyn, ſo wird das Prellen auf dem Schloßplatze vorgenommen, und die Herrſchaften ſehen aus ihren Zimmern mit Vergnügen zu, ergötzen ſich an den Luftſprüngen und Capriolen der Haſen und Füchſe, an dem Umfallen der Cavaliere und Damen, zumal wenn die in heimlichen Kaſten verborgenen Säue unter ſie gelaſſen werden, da es bey den geordneten Reihen und Gliedern eine ziemliche Verwirrung erweckt, und ein groſſes Gelächter verurſachet. Der Platz muß wenigſtens eine Viertelelle hoch mit Sande bedecket und gleich geharket ſeyn, damit die Luſt deſto länger dauern, und die Voltigierſprünge der Füchſe und Haſen deſto lebhafter und öfter geſehen werden mögen; denn ſonſt würde die Luſt ſich bald endigen, wenn die armen Thiere bey dem Herunterfallen den Kopf an die Steine ſchlügen, oder den Rückgrath, das Kreuz, oder die Läufe zerbrächen. Erſcheinen nun an dem beſtimmten Tage die Cavallier und Damen in grüner Kleidung bey Hofe, ſo werden ſie an ihre Stellen angewieſen, daß alſo wechſelsweiſe ein Cavallier und eine Dame einander gegen über vor ſich haben, welcher mit ihr den Fuchs mit den hiezu gehörigen Tüchern oder Netzen aufzieht und prellet.

Die Prellen können auf zweyerley Art verfertiget werden. Erſtlich macht man ſolche von Gurten, wie an den Sätteln, zu Bauchgurten genommen werden; ſie müſſen aber eine ſtarke Hand breit, und 9 bis 10 Ellen lang ſeyn. An beyden Enden wird ein Knebel gemacht, woran man mit beyden Händen an-

anfaſſen kann. Ferner werden dergleichen auch von Leinen gemacht, die einen Finger dick, und 10 bis 12 Ellen lang ſind. Hiezu kommen hölzerne Knebel, in welchen 4 Löcher, jedes 4 Zoll von einander, ſind. Dadurch werden die Leinen gezogen, und mit einem halben Knoten geknüpft. Die Knebel kommen auch 1½ Elle weit aus einander; an beyden Enden aber werden zwey Knebel angemacht, da man an beyden Seiten angreifen kann, wie es ſich denn auch mit dieſen beſſer, als mit denen von Gurten, prellen läßt.

Nachdem ſich nun die Cavaliere und Damen dabey eingefunden haben, werden 3, 4 oder mehr Reihen formiret, und ſind alſo 2 bis 3 Gaſſen zu ſehen. Auf Befehl der Herrſchaft werden die Kaſten der Füchſe und Haſen zuerſt geöffnet, daß alles durch einander die Gaſſen paſſiret. Soll es nun bald zu Ende gehen, ſo werden die Säue heraus gelaſſen, und dieſe machen ſodan bey den Damen unter ihrer langen Kleidung einen unbeſchreiblichen Rumor.

Solcher Geſtalt iſt das Fuchsprellen ein ausnehmendes Plaiſir, beſonders wenn ſich die zwey, welche mit einander prellen, recht verſtehen, un zugleich rücken, da ſie alsdann den Fuchs 6 bis 8 Ellen in die Höhe bringen. Rücken ſie aber nicht in einem Tempo, ſo überſchlagen ſie dieſelben nur, daß ſie von einer Prelle auf die andere kommen. Hienächſt iſt dieſes Fuchsprellen auch eine vollkommene Leibesbewegung. Es gehört aber ſowohl Force, als Geſchicklichkeit, dazu. Wer mit dem Prellen die Vortheile nicht recht in Acht nimmt, kann von dem andern umgerückt werden, oder ſich doch verrenken.

Die Solennitäten eines von dem Herzoge in Braunſchweig Ludewig Rudolph, 1724, in Blankenburg gehaltenen Fuchsprellens, beſchreibt Döbel, im 2. Th. ſeiner Jägerpractica, S. 74, f.

Die Fuchs-Bälge, Fr. Peau de renard, ſind in den Herbſt- und Wintermonaten, bis im Februar, gut, im Frühlinge aber verhären ſie ſich, und werden faſt ganz kahl; auch werden ſie alsdann gern räudig, womit ſie auch manchen Dachs aus ihren Bauen vertreiben; doch curiren ſie ſich wieder recht gut aus.

Die Füchſe verändern in den verſchiedenen Himmelsgegenden ihr Haar ſo ſehr, daß man ſie, bereits erwähntermaßen, von allerley Farben antrifft: ſchwarze, blaue,

graue, eiſenfarbige, ſilbergraue, weiße, weiße mit ſchwarzem Kopfe, weiße mit einer ſchwarzen Schwanzſpitze (Blume,) kreuzweiſe geſtreifte, rothe u. ſ. w. Die ſchwarzen ſind unter allen Füchſen die ſeltenſten, und nach dem Zobel das koſtbarſte Pelzwerk. Oft bezahlt man einen ſolchen Balg mit 40 bis 50 Thalern. Das Haar daran iſt ſo fein und lang, daß es auf einer Seite, auf welcher man will, herab hängt, dergeſtalt, daß, wenn man den Balg bey dem Schwanze in die Höhe nimmt, das Haar neben den Ohren herab fällt. Sie wohnen auf Spitzbergen, Grönland, Lappland, Canada. Die Haare haben bey ihrer Schwärze einen ſchönen Glanz. Man ſetzt aus dieſem Pelzwerke Unterfutter und Aufſchläge zuſammen. Die weißen Füchſe, welche man ſonderlich in Spanien, Rußland und andern nördlichen Ländern findet, ſind den Kaninchen nicht ungleich, verlieren aber gern ihr Haar. Die Haare ſind gut, aber ein wenig grob. Mit dieſen Bälgen werden gemeiniglich die ungariſchen Pelze gefüttert. Die blauen Füchſe fallen in das Graublaue. Es macht ſie ihre Seltenheit angenehm. Man erhandelt ſie über Frankreich und England. Ihr Haar ſpiegelt einen guten Glanz, und man macht davon Pelze und Aufſchläge für das Frauenzimmer. Die grauen Füchſe kommen aus Dänemark. Die Haare des Rückens ſpiegeln eine Silberfarbe. Man wendet dieſe Bälge zu Müffen und Mützen an.

Einige Meilen von Tumeen, am Fluſſe Tura, in der ruſſiſchen Tatarey, iſt ein Gehölz, Heetkoiwollock genannt, worin ſich eine Art grauer Füchſe befindet, deren Farbe ſich im Winter nicht, wie an den andern, verändert. Dieſe Füchſe ſind noch einmal ſo ſtark, als die ordentlichen; ſie haben ein ſehr dichtes Leder, und einen ſo ſchönen Balg, daß er für eine der koſtbarſten Rauchwaaren geachtet wird. Weil aber dieſes Pelzwerk nur an dieſem einzigen Orte in Rußland gefunden wird: ſo iſt es unter hoher Strafe verboten, damit zu handeln, und es außer Landes zu verführen, indem es einzig und

allein zum Gebrauche des Hofes beſtimmt iſt. Sonſt hat auch dieſes Thier die beſondere Eigenſchaft an ſich, daß, wenn es im Walde irgend einen Fuchs findet, der nicht von ſeiner Gattung iſt, es ihn tödtet und auffrißt.

Die mit einem Kreuze gezeichneten, oder ſo genannten Kreuz-Füchſe, haben, von dem Maule an, über den Kopf, Rücken und Schwanz, einen gleich ſchwarzen Streif oder Strich, welchen ein anderer, der von den Schultern und Vorderläufen herauf kömmt, durchkreuzt. Dieſe werden den gemeinen rothen vorgezogen, ſind auch größer und dicker an Haaren. Es giebt auch rothe Füchſe mit einem gelben Kreuze auf dem Rücken. Ihr Vaterland iſt das äußerſte Norden. Den Balg der Kreuzfüchſe wendet man zu Mannsmüffen, zum Kleiderfutter, und zu Aufſchlägen an. Die braunen oder Brandfüchſe ſind aus braunen und grauen Haaren gemiſcht, und werden auch nicht geringe geachtet. Die gemeinen rothen Füchſe, mit einer weißen Schwanzſpitze, bekommen wir meiſtentheils aus Polen. Man gebraucht ſie zum Aufſchlage und Kleiderfutter. Die bleichen Kehlen werden zum Aufſchlage für unſere Huſarenofficiere heraus geſchnitten. Der Rücken und die Seiten dienen zum Futter.

Die ſchönſten Fuchsbälge werden von den Lappländern an die Ruſſen, Schweden und Dänen geliefert, von welchen ſie die Engländer, Holländer und Hamburger kaufen, und gegen andere Waaren, die ſie ihnen aus ihren Ländern zuführen, eintauſchen, und ſie hernach an die Franzoſen und andere Nationen in Europa und Aſien, welche dergleichen gebrauchen, wieder verkaufen. Sonſt liefern auch Natolien, Armenien und die kleine Tatarey, eine Menge Fuchsbälge, worunter die, welche von Aſoph, Caffa und der Krimm kommen, für die ſchönſten geachtet werden. Es werden ihrer viele davon nach Conſtantinopel, und an einige andere Oerter in Europa geſchicket; die aber von ſelbigen für Frank-

reich beſtimmt ſind, kommen, ob zwar nicht gar häufig, gemeiniglich über Marſeille.

In Verlaſſenſchaften gehören die Fuchs-Pelze nicht zum Heergeräthe, es wäre denn des Erblaſſers beſtes Kleid damit gefüttert; ſie ſind auch, gleich anderm Pelzwerke, nur alsdann Gerade, wenn ſie zu weiblichen Habiten wirklich getragen oder dazu zugeſchnitten worden ſind.

Von den ſchönſten Fuchsſchwänzen macht man eine Art von Halskragen, die im Winter, wenn man über Land zu reiſen hat, gute Dienſte thun. Die ſchlechtern werden gebrauchet, um damit den Staub von Gemälden und anderm koſtbaren Hausrathe wegzunehmen, da man ſie an das Ende eines Stieles, nach Art eines Flederwiſches, anbindet. Bey Verfertigung des vergoldeten und verſilberten Leders, nimmt der Arbeiter, wenn die Haut mit Silberblättern bedeckt iſt, einen Fuchsſchwanz, und macht davon einen Bauſch, womit er die Blätter tüpfet; indem er ſie drückt, und darauf etlichemal gelinde aufſtößt; auf ſolche Art bringt er ſie an den Leim, damit ſie ſich an die Flächen recht genau anlegen; nacher reibt er mit eben dieſem Fuchsſchwanze die Haut auf allen Seiten ganz leicht oben hin, ohne ſie zu drücken, um dadurch das nicht aufgeleimte Silber, und dasjenige, was zu viel iſt, wegzunehmen. Endlich bedient man ſich des Fuchsſchwanzes auch bey dem Meiſenfange, wie ich im Art. Meiſe zeigen werde.

Das Fleiſch des Fuchſes iſt nicht ſo ſchlimm, als des Wolfes; die Hunde freſſen es. Ja, es wird ſogar in manchen Ländern von den gemeinen Leuten gegeſſen, vornämlich im Herbſte, wenn der Fuchs ſich mit Weintrauben gemäſtet hat. Bey den Grönländern, Tunguſen und Lappländern, iſt der Genuß dieſes Fleiſches nichts ungewöhnliches. Fuchs-Würſte dienen bey den Jägern bloß zum Spaß, und werden folgendergeſtalt gemacht. Man nimmt die Därme von einem Fuchſe, nebſt deſſen Herz, Lungen und Leber,

mit

mit vermengtem Salz, Kümmel, Ingber, Pfeffer, und etwas von zahmem Fleiſch, hacket dieſes alles unter einander, läßt es kochen, und füllet es in einen Fuchsdarm. Hat nun Jemand eine ſolche Wurſt verzehrt, ſo wird er ausgelacht, die Jäger blaſen die Hiefhörner, und bellen dazu, wie die Hunde und Füchſe.

In den Apotheken führte man ſonſt, aber zum Glück jezt nur ſparſam oder gar nicht, das Fett oder Schmalz, die Lungen, Leber, Milz, das Blut, den ganzen Fuchs, das Fuchsöhl, den Fuchskoth, die bereiteten Zungen, u. ſ. w.

Das Blut von dem Fuchſe, wird wider die Nieren- und Blaſenſchmerzen, das Fett aber in Contracturen, in der Epilepſie der Kinder, in Krampfbeſchwerden und Ohrenſchmerzen, wie auch Heilung der Wunden, und bey erfrornen Gliedern, damit geſchmiert, gebraucht. Die Lungen von einem jungen oder mittelmäßigen Fuchſe, werden in den Apotheken mit verſchiedenen andern Stücken verſetzt, und gegen das Keichen, den Huſten, die Lungenſucht und allerley Bruſtbeſchwerden, verordnet. Die Lungen werden, zu dieſem Behuf, von den Materialiſten geführet, und können, wenn ſie mit laulichem Wein von ihrem Blute gereinigt, und in Pfeffer oder Wermuth gelegt worden ſind, lange Zeit vor Würmern bewahret werden. Die Lunge, wenn man die Gurgel davon wegthut, ſodann Malvaſier warm machet, über die Lungen ſchüttet, und ſie daraus abwäſcht, hernach dieſelben hinter dem Ofen an der Wärme allmählich trocknen läßt, und alſo aufhängt oder hinleget, und geſtoßenen Wermuth dabey ſtreuet, damit ſie ſich deſto länger halten, ſollen den Lungenſüchtigen, imgleichen denen, welche einen ſchweren Athem haben und faſt keichen, wenn man nämlich 1 Quent derſelben, geſtoßen, des Morgens nüchtern mit Ehrenpreis- oder Wegewartwaſſer einnimmt, gut ſeyn. Man ſtößt ſie auch, bindet ſie in ein Tüchlein, thut ſie in Wein, und trinkt davon. Von der Lunge wird auch in den Apotheken eine Latwerge bereitet, welche man Fuchs-Lungenſaft, L. Looch de pulmone vulpis, Fr. Looch de poumons de renard, nennet. Die Leber ſoll ebenfalls, wie die Lunge, für die Schwindſucht dienlich ſeyn. Der Koth oder Miſt in Eſſig geweicht, und die grindige Haut damit geſchmiert, heilet ohne Gefahr des Einſchlagens. Die Zunge wird zur Stärkung der Augen gerühmt.

Von dem ceyloniſchen Fuchſe, ſiehe unter Ichnevmon.

* * *

2. Figürlich.

1) Das Rauchwerk von Füchſen, im gem. Leben und ohne Artikel. Einen Rock mit Fuchs oder Füchſen füttern.

2) Von der Farbe. (a) Ein Pferd, deſſen Haare in das Röthliche fallen; im mittlern Lat. Bagus, Fr. Alezan. Die Füchſe werden nach ihrer Vermiſchung wieder in Rechtfüchſe, Dunkelfüchſe, Schweißfüchſe, Rothfüchſe, und Lichtfüchſe unterſchieden. Die erſte Art, nämlich die Rechtfüchſe, oder die rechten, d. i. wahren Füchſe, worunter man die röthlichen Pferde von der gewöhnlichſten oder gemeinſten Art verſteht, wird nur die Bauernart genannt, weil ſolche unter den Bauerpferden ſehr gemein iſt. Ihre Farbe iſt etwas dunkler, als der Lichtfüchſe. Dieſe Art iſt hitzig und freudig, aber auf gar kurze Zeit; denn bey der harten Feldarbeit erliſcht ihr Muth oft dergeſtalt, daß man gar nichts feuriges mehr an ihnen finden kann. Die Dunkelfüchſe fallen mehr ins Braune. Der Schweißfuchs hat beynahe daſſelbe Haar, nur ſcheint es, als wenn es mit Iſabellenhaar vermiſcht wäre. Sie ſind zum öftern geapfelt, und allemal mit weiſſen Mähnen und Schweifen verſehen. Die Schweißfüchſe mit ſchwarzen Mähnen ſollen gar nicht zu ermüden ſeyn, ſind aber rar. Die Schweißfüchſe liebt man inſonderheit zu Zügen. Der Brandfeuer- oder Rothfuchs, Fr. Alezan brulé, iſt ein röthliches Pferd mit rother Mähne; andere ſagen: mit ſchwarzer Mähne und ſchwarzen Beinen. Der Kohlfuchs, oder eigentlich Kohlenfuchs, iſt ein röthliches Pferd, deſſen Haare in das Schwarze fallen. Der Hellfuchs oder Lichtfuchs, Fr. Alezan clair, iſt ein röthliches Pferd, von einer hellen Farbe, wie trockener Lehm; ſie haben theils einen weißen Schopf oder Mähne, auch dergleichen Schwanz, und heiſſen alsdann Weißfüchſe, in Anſehung des übrigen Leibes

des ſind ſie theils hell, theils dunkler roth. Die goldfarbenen Pferde nennt man Goldfüchſe; und die röthlichen Pferde, deren Haare in die Leberfarbe fallen, Leberfüchſe. Die Füchſe insgeſamt ſind weiche Roſſe, welche leicht unter der Arbeit ſchwitzen und erliegen, ob ſie gleich dieſelbe noch ſo hitzig und freudig angetreten haben.

(b) Auch einen Menſchen mit röthlichen Haupthaaren pflegt man im niedrigen und verächtlichen Verſtande einen Fuchs oder Fuchskopf zu nennen.

(c) Ein Ducaten, von der röthlich gelben Farbe, im niedrigen Scherze. Füchſen haben, Ducaten.

(d) Eine weſtphäliſche Scheidemünze, welche 2 Pfennige oder 4 Häller gilt.

2 Füchſe machen ein Fettmännchen; $2\frac{2}{3}$ Füchſe, einen Kreuzer; 4 Füchſe, einen Stüver; 10 Füchſe, einen guten Groſchen; 30 Füchſe, einen Schilling; 80 Füchſe, einen cleviſchen Gulden; 120 Füchſe, einen cleviſchen Thaler; und 160 Füchſe, einen Reichsthaler.

3) Von der Liſt, im gem. Leben, ein liſtiger, verſchlagener Menſch. *Er iſt ein ſchlauer Fuchs, ein alter Fuchs.*

Luc. 13, 32. wird Herodes aus gleicher Urſache ein Fuchs genannt.

4) Von der Furchtſamkeit und Schüchternheit. Vermuthlich rühret es aus dieſer Urſache her, daß junge Studenten auf Univerſitäten, im erſten Jahre von den ältern Füchſe, Fr. Grimaud, genannt werden, welches noch ein Ueberreſt des ehemaligen Pennalweſens iſt.

Daß dieſes Scheltwort ſchon ſehr alt iſt, erhellet aus dem ſaliſchen Geſetze, wo es Tit. 32. 5. 3. heißt: Si quis alterum *vulpeculam* clamaverit, — — 120 denariis culpabilis indicetur. In der Provence bedeutet volpil noch jetzt furchtſam, und Volpilarge, Trägheit, Feigheit.

Auf ähnliche Art heißt ein neu geworbener Soldat von den Uebrigen ein Hopf oder Strutz; ein Böttcherjunge, wenn er losgeſprochen wird, ein Ziegenſchurz; bey den Spitzbuben einer, der ihre Sprache noch nicht ver-

verſtehet, ein Wittſtock, u. ſ. f. Siehe Schul-Fuchs und Füchſeln. Nach einer noch weitern Figur iſt ein Fuchs im Billiardſpiele, ein Ball, der ohne Abſicht, durch ein Ungefähr gemacht wird; dergleichen Bälle auch Füchſe, d. i. unerfahrne Neulinge zu machen im Stande ſind.

5) Ein Fehler, in verſchiedenen Fällen der niedrigen Sprechart, wofür ſonſt auch das Wort Bock üblich iſt.

Im Bergbaue ſchießt oder macht man einen Fuchs, wenn das Pulver zum Bohrloche hinaus fähret, ohne ſeine Wirkung zu thun.

Fuchs, (Halb-) ſiehe in H.

Fuchs-Aente, eine Art wilder Aenten, welche ſich, wie Füchſe, Gruben unter der Erde macht, in welchen ſie niſtet, und eine Abänderung der gemeinen Kriechänte iſt.

Fuchs-Amber, gefüchster Amber, Fr. Ambre renardé, ein Name, welchen einige dem ſchwarzen Ambra (ſ. Th. I, S. 625, f.) geben, weil ihm die Füchſe nachgehen.

Fuchs-Balg, die Haut oder das Fell von einem Fuchſe; ſiehe oben, S. 405, f.

Den Fuchsbalg an die Löwenhaut flicken, Fr. coudre la peau du renard à celle du lion; wenn die Löwenhaut nicht gilt, muß der Fuchsbalg gelten, was man mit Gewalt nicht erlangen kann, muß man durch Liſt zu erlangen ſuchen.

Fuchs-Bart, Aſtragalus Tragacantha *L.* ſ. Traganth.

Fuchs-Bau, der Bau, d. i. die Höhle eines Fuchſes unter der Erde; ſiehe oben, S. 366.

Fuchs-Beere, in einigen Gegenden eine Benennung der Bocks-Beere; oder kriechenden blauen Brombeere, Rubus cæſius *Linn.*; ſiehe Th. VI, S. 785, No. 9.

Fuchs-Behälter, ſiehe oben, S. 398.

Fuchs-Blut, ſiehe oben, S. 409.

Fuchs-Eiſen, eine Falle von Eiſen oder Stahl, Füchſe damit zu fangen; ſiehe oben, S. 382, fgg.

Fuchs-

Fuchs-Fett, ſ. oben, S. 409.
Fuchs-Gans, eine Art wilder Gänſe in Schweden und Preußen, welche wie die Füchſe in der Erde niſtet; ſiehe unter Gans.
Fuchs-Garten, ſ. oben, S. 400.
Fuchs-Geſchoß, eine Art der Selbſt-Geſchoſſe, welche auf Füchſe geſtellet werden; ſ. Selbſt-Geſchoß.
Fuchs-Graben, das Ausgraben der Füchſe; ſ. oben, S. 378, f.
Fuchs-Grube, ſ. oben, S. 366.
Fuchs-Hödlein, Orchis; ſ. Knaben-Kraut.
Fuchs-Höhle, ſ. oben, S. 366.
Fuchs-Jagd, ſ. oben, S. 376.
Fuchs-Kaſten, ſ. oben, S. 403.
Fuchs-Kopf, ſ. oben, S. 411.
Fuchs-Koth, } ſ. oben, S. 409.
Fuchs-Leber, }
Fuchs-Loch, ein Fuchsbau; ſ. oben, S. 366.

Fuchs-Löcher machen, heißt auf Bergwerken, wenn nicht bergmänniſch gebauet, ſondern bald hier bald da ohne Noth Löcher gemacht, nach Erz gegraſet, und daſſelbe weggehauen, und nicht auf die Nachkommen gedacht wird.

Fuchs-Lunge, ſ. oben, S. 409.
Fuchs-Maulbeere, Brombeere; ſ. Th. VI, S. 780.
Fuchs-Miſt, eigentlich der Miſt, d. i. der Auswurf des Fuchſes; ſ. oben, S. 409.

In dem Hüttenbaue nennet man figürlich ſo die eingeſtoßene Vorwand des Stichofens, und die Kinnbacken um den Ofen, wenn ſie eingeriſſen ſind.

Fuchs-Pelz, nennet man bisweilen einen Fuchsbalg, insgemein aber einen aus vielen ſolchen Bälgen zuſammengeſetzten Pelz, oder einen mit Rauchwerk von Füchſen gefütterten Rock; ſ. oben, S. 406, und 408.

Den Fuchs-Pelz anziehen, figürlich in den niedrigen Sprecharten, ſich der Liſt bedienen, im Gegenſatze des Wolfspelzes.

Fuchs=Prellen, ſ. oben, S. 403, fgg.
Fuchs=Rebenſtrauch, Vitis vulpina *Linn.* ſ. in R.
Fuchs=Roth, Fr. roux, dem Fuchſe an röthlicher Farbe gleich, fuchſicht. Fuchsrothes Haar. Niederſ. voſſig.
Fuchs=Schecke, ſ. unter Schecke.
Fuchs=Scheide, bey den Kürſchnern, drey flache in Geſtalt einer Pyramide zuſammen gefügte Hölzer, den abgezogenen Fuchsbalg darüber auszuſpannen und zu trocknen.
Fuchs=Schrot, ſ. unter Schrot.
Fuchsſchwänzen, Fuchsſchwänzer; ſ. im folg. Art.
Fuchs=Schwanz. 1. Eigentlich, der Schwanz oder Schweif des Fuchſes; ſ. oben, S. 365, und 408.

Den Fuchsſchwanz ſtreichen, figürlich, ſchmeicheln, beſonders wenn ſolches zum Schaden eines Dritten geſchiehet; wofür man auch im Oberdeutſchen ſagt den Falben ſtreichen; ſ. Th. XII, S. 125.

2. Figürlich.

2) Schmeicheley, Liſt, Ränke; auch wohl ein Schmeichler ſelbſt, beſonders ſofern er zum Schaden anderer ſchmeichelt. Einen Fuchsſchwanz abgeben, andere verkleinern. Daher fuchsſchwänzen, (*) Fr. flater, cajoler, pateliner, ſo nur in den niedrigen Sprecharten üblich iſt, den Fuchsſchwanz zum Schaden eines andern ſtreichen, einem zum Schaden eines Dritten nach dem Munde reden; und das eben ſo niedrige, einen verfuchsſchwänzen, ihn auf ſolche Art verläumden. Fuchsſchwänzer, (**) L. Adulator, Baſiator, Fr. Flateur, Adulateur, Donneur de gabatines, der ſich bey Jemanden zum Schaden eines Dritten einzuſchmeicheln ſucht; einer, der um eine Mahlzeit Brodes, um Jemandes Gunſt zu erwerben, oder ſonſt um einiger Abſicht und Eigennutzes willen, ihm ſchmeichelt, und wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen, nach dem Munde redet, unſchul=

(*) Im Dän. Fuchsſvantſe, wofür im Osnabrück. faggeln, in Bremen floien, flickflojen, flojſtraken, von floj, ſchmeichelhaft, und in andern Gegenden Weſtphalens flönken üblich iſt.
(**) Niederſ. ein Faggeler, Flickflojer, Flojſtraker.

ſchuldige Leute verdächtig machet und verunglimpfet, und ſich dadurch Anſehen und Vertrauen zu erwerben ſucht. Wie nun dieſes Laſter ſo gemein iſt, daß nicht leicht ein Haus zu finden iſt, darin ſich nicht eine ſolche Peſt einſchleiche: eben ſo ſündlich, ſchändlich und verhaßt iſt es auch; und wenn es lange genug andern geſchadet hat, ſtürzt es zuletzt ſeinen eigenen Herrn.

2) Eine Benennung verſchiedener Pflanzen, deren an einem langen Stiele neben einander befindliche Blüthen einige Aehnlichkeit mit dem Fuchsſchwanze haben.

(a) **Eines beſondern Gewächſes**, welches ſich nirgends anders, als in den Röhren der Waſſerleitungen finden läßt, und als ein Gewirre von den kleinſten Zäſerchen ſich durch die Waſſerröhren ausbreitet, und dieſelben endlich verſtopfet. Man fand dergleichen z. B. im Januar 1759, in den Röhren der Waſſerleitung des Waiſenhauſes zu Halle, welche dieſen Anſtalten das beſte Waſſer, ſo man daſelbſt hat, zuführt und an 16000 Rthlr. gekoſtet hat, nachdem man eine Zeitlang den daher rührenden Mangel des Waſſers, welches zuletzt faſt gänzlich ausblieb, empfunden hatte. Dieſes haben die Franzoſen Queuës de renard, Fuchsſchwänze genannt, und man hat im Deutſchen dieſen Namen auch beybehalten. Der Aberglaube hat ihm die Benennung Nixhaare gegeben.

Die Meinungen von dem Entſtehen dieſes Gewächſes ſind ſehr unterſchieden. Einige haben geglaubt, es wäre ein beſonderes Waſſermoos; erſt ſetze ſich ein Schlamm vom Waſſer in der Röhre an, woraus hernach dieſes Gewächs entſtände. Allein, das Moos wird nicht vom Schleime generirt, und hat auch keine ſo holzichte Subſtanz. Andere hielten dafür, es müſſe ein gewiſſer Same in die Röhre gekommen ſeyn, von dem dieſe Wurzeln im Waſſer ſo lang fortwüchſen. Hr. Prof. Schreber hingegen behauptet das Gegentheil. Der Anfang ſolcher Fuchsſchwänze, welche er unterſucht hat, war eine einzige Wurzel, und das übrige alles Ausläufer davon. Er hat auch deutlich geſehen, daß ſolche ſich durch eine kleine Oeffnung der Röhre durchgezwungen hat. Wenn von einem einzigen Samenkorne auch ſo viel

viel und lange Wurzeln auslaufen könnten, ſo müßte man doch auch daran wahrnehmen, daß ſie über ſich gewachſen ſeyn, welches man aber hier auch mit einem gewaffneten Auge nicht entdecken könnte. Dalechamp, in der Hiſt. plant. Lugdun. S. 1022, macht dieſes Gewächs gar zu einer eigenen Pflanze, der er den Namen Trichomanes aquaticum beygeleget hat. Bauhin will die Pflanze zu Stuttgard in einem Brunnen haaricht ſchwimmend geſehen haben. Nach Cargills Urtheile ſoll es die Wurzel vom Bocksbart ſeyn; wie er dann dergleichen einmal zu Baſel an den Wurzeln einer alten Weide angetroffen hat. Indem aber Dillenius, in der Hiſtoria muſcorum, S. 30, dem Cargill widerſpricht, weil man die Wurzeln des Bocksbartes in dergleichen Wäſſern niemals antreffen würde: ſo zeigt er, daß dieſes Geſchlecht hauptſächlich von alten Weidenbäumen ſeinen Urſprung hätte, und daß die Zäſerchen deſſelben meiſtens haarförmig, von Farbe aber braun oder röthlich wären, welches ſich bey denen, ſo in den Röhren liegen, ebenfalls zeige. Hr. Schreber aber behauptet, daß es auch Wurzeln anderer Bäume ſeyn können, wie er denn an ſolchen Orten in den Waſſerröhren Fuchsſchwänze gefunden hat, wo keine Weiden, ſondern Obſt- und Heckenbäume in der Nähe geſtanden. Und hieran zweifle ich gar nicht, und glaube überhaupt, daß allerley Wunzeln, inſonderheit von Bäumen, ſich in die Waſſerröhren, wenn ſolche beſchädigt ſind, einſenken, und darin weiter verbreiten können. Daher auch kein beſſeres Mittel, dieſer Unbequemlichkeit auszuweichen, ſeyn dürfte, als entweder alle Bäume von dergleichen Waſſerleitungen zu entfernen, oder, da dieſes ſich nicht allemal thun läßt, wenn die Röhren durch Waldungen, Baumgärten, Alleen u. ſ. f. geführet werden müſſen, ſolche Röhren zu Waſſerleitungen zu gebrauchen, welche lange Zeit gut und unbeſchädigt bleiben, dergleichen die töpfernen und bleyernen ſind.

Hr. v. Haller hat in der Enum. ſtirp. helvet. S. 3, angemerkt, daß die Fuchsſchwänze zu Bern in den Waſſerleitungen häufig wären, daß ſie daſelbſt oft 100 und mehr Schritte lang würden, und daß oft die Röhren durch dieſes Wurzel Gewebe zerbrochen und unbrauchbar gemacht würden; daß man ſie in Bern Straugen nenne, und daß, nach der Bemerkung des Stähelin, dieſelben meiſtentheils aus den Wurzeln der Pappel, welche in die Röhren einzudringen Gelegenheit findet, entſtänden.

Dühamel, in der Phyſique des arbres, Th. I, S. 86, pflichtet der vorgetragenen Erklärung der Entſtehung des Fuchsſchwan-

Schwanzes bey, und erzählt, daß er dergleichen durch die Kunſt ſelbſt gemacht habe.

Von den ſogenannten Fuchsſchwänzen, wodurch die Waſſerröhren verſtopfet werden, und was dabey zu beobachten, ſ. Hrn. Prof. Schrebers neue Sammlung ꝛc. 3. Th. Bützow und Wismar 1763, gr. 8. S. 601—611, und 5. Th. S. 197, f. Stahls Forſtmagaz. 6. B. S. 304, f.

(b) Eine Art Gräſer, welche auch Fuchsſchwanzgras, Alopecurus, oder Gramen alopecuroides genannt wird. Der Kelch beſteht aus zwey länglich-ſpitzigen, vertieften, zuſammen gedrückten, einander ähnlichen Bälglein, unter welchen nur eine Spelze liegt, deren Ränder bis an die Mitte zuſammen gewachſen ſind, und nur oben ein Schlitz offen iſt; aus ihrem Rücken kömmt ganz unten eine Granne, welche noch einmal ſo lang als die Spelze ſelbſt iſt; inwendig ſieht man drey Staubfäden und zween gekrümmte Griffel; der eyförmige, gelbliche, glatte Same iſt in der Spelze und den Bälglein eingeſchloſſen. Der Ritter von Linné hat 7 Arten derſelben, wovon ich aber nur drey, welche bleibend ſind, und die man bey uns findet, anführen werde.

a) Das Wieſen-Fuchsſchwanz-Gras, falſches Canariengras, Voſſenſtert, Alopecurus pratenſis, culmo ſpicato erecto, glumis villoſis, corollis muticis *Linn.* Gramen phalaroides majus *Bauh.* Alopecurus ſpica ovata *Hall.* Gramen ſpicatum, ſpica cylindrica tenuiſſima longiore *Scheuchz.* Alopecurus panicula cylindracea, calycibus villoſis, ariſta recta *Scop.* Engl. Meadow Fox-Tail. Die zaſerige Wurzel iſt von vieljähriger Dauer. Die Halme ſind 1 bis 1½ Ellen lang, aufrecht, rund, glatt und weich; die Knoten glatt, das oberſte Gelenk iſt ſehr lang; die Blätter ſind breit, lang, ſtreifig, rauch und ſaftig. Die Kolbe iſt 3 bis 4 Zoll lang, walzenförmig, gerade, aus kleinen in einander gedrungenen Blumenbüſcheln (jeder von 2 bis 3 feſtſitzenden haarigen Aehrchen) zuſammen geſetzt, welche auf ganz kurzen Stielchen ſtehen, und

den Hauptſtiel völlig decken. Beyde Bälglein ſind von gleicher Größe, und mit langen glänzenden Haaren beſetzt. Die Spelze iſt den Bäglein ähnlich, und die Granne länger als die Blume; der Same iſt gelblich, und faſt durchſichtig. Es wächſt in den meiſten Gegenden von Deutſchland, Holland, Frankreich, England und Schweden, und blüht vom Anfange des Maymonates bis zum Brachmonat, und bey guter Witterung auch wohl im Jahre zweymal. Es liebt einen etwas niedrigen, mäßig feuchten Wieſengrund, der aus fruchtbarer, mit Thon oder Lehm vermiſchter Erde beſteht. Es kann zwar auch in ganz trocknen und in ganz naſſen Boden wachſen; allein, in jenem bleibt es dürftig, und im letztern wird es von andern Grasarten verdränget. In ſolchen Gegenden, die vorzüglich guten Wieſenwachs haben, macht es allemal einen ſehr beträchtlichen Theil des Heues, unter welchem die ſchönen breiten Blätter dieſes Graſes leicht zu erkennen ſind. Es kömmt im Frühlinge zeitig zum Vorſchein, hat einen ſtarken Trieb, und macht anſehnliche Stöcke, ſo daß es füglich in einem Jahre dreymal gehauen werden kann. Die Halme ſind weich und ſaftig; die Blätter breit. Der Geſchmack iſt auch nach dem Trocknen ſchleimig, ſüßlich und angenehm; es verdient alſo unter den guten Futtergräſern billig den erſten Platz. Die Schafe finden zwar auf ſolchen Weiden, wo Wieſenfuchsſchwanz wächſt, in Abſicht feiner Wolle, ihre Rechnung nicht ſonderlich; doch freſſen ſie dieſes Gras nicht nur friſch, ſondern auch mit vorzüglicher Begierde unter dem Heue. Ueberhaupt kann man behaupten, daß das Heu um ſo viel beſſer, ſchwerer und nahrhafter ſey, je mehr von dieſem Graſe darunter iſt. Es verdient der Wieſenfuchsſchwanz auch vorzüglich angeprieſen zu werden, um etwas feuchte Wieſen, und ausgetrocknete ſumpfige und torfige Stücke, durch deſſen Beſäung zu verbeſſern. Die Raupen, welche anderes Gras verzehren, laſſen dieſes unberührt;

daher

daher es auch auf ſolchen Wieſen, wo viel Raupen ſich eingeſtellt haben, nützlich ſeyn könnte.

Will man dieſes Gras anbauen, ſo muß man den Boden vorher umarbeiten und auflockern, welches am beſten im Herbſte geſchieht, ehe die naſſe Witterung einfällt. Man reißt den Raſen um, und leget ihn umgekehrt hin; im Frühlinge ſäet man Hafer darauf, leget ihn unter, und ſtreuet den Heuſamen entweder ſogleich nach der Ausſaat des Hafers, oder ein Jahr darauf, aus. In dem erſten Falle ſchneidet man den Hafer in der Blüthe ab, und verfüttert ihn grün.

β) Acker-Fuchsſchwanzgras, Alopecurus agreſtis, culmo ſpicato erecto glumis nudis *Linn.* Alopecurus myoſuroides *Hudſ.* Es wächſt in den ſüdlichen Provinzen Deutſchlandes, auch in Schwaben, Niederſachſen, England, Frankreich, Italien, in der Schweiz, und in Kleinaſien, auf den Aeckern, inſonderheit ſolchen, welche einen lehmigen Boden haben, häufig wild, und unterſcheidet ſich von dem Wieſen-Fuchsſchwanzgraſe zur Genüge, indem dieſes eine zuſammengeſetzte Kolbe mit haarigen Aehrchen, jenes hingegen eine einfache, querlförmig beſetzte Kolbe mit kahlen Aehrchen führt.

γ) Knoten-Fuchsſchwanz, kriechendes Waſſer-Fuchsſchwanzgras, kriechendes Spiesgras, Fluttgras, kleines Flottgras, Alopecurus geniculatus, culmo ſpicato infracto, corollis muticis *Linn.* Gramen aquaticum geniculatum ſpicatum *Bauh.* & *Scheuchz.* Es wächſt in flachen Gräben und Sümpfen um die Wieſen, Felder und Waldungen, welche im Sommer größtentheils austrocknen. Es unterſcheidet ſich von den beyden vorigen leicht durch ſeine eingeknickten Stängel, die bey jedem Knoten einen Winkel machen, da bey den erſtern der Halm gerade in die Höhe geht. Es iſt ſüß, aber wegen des Waſſerſchlammes und der Gewürme unrein, folglich nicht für die Schafe dienlich. Andern

Thieren, welchen dieſer Umſtand weniger ſchadet, wird es mehr nützen.

(c) Des Fenches, Panicum *L.* welcher ebenfalls Fuchsſchwanzgras genannt wird; ſ. Hirſe. (Wilde)

(d) Einer Art des Amarantes, mit doppelt zuſammengeſetzten, walzenförmigen, herabhängenden ſehr langen Blumentrauben (Kämmen); langgeſchwänzter rother Amarant, Amarantenbaum, Fuchsſchwanz, Sammetblume, Tauſendſchön, Amaranthus caudatus, racemis pentandris decompoſitis cylindricis pendulis longiſſimis *Linn.* Amaranthus magnus *Camer.* Amaranthus major paniculis rubris *Besl.* Amaranthus panicula ſparſa *Gerard.* Amaranthus maximus, racemis ſubcylindricis pendulis caule erecto arboreo *Mill.* Dieſe jährige Pflanze wächſt in Peru, Perſien, Ceylon, und in unſern Gärten im freyen und guten Lande, 2 bis 3 Ellen hoch, hat einen ſtarken rothgeſtreiften Stängel, mit vielen aufrecht ſtehenden Aeſten; große, breite, ſpitzige, unordentlich geſtellte, grünröthliche Blätter, aus deren Winkeln ſowohl, als aus den Enden der Aeſte und des Stängels, viele und lange abwärts hängende Blumenähren hervor treiben. Von den kleinen röthlichen Blumen ſitzen viele dicht an einander, und machen beſondere Köpfchen, welche in einiger Entfernung von einander an dem gemeinſchaftlichen Zweige ſitzen, und dergleichen geſchwänzte Aehren vorſtellen. An der Hauptähre ſitzen gemeiniglich unterwärts einige kleinere, daher man ſolche überhaupt als einen Strauß betrachten könnte. Unter jedem Blümchen ſitzt ein kleines grannenförmiges Blättchen; an der Frucht ſieht man nur zwey Hörner, und der Same iſt röthlich. Die Blätter leiden zuweilen eine Veränderung; und man ſieht gefleckte, auch grüne.

Einige der ältern Aerzte haben ſich deſſelben, ſowohl des abgekochten Krautes, als der klein zerſtoßenen Samen, als eines anziehenden Mittels innerlich bedient.

3) Eine

3) Eine Art Säge; ſiehe unter Säge.

Fuchsſchwanz-Gras. 1. Eine Benennung einer Art des Hirſe-Graſes, oder des Fenches, Panicum viride *Linn.*; ſiehe unter Hirſe.

2. Eine Art des Fuchsſchwanzes, welche auf den europäiſchen Wieſen wächſt, und zur Fütterung für das Vieh dient; Alopecurus pratenſis *Linn.*; ſ. oben, S. 417.

Fuchs-Schweif, im gem. Leben, der Schweif oder Schwanz eines Fuchſes, in der eigentlichen Bedeutung. Auch eine Art Perrücken, welche hinten unter der Bandſchleife etliche Reihen von Locken über einander haben, werden Fuchs-ſchweife, ſonſt aber auch Trauben-Perrücken genannt.

Fuchs-Sucht, eine Krankheit der Füchſe, da ihnen die Haare ausgehen. Nach einer niedrigen Figur auch wohl eine ähnliche Krankheit bey den Menſchen.

Fuchs-Traube, eine Art Weinſtöcke, Vitis vulpina *Linn.* ſiehe unter Weinſtock.

Fuchs-Wurſt, ſiehe oben S. 408.

Fuchs-Wurzel, Napellenkraut, Aconitum Napellus; ſiehe Th. I, S. 366.

Fuchs-Zunge, ſiehe oben, S. 410.

Fuchs-Zwinger, ſiehe oben, S. 398.

Fuchſicht, den Füchſen ähnlich; ſowohl an der Farbe, das Silbergeld ſieht ganz fuchſicht aus; als am Geruche, ein fuchſichter Geruch. Niederſ. voſſig.

Fuchtel. (*) 1. Ein Degen mit einer breiten Klinge, ein Raufdegen, von welchen Art derjenige Degen iſt, womit bey den Soldaten die Unterofficiers und Fähnriche beſtrafet werden. Daher das Wort fuchteln, welches in doppelter Gattung üblich iſt: 1) als ein Neu-

 trum,

(*) Auch im Niederſächſiſchen bedeutet Suchel einen bloßen Degen, und im mittlern Lat. iſt Faucho, und im Franz. Fauchon, ein in Geſtalt einer Sichel gekrümmtes Schwert. Fuchtel iſt vermittelſt der Endſylbe—el, welche ein Werkzeug bedeutet, von fechten, oder einem ähnlichen Zeitworte gebildet.

trum, mit dem bloßen Degen, oder einem andern ſchädlichen Gewehre unbeſonnen hin und her fahren; im Niederſ. fucheln: 2) als ein Activum, die Fuchtel geben, mit der Fuchtel beſtrafen, einem eine gewiſſe Anzahl Streiche mit dem bloßen Degen geben. Damit die Montur dabey nicht etwa zerfetzet werde, hat man eigene unſchneidige, aber deſto geſchmeidigere breite Klingen, welche bey den Schwertfegern in den Gewehrfabriken Fuchtelklingen heißen.

Jemanden unter der Fuchtel halten, unter ſcharfer Zucht.

2. Figürlich, die Strafe mit einem ſolchen Degen, Schläge mit der Fuchtel, ohne Plural. Die Fuchtel bekommen, einem die Fuchtel geben.

Fucus. 1. die Hummel, ein Thier; ſ. in H.

2. Ein Pflanzengeſchlecht; ſiehe Alga.

Fudbürger, in den niedrigen Sprecharten einiger oberdeutſchen Gegenden, beſonders in Strasburg, ein Bürger, welcher das Bürgerrecht durch Heurath erhalten hat; von Fod, Fut, vulva.

1. **Fuder**, (*) ein nur in Meißen übliches Wort, welches einen Biſſen bedeutet, ſo viel als man auf einmal in den Mund ſtecken kann. Ein Fuder Brod.

Da dieſes Wort nicht blos im Scherze gebraucht wird, ſo ſcheint es durch die weiche meißniſche Mundart aus Futter, pabulum, entſtanden zu ſeyn, ſo wie daraus auch im mittlern Lat. Fodrum geworden iſt.

2. **Fuder**, auf den Blechhämmern, eine Art Blech, welche ſchwächer als Kreuzblech und ſtärker als Senklerblech iſt, und auch Foder ausgeſprochen wird; ſiehe Th. V. S. 661, und Th. XIV, S. 437.

Vermutlich von Futter, tegumentum interius, vielleicht, weil man dieſe Art des Bleches vorzüglich zum Futtern anderer Ge-

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. Foder, Foer, im Engl. Fodder, Fother, im Böhm. Fura. Es ſtammet von fahren ab, wovon auch Furche herkömmt.

Geſchirre gebraucht. Bedeutet doch im mittlern Lat. Fodra, und im Ital. Fodera, gleichfalls das Unterfutter.

3. Fuder, L. Vehes, Fr. Charge, Cariage, Charretée, ſo viel als ein ordentlicher Rüſt- oder Bauerwagen auf einmal laden kann; die Ladung eines ſolchen Wagens.

1. Eigentlich, in welchem Verſtande im Oberdeutſchen aus das Wort Fahrt üblich iſt. Ein Fuder Holz, Heu, Steine, Kohlen, Miſt u. ſ. f. Fr. une charge (charretée) de bois, foin, charbon. Ein zwey- drey- oder vierſpänniges Fuder nennt man, welches durch 2, 3 oder 4 tüchtige Ackerpferde gezogen werden muß.

2. Figürlich, ein Maß verſchiedener Dinge.

1) An einigen Orten ein Wieſenmaß, ein Stück Wieſe, worauf ein Fuder Heu erbauet wird. Eine Wieſe von drey Fudern.

2) Im Bergbaue iſt das Fuder, ein Maß, womit Erze, Kieſe, Zwitter und Eiſenſteine gemeſſen werden, und welches nicht aller Orten gleich iſt. Ehemals ſind 3 Karren für 1 Fuder, um 60 Fuder für einen Roſt Zwitter gerechnet worden. Auf einigen Bergwerken heißt ſolches auch Seidel.

3) In einigen Gegenden ein Getraidemaß. Im Hannövriſchen hielt ehedem ein Fuder 12 Malter oder 36 Scheffel, das Malter zu 3 Scheffel, den Scheffel zu 2 Himten, und den Himten zu 3 Metzen gerechnet; es iſt aber dieſes Maß in den Jahreu 1757 und 1758 abgeſchaffet worden; ſ. Himten. Im Osnabrückiſchen hält ein Fuder 6 Malter oder 72 Scheffel, jedes Malter zu 12 Scheffel gerechnet.

4) Ein großes Maß flüſſiger Dinge, beſonders aber des Weines, welches in verſchiedenen Gegenden auch von verſchiedenem Gehalte iſt, (*) Fr. Foudre.

 In

(*) So fern dieſes Wort ein Weingebinde bedeutet, ſoll es, dem Friſch zu Folge, ein eigenes Wort ſeyn, welches ein jedes hölzer-

In Heſſen, Lübeck, Frankfurth am Main und der Pfalz, hält ein Fuder Wein 6 Ahm, oder 120 Viertel, oder 480 Kannen oder Maß; in Bremen, 6 Ahm, oder 270 Stübchen, oder 980 Quart oder Maß; in Hamburg, 6 Ahm, 24 Anker, 240 Stübchen, 480 Kannen, oder 960 Quartier oder Maß; im Hannöviſchen, 4 Oxhoft, 6 Ahm, 15 Eimer, 240 Stübchen, 480 Kannen oder Maß, 960 Quartier; im Osnabrückiſchen, 6 Ahm, 168 Viertel, 672 Kannen oder Maß; in Danzig, wo ein Fuder ſo viel als ein Faß iſt, 4 Oxhoft, 6 Ahm, 24 Anker, 120 Viertel, 660 Stoff; im Churſächſiſchen, 2⅖ Faß, 12 Eimer, 756 Kannen Schenkmaß; in Oeſtreich, 32 Eimer, 128 Viertel, 1280 Maß; im Würtembergiſchen, 6 Ahm oder Eimer, 96 Imi, 960 Maß; in Augsburg, 8 Jez, 16 Muids, 96 Beſons oder 768 Maß; im Elſaß, 24 Eimer oder 576 Maß.

Fuderig, oder **Füderig**, was ein Fuder enthält oder ausmacht, ſo fern dieſes Wort ein beſtimmtes Maß bezeichnet. *Ein fuderiges Faß*, worein ein Fuder Wein geht. Im Forſtweſen iſt ein *füderiger Baum*, ein ſtarker Baum Bauholz, welcher mit 4 Ochſen gefahren werden kann.

Fuge, (*) L. Junctura. Fr. Enchaſſure, Jointure, derjenige Ort, wo zween Körper an einander gefüget ſind. *Die Fuge an zwey zuſammen geleimten Bretern, an den Faßdauben* u. ſ. f. S. Fugen 1.

Bey

hölzernes Geſchirr bedeutet hat, und mit dem mittlern Lat. Fuſta, und Franz. Fut, Futaille verwandt iſt. Er beruft ſich auf ein 1492 zu Nürnberg gedrucktes Vocabularium, worin es heißt: Fuder, *Cuppa*, oder Kuffe, oder Putt oder Stante oder Kübel. Allein hieraus folget noch nicht, daß Fuder und die folgenden Wörter einerley bedeuten; und daß Voder bey dem du Fresne eben ein Geſchirr bedeute, womit man den Knoblauch gemeſſen, iſt auch nicht erweislich. Es iſt daher glaublicher, daß Fuder ſo viel Wein bedeutet, als man etwa auf einen Wagen oder Karren laden kann.

(*) Im Niederſ. Foge, Föge, Foog, Fug, im Dän. Fuge.

Bey den Mäurern, heißt Fuge, Fr. Joint, in den Mauern der Raum zwiſchen den Steinen, welcher mit Kalk, Gyps, Lehm, Kitt ꝛc. voll gemacht wird. Die Fuge unten in einem Gewölbe, Fr. Joint de douille; eine horizontale oder Ruhefuge, Fr. Joint de lit; eine ſchräg abhängende Fuge an der Stirn eines Gewölbes; Fr. Joint de tête; eine perpendikuläre oder ſtehende Fuge, Fr. Joint montant; blinde Fugen, Fr. Joints perdus.

1. **Fuhre, Fohre**, Pinus ſylveſtris *Linn.*; ſiehe Kiefer.

2. **Fuhre**, (*) L. Vectura, F. Chariage, Charroi, Voiture, von dem Zeitworte fahren. 1. Die Handlung des Fahrens oder Führens auf einem Wagen. Die Bauern haben bereits ſechs Fuhren gethan. Hieher gehören auch die Zuſammenſetzungen: Abfuhre, das Wegſchaffen einer Sache von einem Orte vermittelſt des Fuhrwerkes, die Abfuhre des Holzes, der Lebensmittel, des Getraides u. ſ. f. d. i. die Ausfuhre deſſelben, Wegſchaffung aus einem Lande. Ausfuhre; ſiehe Aus- und Einfuhre der Waaren. Baufuhre, Fuhren welche zum Behufe eines Baues geſchehen, beſonders wenn ſie von den Unterthanen zur Frohne verrichtet werden; ſiehe Baudienſte. Bittfuhre, im Niederſ. Bethfuhre, nennt man diejenigen Fuhren, welche ein Freund oder Nachbar dem andern auf ſein Anſuchen und Bitten, bey Herbeyſchaffung der Baumaterialien, des eingeärndeten Getraides, oder auch bey andern Vorfallenheiten, aus Gefälligkeit und umſonſt thut. Dienſtfuhre, ſ. Th. IX, S. 256. Durchfuhre, das Fahren oder Führen durch einen Ort, die Durchfuhre oder der Durchgang fremder Waaren, ſiehe Th. IX, S. 743. Frohnfuhre, ſiehe oben, S. 163. Von Fuhren und Vorſpann zu Kriegszeiten, ſ. den Art. Kriegsfuhre. Patentfuhren ſind in Sach-

(*) Dieſes Wort lautet im Schwed. Fora, und im Poln. Fura.

Sachſen eben das, was an andern Orten der Vorſpann genennet wird, wenn nämlich die Unterthanen die auf Commiſſionen verſchickten herrſchaftlichen Bedienten oder Officiers, die zu dem Ende mit einem Patente oder Vorſpannpaſſe verſehen ſind, auf eine gewiſſe Weite fahren müſſen. Wenn dem Reiſenden bey den Patentfuhren zugleich die Zehrungskoſten vergütet werden müſſen: ſo heißen ſie ſodann Patent-Auslöſungsfuhren. 2. Ein Fuhrwerk, ein fahrender Wagen. Eine Fuhre ſuchen, beſtellen. Jemanden eine Fuhre ſchicken. Etwas mit der Fuhre bekommen. 3. Ein Fuder. Eine Fuhre Holz, Kohlen, Steine, Miſt, Bier u. ſ. f. 4. Das Fuhrlohn. Die Fuhre bezahlen. 5. Eine Furche, doch nur in einigen beſonders niederſ. Mundarten; ſ. Fahre und Furche.

Fuhr-Brief, ſiehe Fracht-Brief.

Fuhr-Knecht. 1. In der Landwirthſchaft, ein Knecht, der die gewöhnlichen bey dem Ackerbaue forfallenden Fuhren zu verrichten hat; der Ackerknecht oder Pferdeknecht. Zuweilen auch, 2. der Knecht eines Fuhrmannes, ein Fuhrmannsknecht.

Fuhr-Leute, ſiehe Fuhrmann.

Fuhr-Lohn, der Lohn für die Fuhre, ſo bey Kaufmannsgütern die Fracht genannt wird. Von deſſen Beſtimmung ſiehe im folgenden Artikel.

Fuhr-Mann, L. Auriga, Fr. Charretier, Voiturier. 1. Ein jeder, der das Fahren, oder die Regierung des Zugviehes vor einem Fuhrwerke verrichtet, und wenn das Fuhrwerk eine Kutſche, Chaiſe u. ſ. f. iſt, der Kutſcher genannt wird. Siehe Kutſcher.

2. Beſonders derjenige, der ein Geſchäft daraus macht, Güter und Waaren um Lohn von einem Orte zum andern zu fahren; im Poln. gleichfalls Furman, im Böhm. Forman, im Osnabrück. Picker. Daher der Fuhrmanns-Kittel, der Fuhrmanns-Knecht, die

die Fuhrmanns=Peitſche, der Fuhrmanns=Wagen, die Fuhrmanns=Winde, u. ſ. f.

3. In einigen oberdeutſchen Gegenden wird auch ein Bauer, der Pferde und Geſchirr hält, der in andern Gegenden ein Anſpänner, Pferde=Bauer, Pferdner u. ſ. f. heißt, ein Fuhrmann genannt.

Die eigentlich ſo genannten Fuhrleute, welche Güter und Waaren über Land von einem Orte zum andern um die bedungene Fracht oder Fuhrlohn fahren, ſind, in Anſehung dieſer oder jener Stadt, entweder einheimiſche oder fremde. Jene, weil ſie ihre ordentliche Fuhren inn= und außerhalb der Stadt, oder dem Orte, wo ſie wohnhaft ſind, haben, unternehmen gar ſelten weite Reiſen, wie theils fremde, ſonderlich aber die thüringiſchen, fränkiſchen, und andere oberländiſche Fuhrleute thun, welche mit ihren Karren, Frachtwagen und Landkutſchen ganz Deutſchland durchfahren, und immer von einem Orte zum andern Fracht annehmen; daher ſie auch, eben wie die Schiffer, oft in etlichen Monaten nicht zu den Ihrigen gelangen. Einige kommen dabey fort; andere, wenn ſie unglücklich mit den Pferden ſind, müſſen dabey crepiren; vielmals aber iſt auch das liederliche Leben und die Unwiſſenheit Schuld daran. Denn ein Fuhrmann muß die Güte und Wartung des Viehes, ſein Fuhrwerk, die Straßen, das Zoll= und Geleitswesen, die Wirthſchaft in den Gaſthöfen u. d. gl. wohl verſtehen, ſtark, munter, ordentlich, treu und fleißig ſeyn, ſich inſonderheit der Viehſchinderey enthalten, und ſich vor den gewöhnlichen Straſſenſünden, als: Beſchädigung des Nächſten, Gutes, Verfahrung der Zölle, Schwelgerey und Spielen in den Wirthshäuſern 2c. hüten. Einem redlichen und ordentlichen Fuhrmanne nun, der gewiß eine ſehr mühſelige und ſaure Profeſſion treibt, ſeinen Lohn (die Fracht) vorzuenthalten, oder ihm ſolche ohne Noth, und durch allerey liſtige Ränke und Chicanen zu

Waſſer zu machen, wenn er ſeine Waaren richtig geliefert hat, iſt eine große Sünde; gleichwie hingegen auch ſolche Fracht mit gutem Fuge ihm abgezogen wird, wenn die Waaren nicht wohl conditionirt, oder zu rechter Zeit, wie er verſprochen hat, und welche gemeiniglich im Frachtbriefe ſpecificirt ſteht (ſ. Th. XIV, S. 734) liefert.

Die **Beſtimmung der Fracht oder des Fuhrlohnes**, geſchieht gemeiniglich von den Waaren, die in Ballen, Packen, Kiſten ꝛc. oder von feſter Materie von etwas großem Betrage ſind, 1) nach dem Gewichte derſelben, und ſo und ſo viel für das Pfund oder den Centner; von den flüſſigen aber, als da ſind: Weine, Brannteweine, Biere u. d. gl. 2) nach den Stücken. Siehe auch die Art. **Fracht**, und **Landkutſche**.

Hr. v. Juſti iſt, im 1 B. ſeiner Polizeywiſſenſchaft, §. 455, der Meinung, daß es nicht wohl thunlich ſey, den Fracht-Fuhrleuten Taxen zu ſetzen. Er ſagt: man müßte dieſe Taxen ſolchergeſtalt einrichten, daß die Fuhrleute ſowohl bey böſem, als gutem Wege, bey übler und bey guter Witterung dabey beſtehen könnten; und dadurch würde man das Fuhrlohn mehr vertheuern, indem es die Kaufleute bey guter Witterung und Wegen wohlfeiler haben könnten.

Allein dieſe Meinung kömmt mir nicht gegründet genug vor, um derſelben beyzupflichten. Wenn man bey den Frachtfuhrleuten, ſo wie bey den Landkutſchern, auf den Preis der Lebensmittel und des Futters, ſo wie auf die böſen und guten Wege, und auf die Sommer und Wintermonate, imgleichen chen auf die unterweges viel oder wenig zu entrichtenden Zoll-Abgaben und Weggelder Rückſicht nimmt: ſo ſehe ich nicht ab, warum man den Fracht Fuhrleuten nicht ebenfalls billige Taxen ſollte ſetzen können; ſelbige können, wenn man obige Umſtände dabey in Erwegung zieht, ſo eingerichtet werden, daß ſowohl die Fuhrleute, als die Kaufleute, dabey beſtehen können.

Was der **Fuhrleute Profeſſion** ſelbſt betrifft, ſo müſſen ſie mit einem guten Geſchirre, d. i. mit guten Wagen (ſiehe unter **Wagen**) und Pferden, um die Güter und Waaren wohl durch das Land zu bringen, verſehen ſeyn; ſie müſſen auch die Waaren wohl aufzuladen,

laden, zu zuſchnüren, mit Stroh oder Packleinwand zu bedecken, mit dem Zerbrechlichen behutſam umzugehen, und damit geſchickt zu fahren, auch dieſelben vor Feuer-Waſſer- und andern Schaden wohl zu verwahren wiſſen. Es lieget ihnen auch ob, mit den anvertrauten Waaren getreulich zu handeln.

Es wäre ſehr gut, wenn eine jede Handelsſtadt ihre gewiſſe Güterbeſtäter hielte, welche die Fuhrleute von langer Zeit her kenneten, und die guten von den ſchlechten zu unterſcheiden müßten; auch daß man auf Mittel bedacht wäre, wie es mit dem Fuhrweſen zu Lande etwas geſchwinder, durch Anordnung friſcher Pferde und Fuhrleute auf gewiſſen Oertern, Dörfern, möchte zugehen können. Ja, man ſollte überhaupt nicht jedermann, der nur will, einen Fuhrmann abgeben laſſen, ſondern ſichere Leute an denen Orten, wo dieſe Nahrung getrieben wird, ausſuchen, ſolche verpflichten, ihnen ordentliche und öffentliche Certificate und Beſtallungen geben, womit ſie ſich allenthalben legitimiren müßten; dagegen aber ſollte verboten ſeyn, andern, welche ſich nicht auf dieſe Art legitimiren können, Waaren anzuvertrauen. Es fehlt aber an vielen Orten noch gar ſehr an ſolchen guten **Fuhrmannsordnungen**. Nur von Frankreich und Holland kann ich nicht verhehlen, daß in dieſen beyden Ländern durch vielerley Edicte, Arrêts, Placate und Reſolutionen, rühmlichſt dafür geſorget, und den Fuhrleuten auf das deutlichſte vorgeſchrieben worden iſt, wie ſich dieſelben bey Auf- und Abladung, auch Verführung der ihnen anvertrauten Güter, zu verhalten haben, wie in **Savary** *Dict. univ. de comm.* bey den Rubriken: Chartier, Placard, Reſolutions, Roulier, Routier, Voiturier und Voiturins, mit mehrerm zu erſehen iſt.

Gute Geſetze über das Fuhrweſen müſſen hauptſächlich dahin gerichtet ſeyn, daß die Fuhrleute für die Verwahrloſung und das Verderben der Waaren, ohne großen Proceß und Weitläuftigkeit, zu haften verbunden ſeyn. Inſonderheit muß die Polizey durch ſcharfe Geſetze die Betrügereyen der Fuhrleute zu verhindern ſuchen, welche öfters unterweges die Fäſſer öffnen, einen Theil heraus nehmen, und die Waaren mit Waſſer aufeuchten damit die trocknen Waaren durch die Feuchtigkeit aufſchwellen und die Fäſſer wider erfüllen, und was für Betrügereyen mehr geſpielet werden, worauf deſto! härtere Strafen zu ſetzen ſind, je ſchwerer ſie entdecket werden können.

Königl.

Königl. preußiſches Patent wegen Beſtrafung der Fuhrleute und Knechte, welche von dem Getränke aus den Gefäßen etwas trinken oder ſonſt nehmen, d. d. 6 Mart. 1722, in *Mylii* Corp. Conſt. March. 5. Th. 5 Abtheil. 5. Cap. No. 2, S. 243.

Was das Recht der Fuhrleute betrifft, ſo iſt ſolches in einem eigenen Tractat, welchen Ferd. Eph. Harpprecht, unter dem Titel: Recht der Fuhrleute, nebſt dem Pfändungsrecht, Zell, 1746, in 4. heraus gegeben hat, erörtert, und in ſolchem gründlich ausgeführt worden: wie mit den Fuhrleuten vorſichtig zu ſchließen; wem die Erſtattung des Schadens an Gütern und Waaren obliege; inſonderheit, wie weit die ungefähren Zufälle an beyden Seiten zu präſtiren ſeyn.

Es vertrauet z. B. ein wohlgeſeſſener Fuhrmann die ihm anvertrauten Pretioſa einem andern übelberüchtigten Fuhrmanne, um ſolche weiter an Ort und Stelle zu bringen; Dieſer geht damit durch: ſo kann Jener actione mandati zur Erſetzung angehalten werden. Ein anderer Fuhrmann verzögert ohne Urſache, das ihm anvertraute Gut in verſprochener Zeit zu liefern, und verurſachet dadurch des Gutes Verluſt und Schaden; iſt alſo, weil er in mora geweſen, zur Erſtattung gehalten. Einem andern Fuhrmanne bricht wegen der ſchweren Laſt ſein Wagen; dieſem iſt der Kaufmann, wenn er nicht den Caſum fortuitum auf ſich genommen, und für Pferde und Wagen gut geſagt hat, nichts zu erſtatten ſchuldig, weil der Fuhrmann die Stärke oder die Schwäche ſeines Geſchirres am beſten hätte wiſſen ſollen. Ein anderer hat ein Gut auf 40 Meilen zu fahren bedungen, wird aber durch Kriegsgefahr abgehalten, daß er ſolches nicht weiter, als nur die Hälfte des Weges, bringen kann: ſo erhält er nur nach Proportion des Weges ſeine Bezahlung. Begeht ein Herr des Gutes eine Unvorſichtigkeit, daß er z. B. einem Fuhrmanne contrabande Waaren aufgeladen hat, worüber derſelbe arretirt, und mit großer Gefahr und Unkoſten aufgehalten wird: ſo iſt ihm derſelbe ohne einigen Abbruch das Fuhrlohn zu bezahlen ſchuldig. Hätte aber der Fuhrmann an ſeiner Seite eine Nachläſſigkeit begangen als: daß er entweder die übernommene Fuhre gar nicht, oder doch nicht gebührender Maßen, geleiſtet hat: ſo würde ihn der Herr des Gutes auf alles Intereſſe, (was er nämlich für Schaden erlitten hat, oder was ihm für Nutzen durch des Fuhrmannes Nachläſſigkeit entgangen iſt,) belangen können. Sollte ein

ein Fuhrmann gegen Jemand ſich obligiren, vermittelſt einer gewiſſen Recognition deſſen Güter auf ſeine Gefahr an Ort und Stelle zu liefern: ſo würde er auch für die Gefahr ſtehen müſſen, und, wenn ſich ſolche zutrüge, actione aſſecuratoria von dem Kaufmanne belanget werden können. Gleichfalls würde auch ein Fuhrmann, welcher gefährliche und bergige Wege ſuchet, da er doch die gemeine Landſtraße fahren kann, und darüber mit dem Wagen ſtürzet, und dem Kaufmanne Schaden an ſeinen Gütern thut, den Schaden durch die Klage ex locato erſetzen müſſen, welches auch Statt hat, wenn er die Waaren, der Verabredung zuwider, an einen Ort niederleget, wo es nicht allerdings ſicher iſt, oder dieſelben einem andern zu fahren übergiebt, oder bey lange anhaltendem Regen ſich durch einen angelaufenen Fluß waget, wodurch die Fäſſer oder Packe naß werden; wenn er zur unbequemen Zeit die Reiſe antritt, ſeinen Wagen ſo ſehr beſchweret, daß derſelbe dadurch umfallen muß, und die Waaren dadurch verderben; im Fahren ſelbſt, er oder ſein Knecht, nicht genugſame Sorgfalt für die Güter trüge; welches alles mehr für eine Culpam latam als levem, zu achten iſt, und da alsdann, wie bereits gemeldet worden iſt, der Fuhrmann zur Erſtattung des Schadens angehalten werden kann.

Zuweilen ſind die Fuhrleute auch leviſſimam culpam zu präſtiren ſchuldig; wenn ihnen nämlich über ihr ordinäres Fuhrlohn noch eine beſondere Erkenntlichkeit verſprochen wird, oder daß ſie ſich freywillig erboten haben, Jemanden ſeine Güter zu fahren, weil derjenige, der ſich ſelbſt anbietet, allezeit zu einer größern Sorgfalt, das Anvertrauete wohl zu bewahren verbunden iſt, als derjenige, bey dem ein ſolches zu thun geſucht worden iſt. Je zerbrechlicher aber eine Waare iſt, je mehr wird auch dem Fuhrmanne aufgebürdet, Culpam leviſſimam zu präſtiren, weil die Sache hier ſelbſt redet, und eine gar genaue Sorgfalt erfordert, inſonderheit wo ſich die Fuhrleute für geſchickt in ihrer Profeſſion ausgeben, und ausdrücklich Culpam leviſſimam zu präſtiren über ſich genommen haben. Und mögen ſich der obgemeldeten keines die Fuhrleute dadurch entledigen, daß ſie nicht ſelbſt gefahren, ſondern ihre Knechte fahren laſſen, weil ſie auch für deren Verſehen als eigen ſtehen müſſen, und dazu durch die Actionem leg. Aquil. oder in factum, angehalten werden können. Welches auch Statt hat, wenn der Fuhrmann das bedungene Gut einem andern wieder verdingen, und ſelbiges darüber zu Schaden kommen ſollte.

Ob der Herr des Gutes zu beweiſen habe, daß der Fuhrmann etwas verſäumet oder verwahrloſet hat, oder ob der Fuhrmann vor Gerichte darthun müſſe, daß er eine ſolche Aufſicht bey dem ihm anvertraueten Gute, als es ſich gebühret, angewandt habe, darüber ſind die Rechtslehrer verſchiedener Meinung. Die meiſten aber gehen dahin, daß der Fuhrmann zur Erſtattung des Geldes nur alsdann angehalten werden könne, wenn ſeine Unachtſamkeit oder Verſäumniß genugſam erwieſen worden iſt.

Was Caſus fortuitos oder die ungefähren Zufälle betrifft, welche durch menſchlichen Verſtand und Gewalt nicht haben voraus geſehen oder abgewendet werden können: ſo iſt ſo wenig ein Fuhrmann, als ſonſt Jemand, der etwas bedungen hat, ſolche zu präſtiren ſchuldig. In welchen Stücken aber dieſes ſeinen Abfall leide, iſt aus vorgenanntem Autore mit mehrern zu erſehen.

In Anſehung der Ueberſetzung des Fuhrlohnes, gehen die Meinungen der Rechtsgelehrten dahin, daß, was einmal, inſonderheit in dringendem Nothfall, den Fuhrleuten zu viel verſprochen worden iſt, ſolches auch gehalten werden müſſe, doch bey allzu großer Uebermaß, der richterlichen Moderation unterworfen ſey. Sonſt aber, wo ein billiges Fuhrlohn bedungen worden iſt, kömmt auch den Fuhrleuten ſo gar das Jus retentionis zu, vermöge deſſen ſie Macht haben, die ihnen zu fahren gegebenen Sachen nicht eher verabfolgen zu laſſen, ſondern ſo lange zu behalten, bis wegen des Fuhrlohnes, mit ihnen Richtigkeit gemacht worden iſt; wie ſie denn auch zu dieſem Rechtsmittel oftmals ihre Zuflucht nehmen, obgleich ſolches darum ihnen kein Pfandrecht einräumet, weil ſie ſonſt andern Gläubigern, welche ein Pfand haben, vorgehen müßten, welches aber in den Rechten nicht Statt findet, weil die bloße Retention keinen Vorzug in der Ordnung der Creditorum geben kann.

Von der Collation des erlittenen Schadens, wenn z. B. ein Fuhrmann contrabande Waaren führte, und ſich doch alſo zu verhalten wüßte, daß nicht alles, was auf dem Wagen iſt, ſondern nur, wenn ihn verſchiedene Perſonen beladen haben, der einen ihr Gut weggenommen würde, der andern ihres aber verſchwiegen bliebe und durchpaſſirte, haben die Rechtslehrer ebenfalls mancherley Diſtinctionen, welche an gedachtem Orte nachgeleſen werden können.

Die Verbrechen der Fuhrleute, ſind entweder öffentliche oder Privatverbrechen. Zu den Privatverbrechen gehört:

1) der

1) der Diebſtahl, welchen die Fuhrleute begehen, wenn ſie von den ihnen anvertrauten Sachen etwas mit Wiſſen und Willen abnehmen, behalten, verſpielen, verſchweigen, verſetzen, oder auf andere boshafte Weiſe zu ihrem Nutzen anwenden, und an gebührendem Orte nicht überliefern. Es hindert hier nicht, ob dem Fuhrmanne das Geld oder Gut gleich zugezählt, und unverſiegelt, oder unverſchloſſen gegeben worden iſt, woraus doch ſonſt einige Rechtslehrer ein auf den Fuhrmann transferirtes Eigenthum behaupten wollen, und daß er als ein Dieb nicht angeklagt werden könne. Weil aber desjenigen, welcher dem Fuhrmanne Geld anvertrauet hat, Meinung nicht iſt, daß der Fuhrmann dadurch ein Eigenthum des Geldes bekomme, ſondern vielmehr ſolches nur an einen andern überbringen ſoll; überdieß auch eine bloße Uebergabe oder Tradition, keinem das Eigenthum einer Sache zuwege bringt, wenn nicht ein rechtsbeſtändiger Titulus oder Urſache, warum es übergeben wird, hiezu kömmt, auch ſo wenig an Seiten des Uebergebenden als des Annehmenden, die Intention oder Meinung vorhanden iſt, das Dominium zu transferiren oder zu acquiriren: ſo bleibt es dabey, daß ein Fuhrmann, welcher das ihm anvertrauete Gut unterſchlägt, einen Diebſtahl begehe. Ein Anderes wäre es, wenn der Fuhrmann aus Noth etwas angriffe, indeſſen aber zu Hauſe ſo bemittelt wäre, daß er es hinlänglich wieder erſtatten könnte; in welchem Falle es auf den Ausſpruch des Richters ankommen würde, weil kein Diebſtahl da geſchieht, wo man nicht auch den Vorſatz dabey hat, das Genommene für ſich zu behalten, und nicht wieder zu erſtatten. Von Sachen, die den Fuhrleuten geſtohlen werden, die Erſtattung des Werthes zu thun, ſind ſie nicht eher verbunden, als bis der Eigenthumsherr bewieſen hat, daß ſie keine genugſame Acht auf die Güter gegeben, und ſolche z. B. an einen Ort hingelegt haben, wo ſie nicht ſicher genug geweſen ſind. Sendet ein Schuldner ſeinem Gläubiger Geld zu, und vertrauet es einem Fuhrmanne, der damit durchgeht: ſo muß der Schuldner den Schaden ſelbſt tragen. Hätte ihm aber der Gläubiger befohlen, durch den Fuhrmann, welcher hernach unterweges untreu wird, das Geld zu ſenden, ſo iſt der Schade für des Gläubigers Rechnung.

Das zweyte Privatverbrechen eines Fuhrmannes iſt, wenn er den Straßenräubern Gelegenheit und Anlaß giebt, ihn zu berauben, mit ihnen unter der Decke ſpielt, und ob er gleich nicht ſelbſt Hand anlegt, dennoch von dem Geraubten participirt. Ein ſolcher hat allerdings das Leben verwirkt.

Wird er aber ohne ſeine Schuld auf dem Wege beraubet, ſo iſt er, den Schaden zu erſtatten, nicht ſchuldig; es wäre denn, daß der Eigenthumsherr erweiſen könnte, daß der Fuhrmann, da er einen ſichern Weg hätte nehmen können, einen Nebenweg durch Wälder und Büſche, in welchen ſich vielmals Räuber aufhalten, geſuchet, und alſo den Schaden ſelbſt verurſachet hätte.

Das dritte Privatverbrechen der Fuhrleute, beſteht in harten Schmäh= und Scheltworten, oder in vorſätzlicher Beſchädigung, welche die Fuhrleute denen, die ſie bedingt haben, ſowohl an ihren Gütern, als Perſonen anthun. Die Scheltworte betreffend, ſo ereignet ſich dergleichen insgemein, wenn Fuhrleute einander in hohlen Wegen begegnen. Bey welcher Rencontre nicht unbillig die Frage vorkömmt: **Wie zwey Wägen einander auf öffentlicher Landſtraße, beſonders aber in engen und hohlen Wegen, ausweichen ſollen?** Nun wäre hier zwar gleich Rechtes, daß derjenige, der zuerſt in den hohlen Weg eingefahren iſt, ſich deſſen auch, als einer freyen Straße, am erſten bedienen ſollte. Der Billigkeit nach aber müſſen diejenigen, welche dem offenen Wege am nächſten ſind, eher weichen, als diejenigen, welche mitten in demſeben ſtecken, weil ſie nämlich mit weniger Gefahr und Mühe wieder heraus kommen können. So muß auch der, welcher einen leeren Wagen hat, oder nicht ſo ſchwere Laſt führt, eher, als derjenige, welcher ſchwer geladen hat, zurück fahren. Ein Karren muß einem vollen Wagen ausweichen. Nach dem Sachſenrechte hat derjenige den Vorzug in Paſſirung einer Brücke, welcher am erſten auf dieſelbe gekommen iſt, es ſey gleich mit einem leeren oder beladenen Wagen geſchehen. Bey der kaiſerlichen freyen Reichsſtadt Nürnberg wird es in dieſem Stücke alſo gehalten, daß auf der öffentlichen Landſtraße, und ſonſt auf engen Wegen, derjenige, der einen ledigen Wagen hat, dem beladenen; ein Karren, einem vollſtändigen Wagen; eine Mieth= (Lohn= oder Lehn=) kutſche, welche nur Perſonen fährt, einem Frachtwagen, welcher Güter geladen hat; und endlich ein Wagen, welcher aus der Stadt fährt, demjenigen, welcher hinein fahren will, weichen muß. Endlich iſt noch zu merken, daß ein jeder, der in einem hohlen Wege, oder zu einem Thore, oder zu einer engen Straße hinein fahren will, ſofort bey dem Anfange mit der Peitſche ein Zeichen geben muß; widrigenfalls kann ihm die Schuld des entſtandenen Schadens beygemeſſen werden. Die vorſätzliche Beſchädigung, welche

die

die Fuhrleute den Kaufleuten an ihren Gütern und Perſonen thun, iſt, wie bereits oben gemeldet worden iſt, daß ſie die Wägen etwa zu ſchwer beladen, und mit ſolchen hernach nicht fortkommen können; oder, daß ſie verwegener Weiſe durch das Waſſer fahren, und alſo die Güter naß machen; oder, daß ſie gar die Paſſagiers umwerfen, und dadurch entweder dieſelben an ihren geſunden Gliedern verletzen, oder wohl gar um das Leben bringen. In dieſen und dergleichen Fällen ſind die Fuhrleute ſchuldig, nicht allein latam und levem, ſondern auch leviſſimam culpam zu präſtiren.

Zu den öffentlichen Verbrechen der Fuhrleute gehört, wenn ſie ohne Geheiß ihres Befrachters den Zoll verfahren, und dadurch ſich und des Kaufmanns Güter in Gefahr ſetzen; welches ihnen dann, weil ſie allein daran Schuld ſind, auch allein zu tragen, den Kaufmann aber ſchadlos zu halten gebühren will. Wenn ſie es aber auf Geheiß des Herrn thun, ſo hat zwar dieſer nichts an ihnen zu ſuchen; ſie werden aber ebenfalls als Verbrecher und Mitgehülfen beſtraft. Siehe den Art. Zoll.

Siehe auch Pet. Mieths Diſſ. de eo, quod juſtum eſt circa aurigas, vom Rechte der Fuhrleute, Erf. 1699. 4.

Uebrigens ſollen, abſonderlich im Churfürſtenthume Sachſen, die Fuhrleute die alte und ordentliche Landſtraße halten, und keine Beywege ſuchen; widrigenfalls dieſelben, wo ſie angetroffen werden, mit Roß, Wagen und Gütern zu arretiren, und zu der in den Mandaten benannten und verwirkten Strafe zu ziehen ſind. Inſonderheit ſollen ſie die Stapel- und Niederlagsſtadt Leipzig nicht vorbey fahren, ſondern daſelbſt ihre Fracht und Fuhrbriefe den Acciſebedienten vorzeigen, ſonſt aber ihre geladenen Waaren in der Stadtwage wägen laſſen, und wegen der nicht zu rechter Zeit oder ſchadhaft gelieferten Güter vor dem Handelsgerichte daſelbſt erſcheinen.

Avertiſſement, daß verſiegelte Briefe und Paquete unter 20 Pfund, nicht durch Fuhrleute, ſondern auf der Poſt verſandt werden ſollen, d. d. Berl. d. 14. Apr. 1751, ſt. in der Edictenſamml. a. die Jahre 1751—1755, Col. 241, f.

Edict, daß die Fuhr- und Schiffsleute in Preußen keine verſchloſſene Briefe noch kleine Paquete, ſo unter 20 Pfund wiegen, und den Werth von 10 Thaler überſteigen, beſtellen ſollen, d. d. Berl. d. 17. Dec. 1752, ſt. eb. daſ. Col. 985—990.

Landwirthe, welche Hufen-Güter beſitzen, müſſen ſich nicht mit dem Fuhrmannsweſen abgeben; denn ſie kommen ſehr ſelten dabey fort. Die öftere Abweſenheit von ihren Gütern, wodurch es an ihrer Aufſicht und gebührenden Aufrechthaltung der täglich nöthigen Wirthſchaftsverrichtungen ermangelt, und weshalb die Beſorgung derſelben öfters nur unverſtändigen Weibern und Kindern, oder unachtſamen Geſinde anvertrauet werden muß, bringt ihnen mancherley Schaden zuwege. Die zur Ackerbeſtellung bequemſte und nützlichſte Zeit wird mehrentheils verſäumet. Diejenige Fütterung, welche zugleich mit auf das Zuchtvieh verwendet werden ſollte, wird bey den Straßenfuhren auf das Zugvieh verſchwendet. Der Dünger wird den Gütern entzogen, und bleibt auf den Fuhrſtraßen. Hieraus folgt, daß dergleichen Güter kaum die Hälfte der ſonſt zu erbauenden Feldfrüchte bringen, und daß derjenige Gewinn, welcher durch das Fuhrwerk erlanget wird, ſolche Wirthſchaftsſchäden gar ſelten erſetzen kann. Daher dann keinem Haus- und Landwirthe, welcher nicht erweislich machen kann, daß, nächſt ſolcher Unternehmung, die Beſtellung ſeines Gutes durch wirthſchaftsverſtändige Kinder oder andere dazu geſchickte Leute vollſtändig gut beſorgt werde, und dann inſonderheit auch die Fütterungsmitttel dabey in Ueberfluß vorhanden wären, oder für das zum Fuhrwerk erforderliche Zugvieh anderwärts erkauft würden, dergleichen von ſeinem Wirtſchaftsweſen abweichende Handthierung keinesweges zu geſtatten iſt.

Fuhr-Mann, ein Waſſervogel; ſiehe Schnepfe. (Waſſer-)

Fuhr-Sattel, ſiehe unter Sattel.

Fuhr-Wagen, **Laſt-Wagen**; ſ. unter Wagen.

Fuhr-Weg, ein Weg, welcher gefahren werden kann und darf, ein **Fahr-Weg**; zum Unterſchiede von einem Fußſteige.

Fuhr-Werk, L. Vectura, Fr. Voiture. 1. Ein jedes Werkzeug zum Fahren auf dem feſten Lande, als: Wagen, Karren; Schlitten ꝛc. ſowohl mit Inbegriff des dazu gehörigen Zugviehes, als ohne daſſelbe. *Ein ſchlechtes Fuhrwerk. Mit ſeinem eigenen Fuhrwerke reiſen.* 2. Die Beſchäftigung, Güter und Perſonen um Lohn zu fahren, ohne Plural. *Sich mit dem Fuhrwerke nähren.* 3. Das Fuhrweſen, auch ohne Plural. *Das Fuhrwerk in einem Lande beſſer einrichten.* 4. Im Oberdeutſchen wird dieſes Wort oft für *Vorwerk* gebraucht.

Fuhr-Weſen, alles was die Fortſchaffung der Waaren und Güter auf der Achſe and um Lohn betrifft, und was dazu gehört. *Das Fuhrweſen in einem Lande verbeſſern.*

Füchſeln, ein nur bey den Jägern übliches Wort.
1. Als ein *Neutrum* mit dem Hülfsworte *haben*. 1) Auf Füchſe jagen. 2) Nach Füchſen riechen. *Es füchſelt.*
2. Als ein *Activum*. *Einen füchſeln*, ihn vexiren, von welchem Worte es in dieſer Bedeutung vielleicht verderbt iſt.

Füchſen, ſo nur im Oberdeutſchen gewöhnlich iſt, von Füchſen, *Füchſenes Futter. Gebräme.*

Füderig, ſiehe *Fuderig*.

Fuie, ſiehe Tauben-Schlag.

Fügen, (*) ein Wort, welches in doppelter Gattung üblich iſt.

 I. Als

(*) Im Niederſ. lautet dieſes Wort in der eigentlichen und den meiſten figürlichen Bedeutungen fögen, im Oberd. fugen, bey dem Ottfried gifuagan, bey dem Willeram, voigen und viogen, im Angelſ. gefegan, im Schwed. foga, im Dän. foye, und in der zweyten figürlichen Bedeutung im Engl. fadge. Da der Begriff des Einſteckens, allem Anſehen nach, der erſte und eigentlichſte in dieſem Worte iſt, ſo gehört es ohne Zweifel zu dem Lat. figere, dem Griech. πηγειν, und dem Altlateiniſch. pagere, woraus nachmals pangere geworden. Bey den ſchwäbiſchen Dichtern bedeutet Fügerin, eine Mittelsperſon in der Liebe, ſowohl im guten Verſtande, als auch im nachtheiligen, eine Kupplerin.

I. Als ein Activum, geſchickt mit einander verbinden.

1. Eigentlich, wo dieſes Wort im eigentlichſten Verſtande diejenige Art der Verbindung bezeichnet, wo ein Theil des einen Körpers genau in den andern hinein geſteckt wird. Die Breter ſind nicht recht gefügt. In etwas weiterer Bedeutung iſt dieſes Wort ein allgemeiner Ausdruck, der die Art und Weiſe der Verbindung unbeſtimmt läßt. Zwey Breter zuſammen fügen, ſie entweder zuſammen leimen, oder vermittelſt einer Nuth mit einander verbinden. Die Faßdauben fügen, bey den Böttchern, ſie zuſammen fügen. Im gemeinen Leben bedient man ſich, wenn die Art und Weiſe der Verbindung genauer beſtimmt werden ſoll, anderer Ausdrücke.

Hieher gehört auch der beſondere Gebrauch dieſes Wortes, von der fleiſchlichen Vermiſchung zwoer Perſonen. Um die obere Gegend des Rheinſtromes war es eine alte Gewohnheit, welche offenbar unter die Mißbräuche des deutſchen Rechtes gehört, daß zwey Verlobte ſich noch eher, als die Ehe durch prieſterliche Trauung vollzogen worden, mit Einwilligung der Aeltern, zuſammen betteten. Dieſes wird durch dasjenige erläutert, was Keyßler, im 1. Th. ſeiner Reiſen, Hannov. 1776, 4. S. 17, f. mit folgenden Worten erzählt:

„In den Dörfern des benachbarten Bregenzer Waldes, hat bisher die wunderliche Gewohnheit regieret, daß die unverheuratheten Bauerſöhne und Knechte ohne Scheu ſo lange bey einem ledigen Mädchen haben ſchlafen können, bis dieſelbe ein Kind von ihnen bekommen hat, da dann jene erſt, und zwar bey höchſter Strafe, verbunden waren, ſie zu heurathen. Dieſe Art von Galanterie heißen ſie fügen; und ſie finden daran ſo wenig auszuſetzen, daß, da man ſeit etlichen Jahren, kraft obrigkeitlichen Amtes, dieſe ſchändliche Weiſe abſchaffen wollen, es zu einer Art von Aufruhr gediehen, und die Sache noch in einen Proceß, zu deſſen Führung ſie einen Advocaten aus Lindau angenommen haben, verwickelt iſt. In einer Verſammlung, welche die Bauern wegen dieſer Sache hielten, ſtand ein alter

alter Greis auf, und rieth zu Fortſetzung des Proceſſes mit folgendem trefflichen Voto: Mein Großvater hat gefüget, mein Vater hat gefüget, ich habe gefüget, und alſo will ich, daß mein Sohn und ſeine Nachkommen auch fügen ſollen.“

S. auch das 37. St. der Hannov. gel. Anz. a. d. J. 1750, S. 145, f.

2. Figürlich.

1) Hinzu fügen, hinzu thun, hinzu ſetzen. Ich habe zu der vorigen Summe noch zehn Thaler hinzu gefügt.

2) Sich ziemen, ſich ſchicken, den Umſtänden oder dem Wohlſtande gemäß ſeyn, als ein Reciprocum, eine im Hochdeutſchen ziemlich unbekannte Bedeutung. Das fügt ſich nicht, ziemet, ſchickt ſich nicht. Im Weſtphäliſchen iſt ſich fuken, im eigentlichen Verſtande paſſen.

3) Sich in etwas fügen, ſich darein ſchicken, allen Umſtänden mit Leichtigkeit gemäß denken und handeln. Er weiß ſich in alles zu fügen.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfsworte haben.

1. Einem fügen, ihm zu Willen ſeyn, ihm nachgeben, ſein Verlangen erfüllen, am häufigſten im Oberdeutſchen, wo es auch in der breitern Ausſprache fugen lautet. Ich will dir gern in allem fügen.

2. Nützlich ſeyn, zum Nutzen gereichen. Es fugt oder fügt mir, es gereicht zu meinem Nutzen.

Füge-Bank, ſ. unter Hobel der Böttcher.

Füge-Bock, bey den Stellmachern, beſteht aus einem ſtarken und ſenkrechten Holze, a b, Fig. 816, welches auf 3 Füſſen ruhet, und in a einen Zapfen hat. Auf dieſen Zapfen ſteckt der Stellmacher die ausgebohrte Nabe des Rades, wenn die Speichen bereits in die Nabe eingezapfet ſind. Der Zweck dieſes Fügebockes iſt, die Länge der Felgen nach Maßgebung der Speichen zu beſtimmen.

Füge-Eiſen, Füg-Eiſen. 1. Ein ſcharfes Eiſen in der Fügebank der Böttcher; ſ. unter Hobel der Böttcher.

2. Bey den Glaſern, ein an beyden Enden mit krummen Haken verſehenes Werkzeug, um die Zacken, welche der Diamant an den Scheiben ſtehen gelaſſen, oder das überflüſſige Glas von den Scheiben damit abzufügen d. i. abzukneipen, welches auch das Fieder-Meſſer und der Kröſel genannt wird; Fr. Gréſoir; ſ. Fig. 817.

Füge-Hobel, bey den Holzarbeitern; ſiehe unter Hobel.

Fühlen, ein Wort, welches in einer doppelten Hauptbedeutung üblich iſt.

I. Vermittelſt des Gefühles ſich bewußt zu werden ſuchen, durch Berührung mit den Nervenwärzchen in der Haut der Finger ſich vorzuſtellen ſuchen. Einem Kranken den Puls fühlen, oder einem Kranken an den den Puls fühlen.

Im Bergbaue fühlt man das Geſtein, wenn man es mit dem Handfäuſtel beklopfet, um zu erfahren, ob es locker oder feſt iſt.

Einem auf den Zahn fühlen, ihn auszuforſchen ſuchen, imgleichen ihn auf die Probe ſtellen.

II. Sich vermittelſt des Gefühles bewußt ſeyn.

1. Eigentlich, ſich vermittelſt der Berührung der in den Spitzen der Finger vertheilten Nervenwärzchen vorſtellen. Fühlen ſie den Knoten? Ich fühle nichts.

2. In weiterer Bedeutung, ſich vermittelſt der über den ganzen Leib verbreiteten Nervenwärzchen bewußt ſeyn. Hitze, Kälte, Schmerzen fühlen. Linderung fühlen. Er fühlt nichts mehr. Wer nicht hören will, muß fühlen. In noch engerm Verſtande, lebhaft fühlen. Er fühlet die Schläge nicht. Siehe Gefühl.

3. Figürlich. 1) Von der innern Empfindung. Vergnügen, den Reiz der Liebe, einen innern Trieb

zu etwas fühlen u. ſ. f. 2) Sich fühlen, gewiſſe Eigenſchaften, Schwachheiten, Vorzüge an ſich fühlen oder empfinden. *Wenn ſich der Kranke fühlt*, wenn er Schmerzen fühlt, wenn er fühlt, daß er krank iſt. *Ein Mann*, der ſich *in ſeinem Fache fühlt*, der lebhaft überzeugt iſt, daß er ſich in ſeinem Fache befindet.

Fühl-Faden, **Fühl-Spitzen**, L. Tentacula, Papi, ſind lange ſchmale Fortſätze, Spitzen oder Fäden am Vorderkopfe einiger Gewürme und Inſecten, ohne Gelenke, welche, wie man glaubt, das Fühlen bey denſelben erleichtern. Siehe auch **Fühl-Hörner**.

Fühl-Gras, Mimoſa viva *L.*; ſ. unter Sinn-Pflanze.

Fühl-Hörner, L. Antennæ, Fr. Antennes, die länglichen Fortſätze an dem Vorderkopfe eines jeden Inſectes, welche bey einigen wie Hörner ausſehen, und dieſen Thieren zu Werkzeugen der Empfindung dienen. Sie ſind allemal aus mehrern Gelenken zuſammen geſetzt, (wodurch ſie ſich eben von den Fühlfäden oder Fühlſpitzen, welche nicht aus mehrern Gelenken zuſammen geſetzt, ſondern einfach ſind, unterſcheiden,) und haben eine ſehr verſchiedene Stellung und Geſtalt. Es giebt kammförmige, buſchige, faden-, borſten-, keulen-, ſchnur-, ſägen-, ſchüſſelförmige und noch anders geſtaltete Fühlhörner. Bey einigen Inſecten ſind ſie gebogen oder gebrochen, und bey manchen zweigig. Nach der Meinung des Hrn. v. Linné und einiger andern Naturforſcher, ſoll der in den Fühlhörnern wohnende Sinn uns noch unbekannt, und dieſen Thieren allein eigen ſeyn. Siehe Inſect.

Neue Mannigfaltigkeiten, 4. Jahrg. Berl. 1777, gr. 8. S. 84, fgg.

Fühl-Kraut, Mimoſa; ſiehe Sinn-Pflanze.

Fühlloſigkeit der Finger, ſiehe Th. XIII, S. 408.

Fühl-Spitze, ſiehe Fühl-Faden.

Fühne, ſiehe Finne 1.

Führ-Band, ſiehe unter Gängeln.

Führen, (*) ſo das Factitivum des Neutrius fahren iſt, fahren machen.

1. Eigentlich die Richtung der Bewegung eines Dinges beſtimmen, beſonders in folgenden Fällen.

1) Vermittelſt eines Fuhrwerkes, Fahrzeuges oder auf ähnliche Art von einem Orte zum andern ſchaffen. Waaren aus dem Lande führen. Waaren zu Markte führen, vermittelſt eines Fuhrwerkes. Korn, Steine, Kohlen zur Stadt führen, in die Stadt fahren. Perſonen, Güter über einen Fluß führen, auf einem Kahne, Schiffe u. ſ. f. Geld aus dem Lande führen. Dahin gehört auch die R. A. wenn man von Kaufleuten ſagt, daß ſie Bücher, Eiſen-Waaren, ſeidene Waaren, Spezereyen u. ſ. f. führen, wenn ſie damit gewöhnlich handeln, welches von den ehemaligen wandernden Kaufleuten hergenommen iſt, welche ihre Waaren im eigentlichen Verſtande mit ſich herum führten. Sonſt aber iſt das Führen und Verſchneiden oder Ausſchneiden in den Manufactur- und Handwerks- insonderheit Zeug- und Tuchwaaren, zweyerley. Denn einer, der im Ganzen mit ſolchen Waaren handelt, führet ſie zwar, aber er verſchneidet und vereinzelt ſie nicht; wer aber nur den Handkauf damit treibt, führet und verſchneidet ſie.

2) Den Gang oder die Bewegung eines lebendigen Geſchöpfes durch phyſiſche Mittel beſtimmen. Einen Blinden führen, leiten. Ein Kind am Leit- oder Gängel-Bande führen. Einen bey der Hand, an der Hand führen. Einen Verbrecher, ein wildes Thier an einer Kette, ein Pferd an einem Stricke führen. Einen Hund am Hänge-Seile führen. Das Vieh auf die Weide, zur Tränke führen.

2. Fi-

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. fören, im Schwed. föra, im Isländ. faera, bey dem Ottfried, Notker und Kero fuoran, fuaren, bey welchen es aber auch ſetzen, imgleichen als ein Neutrum, gehen, bedeutet, und alsdann für das Neutrum fahren ſtehet.

2. Figürlich.

1) Die Bewegung eines lebloſen Körpers und deren Richtung beſtimmen. Den Wagen führen. Der Steuermann führt das Schiff in den Hafen. Einem Kinde die Hand führen. Er weiß den Degen geſchickt zu führen. Wer hat die Feder hiebey geführet? wer hat dieſen Aufſatz verfertigt? Den Pinſel gut zu führen wiſſen. Einen Streich führen.

2) Nach einer gewiſſen Richtung verfertigen. Einen Zaun, einen Graben, einen Wall führen. Eine Mauer um eine Stadt, um einen Platz führen.

3) Der Weg führet nach der Stadt, geht nach der Stadt, auf dieſem Wege kömmt man zur Stadt. Der Weg führt in das Holz. Der Gang, der zur Treppe führt.

4) Durch Zeigung des Weges, Befehl, Ueberredung u. ſ. f. die Bewegung einer Perſon oder Sache und deren Richtung beſtimmen. (a) Durch Zeigung des Weges. Einen verirreten auf den rechten Weg führen, ihn auf den rechten Weg bringen. Aber, ihn auf dem rechten Wege führen, ihn ſo führen, daß er immer auf dem rechten Wege bleibe. Statt dieſer Wortfügung iſt im Hochdeutſchen auch die vierte Endung mit Auslaſſung des Vorwortes üblich. Einen die rechte Straße führen. (b) Durch Begleitung. Einen Fremden in ſein Haus führen. Eine Braut zur Kirche, in die Kirche führen. Einen Delinquenten zum Tode führen. Ein Frauenzimmer führen. (c) Durch Gründe, durch Beredung. Einen auf das Eis führen, hinter das Licht führen, um die Fichte führen, d. i. ihn durch liſtige Beredung hintergehen. (d) Durch Befehl. Die Truppen in das Feld, in die Schlacht, zum Sturme, in das Lager führen, ſie bey dieſen Vorfällen commandiren. Wo man auch dieſes Zeitwort abſolute zuweilen für kommandiren braucht. Die Armee führen, ihr Befehlshaber ſeyn. (e) Durch

den

den Vorgang, der erſte ſeyn, dem die andern nachfolgen. Den Tanz, den Reihen führen.

5) Veranlaſſen, die Urſache einer Wirkung ſeyn; eine Fortſetzung der vorigen Figur. Die Tugend führet nicht allemal zur Ehre. Einem etwas zu Gemüthe führen, ihm daſſelbe nachdrücklich vorſtellen.

6) Eine Sache nach ihren Umſtänden anordnen, derſelben vorgeſetzt ſeyn, ſie verwalten; eine Fortſetzung der vorigen Figur. Das Regiment, die Regierung führen. Ich führe ſeine ganze Haushaltung. Die Aufſicht über etwas führen. Eine Rechnung führen; ſ. Rechnungs-Führer. Einen Bau führen, demſelben vorgeſetzt ſeyn. Ein Amt führen, bekleiden. Einen Proceß führen, als Sachwalter; in einem andern Verſtande auch als Partey, einen Proceß haben, ſo wie man auch ſagt Krieg führen. Eine Intrigue führen, veranſtalten und anordnen. Das Wort führen, im Namen der übrigen ſprechen, imgleichen eines Wort führen, für ihn ſprechen, zu ſeinem Beſten reden.

7) In ſich enthalten, an und bey ſich tragen. (a) Enthalten. Der Fluß führet Eis, geht mit Eiſe, oder hat zerbrochene Eisſchollen. Der Teich führet Hechte. Karpfen u. ſ. f. enthält Hechte ꝛc. (b) Zum Gebrauche bey ſich tragen. Geld bey ſich führen. Verbotene Waffen bey ſich führen. Die Bienen führen Honig, wenn ſie Honig ſammeln. Der Bergmann führet, (nimmt) allerley Gezähe (allerley Werkzeug) mit ſich in die Grube. (c) Haben. Einen gewiſſen Namen, Titel führen. Einen Adler, einen goldenen Stern u. ſ. f. im Wappen führen. Dahin gehört auch die figürliche von dem Wappenſchilde und deſſen Figur entlehnte R. A. Etwas im Schilde führen, ein Vorhaben haben, damit umgehen, mehrentheils im nachtheiligen Verſtande. Eine widrige Meinung führen, hägen.

8) Ein

8) Ein elendes Leben führen, elend leben. Ein ſtilles ruhiges, glückliches Leben führen.

Führer, Führerinn, der oder die eine Perſon oder Sache führet, ſowohl in den eigentlichen, als in den ſechs erſten figürlichen Bedeutungen des Zeitwortes. Der Führer eines Schiffes, eines Blinden, eines wilden Thieres.

In einigen Oberd. Gegenden iſt der Führer bey den Armeen ſo viel als im Hochdeutſchen der Caporal oder Corporal, weil er die Rotte führt. Bey der ſchwediſchen und einigen andern Armeen iſt der Führer ein Unterofficier, welcher in Zügen hinter dem Fähnrich geht, wenn derſelbe die Fahne trägt, und ſie ihm im Nothfalle abnimmt. Bey den meiſten deutſchen Truppen heißt er Fahn-Junker. Aber alsdann bedeutet dieſes Wort ſo viel als Furier, weil er ehedem zugleich die Zufuhre zu beſorgen hatte; ſ. Furier.

An verſchiedenen Maſchinen iſt der Führer ein Werkzeug, welches die Richtung eines andern in Bewegung geſetzten Körpers beſtimmt, wie an den Elektriſirmaſchinen.

Führig, bey den Jägern, was ſich führen läßt. Einen Hund führig machen, ihn abrichten, daß er ſich am Hängeſeile führen läßt. Ein führiger Hund, der ſo abgerichtet iſt; imgleichen, ein Hund, der ſo alt iſt, daß er an das Hängeſeil gelegt werden kann; ſiehe Leit-Hund, im Art. Hund.

Führung, oder Beylaſt, Fr. Pacotille, Paquotille, Portage, Portée, Quintelage, oder Quintillage, nennt man in der Seefahrt diejenige Fracht oder Laſt, welche jedem Schiffsbedienten für ſich auf dem Schiffe mitzunehmen erlaubt iſt; oder die Erlaubniß, vermöge welcher die ſo genannten Schiffskinder eine gewiſſe Anzahl Waaren, welche ihnen insgemein ſchon in den See- und Schiffsordnungen beſtimmt und vorgeſchrieben iſt, frey in das Schiff laden und zu ihrem Privatvortheil über-

überführen können. Von dieſer Führung wird weder Fracht noch Zoll bezahlt, doch genießen die Schiffskinder dieſe Freyheit nicht aller Orten, noch unter einerley Bedingungen; wie dann derſelben auch ordentlicher Weiſe, in ihren Heuer- oder Beſtallungscontracten keine Erwähnung geſchieht, weil ſelbige eigentlich nur auf einem abſonderlichen und mündlichen Vergleiche beruhet, welcher zwiſchen dem Schiffsvolke und den Rhedern oder den Eigenthümern der Kauffahrtheyſchiffe, und inſonderheit ſolcher, errichtet wird, welche beſtimmt ſind, lange Fahrten zu thun, und in weit entlegene Länder zu gehen, um daſelbſt zu handeln. Die Führung darf auch nicht anders, als an dem ohnehin zur Löſchung beſtimmten Orte verkauft werden. Jedoch haben auch die Rheder oder Schiffer das Recht des Näherkaufes, da ſie deshalb das Schiff um ſo viel weniger befrachten dürfen. An verſchiedenen Orten aber iſt die Führung nunmehr faſt gänzlich abgeſchafft, und an deren Stelle eine gewiſſe Belohnung an Gelde eingeführt.

Führung, ein Gewicht; ſiehe *Föring*.

Fülle, das Abſtractum ſowohl des Beywortes voll, als auch des Zeitwortes füllen.

1. Der Zuſtand, da ein Ding von einem andern voll oder mit demſelben angefüllt iſt. 1) Eigentlich. *Die Fülle eines Faſſes, eines Gefäßes.* 2. Figürlich. (a) *Die Fülle des Herzens*, der Zuſtand deſſelben, da es voll Empfindungen iſt. (b) Ueberfluß. In dieſem Verſtande braucht man es im täglichen Umgange nur noch wie das Wort *Menge*. *Der Boden hat Feuchtigkeit die Fülle. Die Hülle und die Fülle*, Kleidung und überflüſſige Nahrung.

2. Dasjenige, womit eine andere Sache gefüllt wird. 1) In den Küchen dasjenige, womit eine Speiſe gefüllt wird, im gem. Leben das *Füllſel*. *Die Fülle einer gebratenen Gans, eines Hauptes Kohl* u. ſ. f. Siehe *Farße*. 2) Der Füllwein, das Füllbier wird gleich-

gleichfalls zuweilen nur ſchlechthin die Fülle genannt. 3) In Luthers deutſchen Bibel iſt Fülle die Erſtlinge aller Früchte, beſonders der harten, welche Gott geopfert wurden, weil damit die Hände der Prieſter gleichſam gefüllt wurden. Deine Fülle und Thränen ſollt du nicht verziehen, 2. Moſ. 22, 29. wo Thränen die Erſtlinge der weichen Früchte, als Weintrauben, Oehlbeeren u. ſ. f. bedeutet. Fülle der Kelter, 4. Moſ. 18, 27. Daß du nicht zur Fülle heiligeſt, ſolchen Samen u. ſ. f. 5. Moſ. 22, 9.

3. Dasjenige, was ausgefüllt werden muß. In dieſem Verſtande pflegen nur die Köhler die Grube, welche an denjenigen Oertern eines Meilers entſteht, wo das Feuer am ſtärkſten arbeitet, eine Fülle zu nennen, weil ſie zugefüllt werden muß. Daher die Füll-Stange, oder Rühr-Stange, eine Stange, womit die Fülle eines Meilers aufgeſchüret und ausgerühret wird.

Füllen, das Füllen, (*) die Jungen der Kamele, Eſel und Pferde. Am häufigſten wird dieſes Wort ohne Beyſatz von einem jungen Pferde gebraucht, bis es vier Jahr alt iſt. Ein ſäugendes Füllen. Siehe den Art. Pferd. Ein Füllen der übrigen jetzt genannten Thiere zu bezeichnen, braucht man die Zuſammenſetzungen Eſels-Füllen. Kamel-Füllen.

Was

(*) Dieſes Wort lautet in den gemeinen, ſelbſt hoch- und oberdeutſchen Mundarten ſehr häufig Fohlen, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Vole, bey dem Ottfried Fulin, im Niederſ. Vale, im Angl. Filly und Fole, im Dän. Angelſ. und Schwed. Fole, bey dem Ulphilas Fula, im Iſländ. Fola, im Walliſ. Ebewl, im mittlern Lat. Fola und Poledrus, im Lat. Pullus, im Griech. πωλος. Wachter leitet es von fallen her, ſo fern ſolches geboren werden bedeutet, Ihre aber von dem Angelſ. filian, Schwed. följa, folgen. Iſt es ehedem ein allgemeiner Ausdruck geweſen, der überhaupt ein junges Thier bedeutet hat, ſo ſcheint auch das Lat. Filius zu deſſen Verwandtſchaft zu gehören. Im Oberſchwäbiſchen iſt Föhl ein junges Weibsbild. Im Osnabrückiſchen wird ein Füllen auch Watte, und in Franken Hankerlein genannt, ſo wie die Lateiner es von hinnire auch Hinnulus nannten.

Was die Tuchmacher unter Füllen oder Pferd verſtehen, ſ. unter Pferd.

1. Füllen, voll machen. 1. Eigentlich. Ein Gefäß füllen. Einen Graben mit Erde füllen, ausfüllen. Die hohlen Wege mit Steinen füllen, ausfüllen. Ein Kiſſen mit Federn füllen.

In den Küchen bedeutet füllen ausgenommene Thiere, ausgehöhlte Früchte mit gehackten Speiſen voll ſtopfen. Gefülltes Kraut. Eine gefüllte Gans. Gefüllte Fiſche; ſ. Th. XIII, S. 532.

Gefüllte Blumen, in den Gärten, im Gegenſatze der einfachen.

2. Wenn ſich dieſes Zeitwort auf denjenigen Körper bezieht, mit welchem ein anderer gefüllt wird, ſo verliert ſich oft der Begriff der Fülle, und es bezeichnet alsdann bloß, ſchöpfen, beſonders von flüſſigen Köpern. Waſſer in die Flaſche füllen. Drey Maß aus dem Faſſe füllen. Vornämlich, wenn ſolches mit einem Löffel, oder ähnlichem Gefäße geſchieht. Erz, Kohlen, Sand in einen Kübel füllen. Das Bier füllen, neu gebrauetes Bier aus dem Gährbottiche in Fäſſer bringen. Federn in ein Kiſſen füllen.

2. Füllen, mit dem Hülfsworte haben, von dem Hauptworte das Füllen, ein Füllen werfen. Die Stutte hat gefüllet, wird bald füllen. Im Niederſ. valen, in einigen gemeinen hochdeutſchen Mundarten auch fohlen, im Dän. folle, im Schwed. föla.

Füll-Band, bey den Schloſſern; ſ. Thür-Band.

Füll-Bier, Bier, welches nachgegoſſen wird, um das abgetrunkene Bier aus dem Faſſe zu erſetzen.

Füll-Bret, ſ. Füllung.

Füll-Eimer, ein bey dem Salzwerke zu Halle übliches Maß, nach welchem die Sohle gemeſſen wird, und welches 12 halliſche Maß hält. Ein Zober hält 8, und eine Pfanne $4\frac{1}{2}$ ſocher Fülleimer.

Füll=Erde. 1. In dem Deichbaue, diejenige Erde, woraus der Körper eines Deiches beſteht, womit derſelbe, und die in demſelben entſtandenen Lücken ausgefüllet werden. Niederſ. Vullerde.

2. Ein weißer Thon, ſo fern derſelbe zum Walken und Waſchen der Tücher und Wolle bey den Tuchmachern und Tuchbereitern gebraucht wird; Waſch=Thon, Fuller=Erde, Fett=Thon Terra fullonum; ſ. Fuller.

Füll=Faß. 1. Im Bergbaue, ein Faß von einer beſtimmten Größe, mit welchem die Kohlen in die Kübel gefüllet, oder auf den Schmelzofen getragen werden. Die Füllfäſſer ſind von Spänen oder geſpaltenen Ruthen zuſammen geflochten.

2. Bey den Müllern und Bäckern in Sachſen hält ein Füll=Faß, zween Dresdner Scheffel. S. Füll=Kleye.

3. Bey den Weißbierbräuern; ſ. Th. V, S. 164.

Füll=Haare, diejenigen Haare, womit ein Kummet, ein Sattel u. ſ. f. gefüllet, d. i. ausgeſtopfet wird; ſiehe Bourre.

Füll=Hals, ein großer hölzerner Trichter, Wein und Bier in die Fäſſer zu füllen. Auch eine Art Trichter, einen Bienenſchwarm damit in die hölzerne Stöcke oder Beuten zu faſſen.

Füll=Holz, bey den Seilern, dasjenigen, welches, wenn ſie einen Kamm erhöhen, mit dem Einſchlage durch den in zwo Hälften geſpaltenen Einſchlag ſtecken.

Sprengels Handwerke und Künſte, 12. Samml. S. 274, f.

Füll=Horn, ſiehe Frucht=Horn.

Füllhorn=Gras, Cornu copiæ *Linn.* ſiehe unter Gras.

Füll=Huhn, Zinshuhn; ſiehe unter Huhn.

Füll=Kanne, eine Kanne, Wein oder Bier damit aufzufüllen, welche auch die Looß=Kanne genannt wird.

Füll=Kleye, Füll=Kleyen, in Sachſen diejenige Kleye, welche die Bäcker den Müllern noch außer der gewöhnlichen Metze für das Mahlen geben müſſen, und welche auf 28 Scheffel Weizen ein Füllfaß beträgt.

Füll=Lager, ſind, in wohlbeſtellten Brauhäuſern, lange, aus einem Eichenſtamme gehauene, und ungefähr im Lichten ¾ Ellen oder 18 Zoll weite Tröge, worauf man die Biergefäße leget, wenn ſie aus dem Gährbottiche gefüllet werden ſollen. Sie dienen alſo nicht nur zu Lagern des Gefäßes, ſondern auch dazu, daß, wenn das Bier aufſtößt, die Hefen ſogleich in dieſe Tröge laufen können, und man nicht erſt noch einige Geſchirre darunter ſetzen darf.

Man hat auch dergleichen Füllager in den Bierkellern, und werden deren gemeiniglich zwey an einander geſetzt; in der Mitte aber, oder wo ſie zuſammen ſtoßen, oder quer über ein kurzer, jedoch weiter und tiefer eichener Trog unter denſelben in die Erde eingeſenket, damit man, wenn die Zapfen in den Füllagern gezogen werden, die Hefen aus denſelben darein ablaſſen, und ſie rein auswaſchen könne.

Füll=Mund, (*) wird nicht nur bey einer Lehmwand der etwas in die Erde gegrabene, und darauf mit großen Feldwaken und andern groben Feldſteinen ordentlich ausgefüllte Grund, worauf hernach die erſte und Hauptſchicht der Lehmwand oder des mit kurzem Strohe vermiſchten Lehmes geſetzt wird, ſondern auch bey andern Mauern und ſteinernen Gebäuden, das Fundament oder der Grundbau genannt, welches das darauf geſetzte Gebäude tragen muß. Siehe **Grund**.

Füll=Ort, in dem Bergbaue, derjenige Platz unter dem Treibe= und andern Förderſchächten, wo die Tonnen gefüllet und ausgeleeret werden.

Füll=

(*) Schon bey dem Notker iſt Follemunt, der Grund einer Säule, und in den ſchwäbiſchen Dichtern Fullemunt und Follemunt, die Grundfeſte. In den ſpätern Zeiten lautet es bald Pfulment, Follmundt, Vollmunde, Vullement, bald aber auch Pfummment, und Pfnutmunde und in der Schweiz noch jetzt das Pfimmet. Es iſt ohne Zweifel aus dem Lat. Fulmentum für Fulcimentum oder Fundamentum verderbt.

Füll=Platte, an der Achſe der Rüſt und Bauerwägen, eine hölzerne Platte, welche mit zween Ringen oben auf der Achſe befeſtiget wird, die dazwiſchen durchgehenden Arme feſt zu halten.

Füll=Stange, bey den Köhlern; ſ. oben, S. 447.

Füll=Wein, derjenige Wein, womit die Weinfäſſer nach= oder aufgefüllet werden; im mittlern Lat. Adoliagium, Fr. Vin de remplage, oder de rempliſſage.

Füllſel, (das) in den Küchen, diejenige Speiſe, womit eine andere gefüllet, oder ausgeſtopfet wird; das Gefüllſel, in der anſtändigen Sprechart die Fülle, Niederſ. Vüllſel, Ingedömte, Uutkrupels. Siehe Farße.

Füllung. 1. Die Handlung des Füllens.

1. Was gefüllet oder ausgefüllet iſt. In dieſem Verſtande heißt Füllung in der Baukunſt, ein jeder Raum, der durch eine erhöhete Einfaſſung eingeſchloſſen iſt. Füllung des Frieſes, der Zwiſchenraum zwiſchen den Kälberzähnen, Triglyphen und Kragſteinen. An einem Schiffe verſteht man unter Füllung den Zwiſchenraum zwiſchen zween Barkhaltern (Barkhölzern,) weil dieſe um etliche Zoll über die äußere Verkleidung vorſtechen. Hievon aber iſt der Raum, den der dritte und vierte Barkhalter einſchließen, ausgenommen, welcher 5 Fuß Höhe hat, da die andern und eigentlichen Füllungen nur 1½ Fuß Höhe bekommen; weshalb jener auch der breite Gang genannt wird.

Bey denen Thüren, die nicht aus ganzen zuſammen geleimten Bretern beſtehen, ſondern in Rahmen eingeſetzte Stücke Breter oder Felder haben, nennt man eines jedes ſolcher Felder, oder die ober= und unterhalb des Schloſſes verſetzte und mit Leiſten eingefaßte Vertiefung, die Füllung oder das Füll=Bret, weil es den leeren Raum zwiſchen den Rahmen ausfüllet; ſonſt auch den Spiegel, L. Tympanum valvæ, Fr. Paneau, Panneau, Ital. Quadro. Eine Thür oder ein Thürflügel

kann 2, 3 oder 4 ſolcher Füllungen bekommen, manchmal auch wohl nur eine. Man macht dieſelbe insgemein viereckig, oder aus verſchiedenem Leiſtenwerke vieleckig zuſammen geſetzt. Sehr wenig aber wird die runde Figur daran beliebet.

Fümmel-Holz, bey den Schuſtern, ein Holz, den Rand der Sohlen damit zu poliren.

Es ſcheint, daß dieſes Wort zu dem Hannöveriſchen üblichen femeln, wanken, hin und her beweget werden, gehöre. Siehe auch Fimmel.

Fündel-Haus, Findel-Kind; ſ. Findel-Haus.

Fündig, im Bergbaue. Einen Gang fündig machen, ihn finden, d. i. entdecken, wo doch dieſes Wort richtiger findig lautet. Figürlich iſt ein fündiger Gang, welcher Erze führt, und daher werth iſt, daß er gefunden worden iſt, im Gegenſatze eines tauben Ganges.

Fümet, Fr. Fumet. Durch dieſes Wort bezeichnet man die den Geruchs- und Geſchmacks-Nerven mit einem angenehmen Prickeln auffallenden Düfte oder zarten Dünſte von gewiſſen Weinen, oder von zugerichteten Fleiſchſpeiſen und Wildbret; einen flüchtigen Kitzel, womit gewiſſe Weine und Gerichte auf eine angenehme Art die Zunge und den Geruch reizen. Das Fümet von Burgunder. Von gebratenen Rebhühnern bedient man ſich inſonderheit dieſes Wortes, nicht nur den lieblichen Brodem, der aus ihnen aufſteigt, ſondern auch den angenehmen Geſchmack auszudrücken, den ſie noch zuweilen von der grünen Saat haben. Ueberhaupt aber ſagt man vom Wildbret, welches man ſo lange hängen, oder in einer Eſſigbeize liegen läßt, bis es ein wenig zu riechen anfängt, oder einen Faſanengeſchmack, oder wenn man lieber will, einen kleinen Grad der Müſſigkeit erlangt: es hat ein Fümet an ſich; es wildenzt, oder wildert, Fr. ſe faiſander. Ein junger Haſe, der ſchon ein Fümet bekommen hat, der ſchon etwas wildenzt, Fr. un levreau qui commence à ſe faiſander.

Die

Die Köche nennen auch Fumet eine gewiſſe Brühe von haut goût, welche ſie an die gebratenen Rebhühner machen, z. B. eine Soße von Schöpſenfleiſch, mit Champignons und Trüffeln; ſ. unter **Rebhuhn**.

Fünf, (*) eine Grundzahl, welche zwiſchen vier und ſechs in der Mitte ſteht. Seine fünf Sinne noch beyſammen haben. Er kann nicht fünfe zählen. Fünfe gerad ſeyn laſſen.

Das fünfer Gericht, oder zuſammen gezogen das Fünfergericht, in Nürnberg, ein mit fünf Rathsherrn beſetztes Gericht, welches über Ungehorſam, Verläumdung, Scheltworte, Frevel u. ſ. f. richtet, und auch die Fünfe, oder das **Rüge-Amt** genannt wird.

Fünf-Blatt, Quinquefolium; ſiehe **Finger-Kraut**.

Fünf-Finger-Fiſch, Coryphæna pentadactyla *L.* Blennius, maculis quinque verſus caput nigris, ein chineſiſcher Fiſch, dem der ſchwediſche Viceadmiral, **Ancarkrona**, die Benennung des Fünffinger-Fiſches gegeben hat, weil er an beyden Seiten der Kiemen fünf ſchwarze Flecken hat, deren einer von den vier andern etwas entfernt ſteht, gleichſam als ob Jemand 4 ſchwarze Finger und deu Daumen angedruckt hätte. Dieſer Fiſch iſt den Auſtern ſchädlich; denn wie ſie ſich öffnen, geht er hinein, und ſauget ſie aus; daher den Auſterfiſchern in England ausdrücklich angedeutet iſt, denſelben auf den Strand zu werfen, mit den Füßen zu treten, und zu ver-

(*) Dieſes Zahlwort lautet bey dem Ulphilas und Kero fimf, im Tattan finevi, bey dem Ottfried finfi, im Dän. und Schwed. Fem, im Jßländ. Fimm, im Bretagniſchen pemp, im Griech. πεντε, im Aeol. πεμπε im Perſ. Peng. Andere Mundarten verſchlingen das n, wie das Angelſ.. fif. das Niederſ. five, das Holländt vyf, das Engl. five, das poln. piec. und das Krainerische und Böhm. pet. Gemeiniglich glaubt man, daß es von Finger herkomme, weil es die Zahl der Finger an einer Hand ausdruckt. Diejenigen, welche das erſte Eiſen auf dem Berge Jda ſchmiedeten, wurden Idæi dactyli genannt, weil der vornehmſten fünfe waren.

derben. Man findet ihn im 2. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1740, S. 242—245, beſchrieben und abgebildet.

S. auch den 3. B. des neuen Schaupl. der Natur, Leipz. 1776, gr. 8. S. 225, f.

Den Namen Fünffinger-Fiſch, oder nach dem Holländ. Vingerviſch, Finger-Fiſch, Polynemus quinquarius *Linn.* führt auch ein gewiſſes Geſchlecht amerikaniſcher Fiſche, welche an den Bruſtfloſſen etliche faſerige freye Fortſätze haben, welche Linnäus mit den Fingern vergleicht.

S. den 3. B. des neuen Schaupl. der Nat. S. 226. fgg.

Fünf-Finger-Kraut, Potentilla *Linn.* ſiehe Finger-Kraut.

Fünf-Herr, ein Mitglied eines Collegii von fünf Perſonen; z. B. des im Art. Fünf gedachten fünfer Gerichtes in Nürnberg.

Fünf-Porte, Fünf-Thüre, bey den Fiſchern ein Fiſchergarn, welches außer dem Boden aus fünf Stücken zuſammengeſetzt iſt, und fünf Porten oder Eingänge bekömmt; ſiehe Th. XIII. S. 649.

Fünf-ſchäftig, mit fünf Schäften oder Schämeln, bey den Webern. *Fünfſchäftig arbeiten. Ein fünfſchäftiger Weber.* Siehe Ludler und Schaft.

Fünftägig, was fünf Tage dauert oder gedauert hat. *Eine fünftägige Krankheit.* Imgleichen was allemal den fünften Tag wieder kömmt. *Das fünftägige Fieber,* ſ. Th. XIII. S. 279.

Fünf-Thüre, ſiehe Fünf-Porte.

Fünfe, das Hauptwort von dem Zahlworte fünf, die Zahlfigur, welche die Zahl fünf ausdrücket. *Eine römiſche Fünfe,* (V.) *arabiſche oder deutſche Fünfe.* (5)

Zuweilen bedeutet dieſes Wort auch, z. B. in Nürnberg, ein Collegium oder Gericht von fünf Perſonen, das *fünfer Gericht,* ſ. oben, S. 453, imgleichen das Haus, wo ſich daſſelbe verſammelt.

Fünfer, eine Zahl von fünfen, fünf Einheiten als ein Ganzes betrachtet.

Fünfer-Gericht, ſiehe oben, S. 453.

Fürbieter, eine im Oberdeutſchen übliche Benennung des vornehmſten Gerichtsdieners, der die Partenen vor Gericht bietet oder ladet: der Gerichtsfrohn. Ein Hochdeutſcher müßte Vorbieter ſagen. Eben daſelbſt iſt auch fürbieten, für laden, citiren, und das Fürbot oder Fürbietung für Citation üblich.

Fürmeiſter, ſiehe Vormeiſter.

Fürniß, ſiehe Firniß.

Fürſt, (*) L. Princeps, Fr. Prince. 1. Der erſte und vornehmſte ſeiner Nation, ſeiner Provinz oder ſeines Staates, ein regierender Herr, ohne Rückſicht auf deſſen anderweitige Unterſcheidungswürde. In dieſem Verſtande ſind Kaiſer, Könige, Herzoge u. ſ. f. Fürſten. Auch Fürſten (gekrönte Häupter, regierende Herren) haben Geſetze, die ſie nicht überſchreiten dürfen. In der deutſchen Bibel werden Abraham und Hiob Fürſten genannt, weil ſie unabhängige Häupter zahlreicher Familien und vieler dazu gehörigen Knechte waren.

 2. Im

(*) Fürſt, bey dem Willeram Vorſt. bey dem Ottfried Furiſta, im Niederſ. Förſte, und Forſte, im Schwed. Förſte, im Dän. Fyrſte, iſt der Superlat. von für, ſo fern es nach der oberdeutſchen Mundart ſo viel als vor iſt, und bezeichnet das vorderſte oder erſte in ſeiner Art. Im Engl. bedeutet firſt, und im Schwed. förſt, noch der erſte, und es ſcheint, daß auch das Griech. Φοριστος, der beſte, eigentlich der erſte in ſeiner Art bedeute. Im Schwabenſpiegel Cap. 115. wird ſchon Princeps und Fürſt durch den vorderſten erkläret, und zugleich, obgleich nicht ganz richtig, hinzu geſetzet, daß er dieſe Benennung um deswillen habe, weil er der vorderſte an den Lehen ſey, d. i. wie es daſelbſt erkläret wird, ſein Lehen von dem Kaiſer und Reiche empfängt, und nicht blos ein Afterlehensmann iſt. Auf eben die Art wird ein Fürſt bey den alten oberdeutſchen Schriftſtellern auch Heroſto genannt, von her, eher, gleichſam der Erſte, Princeps. Das ſt wird in Fürſt und deſſen Ableitungen und Zuſammenſetzungen bey den Hoch- und Oberdeutſchen mit einem unangenehmen ſch ausgeſprochen, als wenn es Fürſcht lautete, welche Ausſprache auch in Bürſte, durſtig, garſtig, Wurſt u. ſ. f. eingeführt iſt.

2. Im deutſchen Reiche bezeichnete dieſes Wort, als ein allgemeiner Ausdruck, ehedem gleichfalls die erſten und vornehmſten unter den deutſchen Ständen, von dem Kaiſer an bis auf die Grafen und Dynaſten; ſiehe Fürſten=Rath, welches noch zum Theil in dieſer weitern Bedeutung üblich iſt, nur daß die Churfürſten hier nicht mit begriffen werden. Jetzt wird es nur noch mit Ausſchließung der Grafen und Herren gebraucht. *Ein geiſtlicher Fürſt, ein weltlicher Fürſt.*

3. In engerm Verſtande iſt es eine Benennung desjenigen hohen Adels, der zwiſchen den Churfürſten und Grafen mitten inne ſtehet, und die Herzoge, Markgrafen, Landgrafen, einige Burggrafen, einige vornehme mit der fürſtlichen Würde verſehene Geiſtliche, und die Fürſten im engſten Verſtande begreifet.

4. Zu den letztern oder den *Fürſten im engſten Verſtande*, gehören nicht nur die gefürſteten Grafen, Aebte und Prälaten, ſondern auch diejenigen Geſchlechter vom hohen Adel, welche von den Kaiſern in den neuern Zeiten mit der fürſtlichen Würde bekleidet worden ſind; dagegen die ältern fürſtlichen Häuſer ſich lieber Herzoge nennen laſſen.

Siehe auch Groß=Fürſt.

Fürſten, in den Fürſtenſtand erheben, von welchem aber nur das Mittelwort gefürſtet üblich iſt. *Ein gefürſteter Graf, gefürſteter Prälat, gefürſteter Abt*, ein Graf, Prälat oder Abt, der mit der fürſtlichen Würde bekleidet iſt, fürſtlichen Rang hat. *Eine gefürſtete Grafſchaft*, eine Grafſchaft, welche den Titel eines Fürſtenthumes erhalten hat.

Fürſten=Brunnen bey Jena, ſiehe unter Jena.

Fürſten=Groſchen, werden diejenigen Groſchen genannt, welche Landgraf **Balthaſar** in Thüringen, im J. 1397, ſehr geringe von fünflöthigem Silber, und die Markgrafen zu Meißen, Fridericus bellicoſus, **Wilhelm der Reiche**, und Fridericus pacificus, haben münzen laſſen.

Fürſten=Rath, auf dem Reichstage zu Regensburg, die Fürſten und ihre Geſandten, als ein Ganzes betrachtet, in der zweyten Bedeutung dieſes Wortes, ſo daß alle Reichsſtände außer den Churfürſten und Reichsſtädten, folglich auch die Grafen und ungefürſteten Prälaten mit dahin gehören; das fürſtliche Collegium. Siehe Fürſt 2.

Fürſten=Ruf, im Jagdweſen, Stücke, ſo bey der Parforcejagd geblaſen werden, den Herrſchaften dadurch die Richtung der Jagd zu bezeichnen. Siehe Ruf.

Fürſten=Schnepfe, ſ. Schnepfe.

Fürſten=Schule, Schola illuſtris, Schola provincialis, Gymnaſium illuſtre, eine von einem Landesfürſten, vornämlich für die armen und zum Studiren tüchtigen Landeskinder geſtiftete, und mit Einkünften verſehene Schule. Dergleichen ſind hin und wieder in Deutſchland von den evangeliſchen Fürſten angelegt; beſonders aber ſind in dieſem Verſtande die drey churſächſiſchen Gymnaſia zu Meißen, Pforte und Grimme, unter dem Namen der Fürſtenſchulen bekannt. Was ſolche Schulen mit den übrigen gemein haben, werde ich im Art. Schul= und Erziehungsanſtalten zeigen.

Fürſtenthum, L. Principatus, Fr. Principauté. 1. Die Gewalt und würde eines Fürſten, ſo fern dieſes Wort in der allgemeinſten Bedeutung den Erſten und Oberſten eines Staatskörpers bezeichnet.

2. Das Land, das Gebiet eines Fürſten. 1) In der weiteſten Bedeutung, das Land eines regierenden Herren. 2) In engerm Verſtande iſt es ein Land, welches von ſeinem eigenen Fürſten beherrſchet wird, oder doch ehedem beherrſchet worden iſt; wo es bald als ein allgemeiner Ausdruck auch von Herzogthümern, Landgrafſchaften, Markgrafthümern, und einigen Burggrafthümern gebraucht, bald aber auch im engſten Verſtande noch davon unterſchieden wird; ſ. Fürſt 3. 4.

Die Fürſtenthümer ſind entweder ſelbſtwaltig, ſouverän, und Niemand unterworfen, oder ſie gehören zu dem römiſchen Reiche, und ſind Reichslehen; oder ſie ſtehen in einigen Dependenz wegen der Lehenſchaft, oder Schutzgerechtigkeit, oder ſie haben nichts, als den bloßen Namen, und ſtehen, wie andere Güter, unter der höchſten Landesobrigkeit.

Fürſtenwalder Bier, ſ. Th. V. S. 28.

Füße, ſ. Fuß.

Füßling, derjenige Theil des Strumpfes, welcher den unterſten Theil des Fußes bedeckt. Imgleichen eine Art Bekleidung für dieſen unterſten Theil; eine Socke. Niederſ. Fötling.

Fuite, ſ. Bankerot. Flucht.

Fütterer, (Bunt-) ſ. Th. VII. S. 419.

Fütterig, ſo nur von einer ſchlechten Beſchaffenheit der Wolle gebraucht wird, welche von einer ungleichen Eintheilung des Schaftfutters herrührt. *Fütterige Wolle.*

1. **Füttern**, (*) eine Sache von außen oder innen überziehen, mit einem Futter bekleiden.

1. Von außen. *Eine Kugel füttern*, ſie, ehe man ſie ladet, in Leder, Papier oder Barchent einwickeln.

2. Von innen. *Ein Schiff füttern*, von innen bekleiden. *Ein Zapfenloch füttern. Ein Futteral mit Sammet füttern.* Am häufigſten von Kleidungsſtücken. *Ein Kleid mit Taffet, die Schuhe mit Flanell, einen Rock mit Pelzwerk füttern*, Fr. doubler.

2. **Füttern**, (**) Fr. affourrager, affourrer, ſo in doppelter Gattung üblich iſt.

1. Als

(*) Dieſes Wort lautet im Niederſ. foren, im Franz. fourrer, im Span. aforrar, im mittlern Lat. und Ital. foderare, im Franz. feultrer, im Engl. fodder, im Dän. foern, im Schwed. fodra. Siehe Futter 1. In den breitern oberdeutſchen Mundarten lautet es futtern.

(**) Füttern, im Tatian fuotiran, im Schwed. fodra, im Dän. foere, iſt das Frequentativum von dem noch im Niederſ. üblichen föden, füttern, ernähren, im Griech. βοτειν, bey dem

Ulphi-

1. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte haben, Futter oder ein Nahrungsmittel für das Vieh abgeben. *Brachdiſteln füttern gut*, ſind ein gutes Futter für das Vieh.

2. Als ein Activum, Futter, Nahrung reichen und zwar,

1) In Beziehung auf den Gegenſtand, dem es gereicht wird, wo dieſes Wort ehedem ein allgemeiner Ausdruck war, der aber jetzt nur noch im Scherze oder aus Verachtung von Menſchen gebraucht wird. *Füttern ſie mich immer zu Tode*, ernähren ſie mich immer ſo lange als ich noch lebe. Am häufigſten braucht man es von der Nahrung, welche Thieren gereicht wird. *Die alten Vögel füttern ihre Jungen. Die Pferde, die Schweine, die Tauben füttern u. ſ. f.*

2) In Beziehung auf dasjenige, was zum Futter gereichet wird, zur Nahrung reichen. *Gras, Haber, Heu, Stroh füttern. Wir haben den ganzen Winter Korn füttern müſſen.*

Daher die *Fütterung*, Fr. Affourragement. 1. Die Handlung des Fütterns, die Austheilung des Futters. 2. Das Futter ſelbſt. *Keine Fütterung mehr haben.* Luther braucht dieſes Wort oft in dem jetzt ungewöhnlichen Verſtande für Lebensmittel, menſchliche Nahrung, z. B. Richt. 7. 8. 2. Chron. 11. 23. Neh. 10. 31. Cap. 13. 15. Apoſtel. 7. 11.

Von der Futterung, oder Art und Weiſe, wenn und wie man das Vieh füttern ſoll, geſchieht bey Abhandlung einer jeden Gattung von Viehe Meldung. Ueberhaupt muß man bey der Fütterung das rechte Futter, die

Ulphilas fodan, im Schwed. föda, im Engl. feed; doch kann es auch unmittelbar von Futter abſtammen; ſiehe Futter 2. Im Oberdeutſchen lautet dieſes Wort futtern, und viele Hochdeutſche wollen es eben ſo geſprochen wiſſen, ſo ſehr es auch wider den hochdeutſchen Sprachgebrauch iſt, wenn auch die Ableitung von Futter oder von dem Niederſ. föden nicht dem ü den Vorzug geben ſollte.

die gehörige Art der Zubereitung, inſonderheit nach der Gewohnheit des Viehes an einem Orte, ferner das rechte Maß, ſeine Abwechſelung und Veränderung, die rechte Zeit, gute Ordnung und Eintheilung, beobachten ſich nach ſeinem Ackerbaue, ſeinen Gärten und ſeiner Weide richten, hauptſächlich aber auf die Auswinterung und das Winterfutter ſehen; denn, im Sommer kömmt man noch eher durch. Die Fütterung iſt entweder die Haus- und Stall- oder Feld-Fütterung, welche letztere auch Weide heißt, für Arbeits- Zucht- oder Maſtvieh. Jede hat ihre beſondere Vortheile; wovon an ſeinem Orte ein Mehreres.

3. Die Furragirung, im Kriegswesen Oberdeutſchlandes; ſiehe Furragiren.

Fütterung, ſiehe im dem vorhergeh. Artikel.

Fulica, ſiehe Waſſer-Huhn.

Fuligo, ſiehe Ruß.

Fuller, ein in einigen Gegenden übliches Wore, einen Walk-Müller zu bezeichnen, aus dem mittlern Lat. Fullo, ein Walker, folare, Fr. fouler, Engl. full. walken; welches deutſche Wort ſelbſt damit verwandt iſt. Siehe daſſelbe. Daher Fullir-Erde; ſiehe eben daſelbſt.

Fullo, Scarabæus Fullo *Linn.* ſiehe Julius-Käfer.

Fulvia, nennen die Blumiſten eine gewiſſe Art Primeln; ſiehe Schlüſſel-Blume.

Fumage, Heerd-Geld.

Fumaria altera; Fumaria bulboſa; ſ. tuberoſa radice cava major; Pſeudofumaria bulboſa; ſiehe Ariſtolochia No. 1.

Fumaria offic. ſiehe Erdrauch.

Fumée, ſiehe Rauch.

Fumées, bey den Jägern; ſiehe Loſung.

Fumer, ſiehe Räuchern. Rauchen.

Fumeron, ſiehe Rauch-Kohle.

Fumet, ſiehe Fümet.

Fumeterre, ſiehe Erdrauch.

Fumier,

Fumier, ſ. Miſt.
Fumigatio, ſ. Räuchern.
Fummel-Holz, ſ. Fümmel-Holz.
Fumus, ſ. Rauch.
Funckeln, Funcken; ſ. Funkeln, Funken.
Fund, (der) von dem Zeitworte finden.

1. Die Handlung, da man eine Sache findet. *Einen guten Fund thun.*

2. Die gefundene Sache. 1) Eigentlich. *Er freuet ſich über ſeinen Fund.* 2) Figürlich. (a) Die Erfindung, Entdeckung, und die entdeckte Sache. *Auf einen Fund bedacht ſeyn*, Mittel und Wege erdenken. *Neue Herren, neue Fünde.* (b) Schädliche Erfindungen, Liſt, Ränke. In dieſer Bedeutung iſt im Hochdeutſchen ſtatt deſſen auch Finte üblich, welches aber aus dem Franz. Feinte entlehnt iſt.

Fund-Buch, ſ. Finde-Buch. Inventarium. Lager- und Saal-Buch.

Fund-Grube, im Bergbaue, eine Grube, wo man das geſuchte Erz gefunden hat, und darauf fortarbeitet; Fr. Mine. *Die Fundgrube entblößen* eine entdeckte Grube wirklich mit Arbeitern belegen. *Die Fundgrube forttragen*, an einem andern Orte Kübel und Seil einwerfen, d. i. nach Erz graben.

Einer ſolchen Fund-Grube iſt von alten Zeiten her ein Raum von 42 Lachtern in die Länge und Breite zugeſtanden worden; daher dieſer Ausdruck zugleich ein Flächenmaß bezeichnet, welches 3 Wehr, 6 Lehen, oder 42 Lachter in die Länge und Breite enthält, ſo daß die eigentliche Fundgrube in der Mitte dieſer Fläche angenommen wird. *Die Fundgrube ſtrecken*, dieſelbe vermeſſen.

Fund-Grübner, im Bergbaue. 1. Der Beſitzer oder Eigenthümer einer Fundgrube. 2. Diejenige, welcher eine Zeche allein bauet. 3. Zuweilen wird auch ein jeder,

der, deſſen Beſchäftigung der Bergbau iſt, ein Fund-Grübner genannt.

Fund-Recht, das Recht, welches der erſte Finder einer Sache an dieſelbe hat; beſonders im Bergbaue, das Recht deſſen, der einen Gang gefunden oder entblößet hat.

Fund-Regiſter, im Oberd. ein Inventarium, Fund-Buch; ſ. Finde-Buch und Fund-Zettel.

Fund-Schacht, ſ. unter Schacht.

Fund-Schoß, ſ. Grund-Schoß.

Fund-Zettel, im Oberd. eben ſo viel als Fund-Buch, Finde-Buch, Finde-Regiſter oder Inventarium.

In Schleſien führt dieſen Namen beſonders das Verzeichniß alles deſſen, was eine Ehefrau an Gelde, Silberwerk, Kleidern und Hausrath, dem Manne in die Ehe mitbringt, wie denn Letzterer auch vermittelſt eingenhändiger Unterſchrift darüber quittiren muß. Nach dieſem Fundzettel giebt der Ehemann, bey erfolgten Ableben ſeiner Frau, den Pflichttheil (die Legitimam) an die Kinder, oder, in deren Ermangelung, an die nächſten Verwandten der Verſtorbenen, heraus.

Funda, ſ. Funta.

Fündament, ſ. Grund.

Fundulus, ſ. Gründling.

Fundus, ſ. Boden, Fonds-Grund.

Fünfzehner, (der) (im gem. Leben Fufzehner) ein Ganzes von funfzehen Einheiten. Ein Funfzehner oder fünfzehen Kreuzerſtück, eine Münze, welche fünfzehen Kreuzer gielt. Imgleichen ein Collegium von funfzehen Perſonen, dergleichen zu Strasburg iſt, das Funfzehner-Amt.

Funfzehnerlein, ſ. Spitz-Groſchen.

Funfziger, (der) (im gemeinen Leben Fufziger.) 1. Ein Mitglied eines Collegii von funfzig Perſonen.

2. Funfzig Jahre alt. Er iſt ein Funfziger. Ein Funfziger, ein Wein, der fünfzig Jahre alt iſt.

3. Was

3. Was 1750 gebauet oder verfertiget worden iſt. Ein Funfziger, ein Thaler von 1750.

4. Bey den Tuchmachern bezeichnet es eine Art Tuches, welches in der Scheerkübe 50 Gänge hat, als funfzigmal hinunter, und ſoviel hinaufwärts wieder, nach denen es unten und oben geleſen wird, daß die Werft in das Kreuz kömmt.

Fungus, ſ. Boviſt. Champignon. Schwamm.

Funis, ſ. Seil. Strick.

Funke, ſ. Funken.

Funkel-neu, Niederſ. glootny, ganz neu, völlig neu, ſo neu, daß es noch funkelt; eine von metallenen Arbeiten, vielleicht von den Münzen, hergenommene Figur.

Funkeln, (*) L. ſcintillare, Fr. étinceler, hell glänzen, einen ſtarken Glanz von ſich werfen. Ein funkelndes Gewehr. Die Sterne funkeln in einer hellen Nacht. Es funkelt alles von Gold und Diamanten. Die Augen funkeln ihm im Kopfe, ein Merkmal einer heftigen Begierde, einer heftigen Leidenſchaft.

Funken, (der) (**) L. Scintilla Fr. Etincelle, der kleinſte Theil des Feuers, oder eines brennenden Körpers.

1. Eigent-

(*) Dieſes Zeitwort erhält noch die erſte eigentliche Bedeutung Wortes Funken, nach welcher es Schein, Glanz überhaupt bedeutete. Das Griech. φεγγειν, und Jßländ. faenna, funna, ſcheinen, leuchten, ſind nahe damit verwandt.

(**) Funken, in dem alten Gedichte von Carls des Großen Kriege bey dem Schilter Funche, im Niederſächſ. und Dän. Funke, ſtammet nicht von fangen her, wie Friſch glaubt, ſondern von einem alten Worte, welches Schein, Glanz, Feuer, bedeutet hat. Bey dem Ulphilas iſt Fon, Fun, Feuer, und funa, brennen, im Jßländ. Fun, Feuer im Griech. φαινειν, leuchten. Die letzte Sylbe iſt vielleicht das niederſächſiſche Zeichen des Diminut. ken, Hochd. chen, ſo daß Funken ein kleines Feuer bedeuten würde. Dieſe Form ſtreitet zugleich für das n am Ende, welches im Hoch- und Oberdeutſchen ſehr oft verbiſſen wird, der Funke, für Funken; in welcher Geſtalt es auch in der deutſchen Bibel mehrmals vorkömmt. In einigen oberdeutſchen Gegenden iſt es zugleich weibliches Geſchlech-

tes

1. Eigentlich. Es glimmet noch ein Fünkchen in der Aſche. Es iſt kein Funken Feuer in dem Hauſe. Ein einziger Funken kann ein groſzes Feuer verurſachen. Einen Funken anblaſen. Beſonders, die kleinen glühenden Theilchen, welche von brennenden Körpern abſpringen. Funken werfen, Funken ſprühen. Imgleichen die Stückchen glühendes Stahles, welche der Feuerſtein von dem Stahle losreißt. Mit dem Feuerſteine Funken aus dem Stahle locken. Dürre Materien fangen leicht Funken.

2. Figürlich, ein kleiner Theil, als der Anfang, oder Ueberreſt eines größern. Wenn du noch einen Funken Ehre in deinem Herzen haſt.

Daher funken, Funken von ſich geben. Glühendes Eiſen funket.

Funken-Tag, ſiehe unter Johannis-Feuer.

Funta, Funda, ein ruſſiſches Gewicht, welches zum Abwägen des Silbers gebraucht wird. 1. Funta hält 96 Solotnichs, und 1 Solotnich wiegt etwas über 1 Quent.

Furca, ſiehe Forke. Gabel.

Furche, (*) Sulcus, Fr. Sillon, Raye, Dérayure. In dem Feld- und Ackerbaue, die vermittelſt der Pflugſchaar gezogene Vertiefungen in der Erde.

Eigent-

tes, die Funke. Uebrigens iſt ſtatt dieſes Wortes im Niederſächſ. auch Sparke, Angelſ. Spearca, Engl. Spark, Holländ. Spaërcke, im Oberd. aber auch Gneiſt, Schwed. Gniſta, Isländ. Gneiſte, Neiſte, Hebr. נצץ Funken werfen, imgleichen Glim und Glunſt üblich.

(*) Dieſes Wort lautet ſchon bey dem Notker Furche, im Angelſ. Furh, im Engl. Furrow, im Holländ. Voore im Schwed. For, Fora, im Lat. Forca, und Forus, im Dän. aber Furre. In den niederſ. Mundarten, die den harten Hauchlaut gern vermeiden, lautet es Fahre, Fuhre, Fore. Es ſtammt von fahren her, ſo fern es ehedem ziehen, pflügen bedeutete. Im Angelſ. iſt fyrian und im Lat. forare, pflügen. Die von dem Pfluge aufgehäufte Erde neben dieſer Vertiefung heißt bey einigen gleichfalls die Furche, bey andern die Erd-Furche, im Mecklenburg. ein Balken, im Bremen der Remel, im Oberd. der Furchen-Rain.

Eigentlich ſowohl die auf dem Acker neben einander gezogenen Vertiefungen, welche eigentlich das Pflügen ausmachen, als auch die Vertiefung zwiſchen zwey Acker-beeten, d. i. an einander ſtehenden Ackerſtücken, welche auch eine Gränz-Furche, eine Waſſer-Furche, Fr. Tranchée, Trenchée weil ſie zugleich zur Ableitung des Wäſſers dienet, im Brandenburg. Scheidfahre, im Schleswig. Scheidungs- oder Scheide-Furchen und grüne Furchen, und im Oberd. der Strang genannt wird. Daher das Zeitwort furchen, Fr. sillonner, Furchen ziehen machen.

Die Gränz- oder Scheidefurchen pflegt man, nach verrichteter Saat, mit dem Pfluge wohl auszufahren und auszuſtreichen, damit man nämlich theils mit dem Seitenbrete des Pfluges in den Furchen liegenden Samen wieder erhebe, und auf das Beet hinauf ſtreiche, weil er daſelbſt beſſere Gelegenheit zum Einwurzeln und Wachſen hat, als wenn er in den Furchen liegen bleiben und umkommen ſollte; theils aber auch, damit ſich die Näſſe vom Regen und das Schneewaſſer in dem Acker nicht ſo leicht aufhalten, ſondern in den Furchen abſchießen und verlaufen könne. Wo man ſiehet, daß auf den Feldern viel Waſſer ſtehen bleibt, und dieſes durch die ordentlichen Furchen nicht ablaufen kann, wodurch der Same erſäuft, oder verſauert, mithin großer Schade geſchieht: da pflegt man entweder quer über den Acker, oder, wo derſelbe ſeinen Hang hin hat, nach geendigter Saatzeit und vollbrachtem Furchenausſtreichen, Waſſer-Furchen zu machen.

Ein Landwirth muß die Waſſer-Furchen, 1) bald nach eingeſäetem Acker mit dem Pfluge hin- und rückwärts aufführen, und auch ſogleich mit einer Schaufel rein auswerfen (ausſchüppen), die ausgeworfene Erde aber weit, und wenigſtens 2 Fuß, von der geführten Waſſerfurche hinweg, werfen, ordentlich verbreiten, und die Erdklöße zerſtoßen, auch die etwa vorhandenen

Quecken wegſchaffen laſſen. In dieſer Abſicht iſt es ſehr gut, wenn die Arbeiter nebſt der Schaufel auch einen Rechen bey ſich haben; denn, wenn der Auswurf nicht richtig und gut gemacht wird, ſo verliert der Landwirth nicht nur den Platz, wo die Furche geführt worden iſt, ſondern auch denjenigen, wohin die ausgeworfene Erde gekommen, und wo die darunter liegende Saat erſtickt worden iſt; wie denn auch, wenn das geſäete Getreide ſchon gekeimet hat, oder gar ſchon aufgegangen iſt, nicht nur die Saat, welche in der aufgeführten Furche geweſen iſt, ſondern auch dasjenige, worauf der Auswurf gebreitet wird, entweder gänzlich verderbet oder doch im Wachsthume geſtöret wird. Die Führung der Furchen muß 2) nicht ohne Noth und an unnützen Orten geſchehen. Denn auf Bergen ſind dieſelben unnöthig, und auf ganz gleichen und ebenen Feldern unnütz. Bey durchfälligem Boden, unter welchem die Oberfläche und Ackerfurche ſandiger Grund iſt, ſind ſolche auch nicht gar zu nöthig, weil auch bey den größten Platzregen, und wenn auch das Waſſer auf und über die Beete ſteht, ſolches doch bald einſinkt, und weiter keinen Schaden verurſachet. Hingegen wollen ſolche Waſſerfurchen bey der Winterſaat, wegen öfters naſſer Witterung im Herbſte und Frühlinge, nöthiger, als bey der Sommerſaat ſeyn. Auch ſind ſolche beym Weizen nöthiger, als beym Korne, zumal wenn die Weizenſaat auf lehmigen Boden geſäet worden iſt, oder unter der Ackerfurche lehmigen Grund hat. Endlich ſind die Waſſerfurchen auch bey der Gerſte nöthiger, als bey dem Hafer. Die Waſſerfurchen müſſen 3) nicht zu ſeicht, ſondern tiefer, als die Ackerfurchen, geführet und ausgeräumet werden, damit das Waſſer aus und zwiſchen den Ackerbeeten einen ordentlichen Abfall in die Waſſerfurche haben, und daſſelbe nicht etwa aus der Waſſerfurche in die Ackerfurchen treten, und die Saat mehr überſchwemmen könne, als wenn gar

keine Waſſerfurchen geführet worden; daher muß eine Waſſerfurche wenigſtens 2 Zoll tiefer, als die Ackerfurchen, ſeyn. Auf abhängigen Feldern können zwar die Ackerfurchen auf der Seite gegen die Anhöhe völlig und rein ausgeſcharret werden, auf der andern Seite gegen die Tiefe zu, ſollten dieſelben entweder gar nicht, oder doch ſehr wenig, ausgeſcharret, und vielmehr mit dem Auswurfe aus der Waſſerfurche zugeleget werden, damit das in der Waſſerfurche öfters aufſchwellende Waſſer, gegen die Niederungen niemals überſchlagen, und weder die Saat durchreißen, noch mit Sande und anderm Erdreiche überſchwemmen könne. In dieſer Abſicht müſſen 4) auch die Waſſerfurchen aus den Gründen nicht wieder gegen die Anhöhen geführet, ſondern vielmehr ſeitwärts zwiſchen zwey Beeten aus dem Felde heraus geführet und durchgeſtochen werden. Denn, wenn das abfließende Waſſer wieder ſteigen ſoll, ſo ſchlägt es in der Niederung über, und macht wohl 6, 10, und mehr unterwärts liegende Beete zu ſchanden; daher es beſſer iſt, wenn man die Waſſerfurche, welche quer durch die Beete geführt iſt, an ſolchen tiefen Orten, gleich der Länge nach zwiſchen zwey Beeten vollends durch den Acker, und entweder in die dabey liegende Wieſe oder Graben führt, als das Ueberſchlagen des Waſſers in der Waſſerfurche zu geſtatten, welches hernach während der Waſſerfluth, oder bey einfallendem Thauwetter, zu ſpät iſt, und ohne größern Schaden nicht nachgeholet werden kann. 5) Es müſſen die Waſſerfurchen auch unterwärts und gegen die Tiefe, breiter als oberwärts ſeyn, weil unten immer mehr Zufluß des Waſſers ſich findet, welches die Ufer einer ſchmalen und engen Waſſerfurche zu erhalten nicht vermögend ſind, zumal, wenn die, quer durch die Saatfelder und Beete geführten Furchen, wie kurz vorher erinnert worden iſt, dann und wann in den tiefſten Gegenden durchgeſtochen, und der Länge nach vollends durch die

Ackerbeete und Furchen in die Wieſen oder Gräben geleitet werden. An dem Orte der Anhöhe, wo die Waſſerfurche ihren Anfang nimmt, iſt dieſelbe, wenn ſie ½ Elle oder 1 Fuß Breite hat, breit genug; unterwärts hingegen und in der Tiefe erfordern dergleichen Abzüge über 1 Elle oder 2 Fuß Breite.

Ueberhaupt iſt bey kalten und naſſen Feldern anzurathen, eher einige Waſſerfurchen mehr, als weniger, und auch lieber tiefere und breitere, als bisher gewöhnlich geweſen iſt, zu führen, weil durch die Erhöhung ſolcher Felder viel ſchwache Saat erhalten, und eher zum Treiben und Wachsthum befördert, auch der eingeſchlagene Dünger, durch zeitigen und hinlänglichen Abfluß des Waſſers, länger erhalten wird. Wenn auch gleich durch die Abzüge des Waſſers einiger Miſt von dem Felde mit abgezogen würde: ſo erhält der Landmann ſolchen doch auf den Wieſen oder in den Gräben allezeit wieder; und weil die Feldfluthen niemals das bloße und reine Waſſer wegführen, ſondern allemal etwas von dem Miſte oder der guten düngenden Erde mit ſich fort nehmen, ſo darf man kein Bedenken tragen, auch von ſeinen Gränznachbarn, und allenfalls durch den Gränzrain eine Furche ſchneiden zu laſſen, und das von ihnen herunterkommende Waſſer zu übernehmen. Denn bliebe ſolches an der Gränze auf ſeiner Seite ſtehen, ſo bliebe ihm zwar die Fettigkeit auf ſeiner Seite, das leere Waſſer aber würde unterwärts doch durchdringen, und mir meine Felder und Saaten ausſaugen; ſchlüge es aber endlich bey großen Fluthen über den Damm weg, welches ich nicht verhindern kann oder darf, ſo würde es meine Felder zerreißen, oder zur Unzeit überſchwemmen.

No. 39. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1773, S. 410—413.

Was ſonſt noch in Anſehung der Ableitung der Näſſe von den Feldern zu beobachten iſt, wird im Art. Graben vorkommen.

2. Bey

2. Bey den Spinnern, bedeutet Furche die verſchiedenen Erhöhungen, welche das Garn in verſchiedenen Weiten auf der Spindel machet, wenn es aufgeſpuhlet wird. Man nennt ſie deswegen ſo, weil ſie einigermaßen denen Furchen, welche man mit der Pflugſchar in das Erdreich machet, gleich kommen. Dieſe Furchen müſſen aber nicht zu hoch ſeyn, damit das Garn ſich nicht verwirre, oder gar zerreiße.

Furchen-Eis, Eis, welches ſich bey den Nachtfröſten im Frühlinge in den Furchen angeſetzt.

Furchen-Rain, ſie Furche Anm.

Furch-Genoß, derjenige, deſſen Acker an den andern Acker anſtößt; deſſen Acker nur durch eine Furche von dem ſeinigen unterſchieden iſt; der Furch-Nachbar.

Furchel, bey den Jägern; ſiehe unter Forke.

Furcht, im Niederſ. mit der nicht ungewöhnlichen Verſetzung des r, Frucht, L. Metus, Timor, F. Appréhenſion, Crainte, Peur, Engl. Fright, Holländ. Vrucht, die Unluſt über ein bevorſtehendes Uebel, es mag nun wirklich, oder nur in der Einbildung bevorſtehen; eine ängſtliche Gemüthsregung, welche alsdann bey uns entſteht, wenn uns etwas nahe iſt, das wir haſſen, oder etwas, ſo wir lieben, uns entgehen will, oder auch, wenn man bey demjenigen, ſo man ins Werk richten will, allzu große Schwierigkeit findet.

Die Furcht iſt mit dem Schrecke ſehr genau verwandt: ſie hat ähnliche Wirkungen, welche aber nicht ſo gewaltſam ſind. Sie zieht die Haut und die Schweißlöcher zuſammen; die Muskeln werden convulſiviſch bewegt, und ſind halb geſpannt, halb erſchlappt. Die Lebensbewegungen gehen ſehr unordentlich von Statten; daher zittert der Furchtſame am ganzen Körper, er hat eine ſchwache lallende Stimme, er holt kurzen und geſchwindem Athem. Das Herz klopfet. Das Geſicht iſt bald blaß, bald roth. Der Angſtſchweiß bricht ihm aus. Bald will er laufen, und kann nicht; bald aber

wird die Kraft ſeiner Muskeln ſo vermehrt, daß er auſſerordentlich ſchnell läuft, und der drohenden Gefahr zu entfliehen ſuchet. Bey einigen verurſachet die Furcht eine Diarrhoe; und es iſt merkwürdig, daß ſich dieſe Wirkung bey vielen äußert, die ſich vor einem Gewitter fürchten. Andern, und beſonders den Frauensperſonen, entgeht der Harn. Man hat auch Beyſpiele, daß verſchiedenen Perſonen die Haare aus Furcht weiß geworden ſind. Uebrigens ſind die Wirkungen der Furcht einem Fieberanfalle völlig gleich. Selbſt der Puls geht unordentlich ſchnell, und faſt ſo, wie in den Wechſelfiebern.

Man begreift leicht, daß eine anhaltende Furcht den Körper ſehr ſchwächen müſſe. Ein Jeder weiß, daß, wo bösartige Fieber wüthen, derjenige am leichteſten davon angeſteckt werde, der ſich davor fürchtet. Das Gift der Krankheit, welches in der Luft ſchwebet, muß er täglich durch den Athem einhauchen. Wenn er gleichgültig dabey bleibt, und nicht eben eine Diſpoſition zur Krankheit ſchon im Körper hat, ſo wird die Kraft ſeiner Faſern das Böſe wieder ausſtoßen, und er wird geſund bleiben. Wenn hingegen durch die Furcht die Faſern geſchwächet, und die Bewegungen des Herzens und der andern Lebenstheile unterdrücket werden, ſo kann das Gift in dem Körper bleiben, Wurzel faſſen, das in Unordnung geſetzte Blut entzünden, und die bösartige Krankheit hervor bringen. Die Geſchichtbücher der Aerzte ſind voll von ſolchen Beyſpielen, wo die Furcht einzig und allein, in zärtlichen und ſchwächlichen Körpern, die Peſt, Pocken, Frieſel, Krätze, andere Ausſchläge, und die rothe Ruhr hervor gebracht hat. Auch hier iſt bloß einer ſtarken Leidenſchaft dasjenige zu zuſchreiben, was man ſonſt gern auf Rechnung der Einbildungskraft zu bringen pflegt. Selbſt der eingebildete Kranke wird alsdann erſt wirklich krank, wenn er ſich von der Furcht übermannen läßt. In vielen Krank-

heiten

heiten haben Furcht und Schreck gleiche gefährliche Wirkungen mit der Erkältung; ſie verſchlimmern nämlich die Krankheiten, treiben die Ausſchläge zurück, und bringen den Tod. Diejenigen körperlichen Fehler, welche zum Schreck Anlaß geben, können auch die Entſtehung der Furcht befördern. Vorurtheile, und unſerer Seele in der Kindheit eingebildete Schreckbilder, ſind auch eine fruchtbare Mutter der Furcht und des Schreckes. Diejenigen verdienen unſer Mitleiden, die ein nagendes Gewiſſen und das Bewußtſeyn verübter böſer Handlungen unſtät und flüchtig machet, und ſich daher fürchten, wenn ſich nur ein Blatt reget.

In den Rechten entſchuldiget die Furcht, aus welcher man vielmals etwas gezwungen thut, nicht allemal, ſondern es heißt davon gar oft: ein gezwungener Wille iſt auch ein Wille.

Furet, Frett-Wieſel; ſ. unter Wieſel.

1. Furie, Furia infernalis. Mit dieſem Namen belegt Hr. v. Linné ein gewiſſes mit Borſten verſehenes Thierchen, welches in den großen torfigen und moraſtigen Wüſten des nördlichen Schwedens, aus der Luft, ohne daß man weiß, woher es weiter komme, auf Menſchen und Thiere herab fallen, in ihren Körper eindringen, und darin unleidliche Schmerzen, welche zuweilen in einer Viertelſtunde den Tod nach ſich ziehen können, verurſachen ſoll. Er ſelbſt ward im J. 1728 zu Lund davon angefochten, hat aber dieſen Wurm nur getrocknet, in Geſtalt einer kleinen Faſer geſehen. Solander hat denſelben in den Nov. Act. Societ. Reg. Upſalienſ. 1773. 4. (welche Abhandlung im 67 und 68 St. des Hannov. Magaz. v. J. 1776, überſetzt ſteht,) genauer, beſchrieben. Der Körper iſt gleich ſchmal, wie eine Linie, an beyden Seiten aber mit Härchen beſetzt, und mit umgebogenen Stacheln, die gegen den Körper angedrückt ſind, gleichſam gewaffnet. Müller nennt das Geſchlecht dieſes Wurmes, den Höllendrachen, und

dieſe Art ſelbſt den Toll-Wurm. Das Mittel gegen die ſchädlichen Wirkungen dieſes Wurmes, iſt ein Stückchen junger Käſe, welchen man auf den beſchädigten Ort leget, nachdem zuvor daſelbſt ein Einſchnitt gemacht worden iſt. Den verletzten Ort erkennt man an einem braunen Puncte. In den Käſe ſoll ein kleiner Wurm von $\frac{1}{6}$ Zoll lang, kriechen.

2. Furie, eine Art indianiſchen oder chineſiſchen Taffetes oder Atlaſſes, der entweder in dem Lande ſelbſt gemalet, oder in Europa, vornämlich in Frankreich, Holland und Flandern, nachgemacht worden iſt. Dieſer Atlaß iſt deswegen Furie genannt worden, weil die erſten, welche man nach Europa brachte, ſo ungewöhnliche Abriſſe hatten, die ſo unordentlich und ſo ungleich auf die Zeuge gleichſam geworfen waren, daß man hätte glauben ſollen, es wäre die Arbeit einer Furie (*) geweſen.

Anfangs bemühte man ſich in Frankreich, die thörichten Riſſe der Chineſer nachzumachen, und es gelang auch hierin den Franzoſen. Weil aber die franzöſiſche Unbeſtändigkeit auf Atlaſſe oder Taffete, Blumen, Vögel u. ſ. w. hat malen laſſen: ſo machte die Gewohnheit, da man ſie Furies nannte, daß ſie dieſen Namen behielten, ob er ſich gleich nicht mehr für die ſchönſten Deſſeins dieſer Manufactur ſchickte.

Dieſe Furien, ſie mögen nun in China und Indien gemalt, oder in Europa nachgemacht worden ſeyn, gehörigen durchgängig unter die indianiſchen und chineſiſchen Zeuge, die durch ſo viele Arrêts des königl. Staatsrathes in Frankreich verboten, aber dennoch jederzeit getragen worden ſind; ſ. Th. II, S. 628.

(*) Furien ſind, in der Götterlehre der Griechen und Römer, die drey Höllengöttinnen Tiſiphone Mägera und Alecto, Töchter der Nacht und des Acheron, und zur Peinigung der in den Tartarus geſtürzten Seelen der Gottloſen beſtimmt. Mit einer Anſpielung auf dieſe Höllengöttinnen ſagt man von einem erzböſen Weibe, die immer wüthet und tobt: das iſt eine rechte Furie, eine hölliſche Furie, F. c'eſt une furie, c'eſt une furie d'enfer.

3. Furie, heißt auch ein ſeidener Zeug, oder faßonirter Atlaß, der auf dem Stuhle gewirket wird, und die erſten Riſſe der chineſiſchen Furien nachahmet.

Die Arbeiter zu Paris, Lyon und Tours legten ſich darauf, um dem Geſchmacke der franzöſiſchen Nation zu ſchmeicheln, und man hat gar vortreffliche darunter. Sie fanden aber gleichwohl nur einen mittelmäßigen Debit, ſowohl wegen ihres Preiſes, welcher in Vergleichung deſſen, den die wahren Furien hatten, ziemlich hoch war, als auch wegen des Geſchmackes an den fremden Zeugen.

Furier. (*) 1. An Höfen, ein Bedienter, der die Befehle des Hofmarſchalles ausrichtet, für die Verſorgnung der bey einem fürſtlichen Hofe ankommenden Gäſte, wie auch für die Quartiere der bey Hofe wohnenden Perſonen ſorget, und wo kein Futtermarſchall vorhanden iſt, auch das Futter für den Marſtall anzuſchaffen, übrigens aber auch das Anſagen zur Galla oder Hoftrauer, die Einladung zu Geſellſchaften oder zur Tafel bey Hofe, die gute Ordnung unter den Hof-Livreebedienten beym Aufwarten, Vorantreten vor den Wagen u. ſ. f. zu beſorgen hat. Er wird zum Unterſchiede von den folgenden auch Hof-Furier genannt. Beſorget er bloß die Quartiere der Herrſchaft ſelbſt, und der zunächſt zu ihrer Perſon gehörigen Perſonen, oder die Quartiere der zur Finanzkammer gehörigen Perſonen, ſo wird er Kammer-Furier; ſorget er aber nur für die Herberge und Verpflegung eines Hofes auf Reiſen, ſo wird er Reiſe-Furier genannt. S. auch Jagd-Furier.

2. Bey dem Soldatenweſen, ein Unterofficier, der für die Compagnie das Commißbrod empfängt, und daſſelbe austheilet, auch für das Quartier der gemeinen Soldaten ſorget. Die gemeinen Soldaten, welche dem Fu-

(*) Dieſes Wort iſt zunächſt aus dem Ital. Foriere und Franz. Fourrier entlehnet, welches aber mit dem mittlern Lat. Fodrarius, aus dem Deutſchen Futter, Niederſ. Foder, Foer herſtammet. Es iſt eben ſo unnöthig, in dieſem Worte das Franz. ou auszudrucken, als noch ein unnützes er anzuhängen, Furrierer.

Furier, bey der Verwaltung ſeines Dienſtes im Felde Hilfe leiſten, heiſſen Furier-Schützen.

Furkel, bey den Jägern; ſiehe unter Forke.

Fourlong, ein engländiſches Längenmaß, welches 40 Poles, 220 Yards, oder 660 Feet. hält. 8. Fourlongs machen eine engländiſche Meile von 868 geometriſchen Schritten oder 1760 Yards.

Furnir, (das), bey den Tiſchlern, dünne Blätter von allerley ſchönem Holze, womit ſie ihre künſtliche Arbeiten auszulegen pflegen. Daher *furniren*, aus dem Franz. fournir, Ital. fornire, mit ſolchen Blättern auszulegen. Furnirte Arbeit, ausgelegte oder eingelegte Arbeit, welches gleichſam eine gothiſche hölzerne Malerey iſt, wozu man nicht nur allerley Hölzer von natürlichen und künſtlichen Farben, ſondern auch ausgeſchnittene Figuren von Silber, Perlenmutter, Schildkrötenſchalen ꝛc. anbringt.

Zu der furnirten Arbeit ſchickt ſich, ſowohl auf Nußbaumart, an Tiſchen, Schränken, Bretſpielen und Commoden, als im Schattiren der Laubwerke und Figuren, unter den einheimiſchen Landhölzern das Ahornholz am vorzüglichſten, und nach dieſem das Birn- Weißbüchen- und Eiſenholz. Man verfertiget dergleichen Sachen auf der Hobelbank; und das Zerſchneiden zu dünnen Platten wird vermittelſt der Klobenſäge verrichtet, welche von zwo Perſonen gezogen wird. Man zerſchneidet damit die gebeizten oder farbigen Hölzer ſo dünn, als ein Meſſerrücken iſt. Hernach ſetzt man ſie in großen oder kleinen Stücken zuſammen, nach dem es die Zeichnung erfordert; und die Sachen werden in den aufgeſchnittenen Grund eingeleimt.

Die ſogenannten Silberkiſtler in Augsburg leimen ihre geſchnittene Figuren von Silber mit einem gewiſſen zugerichteten Leim, ſo wie andere Perlenmutter, Schildkrötenſchale und Elfenbein, nach allerley Figuren in Tiſche und Schränke ein. Hallens Werkſtätte, 3 Band, S. 60, f.

Siehe auch den Artikel **Einlegen**, Th. X, S. 436, f. und **Eingelegte Holz-Arbeit**, im Art. **Holz**.

Furniren. 1. Bey den **Kaufleuten**, vorſchießen, an die Hand gehen, anſchaffen, leihen, mit Waaren verlegen ꝛc. ſiehe **Lieferung**.

2. Bey

2. Bey den Tiſchlern, Drechslern und andern Holz-Arbeitern; ſiehe den vorgehenden Artikel.

Furrage, Fourage, Fr. Fourrage. 1. Eigentlich verſteht man hierunter alles dasjenige, wovon ein Pferd unterhalten werden kann, als: Heu, Stroh und Haber, oder überhaupt das Pferde-Futter. Große Herren oder anſehnliche Gemeinheiten, haben bey ihren zahlreichen Pferden, einen ſo genannten Furrage oder Stall-Commiſſär, welcher das nöthige Futter kauft, auf deſſen Güte ſieht, daſſelbe wöchentlich oder täglich, nach der Verordnung des Stallmeiſters, an die Knechte austheilt, eine Rechnung davon führt, und am Ende der Woche vor der verbrauchten Furrage an den Stallmeiſter einen Rapport giebt.

Ein Furrage-Commiſſär muß zuvörderſt gut rechnen und ſchreiben können, ein ehrlicher Mann ſeyn, und die Güte der Furrage zu beurtheilen wiſſen. Er empfängt die für das Stall-departement ausgeſetzte etatsmäßige Summe, worüber er alle Jahr oder alle halbe Jahr Rechnung ablegt. Durch ihn wird alles, was in dieſem Departement ausgegeben werden muß, bezahlet. Die Ausgaben beſtehen in dem Gehalte der Bedienten in Ankaufung der Furrage, in Bezahlung der Handwerke, welche für den Stall Arbeit verfertigen, in Anſchaffung des nöthigen Holzes und Lichtes, und in Bezahlung außerordentlicher Ausgaben, welche in dieſem Departement vorfallen, zu welchen letzten er jedoch jedesmal eine beſondere Anweiſung von dem Oberſtallmeiſter erhalten muß. Um allen Betrügereyen vorzubeugen, iſt es gut, wenn der Leibkutſcher, Wagenmeiſter und Sattelknecht, mit allen Handwerkern, womit ſie zu thun haben, Rechnungsbücher halten, in welche ſie das Verfertigte ſogleich nebſt den Preiſe ſchreiben laſſen, welche Bücher alle Woche dem Bereiter vorgezeiget werden, der die beſondere Aufſicht über den Stall hat, in welchem die Reparatur geſchehen, damit er unterſuche, ob auch zu viel angeſchrieben ſey, oder nicht. Alle Monat oder Quartal werden die Rechnungen von den Handwerkern eingefordert, und mit den Büchern verglichen; ſind ſie richtig, ſo beſcheiniget der Bereiter die Rechnung, welche ſodann der Furragecommiſſär bezahlen muß; iſt aber die Beſcheinigung des Bereiters nicht auf der Rechnung

zu finden, ſo bezahlt er ſie nicht, oder ſie werden ihm bey der Abrechnung moniret. Durch dieſe Ordnung iſt auch dem Betruge der Handwerker vorgebauet, und gar kein Fall möglich, daß der Herr hintergangen werde, es müßten ſich denn die Bereiter mit dem Wagenmeiſter, Leibkutſcher, Sattelknechte und den Handwerkern verſtehen, welches ſich aber nicht gedenken läßt. Eine ſolche Ordnung wird dem Furragecommiſſär eine große Erleichterung verſchaffen.

Bey Ankaufung der Furrage, muß der Commiſſär vorzüglich auf deren Güte ſehen, weil das Gedeihen und der gute Zuſtand der Pferde lediglich davon abhängt. Einem jeden Haushälter, und demjenigen, welcher mit Pferden umgeht, iſt der Unterſchied zwiſchen dem Haber bekannt. Oft ſteckt in 1 Scheffel Haber mehr gutes Mehl, und mithin mehr Nahrung, als in zween andern: wenn alſo der im Stalle zu verfütternde ſchlecht iſt, ſo muß der Stallmeiſter, um die Pferde in gutem Stande zu erhalten, mehr zulegen, wodurch nothwendig die Ausgabe vermehrt wird. Auch das Heu iſt ſehr unterſchieden; aber man kann, wenn es ſchlecht iſt, den Schaden nicht mit der Verdoppelung erſetzen, weil es die Pferde gar nicht freſſen; daher man niemals ſchlechtes Heu kaufen muß. Ein feines ſüßes Heu, welches mit guten Kräutern, als Klee ꝛc. vermiſcht iſt, iſt das beſte. Die Art, das Heu nach dem Gewichte einzukaufen, iſt die zuverläſſigſte, wobey weder der Käufer, noch Verkäufer, Schaden leidet, und der Ordnung angemeſſen, weil man ſodann eine richtigere Balance von dem Einkaufe und dem Verbrauchten machen kann. Die in dieſer Abſicht erfundenen Heuwagen werde ich an ſeinem Orte beſchreiben.

Wie der Rapport des Furrage-Commiſſärs eingerichtet ſeyn müſſe, iſt aus folgendem tabellariſchen Modelle zu erſehen.

Wöchentlicher Rapport
von der ſeit dem = ten = = 1778, bis den = ten = = verbrauchten Furrage bey dem N. N. Stall-Departement.

Für den Hengſt-Stall.				Für die Reitpferde.				Für die Zugpferde.				Für die Maulthiere.				Außerordentliches Futter für fremde Pferde.				Sämmtliches Futter.			
Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streuſtroh,	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streuſtroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu.	Bund Streuſtroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streuſtroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu,	Bund Streuſtroh.	Scheffel Haber,	Scheffel Häckerling,	Centner Heu.	Bund Streuſtroh.

Anmerkungen.

In den Hengſt-Stall ſind 3 Scheffel Haber und 2 Scheffel Gerſte zugelegt.

In den Maulthier-Stall iſt 1 Scheffel Haber weniger gegeben.

N. N. Fourrage Commiſſarius.

Hrn. Hpt. Prizelius vollſtänd. Pferdewiſſenſchaft. Leipz. 1777, 4. S. 304, f.

Siehe auch Futter-Marſchall. Futter-Schreiber.

Bey den Landtruppen wird das Maß an Furrage, welche zum Behuf der Pferde ausgetheilt wird, die Ration genannt. Bey der königl. preußiſchen Armee, erhält ein Huſarenregiment täglich 1440 Rationen; die Ration zu 1 $\frac{1}{15}$ Metze Hafer, (alles nach berl. Maße

und

und den Scheffel zu 45 Pfund wenigſtens gerechnet,) 6 Pfund Heu, $\frac{1}{3}$ Gebund Stroh, à 24 Pfund. Ein Dragonerregiment: 750 Rationen, à 2 Metzen Hafer, 6 Pfund Heu, $\frac{1}{2}$ Schütte Stroh. Ein Küraſſierregiment: 750 Rationen, à 2$\frac{2}{5}$ Metzen Hafer, 8 Pfund Heu, $\frac{1}{2}$ Gebund Stroh.

No. 7. des Leipz. Int. Bl. d. J. 1776, S. 56.

In den königlich preußiſchen Staaten iſt ſeit einiger Zeit die Furrage-Lieferung für die königliche Reiterey eingeführt, welche mit dem Cavallerie Gelde, oder Cavallerie-Verpflegungs-Gelde, (ſ. Th. VII, S. 729, f.) eine große Aehnlichkeit hat. Nach der gegenwärtig gemachten Einrichtung, muß dieſelbe vier Monate mit Gras, acht Monate aber mit Hartfutter, verpfleget werden. Die Verpflegung ſowohl mit Graſe als Hartfutter, iſt ebenfalls eine Schuldigkeit, welche nur den Beſitzern der contribuabeln Hufen obliegt, und wovon die Herrſchaften, in ſo fern ſie nicht ſteuerbare Hufen unter dem Pfluge haben, gänzlich befreyt ſind. Eine jede Provinz iſt für die in derſelben einquartierte Reiterey, nach einer gewiſſen von den Landſtänden ſelbſt zu machenden Anlage, die Verpflegung, ſowohl in den Sommer- als Wintermonaten, zu beſorgen verbunden. In der Neumark z. B. ſtanden, vor dem jetzigen Feldzuge 14 Escadrons, deren Verpflegung dieſer Provinz obliegt. Indeſſen iſt doch dieſes nicht als eine wirklich neue Landesabgabe anzuſehen; denn dasjenige, was die contribuabeln Unterthanen dieſerhalb liefern müſſen, wird, nach einem gewiſſen beſtimmten Satze, aus den königlichen Caſſen, ſo bald die wegen wirklich geſchehener Lieferung eingereichten Liquidationen an gehörigem Orte einlaufen, ſofort promt und baar bezahlet. In der Neumark ſind die Sätze, in den Grasmonaten, für jedes Pferd monatlich 1 Rthlr. 8 Gr. In Anſehung des Hartfutters aber wird jeder Scheffel Hafer mit 8 Gr., der Centner Heu ebenfalls mit 8 Gr., und ein

Schock Stroh mit 2 Rthlr. 12 Groſchen bezahlet. In Provinzen, worin, wegen ihrer Lage der gewöhnliche Preis des Hafers und Heues höher ſteigt, ſind auch die deshalb feſtgeſetzten Sätze verhältnißmäßig erhöhet.

Unter den Landſtänden ſelbſt verurſachet dieſe neue Cavallerieverpflegung viele Zwiſtigkeiten und Debatten. Die unbequartierten Kreiſe glauben immer, mehr als die bequartirten, dadurch beſchwert zu ſeyn, daß ihnen die Lieferung der von ihnen hiezu beyzutragenden Furrage, wegen der Entfernung weit läſtiger falle, und ſie ſich, um ihrer Schuldigkeit eine Genüge zu thun, gemeiniglich den Händen wucherhafter Lieferanten zu überlaſſen genöthigt ſehen. Die bequartirten Kreiſe, welche dieſe Unbequemlichkeiten an und vor ſich ſelbſt nicht läugnen können, glauben inzwiſchen auf ihrer Seite ebenfalls von der Sache Laſten zu haben, wovon die unbequartirten nichts wiſſen, ſondern gänzlich befreyt ſind. Die vielen Hin- und Hermärſche, welche an den Standorten der Truppen nicht unterbleiben können, imgleichen die Bequartirung der Dörfer in den Exercierzeiten, werden hierunter beſonders entgegen geſetzet, und in Compenſation zu bringen geſuchet.

Königl. preußiſches Patent wegen der Heu- und Stroh-Lieferungen, d. d. 27. Febr. 1741, ſt. in der Samml. ſchleſ. Ordn. a. dieſes Jahr.

Es fragt ſich: Ob, wegen der Laſten, die den Beſitzern der Land-Güter hierunter zufallen könnten, bey den Güter-Taxen etwas in Abzug zu bringen ſey? In dieſem Stücke etwas Gewiſſes feſt zu ſetzen, fällt ſehr ſchwer. An Orten, wo die Herrſchaften blos Ritteracker beſitzen, iſt die ganze Frage ohne hin unnütz. Nur auf ſolchen Landgütern, wo die Obrigkeiten neben dem Ritteracker auch eine gewiſſe Anzahl ſteuerbarer Hufen unter dem Pfluge haben, kann dieſe Ausmittelung eine Wirkung haben. Inzwiſchen iſt der Preis, welcher aus den königlichen Caſſen für die Graſung und Furragelieferungen bezahlet wird, von der Beſchaffenheit, daß er in einigen Jahren zwar den gewöhnlichen Marktpreiſen nicht gleich kömmt, in andern aber hinwiederum dieſelben vollkommen erreicht, auch wohl gar zu gewiſſen Zeiten überſteigt. Die Graſungsmonate wer-

werden, wenn nur von den Landſtänden ſelbſt Ordnung gehalten, und nicht eine Gegend vor der andern gar zu ſtark beleget wird, gar füglich für die aus den königlichen Caſſen dafür erfolgende Vergütung beſtritten werden können. Das Heu und Stroh, beſonders das letztere, wird ſehr ſelten in einem höhern Preiſe, als es bezahlet wird, ſtehen. Dieſes gilt jedoch nur von denjenigen, welche die Furrage von ihrem eigenen Zuwachſe liefern; denn fremde Lieferanten ſuchen freylich in allen Stücken Wucher und Vortheile. Der einzige Hafer hat ſeit einigen Jahren, mehr, als die landesherrlichen Preiſe ſind, gegolten; und blos in Anſehung deſſen möchte, daß die Gutsbeſitzer dabey einigen Schaden hätten, behauptet werden.

Bey Würdigung, imgleichen Verkauf und Verpachtung der Landgüter, wo billig alle Laſten getreulich angegeben, und in Abzug gebracht werden müſſen, entſteht beſonders die Frage: ob und in wie weit auf dieſe Furragelieferungen Rückſicht zu nehmen ſey? Hierunter im Allgemeinen etwas gewiſſes zu beſtimmen, iſt, aus den vorhin angeführten Urſachen, um ſo weniger möglich, als hiebey unter den dem Orte der Ablieferung nahe belegenen, oder davon weit entfernten Gütern, ein großer Unterſchied zu machen iſt. Jenen wird dieſe Präſtation, wie es die Natur der Sache von ſelbſt giebt, bey weitem nicht ſo ſchwer, als dieſen. Die Frage kann daher, in jetzt erwähnten Fällen, wohl nicht anders entſchieden werden, als daß man entweder nach einem ſechs oder neunjährigen Durchſchnitte etwas gewiſſes feſtſetze, oder aber dieſe Schuldigkeit nur überhaupt in den Taxen anmerke, und den Käufern oder Pächtern mit anzeige, damit es nicht für verſchwiegen geachtet werde, ſondern ein jeder bey ſeinem Gebote ſich danach richten könne. Der letzte Vorſchlag möchte wohl der bequemſte und ſicherſte ſeyn, weil es ungewiß iſt, ob dieſe mit der Furragelieferung gemachte Einrichtung von immerwährender Dauer

ſeyn werde; wenigſtens fällt ſie zu Kriegszeiten von ſelbſt hinweg. Wäre nun, beſonders in den Kaufanſchlägen, deshalb etwas gewiſſes abgezogen, und dadurch der Werth des Gutes um ſo viel vermindert worden: ſo würde ſolches zum offenbaren Nachtheil des Verkäuſers gereichen.

Oeconomia forenſis. 1. Band, Berl. 1775, 4. S. 226, f.

Wir wollen unterſuchen, ob und wie ein Landesherr, zu großem Soulagement ſeiner Unterthanen, und wirklichem Vortheil ſeiner Truppen, ſtatt der Naturallieferung der Rationen, überhaupt eine proportionirliche Geldzahlung annehmen könne? und wollen hiebey die ſächſiſche Verfaſſung zum Grunde legen.

In dem Churfürſtenthume Sachſen wird die Repartition wegen Verpflegung der Cavallerieregimenter, nach den Steuerſchocken gemacht. Die Furragelieferungen werden nach der Anzahl der Truppen regulirt, und es ändern ſich dieſelben, nachdem die Armee verſtärkt oder verringert wird; es heißt z. B. 1000 Sch. oder 1200 Sch. verſchaffen die Verpflegung eines Reiters. Da nun dieſe Ausrechnung ein einfältiger Bauer gar nicht verſteht, und bereits Klügere, deren Güter mit Schocken von ungleicher Zahl beſchwert ſind, Mühe genug haben, ihr ſchuldiges Contingent ſo auszurechnen, daß ſie dabey gänzlich nicht verfehlen, ſo werden gemeiniglich die Einfältigen von den Klügern, und ganze Gemeinden von ihren zum Theil ungewiſſenhaften Richtern in ſolcher Ausrechnung hintergangen. Bey dem Zuſammenbringen ſolcher Furragelieferung muß der Hafer nach gehäuftem Maße, alles Heu aber ſehr reichlich, und faſt doppelt abgeliefert werden, indem nicht ein jeder Bauer Wage und Gewicht beſitzt. In manchen Dörfern wird die weite Zufuhre der Furrage beſchwerlicher und koſtbarer, als ſelbſt die Lieferung am Werthe beträgt; wie denn auch, wenn Dörfer und Gemeinden aus ſchlechter Landespflege liefern müſſen, ſelbige ſich öfters die Rückfuhre ihre Furrage (wenn dieſe als untüchtig verworfen und nicht angenommen wird,) gefallen laſſen, von ihren Nachbarn das beſte und koſtbarſte Futter, ſtatt des ihrigen untauglichen, erkaufen, und die Zufuhre wiederholen müſſen. Wenn, wie es ſich gemeiniglich zuträgt, übrige oder fehlende Schocke zu einer völligen Ration in einem Dorfe beſind-

findlich ſind, zu deren Genugthuung manchmal 2, 3, und 4 Dörfer concurriren müſſen, ſo wird, wegen ſolcher Ausgleichung und nöthigen Zuſammenkünfte der Richter, auch wegen vieles deshalb nöthigen Bothenlohnes, den intereſſirten Dorfſchaften doppelter und noch höherer Aufwand verurſachet, als der Beytrag eines jeden Dorfes beträgt. Da auch, nach bisheriger Verfaſſung, die Quartierſtände von Ort zu Ort verleget werden, ſo werden eben dadurch die Unterthanen, wegen des Fortſchaffens der Regimenter, und des dazu nöthigen ſtarken Vorſpannes und koſtbaren Verpflegungen, nicht weniger mitgenommen; wobey jedoch auch den Regimentern ſelbſt kein Vortheil zuwächſt, ſondern nothwendig alle ihre Montirungsſtücke leiden, und Mann und Pferd öfters ſchlechten Nutzen davon haben. Den Gerichtsobrigkeiten jeden Ortes werden monatlich 1, 2 auch 3 Hofdienſttage, und zwar öfters in der ſo koſtbaren Saat- und Aerndezeit, durch die monatlichen Furragelieferungen entzogen, ſo daß die ſonſt von allen Militärbeſchwerungen befreyten Rittergüter zu ſolcher Zeit faſt mehr, als die Bauern und Unterthanen ſelbſt, zu leiden haben.

Wenn aber auch die bisherige Einrichtung des Militärweſens aus wichtigen Urſachen nicht ſollte abgeändert werden können: ſo wäre doch, zu mehrerer Conſervation der Landesunterthanen, denjenigen kleinen Dorfſchaften und Gemeinden, welche beſonders von entlegenen Orten monatlich nur einen geringen Beytrag an Rationen einzubringen ſchuldig ſind, zu verſtatten, daß dieſelben ihr Contingent auf 3 oder 4 Monate zugleich abtragen dürften.

Es läßt ſich aber auch beweiſen, daß den Regimentern ſelbſt die Rationenlieferung mehr nachtheilig, als vortheilhaft, ſey: indem 1) von dem Uebermaße der Furrage, welche den Bauern zur Ungebühr über ihre Schuldigkeit abgedrungen wird, wohl diejenigen, welche damit zu thun haben, ſich bereichern, ſelten aber die königlichen Dienſtpferde beſſer gedeihen und zunehmen werden. 2) Werden die Pferde durch den von ſo vielen unterſchiedenen Wirthen, zum Theil ſchlecht eingebrachten, oder in ſchlecht verwahrten Scheunen durch das eindringende Regenwetter dumpfig gewordenen, zum Theil auch durch die Bosheit vieler Bauern aufgequelleten Hafer betrogen. 3) Wird des erforderlichen, ungebührlich ſchweren Gewichtes halber, das älteſte und gemeiniglich halb verdorbene, und mit vielem Geſäme vermengte Heu zu dieſem Behuf von den Bauern mit Fleiß ausgeſuchet und geliefert, wodurch den Pferden eben ſo viel Tort geſchieht,

geſchieht, als 4) durch die von Zeit zu Zeit, und von einem Quartiere zum andern untermengte gute und ſchlechte Fütterung, da, nach Beſchaffenheit der Gegenden, ſelbigen bald von ſauern, und bald von guten Wieſen, ſo auch von redlichen und betrieglichen Wirthen das Futter zugetheilet werden muß. 5) Da auch nach den, auf Befehl der Herren Offizier angeſetzten, Monatstagen die Lieferung der jedes Ortes ſchuldigen Furrage stricte präſtiret werden muß: ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß bey dem zu ſolcher Zeit unvermuthet einfallenden Regenwetter, zumal wenn die Zufuhre von entlegenen Orten geſchieht, alles Futter, an Hafer, Heu und Stroh, Schaden leiden, und 6) in ſolchen Quartieren, wo der Wirth ſchlechtes Obdach, und keine verwahrte Behältniſſe zu ſolcher Furrage darzureichen hat, faſt gänzlich verderben, und mithin den Pferden ſchädlich werden muß. 7) Müſſen die Cavallerieregimenter im Lande, wegen Repartition ſolcher Furragelieferungen zerſtreut liegen, da die Nothwendigkeit erforderte, daß dieſelben, mehrerer Aufſicht, Zucht und Exercitien wegen, zuſammen gezogen, und beſonders an Gränz- und ſolche Orte des Landes, wo es nicht ſowohl an Futter, als an Conſumtion deſſelben mangelt, verleget werden könnten. 8) Will man aber auch die beſonders theuren und ſeltenen großen Mißwachsjahre, zum Behuf aller Vertheidigung des bisher getroffenen Reglements ſolcher unumgänglich nöthigen Rationenlieferungen nehmen: ſo kann auch dieſer Nothwendigkeit vorgebauet werden; wenn nämlich die Unterthanen, und zwar ein jeder nach Proportion ſeiner Steuerſchocke und Beſchwerungen, gegen promte Bezahlung, zu Ablieferung mehrern Magazingetraides, beſonders in wohlfeilen Jahren, angehalten würden, welchem Befehle bey ohne hin im Unwerth ſtehenden Getraide der Landmann willig und gern gehorſamen würde.

Leipz. Sammlungen, 6 Band. 1750, 8. S. 212, ſqq.

2. In der Kriegsſprache, bedient man ſich der Wörter und Redensarten: furragiren, furragiren gehen, die Furragirung, auf Furrage ausgehen, das Futterſchneiden im Felde durch eine dazu commandirte Mannſchaft; die Reiterey in Furragirungsquartiere verlegen, d. i. in eine Gegend (beſonders in feindlichen Landen,) wo ein guter Vorrath von Furrage anzutreffen iſt, es ſey nun auf dem Felde, oder in den Scheunen; daher ein Furragirer, einer, der auf das Futterholen ausgeht, Fr. Fourrageur.

Die Furragirung geſchehe im Trocknen oder Grünen, ſo muß man dabey auf die Lage der Gegend ſehen, ob die Avenues, welche beſetzt werden müſſen, ſich weit erſtrecken, und ob viele Berge umher liegen; ob man nicht durch eine in der Nähe liegende Stadt, nicht zu paſſirenden Bruch oder Wald, die Furragirung decken kann; wie groß der Platz genommen, und für wie viel Truppen furragiret werden kann. Man zählet z. B. in einem Dorfe die Scheunen, und ſieht, was und wie viel darin vorräthig iſt, und wie viel an Garben und gedroſchenem Korne ſich darin befindet. Auf dem Felde muß man einen Ueberſchlag machen, wie viel Korn auf 5 Quadratſchritt ſteht, ob es 2, oder $2\frac{1}{2}$, oder aber nur 1 Bund gilt. Man überſchreitet das Feld, welches man furragiren will, in die Länge und Breite, und multipliciret beydes mit einander: ſo bekömmt man deſſen Quadratinhalt, worauf leicht erforſchet werden kann, wie viel Bund oder Garben darauf befindlich ſeyn. Da aber ſolches nicht gänzlich genutzet werden kann, weil vieles vertreten und verſchleppet wird, ſo rechnet man $\frac{1}{3}$ des ganzen Inhaltes ab. Bey Gras verfährt man auf eben dieſelbe Art. Da man weiß, wie viel Bund ein Furragirer fortbringen kann, ſo wird es leicht ſeyn, das Terrein zu überſchlagen, wie groß der Platz ſey, wie viel Truppen zur Bedeckung erfordert werden, und wie weit die zu beſetzende Chaine ſeyn muß, um alle nachtheilige Avenues einzuſchließen.

J. D. C. Pirſchers Coup d'oeil militaire, Berl. 1775, 8. S. 54 f.

Ich betrachte hier die Furragirung, als einen Kriegsſchaden, und ob derſelbe der Grundherrſchaft, oder dem Pachter, zur Laſt falle. Die Furragirung oder Ausfurragirung, da nämlich Getraide, Heu und Stroh mit Gewalt zuſammen geleſen und fortgeſchleppet wird, iſt eigentlich eine Gattung von Plünderung. Dasjenige Getraide, welches dem Pachter eigenthümlich gehört, wird ihm, das übrige aber dem Verpachter furragiret. Um dieſes zu verſtehen, muß man zuvörderſt unterſcheiden, ob die furragirten Früchte in dem erpachteten Gute, und zwar in eben dem Pachtjahre erbauet worden, in welchem die Furragirung geſchehen

ſchehen iſt, oder ob ſie noch von der vorigen Aernde ſind. Nun iſt aber, wie ich bey anderer Gelegenheit erweiſen werde, bey aller Vergütung der Kriegsſchäden bloß auf dasjenige Jahr zu ſehen, in welchem der Schade ſich zugetragen hat; und die dem Pachter von den vorigen Jahren übrig gebliebenen und von ihm zurückgelegten Früchte ſind ſein unſtreitiges Eigenthum, als welches er durch völlige Perception derſelben erlangt hat. Hieraus fließt von ſelbſt, daß, wenn dem Pachter das von den vorigen Aernden aufgeſchüttete Getraide furragiret wird, er als Eigenthümer den Schaden allein zu tragen verbunden ſey. Ja, da dieſe Aufſchüttung von den Pächtern gemeiniglich in der Abſicht geſchieht, um durch die gehoffte Theurung deſſelben ſich einen Gewinn zu verſchaffen: ſo würde es aller Billigkeit zuwider zu ſeyn ſcheinen, wenn dieſes dem Verpachter zum Nachtheil gereichen ſollte, da derſelbe nicht ſchuldig iſt, dem Pachter für einen im Pachte gehofften, aber durch den Krieg entbehrten Gewinn zu ſtehen. Hiezu kömmt, daß, da der Pachter wiſſen, und alle Tage vor Augen ſehen muß, daß im Kriege ſehr öfters Furragirungen vorfallen, er ſelbſt Schuld hat, wenn er mehr Getraide aufſchüttet, als er nöthig hat, und hiedurch dem Feinde Gelegenheit giebt, daß er ſolches wegfurragiren kann. Allen Schaden aber, der dem Abpachter durch ſeine Schuld widerfährt, trägt er allein. Eben dieſes, was ich von den im Gute erzielten Früchten der vorigen Aernden geſagt habe, findet auch bey denen Statt, welche der Pachter von andern Orten in das Gut gebracht, entweder von ſeinen eigenen Grundſtücken, oder wenn er dieſelben gar aufgekauft hat. Denn es iſt offenbar, daß auch dieſe ihm eigenthümlich zuſtehen, und mithin gehen ſie ebenfalls bey der Furragirung ſonſt Niemanden, als ihm, verloren.

Eine ganz andere Bewandtniß aber hat es mit denen Früchten, welche von der letzten Aernde des erpachteten

teten Gutes ſind. Wenn dieſe furragiret werden, ſo hat der Verpachter dem Pacht den Schaden gut zu thun, und ihm aus der Urſache Pachtzins zu erlaſſen, die Früchte mögen nun vom Felde, aus der Scheune, oder vom Kornboden genommen werden, imgleichen ſchon ausgedroſchen ſeyn, oder nicht. Die in jedem Jahre erbaueten Früchte ſind nicht eher für völlig percipirt zu achten, als wenn der Pachter auch ſo viel Zeit gehabt hat, daß er ſolche hat ausdreſchen laſſen, und ins Geld ſetzen können. Wie nun dieſer Zeitraum nicht füglich auf gewiſſe Wochen oder Monate ſich einſchränken läßt, indem mancher Pachter viel, und mancher wenig Zeit dazu brauchet: alſo ſcheint es das billigſte zu ſeyn, dem Pachter hiezu bis zu Ende deſſelben Pachtjahres Zeit zu laſſen. Denn es iſt allemal beſſer und zuträglicher, eine zweifelhafte Sache gewiß beſtimmen, und dabey lieber etwas nachgeben, als dieſelbe in beſtändiger Ungewißheit laſſen, und hiedurch zu unaufhörlichen Streitigkeiten Gelegenheit geben. Setzt man nun dieſen Zeitraum bis zu dem Ende deſſelben Jahres hinaus: ſo hat weder der Pachter, noch der Verpachter, Urſache ſich darüber zu beſchweren, da jener auf dieſe Weiſe Zeit genug hat, die Früchte zu Erlangung des Pachtzinſes zu verſilbern, ohne nöthig zu haben, mit deren Verkaufung ſich zu übereilen, und dieſelben zu verſchleudern; der Verpachter hingegen hat zu bedenken, wie ihm obliege, dem Pachter den Gebrauch der verpachteten Sache die ganze Pachtzeit über zu gewähren. Da nun, wenn der Zins jahrweiſe bezahlet wird, es ſo viel Pächte zu ſeyn ſcheinen, als Pachtjahre, hingegen der hauptſächlichſte Gebrauch eines Landgutes und der darin erbaueten Früchte darin beſteht, daß der Abpachter, durch deren Verkaufung um einen billigen Preis, den jährlich verſprochenen Zins ganz oder zum Theil heraus bringe: ſo iſt klar, daß ihm der Verpachter die Möglichkeit, ſolches zu thun, bis zum Ende des

Jahres

Jahres zu gewähren verbunden ſey. Zu allem dieſen kömmt noch, daß bey einer jeden Vergütung gehabter Kriegsſchäden lediglich auf dasjenige Jahr zu ſehen iſt, in welchem der Schade ſich zugetragen hat, und daß allererſt nach Beendigung eines jeden Pachtjahres, die Kriegsſchädenrechnung zu fertigen, und darin unter andern die das ganze Jahr hindurch erhobenen Nutzungen zu bringen, und hienach der Schade ſelbſt nebſt dem zu erlaſſendem Pachtzinſe auszurechnen iſt. Gleichwie aber der Abpachter keinen andern Schaden, als dadurch erleiden kann, wenn ihm der Gebrauch der erpachteten Sache entzogen wird: ſo folgt hieraus, daß ihm auf das ganze Jahr hindurch frey gelaſſen ſeyn müſſe, des erbauten Getraides durch Verſilberung deſſelben ſich zu bedienen, zumal es zugleich des Verpachters Vortheil iſt, wenn der Abpachter durch theuern Verkauf die erhobenen Nutzungen, welche er bey etwa ſich ereignenden Kriegsſchäden in Einnahme bringen muß, vermehren kann. Und aus eben dieſer Urſache muß er auch für alle und jede Verhinderung, welche dem Pachter von ſolchem freyen Gebrauche des zum Pachte gehörigen Getraides zuſtößt, das ganze Pachtjahr hindurch ſtehen. Es iſt aber der Verpachter dem Pachter nicht alles und jedes ausfurragirte Getraide zu vergüten ſchuldig, ſondern, wenn nur eine Gattung deſſelben, z. B. Hafer, furragiret worden iſt, der Pachter hingegen das Korn, den Weizen, die Gerſte und dergleichen behalten hat, und hieraus nebſt den übrigen Gutsnutzungen die Summe des Pachtanſchlages, oder, wo dergleichen nicht vorhanden iſt, den jährlichen Pachtzins zu bringen im Stande iſt, ſo bekömmt er für den wegfurragirten Hafer keinen Erſatz. Uebrigens ſind in die Schädenrechnung bloß die von der letzten Aernde furragirten Früchte, jedoch dieſe, wenn ſie auch ſchon in der Scheune liegen, zu bringen.

Hienächſt haben wir, in Anſehung der Furragirung, noch auf einen Unterſchied Achtung zu geben, ob nämlich ſolche auf Befehl des in dortiger Gegend commandirenden Officiers durch hiezu ausgeſchickte Commando bewirket wird, oder ob ſie ohne dergleichen Befehl nur von ſtreifenden Parteyen geſchieht. Wegen jener hat der Pachter auf die jezt angezeigte Weiſe, befundenen Umſtänden nach, Erlaß vom Pachtgelde zu erhalten, da hingegen die bloß von vorbey ſtreiſenden Parteyen unternommene Furragirung bloß dem Abpachter zur Laſt fällt. Letzteres behauptet Ulpian mit deutlichen Worten: Damnum coloni eſt, ſi exercitus præteriens per laſcivium aliquid abſtulit. Die Urſache davon iſt dieſe, weil der Schade, den dergleichen Streifparteyen in der Geſchwindigkeit thun können, gemeiniglich nicht beträchtlich zu ſeyn pflegt; den geringen Schaden aber trägt allemal der Abpachter. Unter dem Furragiren der vorbey ſtreifenden Parteyen aber verſtehe ich nicht nur, wenn die bey dem Gute vorbey marſchirenden Soldaten die Früchte vom Felde wegnehmen, ſondern auch, wenn ſie in das Gut ſelbſt hinein ſtreifen, und das Getraide aus den Scheunen und von den Böden rauben.

Endlich iſt noch des Falles zu gedenken, wenn dem Abpachten, bey dem Anfange des Pachtes, mit den übrigen Inventarienſtücken auch eine gewiſſe Anzahl Getraide unter der Bedingung übergeben worden iſt, daß er bey dem Abgange hinwiederum eben ſo viel zurück laſſen ſoll. Wenn dieſes Getraide bey Gelegenheit einer Furragirung im letzten Pachtjahre und nach der letzten Aernde geraubet wird, ſo geht der Schade über den Verpachter, und zwar auch in dem Falle, wenn gleich der Pachter aus den übrigen erhobenen Nutzungen den Pachtzins oder die Summe des Pachtanſchlages gelöſet hätte. Denn da alles, was im Inventario enthalten iſt, mit verpachtet wird, folglich von dem Abpachter gebrauchet werden kann, der Gebrauch von ſolchen Dingen hingegen, welche man Fungibilia nennet, bloß darin beſteht, daß man ſie verzehret und verthut: ſo ſcheint der Verpachter, indem er dem Pachter etwas Getraide mit verpachtet, mit demſelben dahin überein zu kommen, daß jener ſolches nach angetretenem Pachte auf Ehre, und erſt dereinſt von der letzten Aernde ſo viel wiederum zum Inventario bringe. Wenn nun letzteres geſchehen iſt, und es geht ſodann dieſer Theil des Inventarii nach der letzten Aernde durch Furragirung verloren: ſo wird es natürlicherweiſe eben die Beſchaffenheit damit haben, als wenn andere Inventarienſtücke geplündert

und

und weggenommen worden; d. i. der Abpachter wird hiedurch von der Verbindlichkeit, gedachtes Getraide als ein Inventarienſtück, bey dem Abgange von dem Pachte wieder zu übergeben, befreyet. Was hier vom Getraide geſagt worden iſt, gilt auch von dem Heue und Strohe. Hieraus folgt zugleich dieſes, daß, wenn im Gegentheile die Furragirung in einem der vorhergehenden Jahre geſchieht, der Verpachter wider Willen nicht genöthiget werden könne, von dem furragirten Getraide ſo viel, als das Inventariengetraide beträgt, dem Pachter von dem Inventario abzuſchreiben.

D. Winklers rechtliche Abhandl. von Kriegsſchäden der Pachter und Miethleute rc. Lpz. 1762, gr. 8. S. 336, fgg.

Furth, (die) (*) L. Trajectus, Vadum, Fr. Gué, ein ſeichter Ort in einem Waſſer, wo man durch daſſelbe fahren, gehen oder reiten kann. Ueber eine Furth gehen.

Furtum, Diebſtahl; ſiehe Dieb.

Furubu, ein japaniſcher Fiſch. Er wird von den Holländern Bläſer genannt, weil er ſich ſehr aufblaſen kann, daß er zuletzt die Geſtalt einer Kugel bekömmt. Man rechnet ihn unter die giftigen Fiſche, und behauptet, wer einen ganzen eſſe, der müſſe ſterben. Es giebt dreyerley Gattungen. Die Bläſer von der erſten Gattung, Suoumebukas, ſind klein, und ſehr gefährlich. Die von der zweyten, heißen Nabaku, und werden für ungemein ſchmackhaft gehalten; nur muß man den Kopf, das Eingeweide und die Knochen wegwerfen, und das Fleiſch wohl wäſſern und reinigen, weil man ſonſt unfehlbar ſterben müßte. Ja, man behauptet ſo gar, es behalte dieſer Fiſch, aller daran gewandten Mühe ungeach-

(*) Dieſes Wort lautet bey dem Strycker Fuert, im mittlern Lat. Forda, im Angelſ. und Engl. Forth, im Holländ. Voord, im Dän. Bort, im Böhm. Brod, im Griech. πορος. Es ſtammet von fahren ab, ſo fern es gehen, reiſen überhaupt bedeutete. In einigen Gegenden iſt es männlichen Geſchlechtes. Im Oberd. iſt Furth im männl. Geſchlechte auch das Bett eines Fluſſes. Statt Furth brauchen die Niederſachſen ihr Wadt, ein Ort, wo man durchwaten kann; womit das Lat. Vadum ſehr deutlich verwandt iſt.

geachtet, doch noch etwas giftiges an ſich, und mancher Japaneſer, der ſeines Lebens überdrüſſig iſt, wähle lieber dieſen Fiſch, als den Dolch oder Strick. Anfänglich verurſachet er eine Ohnmacht, hernach gewaltſame Zuckungen und Aberwitz, worauf Blutſpeyen und endlich der Tod folget. Den Kriegsleuten iſt es verboten, den Mabaku zu eſſen, ja nur zu kaufen. Stirbt Jemand davon, ſo verliert ſein Sohn das Recht zu ſeines Vaters Bedienung. Zwar wird dieſer Fiſch nichts deſto weniger theuer bezahlet, und ein Leckerbiſſen daraus gemacht; er muß aber doch wenigſtens ganz friſch ſeyn. Die dritte Gattung heißt **Kimadura**, d. i. Nordküſſen, vermuthlich weil er den Kopf gemeiniglich gegen Norden wendet; denn man giebt denen, welche in dieſer Stellung ſchlafen, eben den Namen. Sein Gift iſt ohne alles Gegenmittel. Es verlangt ihn auch ſonſt Niemand, als wer ſich vom Brode helfen will.

Samml. aller Reiſebeſchreib. 11. Band, S. 696.
Kämpfers Reiſe nach Japan, S. 215.
Neuer Schauplatz der Natur, 3. Band, S. 229, f.

Furunculus, **Blutſchwär**; ſiehe unter **Geſchwür**.

Fuſain, L. Fuſanus, Evonymus; ſ. **Spindel-Baum**.

Fuſcus color, ſiehe **Braun**.

Fuſeau, ſiehe **Spindel**.

Fuſées, ſiehe **Ueberbein**.

Fuſel, im gemeinen Leben Ober- und Niederſachſens eine Benennung des gemeinen und ſchlechten Kornbranntweines. Daher fuſeln, ſolchen Branntwein trinken. Siehe **Branntwein** und **Finkeljochen**.

Mit eben dieſer Benennung belegt man auch den ſchlechteſten Toback.

Fuſelée, Crepis *Linn.*; ſiehe unter **Habichts-Kraut**.

Fuſerolle, ſiehe Sele, bey den **Tuchmachern**.

Fuſil, eine Flinte oder ein Feuerrohr mit einem Feuerſchloſſe und Steine; ſiehe **Büchſe**. **Flinte**. **Gewehr**. **Schießen**.

Fuſor, ſiehe **Bild-Gießer**.

Fuß

Fuß, (mit einem langen u) (*) dasjenige Gliedmaß des thieriſchen Körpers, welches demſelben zur Bewegung auf der Erde dienet.

1. Eigentlich, da es denn ſowohl in weiterer Bedeutung von dieſem ganzen Gliedmaße bis an den Unterleib, als auch in engerer nur von dem unterſten Theile deſſelben, gebraucht wird. In weiterer Bedeutung begreift man hierunter bey dem Menſchen die beyden unterſten Gliedmaßen, Extremitates inferiores, welche ſich von den ungenannten Beinen an, bis zu den äußerſten Zehen erſtrecken; bey allen übrigen Thieren aber, welche mit Füßen verſehen ſind, als z. B. bey den vierfüßigen Thieren, bey den Vögeln, Amphibien und Inſecten, diejenigen am Körper hervor ſtehenden Theile, auf welchen ſich die ganze Laſt des Körpers ſtützet, es mögen nun derſelben 2, 4, 6, oder mehrere ſeyn. Dieſe Gliedmaßen werden bey allen Thieren, im gemeinen Leben auch Beine genannt. Nach dieſer allgemeinen Benennung, kann man den Fuß in drey beſondere Glieder zergliedern, nämlich in den oberſten Theil, oder den Schenkel, Femur, in den mittlern Theil, oder das Schienbein, Crus, welches, außer der Knieſcheibe, Patella oder Rotula, aus dem Schienen-Knochen, Tibia, und der Schienen-Röhre, Fibula, beſteht, und in den äußerſten oder Unter-Fuß, Pes extremus, welches zuſam-

(*) Einige, z. B. die ſchleſiſchen Mundarten ſprechen das u in dieſem Worte kurz aus, Fuß, Füſſe, ſtatt Füße. Bey dem Kero lautet es Fuazza, bey dem Ottfried Fuaz, im Iſidor Fuozsi, bey dem Raban Maurus Phuoz, bey dem Notker Fuoz. Die niederſächſiſche und damit verwandten Mundarten haben ſtatt des Ziſchlautes ein t; Niederſ. Foot, Schwed. Fot, Walliſ. Pedd, Goth. Fotus, Isländ. Fotus, Engl. Foot, Angelſ. Fot, Holländ. Voed. Das Griech. πους und Lat. Pes, folgen in der erſten Endung dem Oberdeutſchen, in den andern aber ποδος, Fedis u. ſ. f. dem Niederdeutſchen. Im Perſ. heißt der Fuß Pah, Franz. Pié; ſiehe Pfote, welches gleichfalls daher ſtammet. In der Niederlauſitz iſt dieſes Wort ungewiſſen Geſchlechtes, das Fuß.

zuſammen genommen, bey den vierfüßigen Thieren den Hinterfuß ausmachet. Im engern Verſtande iſt unter dem Fuße nur der unterſte oder äußerſte Theil des Fußes gemeint, welcher die Fuß-Wurzel, den Mittel-Fuß, und die Fuß-Zehen begreift, wozu auch noch die linſenförmigen Knochen gehören. Die Fuß-Wurzel, Tarſus oder Podium, iſt aus 7 beſondern Knochen, nämlich: dem Sprung, Lauf, Aſtragalus, Talus; dem Ferſen-Knochen, Os calcis; dem Schiff-Bein, Os cymbiforme oder ſcaphoides; dem Würfel-Bein, Os cuboides oder polymorphon, und drey keilförmigen Beinen, tria oſſa cuneiformia, welche ſämtlich unter einander in einer Verbindung ſtehen, im Grunde aber doch eine ſehr eingeſchränkte Bewegung und Gelenke ausmachen, zuſammen geſetzt. Den zweyten Theil des Unterfußes, oder den Mittel-Fuß, Metatarſus oder Metapodium, machen fünf Knochen aus; und den dritten Theil, die Zehen, digiti pedum, deren an jedem Fuße fünfe ſitzen, wovon die erſte die große Fußzehe, oder die Daumenzehe, die folgenden, die zweyte, die dritte, die vierte, und endlich die letzte die fünfte, genennet werden. Jede dieſer Zehen beſteht aus drey beſondern Gliedern, die große oder Daumenzehe ausgenommen, welche deren nur zwey hat. Außer dieſen Knochen findet man auch noch ſehr öfters zwiſchen den Gelenken derſelben kleine linſenförmige Knöchelchen, Oſſa ſeſamoidea. Alle dieſe verſchiedene Knochen nun, werden nicht nur durch allerley Bänder und ſehnige Knochenhäute unter und neben einander verbunden und befeſtiget, ſondern auch die hier und da zurückgelaſſen leeren Plätze und Zwiſchenräume, theils mit muskulöſem Fleiſche, theils mit Adern, Nerven, Fett, und andern weichen Theilen ausgefüllet, auch die hin und wieder hervor ragenden Spitzen verſchiedene Sehnen angeheftet, und endlich dieſes alles mit den allgemeinen Decken überzogen; das äußerſte Glied der Zehen aber iſt noch dazu oben-

her mit den Nägeln bedeckt. An dem Fuße ſelbſt unterſcheidet man auch noch zwo beſondere Gegenden, den obern gewölbten und in einen ſchiefen Bogen zulaufenden Theil, den man den Rücken oder das Fuß-Blatt, dorſum pedis: nennet, und den untern platten, aber auch hin und wieder mit Höhlungen verſehenen Theil, oder die Fuß-Sohle, planta pedis, welches eigentlich eben derjenige Ort iſt, auf welchem man ſich im Gehen oder Stehen ſtützet, und auf welchem die ganze Laſt des Körpers ruhet. Eigentlich beſchreibt man alsdann ein ordentliches Dreyeck, indem man theils hinten auf die Ferſe, vorn aber theils auf den unterſten Theil der großen Fußzehe, theils aber auch auf die unterſte Hervorragung der kleinen Fußzehe auftritt, und ruhet. Die Fußzehen ſelbſt geben dem menſchlichen Körper in ſeiner aufrechten Stellung das Gleichgewicht; daher man ganz unſicher auftritt, ſobald ſie mangeln oder zuſammen gewachſen ſind.

Wenn man die Füße von dem Zwiſchenraume zwiſchen dem Hintern und der Schaam, bis an die Ferſen abmißt, ſo bekömmt man gerade die halbe Menſchenlänge einer vollkommen gewachſenen und regelmäßigen Perſon. Bey Buckeligen hingegen wird man gewahr, daß die Füße gemeiniglich länger ſind, als der übrige Theil des Leibes nebſt dem Kopfe.

Leute, welche wider alles regelmäßige Verhältniß gar zu lange Füße haben, ſo daß es ſcheint, als ob ſie auf Stelzen giengen, wurden ehedem von den Lateinern Pedones genennet; heutiges Tages aber nennt man ſie, um der Mode willen, weit geſpaltene Herren. Diejenigen, welche mit ſehr langen Füßen verſehen ſind, pflegen auch gemeiniglich lange Hände und einen langen Hals zu haben. Sie ſollen von Natur ſolche Leute ſeyn, welche nach hohen Dingen trachten. Freylich, denn wer hohe Beine hat, iſt würdig, hohen Bedienungen vorgeſetzt zu werden. Ja, man will ſolchen langfüßigen Perſonen ſo gar Schuld geben, als wenn ſie, beſondere Bosheiten ausfindig zu machen, und in das Werk richten zu können, vorzüglich geſchickt wären. Einige glauben, daß langfüßige Leute fruchtbarer wären, als dieje-

diejenigen, welche kurze Füße haben. Den Grund hievon einzuſehen, bin ich nicht im Stande, Spigelius will angemerkt haben, daß dergleichen Perſonen zu einem flüſſigen Leibe ſehr geneigt wären; und ermahnet daher recht treuherzig alle Aerzte, daß ſie langfüßigen Leuten keine ſtarke (draſtiſche) Purgiermittel verſchreiben ſollten, weil ſie ſonſt dadurch in die gröſte Gefahr geſtürzet werden könnten. Meinem Bedenken nach aber iſt dieſer Erfahrungsſatz durch die Vernunft noch nicht erweislich genug gemacht.

PETR. ROMMELII Obſ. quod facilius purgentur, qui longos habent pedes, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. II. A. VI. Obſ. 227.

Einige ſind gar ſo kühn, die langfüßigen Leute mit den Reihern und Störchen in Vergleichung zu ſetzen, und ſie zu beſchuldigen, daß ſie gern raubten, und ſich vom Stehlen ernähreten. So viel iſt außer Streit, daß weit geſpaltene Perſonen ungemein große Schritte zu machen geſchickt ſind, und mit einem Schritte auf einmal weiter kommen können, als die kurzfüßigen kaum mit zwey Schritten. Solche Leute werden gute Läufer und Bothen abgeben, es wäre denn, daß ſie vom Fette daran verhindert würden.

Diejenigen Perſonen, welche einen langen Leib, und dabey kurze Füße, wie die Dachſe, haben, ſollen ein Herz führen, welches an Schalkheit und Liſt ſeines gleichen nicht hat.

Es giebt Menſchen, welche ſowohl in Anſehung der Knochen, als auch der Muskeln und des Fleiſches, ſehr ſtarke Füße haben. Diejenigen, welche an den Füßen ſtark von Knochen ſind, und ſehr hervorragende und ſichtbare Muskeln haben, ſind von guter Leibesbeſchaffenheit, eines tapfern, unerſchrockenen und heldenmüthigen Geiſtes, und haben ſich eine lange Lebensdauer zu verſprechen. Nur diejenigen Perſonen ſind eines ſchwächlichen Leibes, welche ein weiches, ſchlotterndes Fleiſch an den Füßen haben. Man hält dergleichen Leute für weibiſch, und von blödem Verſtande. Die Füße, welche ſtark von Muskeln ſind, machen eine wirkliche Schönheit aus. Gemeiniglich ſind die Füße bey den Frauensperſonen fleiſchiger, als bey den Mannsperſonen, doch iſt ihr Fleiſch mehr weich, und nicht mit ſo ſtarken Muskeln begabt.

Perſonen, welche lange Fußblätter haben, hält man für ſchalkhaft und liſtig. Kleine und ſchmale Fußblätter ſehen ſchöner aus, als langbreite. Man will angemerkt haben, daß diejenigen, welche dicke und mit vielem Fleiſche verſehene Fußblätter hätten, gemeiniglich ſchwach am Verſtande wären. Gar

zu

zu gleiche und vorwärts ſtehende Fußblätter ſind nicht ſo angenehm, als ſolche, die ein wenig auswärts gebogen ſind. Allzu weit nach außen ſtehende Fußblätter aber, ſehen eben ſo ungeſtaltet aus, als allzu weit nach einwärts gedrehete. Solche Perſonen müſſen allemal, wenn ſie einen Schritt machen wollen, über die große Zehe ſchreiten; ſie haben daher einen ungewiſſen Gang, und müſſen nothwendig öfters ſtolpern oder fallen.

Natürlicherweiſe ſoll die Fußſohle in der Mitte etwas hohl ſeyn. Albertus Magnus hält dergleichen Perſonen für ehrlich, aufrichtig und vorſichtig. Diejenigen, deren Fußſohle nicht ausgehöhlt, ſondern platt und gleich iſt, daß ſie den Fußboden ganz berührt, wurden von den Römern Plauti oder Floti genannt, und man eignete ihnen die Eigenſchaft der Füchſe, die Liſt, zu.

Es iſt eine bey den Japaneſern ſowohl, als Chineſern, ſehr ſonderbare Gewohnheit, daß ſie die Füße der Weiber in eine ſo kleine Form bringen, daß ſie kaum darauf ſtehen können. Einige Reiſebeſchreiber melden, daß, wenn ein Mädchen in China über 3 Jahr iſt, man ihm den Fuß entzwey bricht, dergeſtalt, daß die Zehen unter die Fußſohlen gebogen werden; daß ſie hernach das Fleiſch durch ein ſtarkes und hitziges Waſſer verzehren laſſen, und den Fuß in verſchiedene Bandwerke ſo lange einwickeln, bis derſelbe die Krümme völlig angenommen habe. Dieſe Schriftſteller fügen hinzu, daß die Weiber die Schmerzen davon während ihrem ganzen Leben empfinden, daß ſie kaum gehen können, und daß ſie daher einen ſehr unangenehmen Gang bekommen; daß ſie dieſe Beſchwerlichkeit gleichwohl mit Freuden ausſtehen, und daß, weil dieſes ein Mittel iſt, ſich Liebhaber zu erwerben, ſie die Füße ſo klein zu machen ſuchen, als es nur immer möglich iſt. Andere Reiſebeſchreiber ſagen nicht, daß man ihnen die Füße in der Kindheit entzwey breche, ſondern nur dieſes, daß man dieſelben ſehr ſtark preſſe, und dadurch ihr Wachsthum verhindere; und ſie ſtimmen darin einmüthig überein, daß ein vornehmes oder auch nur ein ar-

tiges Frauenzimmer in China einen ſo kleinen Fuß haben müſſe, daß ihm der Pantoffel eines Kindes von 6 Jahren zu groß ſey. Ueberhaupt müſſen ihre Füße nicht über $5\frac{1}{2}$ bis 6 Zoll Pariſer Maßes, lang ſeyn.

Die Chineſer wiſſen ſelbſt nicht recht zu ſagen, woher dieſe wunderliche Gewohnheit entſtanden ſey. Daß die Alten um deswillen die kleinen Füße aufgebracht haben ſollen, damit ihre Weiber fein zu Hauſe bleiben möchten, wird von einigen für eine Erdichtung gehalten. Viele von ihnen glauben, man hätte eine Staatsabſicht dabey gehabt, und die Weiber in beſtändiger Unterwürfigkeit erhalten wollen. So viel iſt gewiß, daß ſie ſehr eingeſchloſſen leben müſſen, und ſelten einen Fuß aus ihren Zimmern ſetzen dürfen, welche an dem abgelegenſten Orte des Hauſes ſind. Sie haben auch mit Niemanden einige Gemeinſchaft, als mit ihren Mägden. Die Haupturſache iſt wohl einer eingebildeten Schönheit zuzuſchreiben, da kleine Füße faſt überall für ſchön gehalten werden.

Schuhe an den Füßen haben. Mit bloßen Füßen gehen. Sich zu Jemandes Füßen ſetzen. Sich einem zu Füßen werfen, vor ihm niederfallen; einem zu Fuße fallen. Zu Fuße reiſen, gehen, Fr. aller à pié, im Gegenſatze des Reitens oder Fahrens. Gut zu Fuße ſeyn, gut gehen können. Ein Soldat zu Fuße, im Gegenſatze eines Soldatens zu Pferde oder eines Reiters. Zu Fuße dienen, ſervir à pié, ein Soldat zu Fuße oder Infanteriſt ſeyn. Einem auf dem Fuße nachfolgen, ſehr nahe. Fuß für Fuß pié à pié, einen Schritt nach dem andern. Zu Füßen im Bette, in demjenigen Theile des Bettes, wo ſich gemeiniglich die Füße befinden. Etwas mit Füßen treten, fouler aux piés. Trockenes Fußes durch einen Fluß gehen, ohne die Füße zu benetzen, Fr. à pié ſec.

Dahin gehören auch eine Menge größtentheils nur im gemeinen Leben üblicher figürlicher Redensarten des Ausdruckes, zu welchen dieſes nothwendige Glied das Bild hergeliehen hat. Etwas unter die Füße treten, Fr. mettre ſous ſes piés, es verachten und zu vernichten ſuchen. Sich auf die Füße machen, anfangen zu gehen, ſich auf den Weg machen. Einem

Füße machen, ihn forttreiben, antreiben zu eilen, Fr. faire retirer quelcun; le faire gagner au pié. Sich mit Händen und Füßen wehren, aus allen Kräften. Jemanden auf freyen Fuß ſtellen, ihn in Freyheit ſetzen. Einen Fuß ſchon im Grabe haben, Fr. avoir un pié dans la foſſe, von dem Tod nicht weit mehr entfernt ſeyn. Die Sache hat Hand und Fuß, hat Geſchick, iſt ihrer Beſtimmung völlig gemäß. Feſten Fuß faſſen, ſich feſt mit den Füßen ſtellen, imgleichen ſich an einem Orte feſt ſetzen. Feſten Fuß halten, nicht weichen, Fr. tenir pié ferme. Einem auf die Füße helfen, ſeinen häuslichen Zuſtand verbeſſern. Ein Land unter den Fuß bringen, es bezwingen, erobern. Ich habe heute noch keinen Fuß aus dem Hauſe geſetzt, bin nicht aus dem Hauſe gekommen. Stehenden Fußes, ſogleich den Augenblick. Sich ſtehenden Fußes auf den Weg machen. Einem etwas unter den Fuß geben, L. ſuppeditare, ihm heimlich Nachricht davon geben, es ihm heimlich anrathen.

Bey neu gebornen Kindern iſt zuweilen der Fuß ſo krumm, daß ſie bey heranwachſendem Alter nicht darauf gehen können. Die Engländer nennen dieſes Gebrechen Clubfoot. Wie demſelben durch gehörige Bandagen abzuhelfen ſey, zeigt **Cheſelden**, im 8. Th. ſeiner Obſervations after the operations in ſurgery of Mr. *le Dran*, S. 742. **Smellie** bindet die Fußſohlen an ein Stück Leder an, welche Methode vor **Cheſeldens** den Vorzug verdient; ſ. Deſſen Caſes, Th. 3, S. 455. Eine beſondere Maſchine von Blech, die mit Leder überzogen iſt, hat auch **White**, in ſeinen Caſes in ſurgery, T. I. 5. Geſchieht dieſes nicht, ſo gehen die Kinder auf den Knöcheln, und kehren die großen Zehen einwärts. Es ſcheint als ob ſie auf dieſe Art ſowohl im Gehen, als Stehen, auf ihren Beinen feſter und ſicherer ſind.

Die zuſammen gepreßte Lage, worin die Schenkel des Kindes ſich im Mutterleibe eingezwängt befinden, iſt die Urſache, daß ſolche bey allen krumm und auswärts gebogen ſind. Sie bekommen indeſſen ihre gehörige Geſtalt von ſelbſt, und darf daran nichts gethan werden.

Siehe auch im Art. **Kind**.

Viele Kinder bekommen erſt hernach krumme Schenkel und Beine, welches öfters daher rührt, daß man die Kinder allzu zeitig, ehe ihre Schenkel hinlängliche Feſtigkeit erlangt haben, die Laſt des Körpers zu tragen, gehen läßt. Die Aeltern müſſen daher Acht darauf haben, ehe ſie ihre Kinder allein, und ohne ſie zu führen, gehen laſſen.

Wenn ein Kind zu gehen anfängt, und die Schenkel für den Körper allzu ſchwach ſind, wird man bemerken, daß das Kind, wenn es ſteht, um ſich zu erhalten, ſeine Knie an einander zu lehnen ſuche. Alsdann muß man daſſelbe, ſo viel möglich, ſitzend erhalten, bis ſeine Schenkel ſtärker geworden ſind; ſonſt werden ſie ſich nach und nach krümmen, und endlich dermaßen ungeſtalt werden, daß ſie nie wieder gerade zu bringen ſind.

Man muß, wenn man des Kindes Knie ſich nur im geringſten einwärts biegen ſieht, das Kind ſofort vom Gehen abhalten, und, wenn aus Mangel dieſer Vorſicht, der Schenkel bereits gekrümmt iſt, muß man, ſo geſchwinde als möglich, eine kleine Schiene von Eiſen über die hohle Seite des Schenkels legen, und ſodann eine Binde von Leinwand über die Schiene und den buckeligen Ort des Schenkels wickeln. Dieſe Binde muß man alle Tage etwas ſchärfer anziehen, bis ſie den Ort, der den Buckel machet, hinlänglich niederdrücket; und damit dieſes Drücken keinen Schaden thue, muß man über den Theil des Verbandes, der über dem buckeligen Orte des Schenkels iſt, ein Bäuſchchen legen.

Wäre der Buckel, welcher die Krümme des Schenkels macht, an einem ſolchen Orte, daß man das eiſerne Blech auf die Wade des Schenkels legen müßte: ſo müßte man alsdann eine Schiene machen laſſen, wo der Ort, der auf dieſe Wade träfe, ein wenig ausgehöhlt wäre, weil ſonſt die Wade, da ſie allzu ſehr niedergedrückt würde, eine üble Geſtalt annehmen möchte.

Bey ſehr jungen Kindern, iſt es unnöthig, Fett oder etwas dergleichen auf den Schenkel zu legen, um das Schenkelbein zu erweichen, weil dieſes ſchon zart genug iſt; bey bereits erwachſenen Kindern hingegen, wo die Beine ſchon ihre Dichte angenommen haben, iſt das Schmieren mit erweichenden Oehlen ꝛc. dienlich.

Zu-

Zuweilen kömmt die Krümme der Schenkel davon, daß das Kind zweywüchſig iſt; alsdann iſt das jezt Geſagte noch ſorgfältiger zu beobachten.

Oft werden die Schenkel eines Kindes verdrehet, weil die Amme oder Wärterin, wenn ſie daſſelbe auf den Armen trägt, es allezeit auf ein und eben derſelben Seite hält; denn dadurch geſchieht es, daß, da ſie die Schenkel, vornämlich an dem Orte der Knie, allezeit auf eine Seite drückt, ſie die Schenkel des Kindes zwingt, ſich zu krümmen; anſtatt, daß die Schenkel, wenn die Seite oft verändert wird, keinen Schaden leiden können.

Die Gewohnheit der Ammen, bey dem Einwindeln eines Kindes die Schenkel allzu ſehr einzuſchnüren, iſt ebenfalls eine ſehr gemeine Urſache der Ungeſtalten, welche dieſe Gliedmaßen annehmen.

Einige Füße ſind ſtark auswärts, und andere ſtark einwärts gedrehet. Dieſe Unzeſtalt kömmt entweder von Geburt, oder durch Zufälle. Im erſtern Falle muß ſich die Amme alle Tage bemühen, durch Bewegung des Kindes, ihm die Füße ſacht in die natürliche Lage zu drehen. Die alsdann noch zarten Ligamente gehorchen dieſer kleinen Bemühung, wenn ſie zum öſtern behutſam wiederholt wird, leicht. Wenn hingegen dieſe üble Drehung lange Zeit verabſäumt worden iſt, oder von einem Zufalle herrührt: ſo muß man zuvörderſt Mittel, welche die Ligamente zu erweichen vermögend ſind, als: Bähungen mit Kaldaunenbrühe; Reiben mit Lilienöhl, und Umſchläge von Eibiſchkraut und Wurzeln, in Gebrauch ziehen; und hienächſt alle Tage mit der Hand, den Fuß in ſeine natürliche Form zu bringen, ſich bemühen; ſich auch, zu dieſer Abſicht ſtarker Pappen, oder Spähne von Holz, oder kleiner Bleche von Eiſen bedienen, welche man vermittelſt einer Binde feſt anziehet.

Es giebt noch eine andere üble Drehung der Füße, welche, in Anſehung der Urſache, von der vorhergehenden unterſchieden iſt; nämlich diejenige, welche von der Trägheit herrührt, die Füße auswärts zu ſetzen, oder von dem gezwungenen Weſen, ſie allzu ſehr einwärts zu ſetzen. Manche Perſonen ſind,

ſind, in Anſehung der Art, der Füße zu ſetzen, äußerſt nachläſſig, daß, ob es gleich nur an ihnen liegt, ſie auswärts zu haben, ſie dieſelben beſtändig einwärts ſetzen. Man nennt ſolche Leute **Einwärtsfüßige.** Dieſes Gebrechen iſt vornämlich den Frauensperſonen gemein, und rührt bloß von ihrer Nachläſſigkeit her. Andere dagegen, (welches man inſonderheit bey vielen Leuten vom Lande wahrnimmt,) zwingen ſich dermaßen, die Füße auswärts zu drehen, daß ſie ſich dadurch lächerlich machen.

Was die Perſonen betrifft, welche ſich aus Faulheit angewöhnen, die Füße einwärts zu ſetzen, ſo wird ihnen dieſe Ungeſtalt mit der Zeit ſo natürlich, daß es eben ſo ſchwer hält, ſie davon zu verbeſſern, als wenn ſie durch Zufall oder von Geburt herkäme. Die Aeltern müſſen der Sache zuvor kommen. Sehen ſie aber, ihrer Sorgfalt und Erinnerungen ungeachtet, daß die junge Perſon allzu unachtſam darin iſt, müßen ſie Fußſchämel machen laſſen, in welchen zwo abſonderliche Vertiefungen ſind, um die Füße hinein zu ſetzen; und zwar müſſen dieſe Vertiefungen dergeſtalt ausgeformt ſeyn, daß ſich jeder Fuß, der darin ſteht, nothwendig auswärts drehen muß. Dieſes Fußſchämels muß ſich das Kind allemal bedienen, wenn es ſitzt. Hiebey aber iſt die Ungemächlichkeit, daß daſſelbe, wenn es mit auswärts geſetzten Füßen gehen wollte, wanken und in Gefahr, zu fallen, ſeyn würde. Daher muß man es unter den Armen halten, um es nach und nach zu gewöhnen, daß es auf die gehörige Art gehe. Alle Tage zwo Viertelſtunden auf dieſe Uebung zu wenden, wird hinreichend ſeyn.

Wenn ein Kind aus einer böſen Angewohnheit die Füße einwärts drehet, muß man ihm die Knie mit Behutſamkeit auswärts drehen, da ſich alsdann auch die Füße von ſelbſt drehen.

Man kann die Füße auswärts haben, ohne daß man dergleichen Knie hat; alsdann hat man allezeit einen übeln Stand; allein man kann die Knie nicht auswärts haben, wenn es die Füße nicht auch ſind; und alsdann ſtehet man allezeit gut.

Manche Aeltern laſſen ihre Kinder hölzerne Schuhe tragen, um ihnen die Füße in die gehörige Form zu bringen. Dieſer Gebrauch aber iſt nicht ohne Beſchwerlichkeit; er ſetzt bey jedem Schritte das Kind in Gefahr, zu fallen, und macht ihm überdieß einen ſchweren Gang. Es läßt ſich dieſes nachher ſchwer wieder abgewöhnen. Die meiſten Kinder haben aus keiner andern Urſache die Füße einwärts, und andere Ungeſtalten, als durch das Verſehen derjenigen Perſonen, welche ſie übel einwindeln; indem man ihnen gemeiniglich die Füße, Spitze gegen Spitze, leget, anſtatt daß man ihnen dieſelben, Ferſe gegen

Ferſe, legen ſollte. Andry, in ſeiner Orthopädie, Berl. 1744. 8. empfiehlt in dieſer Abſicht, S. 283, den Gebrauch eines kleinen herzförmigen Kiſſens, welches man den Kindern zwiſchen die Füße, (die Spitze zwiſchen die Ferſen, und die breite Seite zwiſchen die zwey Enden der Füße) legen ſoll, um hiedurch die Zehen auswärts zu gewöhnen.

Wenn die Füße mehr nach einer Seite, als nach der andern, hängen, muß man dem Kinde Schuhe geben, welche gegen den Ort, wo der Fuß hinhängt, von Sohlen und Abſätzen höher ſind. Dieſes wird ſie veranlaſſen, ſich nach der entgegen ſtehenden Seite zu neigen. Außer dieſen Fällen muß man verhüten, daß die Schuhe der Kinder nicht, am wenigſten aber auswärts, ſchief ſeyn, weil dieſes ſonſt Anlaß giebt, die Spitze des Fußes einwärts zu drehen.

Was diejenigen Perſonen betrifft, welche ſich allzu ſehr zwingen, die Füße auswärts zu ſetzen, ſo hat man bey dieſen eher Erinnerungen, als Hülfsmittel, zu gebrauchen.

Begebenheit des Nic. Reeks, der mit einwärs gekehrten Füßen auf die Welt gekommen, und dadurch daß er einige Zeit lang mit den Füßen kreuzweiſe geſchränkt geſeſſen, zurecht gekommen, von Wilh. Milner; aus No. 493 der Phil. Transact. ſt. im 7. B. des Hamb. Magaz. S. 417, f.

Es giebt eine gewiſſe Ungeſtalt der Füße, welche man Pferde-Fuß nennt. Man verbirgt dieſes Gebrechen durch Schuhe, welche auswendig wie ordentliche Schuhe gemacht, inwendig aber mit einem Stücke Kork, oder mit grober Wolle ausgeſtopft ſind, welche den Ort des Schuhes, den der allzu kurze Fuß leer läßt, ausfüllet.

Obgleich dieſe Ungeſtalt mit auf die Welt gebracht wird: ſo iſt ſie doch nicht ganz und gar unheilbar. Man kann derſelben, wo nicht gänzlich, doch zum Theil abhelfen, wenn man die Zehen eines ſolches Kindes zum öftern, aber ganz ſanft, ziehet. Zugleich kann man an beyde Füße ein kleines Bandwerk legen, indem man nämlich jeden Fuß beſonders mit einer Binde umwickelt, welche die Seiten des Fußes ein wenig drückt, und den Fuß unvermerkt nöthiget, ſo wie er wächſt, ſich gegen die Spitze zu verlängern.

Von Geſchwüren, Geſchwulſt, und Verſtauchungen oder Verrenkungen der Füße, werde ich in den

Art. Geſchwür, Geſchwulſt und Verrenkung handeln.

Ich komme auf die Nothwendigkeit der Erwärmung und Bedeckung der Füße bey Kindern. Die Füße ſind am weiteſten vom Herzen entfernt, welches nicht mit ſo ſtarker Kraft durch deren Gefäße das Blut treiben kann, als durch die andern Theile des Körpers; daher haben die Füße eine geringere Wärme, und die Eindrücke der äußern Luft ſind in denſelben am ſtärkſten, vornämlich, wenn der Körper in Ruhe iſt. Doch können auch die Füße durch die Gewohnheit viele Kälte ertragen lernen. Der Grönländer, Lappländer und Ißländer läuft mit bloßen Füßen auf dem Eiſe herum, und fühlt nicht einmal die Kälte. Dieſe Völker ſind theils von Jugend auf dazu gewöhnt, und die Füße bekamen bald, indem ſie der Kälte beſtändig ausgeſetzt waren, eine harte unempfindliche Haut; theils aber unterhält die Bewegung die Wärme in den bloßen Füßen. Unſere Bauerjungen gehen auch in Kälte und Schnee ohne Schaden barfuß. Dieſe Beyſpiele haben manchen zu dem übereilten Schluß gebracht, daß es gut ſey, wenn alle Kinder barfuß giengen. Aber geſetzt, das ſolches nicht wider die Sitten wohlerzogener Kinder wäre: ſo würde es doch bey allen vornehmen und zärtlichen Bürgerkindern darum nicht angehen, weil die feine Haut und die empfindlichen Nerven in dieſen von Natur ſchon weniger erwärmten Theilen von der Kälte zu ſtark würden zuſammen gezogen und zu ſchmerzhaft verletzet werden. Die Menge erfrorner Füße und hinkender Menſchen würde unzählig ſeyn. Nur gar zu oft thun ſich ſchon jetzt die Kinder durch Muthwillen und Leichtſinn großen Schaden, wenn ſie die Füße unbeſonnener Weiſe und zur Unzeit entblößen. Hieher gehört, wenn ſie des Morgens mit bloßen Füßen, welche kurz vorher noch transſpirirt haben, auf dem kalten Fußboden herum laufen; oder, wenn ſie aus ſträflichem Uebermuth barfuß

im Schnee gehen, und um den Vorzug ſtreiten, wer am längſten darin aushalten könne. Im erſten Falle bringen ſie ſich böſe Köpfe, Bruſtkrankheiten, Durchfälle und ſtarke Flüſſe zuwege; und im andern Falle entſtehen erfrorne Füße. Man muß daher ſorgfältig Acht geben, daß dergleichen muthwillige Handlungen nicht vorgenommen werden. Man muß die Kinder gewöhnen, die Hoſen, Strümpfe und Schuhe ſofort bey dem Aufſtehen aus dem Bette anzuziehen. Im Sommer bedeckt man ihre Füße nur mit einem Paar Strümpfe, welche jedoch nicht dünn ſeyn müſſen; im Winter aber vermehrt man dieſe Bedeckung mit noch einem Paare. Dabey läßt man Schuhe mit etwas dicken Sohlen tragen, welche der den Füßen ſo ſchädlichen Näſſe widerſtehen. Solche hinlängliche Erwärmung der Füße gereicht den Kindern zur großen Geſundheit; indem ſie den freyern Umlauf des Blutes durch dieſe untere Theile befördert und erhält, wodurch vorzüglich der Kopf und die Bruſt von einem zu ſtarken Antriebe des Blutes und der Säfte befreyt bleiben. Aus dieſer Urſache kann ich mich daher mit denen nicht vereinigen, welche eine ſehr leichte Bedeckung der Füße anrathen. Die Stiefeln ſind den Kindern unnütz und beſchwerlich. Ich habe bemerkt, daß Kinder, die man in den zarteſten Jahren nach Huſarenart gekleidet hat, ſich einen ſchleppenden Gang angewöhnt haben, wovon die Schwere und Unbequemlichkeit der Stiefeln die Urſache war. Man muß es jedoch auch mit der Warmhaltung der Füße nicht übertreiben. Die vorher angezeigte Bedeckung iſt die beſte. Hält man die Füße in der Jugend mit dicken Strümpfen gleich zu warm, ſo iſt man bey höhern Jahren, wo die natürliche Wärme ſchon abgenommen hat, genöthigt, ſie mit Socken und Pelzſtrümpfen noch beſſer zu verwahren; welche Weichlichkeit zwar den Kranken nachzulaſſen, den Geſunden aber ſchändlich iſt.

Auch bey Erwachſenen, ſowohl Geſunden als Kranken, iſt das Warmhalten der Füße nöthig. Ich habe bereits oben erwähnt, daß die Bewegung des Bluten in den Füßen langſam ſey. Dieſes beweiſet auch die Erfahrung. Denn man wird finden, daß die Füße bey vielen gleichſam kalt anzufühlen ſind, wenigſtens nicht den Grad der Wärme haben, den andere Theile beſitzen, in welche das Blut mit einer ſtärkern Gewalt hingeſchickt wird. Es kann alſo unmöglich die Geſundheit dadurch erhalten werden, wenn man noch dazu die Füße nicht warm hält, vielmehr leidet dieſelbe großen Schaden, wenn man, durch Verabſäumung der Wärme durch Kleidung, die Füße erkältet; denn dadurch werden die Blutgefäße zuſammen gezogen und verengert, daß das Blut durch die Röhrchen nicht frey circuliren kann; dadurch wird ferner das Blut verdicket, es hängt mehr zuſammen, und geht alſo ſehr langſam durch die kleinen Gefäße.

Da das Blut und die übrigen Säfte in den Blutgefäßen der Füße mit einer verminderten Geſchwindigkeit circuliren, ſo müſſen nothwendig, wenn die Füße noch dazu nicht warm genug gehalten werden, die auszudünſtenden Theile mehr und dermaßen zuſammen hängen, daß ſie, durch die Schweißlöcher der Haut zu treten, nicht geſchickt ſind. Selbſt die Kälte zieht die Haut zuſammen, die Schweißlöcher ſind nicht offen genug, mithin muß auch die Ausdünſtung in den Füßen, in Abſicht der Schweißlöcher ſelbſt vermindert ſeyn. Ueberdieß erfordern die Abſonderungen, daß die abzuſondernde Materie mit einer gewiſſen Gewalt nach dem Orte der Abſonderung hingetrieben werde. Da alſo der Trieb des Blutes und der Säfte in den Füßen langſam iſt, ſo erhellet daraus, wie die Ausdünſtung in dieſen Theilen aus verſchiedenen Urſachen gehindert wird. Die ganze Maſſe muß nothwendig in ihrer Beſchaffenheit ſo verändert werden, daß kein gehöriges Verhältniß der Theile unter einander Statt findet, weil ſie nicht gehörig gereiniget wird; ja, es muß die wäſſerige Feuchtigkeit in den Füßen ſtocken bleiben; und wie oft bemerkt man nicht, wie davon dicke Füße entſtehen! Noch leichter geſchieht dieſes, wenn bereits eine Neigung zu dieſem Zufalle da iſt, und wenn andere Fehler in der

Lebensordnung dazu kommen, welche hiezu ſehr viel beytragen können.

Dieſes iſt aber das allerwenigſte; es entſtehen weit mehrere bedenklichere Zufälle von einem nicht hinlänglichen Warmhalten der Füße. Die Verkältung der Füße hindert den freyen Durchgang des Blutes; es muß ſich alſo daſſelbe nach andern Theilen des Körpers begeben, und zwar geſchieht dieſes deſto mehr, je weniger Widerſtand der Theil thut. Wenn alſo die Blutgefäße der Lunge, und die Lunge ſelbſt, verhältnißweiſe eine größere Schwäche haben, ſo werden natürlicherweiſe, dieſe Gefäße mehr mit Blut angefüllet; ſie werden ausgedehnet; ſie werden geſchwächet, und dieſes kann in dem Grade geſchehen, daß ſie endlich gar zerreißen. Bey der Verletzung kleiner Gefäße kann ein Blutſpeyen, und bey der Zerreißung größerer eine Blutſtürzung ſelbſt erfolgen. Wie nöthig iſt es daher, daß diejenigen, welche zu dieſen Zufällen geneigt ſind, ihre Füße fein warm halten! Tritt das Blut nach dem Gehirne, ſo werden die Blutgefäße gleichfalls ſehr ausgedehnet; da ſie nun von Natur in Anſehung anderer Blutgefäße ſchwächer ſind, ſo können ſie dermaßen mit Blute angefüllet werden, daß ſie endlich das Gehirn drücken, ſo daß der Einfluß des Nervenſaftes in andere Theile des Körpers weniger oder mehr gehindert wird, da in dem erſten Falle verſchiedene Arten der Lähmung, in dem zweyten aber ein wirklicher Schlagfluß erfolget. Zerreißen die Gefäße ſelbſt, ſo daß viel Blut aus ſeinen Behältniſſen tritt, ſo erfolgt ein tödlicher Schlagfluß. Ein beſtändiges Ohrenklingen, der verdächtige Schwindel, Kopfſchmerzen im Nacken und Hintertheile des Hauptes, ſind oft die Vorbothen dieſes Zufalles. Auch muß eine Erkältung der Füß bey der Reinigung des Frauenzimmers und dem Fluſſe der goldenen Ader, eine Veränderung hervor bringen. Ich ertheile allem Frauenzimmer, bey welchem die monatliche Reinigung ſparſam oder unordentlich iſt, den heilſamen Rath, die Füße, nicht nur den untern ſondern auch den obern Theil, gehörig warm zu halten, und dadurch eine Bewegung des Blutes, wie auch einen ſtärkern Trieb nach den untern Theilen, zu befördern. Es wird eben die Wirkung thun, als ein warmes Reiben der Füße mit warmen Tüchern, und die Fußbäder. Aus gleichem Grunde ſollten auch alle Hämorrhoidarii von Rechts wegen eine Erkältung der Füße vermeiden.

Unter die verdrießlichen Krankheiten gehört die Hypochondrie; dieſe wird von Erkältung des Körpers überhaupt vergrößſert, wird aber inſonderheit von Erkältung der Füße ärger.

Wird das Blut durch eine Erkältung der Füße zu ſehr nach den Blutgefäßen der Bruſt getrieben, ſo kann eine Engbrüſtigkeit, oder gar ein Herzklopfen erfolgen. Iſt der Trieb nach dem Kopfe vergrößert, ſo können verſchiedene Arten des Kopfſchmerzens, und andere Zufälle, entſpringen.

In den bisher angeführten Krankheiten nutzet das Erkälten der Füße eben ſo wenig, ja wohl noch weniger, als wenn man geſund iſt. Das Podagra kann durch Erkältung des behafteten Gliedes gar bald vertrieben werden; ich weiß aber nicht, ob das die Krankheit gehoben genennet werden kann, wenn dadurch die Materie zurück getrieben wird, und ſich wohl gar in den innern Theilen feſt ſetzt. Das Warmhalten der Füße bey Podagriſten befördert die Zertheilung und den Abgang der ſtockenden Materie durch eine vermehrte Ausdünſtung.

Ich muß auch von dem Warmhalten der Füße in hitzigen Krankheiten etwas gedenken. Die mehreſten derſelben endigen ſich durch einen Dunſt oder Schweiß: nun wird die Erkältung der Füße den Dunſt und Schweiß hindern; folglich muß die Krankheit alsdann nicht ſo bald und ſicher gehoben werden können. Die Erfahrung bezeuget, daß man bey Erkältung der Füſſe nicht ſo leicht einſchlafen könne, als wenn die Füße erwärmt ſind. Um ſo mehr findet dieſes in Krankheiten Statt, wo ſchon der Trieb des Blutes gar zu heftig nach dem Kopfe iſt.

Ich habe noch die Mittel anzuzeigen, wodurch die Füße in gehöriger Wärme erhalten werden, um den Umlauf des Blutes und der übrigen Säfte durch dieſe Theile zu befördern. Das erſte beſteht darin, daß man durch genugſame Kleidung die Kälte abzuhalten ſuche. Dieſes bedarf keiner weitern Erklärung. Zweytens iſt nöthig, die Füße durch Gehen fleißig zu bewegen. Dadurch wirken ſo viele Muskeln, und vermittelſt derſelben wird das Blut geſchwinde fortgepreßt, und dem Herzen bald wieder zugeſchickt. Das Schwitzen der Füße nach vielem Gehen zeigt offenbar, wie die Säfte in ihrer Bewegung fortgeholfen werden. Daher kann bey geſchwollenen Füßen, inſonderheit denen, die vom vielen Sitzen kommen, die ſtockende Feuchtigkeit gehörig aus=

ausdünſten. Da auch das Gehen eine Bewegung des ganzen Körpers iſt, ſo wird das Blut überhaupt von dem Herzen ſtärker fortgepreßt; es hat alſo einen ſtärkern Trieb, in, durch und aus den Füßen zu gehen. Drittens wird der Umlauf des Blutes durch die Füße durch das Reiben mit warmen Tüchern erhalten. Dadurch werden die flüſſigen Theile in den Gefäßen fortgedrückt, und ihrer Bewegung nachgeholfen. Die Theile werden gleichſam gereizet, und die Bewegung des Blutes nach den untern Theilen vermehret. Bey dicken Füßen, wo viele Feuchtigkeit ſtecket, werden die Füße anfangen zu ſchwitzen, und die ſtockenden Theile ausdünſten. Endlich dienen auch die Fußbäder, nach Beſchaffenheit der Umſtände, welche die untern Theile erweichen, daß ſie alſo dem Theile des Blutes weniger widerſtehen. Einen weitern Nutzen der Fußbäder, werde ich weiter unten, in dem ihnen gewidmeten beſondern Artikel, zeigen.

* * *

Bey den übrigen Thieren, welche auch mit Füſſen verſehen ſind, findet ſich außer der verſchiedenen und mehrern Anzahl, auch in Anſehung der Structur ſelbſt und der Einrichtung derſelben, ein ſehr merklicher Unterſchied. Die Fußwurzel und der Mittelfuß ſtehen bey den vierfüßigen Thieren meiſtentheils in die Höhe gereckt, und ſie treten daher nicht ſowohl, wie der Menſch, auf die Fußſohle, ſondern auf die Zehen; daher an ihren Hinterfüßen die eigentliche Ferſe, unter der Geſtalt einer falſchen Knieſcheibe, oder des ſo genannten Sprunges, hervor raget. Die Zehen liegen auch nicht bey allen ſo bloß und frey, als bey den Menſchen, ſondern ſie ſind bey einigen in ein rundliches, erhabenes und hartes, hornichtes Weſen eingewickelt, welches entweder einen einfachen Huf, oder verſchiedentlich geſpaltene Klauen ausmachet. Der Gang aller vierfüßigen Thiere ſelbſt geſchieht, indem ſie die Füße gleich-

ſam

ſam kreuzweiſe bewegen. Nämlich, der linke Hinterfuß iſt gemeiniglich der erſte, auf dieſen folgt der rechte Vorderfuß, ſodann hebet ſich der rechte Hinterfuß, und endlich nach dieſem der linke Vorderfuß.

An den Vögeln nimmt man ſelten mehr als 4 vollkommene, worunter die mittelſte allemal die längſte iſt, und weniger als 2 Zehen, wahr. Die meiſten Vögel führen 3 Zehen vorn; und eine, die man den Daumen nennet, wendet ſich als eine Gegenlage der übrigen nach hinten; die Mauerſchwalbe ausgenommen, welche alle 4 Zehen vorwärts, keine nach hinten zu, gerichtet hat. Die Hinterzehe beſteht aus einem Knochen, die äußerſte von vorn, aus zween, die mittlere aus drey, und die innerſte aus vier Knochen. Die Zehen ſind nun entweder ganz bis an ihre vorderſte Spitzen mit einer dazwiſchen liegenden Haut verbunden, pedes palmati, oder halb damit verbunden, pedes ſemipalmati, oder mit einer lappichten und ſchlechten Haut, pedes pinnati ſ. lobati, oder ſie liegen auch ganz frey, und ſind durch nichts unter einander vereinigt, pedes fiſſi. In dieſer verſchiedenen und beſondern Einrichtung der Vögelfüße liegt auch der Grund des verſchiedenen Ganges derſelben, indem einige, welche den größten Theil ihres Lebens auf dem Waſſer zubringen, ihre Füße als Ruder gebrauchen, und mit denſelben das Waſſer ſeitwärts von ſich wegſtoßen, und auf ſolche Weiſe ſchwimmen können; andere den einen Fuß hoch aufheben, und mit dem andern mit ſteifen Gelenken ſich auf der Erde ſtützen, auch einen Fuß nach dem andern ſchrittweiſe fortſetzen können; noch andere zugleich gehen und laufen, etliche mit beyden Füßen zugleich gehen und hüpfen, etliche auch hüpfen und klettern können.

Die Jäger nennen die Füße an den Auerhahnen und ähnlichem Federwildbrete Ständer, die Beine der Hunde und alles haarigen Wildbretes Läufe, der Bären Arme, und den unterſten Theil derſelben, der im gem. Leben bey den mit Zehen verſehenen Thieren die Pfote heißt, die Tatze. Der Fuß wird bey ihnen nur von der Sohle des Hirſches und Thieres gebraucht.

Die

Diejenigen Amphibien, welche ſich auf Füßen bewegen, Reptilia, haben bald getheilte Zehen, pedes fiſſi, bald mit Lappen verſehene, pedes lobati, bald durch eine Haut verbundene, pedes palmati, welche eigentlich zum Schwimmen taugen; bey einigen ſind ſie aber auch mehr den Floßfedern ähnlich, pedes pinniformes, und die Anzahl derſelben iſt vier oder fünf. Bey den Fiſchen vertreten die Floßfedern, welche am Bauche ſitzen, die Stelle der Füße, daher auch diejenigen, welche dergleichen nicht haben, fußloſe Fiſche, Apodes piſces, genannt werden.

Die Füße der Inſecten, ſind bey denen, welche nur drey Paar haben, gewöhnlicherweiſe an der Bruſt befeſtigt; wenn aber deren mehrere vorhanden ſind, ſo ſind es theils Bruſtfüße, pedes pectorales, theils Bauchfüße, pedes ventrales, theils Schwanzfüße, pedes caudales. Man unterſcheidet an ihnen mehrentheils die Hüfte, die Schenkel, die Fußblätter, und die Klauen, welche aber auch zuweilen fehlen. Die Füße dienen den Inſecten bald zum Gehen oder Laufen, pedes ambulatorii ſ. curſorii, bald zum Schwimmen, pedes natatorii, bald zum Graben, pedes foſſorii; öfters gebrauchen ſie aber auch die Füße, um den Körper im Fluge zu lenken. Ihre Füße beſtehen aus 3, 4 oder auch 5 Gliedern, welche durch Gelenke an einander hängen. Der obere dicke und fleiſchige Theil ſtellt gleichſam den Schenkel vor, aus welchem vermittelſt eines Gelenkes ein ziemlich ſtarkes Glied, aus dem zweyten das dritte heraus geht, und die übrigen ſofort auf einander folgen. Das letztere Glied iſt gemeiniglich kurz und ſchlank, und endigt ſich in eine einfache oder auch doppelt ſcharfe und krumme Klaue. Das Ende eines jeden Gliedes iſt um die Gegend des Gelenkes mit einem kleinen Rande umgeben, und öfters mit Haaren, oder auch kleinen weichen Stacheln beſetzt.

Die

Die verſchiedenen Zufälle und Krankheiten, denen die Füße insbeſondere bey unſern vierfüßigen Hausthieren ausgeſetzt ſind, machen es nothwendig, daß wir die Knochen, welche in ihrer Zuſammenſetzung die Stützen des ganzen Körpers bilden, etwas näher betrachten.

Der obere Theil der Vorderfüße des Pferdes, welchen die Pferdeverſtändigen die Schulter nennen, enthält an jeder Seite zween Knochen; einen breiten, oder das ſo genannte Schulterblatt, und einen in deſſen runde Höhlung eingefügten und in derſelben durch ein Gelenk beweglichen röhrförmigen Knochen, den Kegel oder das Armbein, welche beyde mit dem dicken Fleiſche der Schulter bekleidet ſind. Mit dieſem letztern iſt der Knochen des Vorarmes oder des Schenkels verbunden, welcher etwas länger iſt, und eigentlich aus zweenen neben einander liegenden Knochen beſteht. Das Gelenk zwiſchen ihm und dem Kegel nennt man den Elbogen. Wegen einer am Knochen des Armes befindlichen Hervorragung, kann der Arm nur nach vorn, nicht aber nach hinten, gebogen werden. In dem ſo genannten Knie befinden ſich 7 kleine, in zwo Reihen geordnete Knochen, mit welchen das Schienbein dergeſtalt verbunden iſt, daß es nur nach hinten gebogen werden kann. Mit dem Schienbeine iſt wieder in demjenigen Gelenke, welches man die Köthe nennt, in welchem nach hinten zu zween kleine Knochen liegen, der Feſſelknochen verbunden, welcher in dem breiten Kronenbeine eingelenkt iſt. Dieſes letztere endlich iſt mit dem äußerſten Knochen des Fußes, oder, wie es beſonders genannt wird, mit dem Knochen des kleinen Fußes, verbunden; und hinter dem Gelenke zwiſchen ihnen liegt noch ein kleiner rundlicher Knochen, welchen man den Kern nennt. Der Knochen des kleinen Fußes hat ungefähr einerley Bildung mit dem Horne des Hufes, von welchem er überall umgeben iſt, und iſt ſeiner Subſtanz nach lockerer, als die andern Knochen. Bey den Hinterfüßen iſt der erſte rohrförmige Knochen, von dem Körper

ver an gerechnet, der Hanken- oder Backenknochen, der ſich unten mit dem obern Röhrknochen verbindet. Auf dem Gelenke, welches man auch die Leiſte oder den Leiſt nennt, liegt nach vorn zu die Kniescheibe, welche verhindert, daß der obere Röhrknochen nicht anders, als nur nach hinten, gebogen werden kann. Nach außen geht von dieſem Knochen ein kleinerer gleichſam herabhängender ab, der ſich in eine Spitze endiget. Das Gelenk der Kniekehle oder am Elbogen der Hinterfüße, enhält ſechs unter einander verbundene Knochen, von welchem der untere Röhrknochen abgeht, der mit den darauf folgenden bis an die Spitze des Fußes eben ſo gebildet iſt, als das Schienbein, und die unter demſelben gelegenen Knochen des Vorderfußes.

Von dem mit einem hornartigen Weſen umgebenen untern Theile des Fußes, ſ. den Art. Huf.

Bey dem Mauleſel und Eſel findet in allen Stücken derſelbe Bau der Füße Statt.

Bey dem Rind- Schaf- und Ziegen-Vieh findet ſich der Unterſchied, daß das Knie der Vorderfüße 6, an den Hinterfüßen aber nur 5 Knochen enthält. Wichtiger aber iſt die Abweichung von dem Baue des Fußes eines Pferdes, daß vorn mit dem Schienbeine, und hinten mit der Röhre, anſtatt des bey dem Pferde vorhandenen Feſſelknochens, zween, und in der bey dem Pferde ſo genannten Köthe folglich auch 4 kleine nach hinten liegende Knochen vorhanden ſind; ſo wie auch der Knochen der Krone, der Knochen des kleinen Fußes und der Huf um denſelben doppelt iſt.

Ungeachtet die Füße eines Schweines den Füßen des Hornviehes im Aeußerlichen ſo ähnlich ſehen, ſo ſind doch eigentlich die Knochen von 4 Fingern inwendig ordentlich ausgebildet, wovon die beyden mittelſten in den Klauen ſtecken, auf welchen das Schwein geht; die beyden äußern Finger aber liegen in den kleinern Klauen, welche hinten am Fuße befindlich ſind. Das Knie der

Vor-

Vorderfüße enthält 8 Knochen in zwo Reihen, an den Hinterfüßen aber ſieben.

Die verſchiedenen Zufälle an den Füßen unſerer vierfüßigen Hausthiere, inſonderheit der Pferde, des Rindviehes und der Schafe, findet man unter beſondern Artikeln, z. B. Feigwarze, Feſſel, Fußentzündung, Fußfäule, Fußſchwinden, Galle, Geſchwür, Hinken, Hornkluft, Hornſpalt, Huf, Kniegeſchwulſt, Krebs, Lähmung, Mauke, Rappe, Sohle, Spat, Vernageln, Verrenkung ꝛc. abhandelt.

* * *

2. Figürlich.

1) Der unterſte Theil eines lebloſen Körpers, worauf er ſteht, beſonders wenn derſelbe eine breite Grundfläche hat, zum Unterſchiede von einem Beine. Der Fuß an einer Säule, der Säulenfuß. Der Fuß an einem Gränzſteine, deſſen unterer dicker Theil. Der Fuß eines Tiſches, Bettes, Uhrgehäuſes, Weinglaſes, Handfaſſes u. ſ. f. Am Fuße des Berges, der auch deſſen Wurzel heißt. Der Fuß eines Zirkels.

Jeder ſtehende Körper, der das Anſehen eines Ganzen haben ſoll, muß einen von ſeinen übrigen Theilen unterſchiedenen Fuß haben, damit man deutlich bemerken könne, daß ihm von unten nichts fehle, und daß er ganz ſey. Eine Säule, deren Schaft ohne Fuß auf dem Grunde ſteht, ſieht wie ein abgebrochenes Stück aus; ein Haus, welches gegen den Grund keinen Fuß hat, ſieht aus, als wenn es in die Erde geſunken wäre. Es iſt daher zum guten Ausſehen unumgänglich nöthig, daß ein ſtehender Theil einen Fuß habe; und man kann es durch keine einzige gute Regel des Geſchmackes rechtfertigen, daß die griechiſchen Baumeiſter bisweilen doriſche Säulen ohne Fuß gemacht haben, wie an den Tempeln des Theſeus und der Minerva in Athen.

Die allgemeine Beſchaffenheit des Fußes an ſtehenden Körpern kann aus dem Grundſatze der Feſtigkeit hergeleitet

geleitet werden. Wenn der Fuß etwas hervorſteht, und dem ſtehenden Körper eine etwas breitere Grundfläche macht, ſo ſteht derſelbe feſter. Folglich iſt es in der Natur unſerer Vorſtellungen gegründet, daß der Fuß etwas breiter, als der über ihm ſtehende Theil des Kör=pers, ſey; daher kommen an den Häuſern die Plinthen, an den Säulen und Pfeilern aber die Fußgeſimſe. Die Natur hat ſchon die erſten Baumeiſter darauf geleitet. Man findet die Füße in den älteſten ägyptiſchen, in den gothiſchen, arabiſchen und chineſiſchen Gebäuden.

Es müſſen aber, ſowohl in der Höhe des Fußes, als in ſeiner Ausladung, gewiſſe Verhältniſſe beobachtet werden. Es muß dabey weder zu viel, noch zu wenig ſeyn. Wäre der Fuß ſo groß, daß er einen merklichen Theil des Körpers, den vierten oder fünften Theil ſeiner Höhe einnähme, ſo würde man ihn nicht bloß für den Fuß halten; denn der Kopf und der Fuß zuſammen müſ=ſen bloß als kleine Theile eines großen Körpers erſchei=nen. Daher können beyde in ihrer Höhe nicht wohl mehr als den fünften Theil der ganzen Höhe ausmachen. Da ſie aber beyde noch eine beträchtliche Stärke haben müſſen, ſo dürfen ſie auch nicht ſo klein ſeyn, daß ihre Höhe vor der ganzen Höhe des Körpers unbemerkt ver=ſchwinde; welches beydes vielleicht geſchehen würde, wenn beyde weniger als den zwölften Theil des ganzen Körpers ausmachten.

Es erhellet hieraus, daß man dem Fuße nicht wohl mehr, als den 10. oder 12. Theil der Höhe des Körpers, und nicht wohl weniger als den 20. oder 24. Theil derſelben geben könne. Bey den Säulen, wo man am meiſten auf ein mit hinlänglicher Feſtigkeit verbundenes ſchönes Anſehen befliſſen geweſen iſt, trifft man die größten Füße nicht über den 14. und ihr geringſtes Maß nicht über den 20. Theil der ganzen Länge an. Ihre Ausladung aber kann aus der Höhe be=ſtimmt werden. Iſt ſie zu gering, ſo bemerkt man ſie kaum, zu ſtark, giebt ſie das Anſehen der Zerbrechlichkeit. Der fünfte bis ſechste Theil ſeiner Höhe ſcheint die ſchicklichſte Größe der Ausladung zu ſeyn. Die Säulenſtühle haben grös=

ſere Füße; denn ſie machen oft den 4. oder 5. Theil der Höhe aus. Allein man kann dieſe Füße zugleich für die Füße der ganzen Ordnung halten. Bey einem ganzen Gebäude kann der Unterſatz oder die Plinthe nicht wohl kleiner, als der 20. Theil der Höhe seyn.

Wenn ein Fuß ganz platt iſt, ſo wird er die Plinthe genannt; iſt er aber mit Gliedern verziert, ſo werden dieſe zuſammen das **Fußgeſimſe** genannt.

Im Bergbaue heißt die unterſte Fläche des Stollens, worauf das Waſſer abläuft, der **Fuß**, oder die Sohle.

2) **Ein Längen-Maß,** (*) welches von verſchiedenen Künſtlern und Handwerkern, vornämlich im Bauen, und in Beſtimmung der Weiten gebraucht wird, von der Länge des unterſten Theiles des Fuſſes eines erwachſenen Menſchen hergenommen iſt, und auch ein Schuh genannt wird. **Eines Fußes lang. Keinen Fuß breit weichen.**

Der Fuß wird in den geometriſchen und gemeinen eingetheilt, welche beyde wiederum eine gewiſſe Anzahl von Zollen haben, ſo gleichſam die Einheiten ſind, aus denen der Fuß beſteht, ſo wie dieſer wiederum die Einheit verſchiedener andrer Maße, als: der Elle, der Klafter, der Ruthe, der Meile ꝛc. iſt; ſ. **Elle, Klafter, Meile, Ruthe, Zoll.** Der **geometriſche** oder **mathematiſche Fuß,** deſſen ſich inſonderheit die Erd- und Feldmeſſer bedienen, wird, um beſſerer Bequemlichkeit im Rechnen willen, in 10 Zoll getheilt, (daher er auch **Decimalfuß** oder **Decimalſchuh** genannt wird) und 10 ſolcher Füße machen eine geometriſche oder Decimalruthe. Der

(*) In dieſer Bedeutung bleibt das Wort Fuß, wenn es mit einem Zahlworte verbunden iſt, im Plural unverändert, nach dem Beyſpiele ſo vieler andern Wörter, welche ein Maß, Gewicht u. ſ. f. bedeuten. Sechs Fuß hoch, vier Fuß breit, nicht Füße. Steht aber kein Zahlwort dabey, ſo wird es gemeiniglich auf oberdeutſche Art abgeändert. **Ein Maß nach Fußen, das Fußmaß. Etwas nach Fußen und nicht nach Ellen meſſen,** nicht nach Füßen.

Der gemeine oder Werkſchuh hingegen wird in 12 Zoll eingetheilt; welche Zolle aber ſo wenig, als die gemeinen Fuße, an allen Orten einerley Länge haben.

Die Alten haben, wie *Vitruvius, L. 3. C. 1.* gar recht angemerkt hat, das Maß zu Ausmeſſung der Längen, von den Gliedmaßen des menſchlichen Körpers genommen, wovon die Namen des Längenmaßes ein deutliches Zeugniß geben, als: bey den Lateinern Pes, Cubitus, Digitus, Pollex, (*) und bey den Deutſchen: der Fuß, Daumen, daumenbreit, d. i. Zoll, handbreit. Es iſt auch kein Zweifel, daß Jedem gleich im Anfange am allernatürlichſten geweſen iſt, Dinge, welche in der Hand gemeſſen werden, mit Spannen und Elbogen abzumeſſen und zu zählen; ſo wie man die kürzeſte Art, die Länge auf der Erde zu meſſen, dieſe zu ſeyn befunden hat, wenn man einen Fuß immer wechſelweiſe vor den andern ſetzte, und dieſe Fußlängen zuſammen zählte. Wer Schuhe trug, hat ſie deswegen nicht erſt ausgezogen, ſondern in Schuhen gemeſſen, und die Schuhlängen für das Maß angenommen; daher Fuß und Schuh gleichgültige Benennungen geworden ſind. Da nun aber die Größe der Menſchen, mithin auch ihrer Gliedmaßen, unterſchieden, und es überhaupt eben ſo willkührlich iſt, das Maß, oder die dazu benöthigte Eins lang oder kurz anzunehmen, als ich mich auf dem Papiere bey vorkommender Zeichnung eines größern oder kleinern Maßſtabes bedienen kann: ſo iſt es auch geſchehen, daß das Maß unter den Völkern ganz unterſchieden iſt; und haben ſchon die Alten zwiſchen dem römiſchen, griechiſchen, olympiſchen und hebräiſchen Fuß einen Unterſchied gemacht. Das Geſetz und die Gewohnheit haben überall die wahre Länge des Maßes gleichwohl beſtimmen müſſen, damit man etwas Gewiſſes habe, wonach man ſich im Handel und Wandel richten, und alle Unordnung vermeiden könne.

(*) Weil einige Geometer zwiſchen Digitus und Pollex keinen Unterſchied zu machen wußten, haben ſie ein Verſehen begangen, welches ſich bis auf unſere Zeiten fortgepflanzt hat. Die heutigen lateiniſchen Meßkünſtler halten Digitus und Pollex bey Beſtimmung des Längenmaßes für Synonymen, welches aber falſch iſt; denn ein rheinländiſcher Fuß hält 16 Digitos (Finger, oder 12 Pollices Daumen.) Die deutſchen Geometer haben den Namen Daumen in den Namen Zolle verwandelt, und nehmen auf die Finger keine Rückſicht mehr.

Das Längenmaß, welches wenigſtens in Deutſchland aller Orten wirklich gebraucht wird, iſt der rheinländiſche Fuß. Wenn wir dieſen zwölfmal auf eine gerade Stange auftragen laſſen, ſo haben wir eine rheinländiſche Ruthe, womit wir große Längen mit keiner größern Mühe ausmeſſen können, als wir es mit einem andern willkührlichen Maße thun, welches nur uns, und kaum unſern nächſten Nachbarn bekannt iſt.

Einige holländiſche Ausmeſſer haben ſchon im 16. Jahrhunderte, dem rheinländiſchen Fuß eine beſtimmte Länge zu geben, angefangen. Die meiſten heutigen Verhältniſſe desſelben gegen anderes Längenmaß gründen ſich auf dieſe Beſtimmung. In ſpätern Zeiten nahm man daher, wenn es um die Vergleichung z. B. der Ellen zu thun war, ſeine Zuflucht zu dem rheinländiſchen Maße, und ſetzte 2 rheinl. Fuß für 1 rheinl. Elle oder Werkelle an. Indeſſen war noch immer die Länge des rheinländiſchen Maßes um deswillen ſehr ſchwankend, weil man davon kein Original aufweiſen konnte. Und eben dieſes bewog die Meßkünſtler, den leidener Fuß für den wahren rheinländiſchen anzunehmen. Man muß ſich aber hüten, den amſterdammer, brabanter und flämiſchen Fuß mit dem leidener zu verwechſeln, da dieſer von jenen abgeht.

Mit dem rheinländiſchen Fuße hat der ſeit 16 Jahren durch eine königliche Verordnung feſtgeſetzte berliner Fuß einerley Größe. 12 ſolcher Fuße geben 1 Ruthe; und dieſe wird bey dem Feldmeſſen in 10 Fuß, 100 Zoll, 1000 Linien eingetheilt. Die Ruthen bezeichnet man mit°, wie die Grade; die Fuße oder Schuhe mit′, wie die Minuten, und die Zolle mit″, wie die Secunden. Außer dem rheinländiſchen Fuße, welcher eigentlich unſer deutſches Maß iſt, giebt es noch zwo Arten von Fußberechnungen, welche allgemein bekannt ſind, und wonach man alle übrigen vergleichet. Die erſte iſt der franzöſiſche königliche Fuß, Fr. Pied du Roi, welcher nach einem beſtändigen eiſernen, an dem Châtelet zu Paris befeſtigten Maße gemeſſen wird. Ein ſolcher pariſer Fuß wird in 12 Zoll, (Pouces) ein Zoll in 12 Linien, und jede Linie in 10 Theile, mithin der ganze Fuß in 1440 Theile getheilt. Der zweyte iſt der engliſche oder londoner Fuß, welcher gleich jenem, in 12 Zoll, (Inches) jeder Zoll in 10 Linien, und eine Linie in 10 Theile, mithin der ganze Fuß in 1200 Theile getheilt wird. Unſer deutſche oder rheinländiſche Fuß, wird, bereits gedachtermaßen, auf gleiche Art in Zoll und Linien abgetheilt, iſt aber etwas klei-

kleiner, als der Pariſer, und größer als der engliſche. Die Länge von dieſen 3 unterſchiedenen Maßen, und ihr Verhältniß unter einander, iſt auf das genaueſte beſtimmt. Solchergeſtalt,

wenn der pariſer Fuß hält . . .	1440	Theilchen
ſo hält davon der londoner . . .	1355	.
— — — der rheinländiſche . .	1391 $\frac{1}{3}$	.
Wenn der londoner hält . . .	1200	Theilchen,
ſo hält davon der pariſer . . .	1275	.
— — — der rheinländiſche .	1232	.
Wenn der rheinländiſche hält . .	1200	Theilchen,
ſo hält davon der pariſer . . .	1242	.
— — — der londoner . . .	1169	.

Der engliſche Fuß hält $\frac{1}{16}$ weniger, als der franzöſiſche; 15 franzöſ. geben alſo 16 engl. Fuß, oder umgekehrt. Will ich eine gewiſſe Anzahl engliſcher Fuße zu franzöſiſchen reduciren, ſo nehme ich nur den 16. Theil davon; oder will ich franzöſiſche Fuße zu engliſchen machen, ſo theile ich ſie in 15 Theile, und addire noch einen dieſer Theile zu der Summe.

27 franzöſiſche Fuß geben 28 rheinländiſche. Ich reducire alſo ſolche auf eine ähnliche Weiſe, indem ich zu jenen den 27. Theil zuſetze, und von dieſen den 28. Theil nehme.

69 engliſche Fuß geben ungefähr 67 rheinländiſche.

100 franzöſiſche königliche Fuß, ſind gleich 104$\frac{7}{8}$ berlin. Fuß; oder 839 berl. Fuß betragen 800 pariſer; oder 43 berl. geben 41 pariſer Fuß.

Fig. 818, findet man jetzt beſchriebenen, nebſt noch 13 andern bekannten Fußmaßen, als: das bayeriſche, berner, calenbergiſche, cölniſche, erfurter, hamburger, leipziger, meklenburgiſche, nürnberger, ſavoyiſche, ſchwediſche, ſpaniſche und wiener, nach des Hrn. v. Münchhauſen Vorſtellung, im 3. St. des Hausvaters, auf das genaueſte abgezeichnet.

Die Eintheilung nach Zollen und Linien, iſt bey allen Fußmaßen gebräuchlich und eingeführt; und im übrigen macht ein jeder den an ſeinem Orte üblichen Fuß begreiflich, wenn er angiebt, wie viel Theile er von einem franzöſiſchen, engliſchen oder rheinländiſchen Fuße halte. Es iſt ſicherer, wenn man ihn gegen alle dieſe drey Fußmaße vergleichet. Denn, da man ihr Verhältniß weiß, ſo kann man eher nachrechnen, ob die Angaben auch richtig ſind.

Der im Churfürſtenthume Hannover übliche Fuß, wird gemeiniglich der calenbergiſche Fuß genannt, ſollte aber eher den Namen des celliſchen Fußes führen, weil er zuerſt zu Celle eingeführt worden iſt, und ſeinen Grund in der von dem Herzoge Georg **Wilhelm** unter d. 6. Jun. 1692. publicirten Verordnung hat, wo auch deſſen Länge abgebildet iſt; es iſt aber der Abdruck nicht mit gehöriger Genauigkeit geſchehen, und zu groß. Der nunmehr unterſuchte, und durch eine Verordnung v. 29. Nov. 1765, feſtgeſetzte calenbergiſche Fuß hält

	Theile
vom pariſer	1299
vom londoner	$1150\frac{2}{5}$
vom rheinländiſchen	$1120\frac{1}{3}$

Mithin geben

10 calenbergiſche . .	9 pariſer Fuß.
$26\frac{1}{2}$ — — . .	$25\frac{1}{3}$ londoner.
15 — — . .	14 rheinländiſche.

Nach dieſen Verhältniſſen kann man alle übrige Maße vergleichen oder reduciren. Denn, wenn man weiß, wie viel ein Fuß von dem pariſer Maße Linien enthält, ſo iſt leicht auszurechnen, wie viel Theile er von einem londoner oder rheinländiſchen Fuße halten müſſe. Z. B. ein hamburger Fuß hält 1270 Theilchen von dem franzöſiſchen Maße, ich will wiſſen, wie viel Theile von dem rheinländiſchen Maße er halte: ſo rechne ich folgendergeſtalt: 1440 Theilchen geben 1244 rheinländiſche Theilchen, wie viel geben 1270 von jenen? nämlich 1097

Folgende Tabelle zeigt das Verhältniß der bekannteſten Fußmaße gegen einen pariſer Fuß. Es iſt nur zu verwundern, da der pariſer Fuß ſo gar genau beſtimmt iſt, und ein jeder ſein Landesmaß danach auf das genaueſte vergleichen kann, daß die Angaben, ſelbſt von großen Gelehrten, oft ſehr abweichen. So giebt z. B. **Mengel** den däniſchen Fuß zu 1402 Theilchen des pariſer Fußes an; und in den neuern Lettres ſur le Danemarc, heißt es, daß er dem rheinländiſchen völlig gleich ſey; dieſer hält auch nach der genaueſten Beſtimmung $1391\frac{1}{3}$ Theile; Riccioli gab ihn zu 1373, Petit zu 1387, und ein anderer zu 1395 an, welches einen Unterſchied von 2 Linien beträgt. Man ſieht daraus, wie wenig wir uns auf die übrigen Berechnungen von dem körperlichen Inhalte verlaſſen können, wenn die Linien nicht ſo genau zu meſſen ſind.

Ver-

Vergleichung
der bekannteſten Fußmaße.

Wenn ein pariſer Fuß in 1440 Theile getheilt wird, ſo halten davon

Zu Aachen - - -	Fuß	1285	
— Amſterdamm - -	Schuh	1253	bis 1263
— Anſpach - - -	—	1320	
— Antwerpen - -	—	1260	
— Avignon - - -	Pieds	1100	
— Augsburg - - -	Schuh	1313	bis 1317
— Babylon - -	halb. Cub. Sac.	1633	
— Baſel - - -	—	1330	
In Bayern - - -	—	1280	- $1297\frac{212}{319}$
Zu Berlin - - -	—	1373	
— Bern, ſiehe Schweitz.			
— Beſançon - -	Pieds	1370	
— Bologna - - -	—	1682	
— Boulogne, nach Scamozzi	—	1680	
— — — nach Picard -	—	1690	
— Braunſchweig - -	Schuh	1265	
— Bremen - - -	—	1282	
— Brescia - - -	Bracci	2075	
— Breslau - - -	Schuh	1260	
— Briel - - -	—	1486	
— Brück - - -	—	1226	
— Brüſſel - - -	—	1290	
— Cagliari - - -	Palmi	898	
Ein calenbergiſcher - -	Schuh	1299	
Zu Carlsruhe - -	—	1241	
— Caſtilien - - -	Palmos	940	
In China - - -	Kramerfuß	1500	
— — -	mathemat Maße	1477	
— — -	ein Kongpu oder Baufuß	1431	
Zu Cleve - - -	Fuß	1310	
— Cöln - - -	—	1219	bis 1220
— Conſtantinopel - -	Pic	2930	bis 3140
— Copenhagen, ſiehe Dänemark			
— Cracau - - -	Schuh	1580	
In Dänemark - -	—	1391	
Zu Danzig - - -	—	1270	
— Dijon - - -	Pieds	1392	

Zu Dale - - -	Poids	1583	
— Dordrecht - -	Schuh	1596	
— Dresden - - -	—	1255	
In Egypten - -	Derah	2439	
Zu Emden - -	Fuß	1313	
In England - - -	Shoe	1350	
Zu Erfurt - - -	Schuh	1251	
— Lyderſtädt - -	—	1313	
— Florenz - - -	Bavelle	1212	
— Frankfurt - -	Fuß	1270	
— Genua - - -	Palmi	1100	
— Gibraltar - -	Fuß	1253	
— Gieſſen - - -	—	1320	
— Goes - - -	—	1329	
— Gotha - - -	—	1275	
— Grenoble - -	Pieds	1512	
Ein griechiſcher - -	Fuß	1361	
Zu Gröningen - -	—	1295	
— Haag - - -	—	1440	
— Halle - - -	—	1320	bis 1326
— Hamburg - -	—	1270	
— Hanover - - -	—	1299	
Ein hebräiſcher alter -	—	1590	
Zu Heidelberg - -	—	1220	bis 1235
— Herforden - -	—	1330	
— Hildesheim - -	—	1257	
In Holſtein - - -	—	1323	
Zu Inſpruck - -	—	1408	
— Königsberg - -	—	1364	
— Leiden - - -	—	1389	bis 1390
— Leipzig - - -	—	1275	
— Liſſabon - - -	—	1387	bis 1388
nach Kruſen -	—	1501	
— London, ſiehe England.			
In Lothringen - -	—	1292	
Zu Lübeck - - -	—	1284	bis 1290
— Lüttich - - -	—	1276	
— Lyon - - -	Pieds	1512	
— Magdeburg - -	Schuh	1257	
— Mannheim - -	—	1287	
— Mantua - - -	Bracci	2062	
— Maſtrich - - -	Fuß	1245	

Zu Mayntz - - -	Fuß	1235
— Mecheln - - -	—	1239
In Mecklenburg - -	Schuh	1288 bis 1290
Zu Middelburg - -	—	1330
— Milano - - -	Bracci	2166
	Fuß	1760
— Moscau - - -	—	1483
— Mümpelgard - -	—	1274
— München - - -	—	1280 bis 1285
— Neuenburg, ſiehe Schweitz		
— Neapolis - - -	Palme	1169
— Nürnberg - - -	Fuß	1346
— Oldenburg - - -	—	1313
— Osnabrück - - -	—	1293
nach Kruſen -	—	1238
— Padua - - -	Palme	1570
— Palermo - - -	—	1073
— Parma - - -	Bracci	2423
— Pavia - - -	—	2030
In Perſien - - -	Ariſh	4310
Zu Piacenza - - -	Bracci	2423
In Piemont - -	Pudliprand	2304
— Pommern - -	Fuß	1295
Zu Prag - - -	—	1337 bis 1338
— Reggio - - -	Bracci	2348
— Reval - - -	Fuß	1187
Ein rheinländiſcher - -	—	1391 $\frac{3}{10}$
Zu Riga - - -	—	1215
— Rimini - - -	Bracci	1205
nach Kruſen -	—	2410
— Rom - - -	—	1324 bis 1326
	Canne	9900
Ein römiſcher alter - -	Fuß	1306
Zu Roſtock - - -	—	1282
— Rotterdam - -	—	1385
— Rouen - - -	—	1200
In Rußland - - -	—	1550
nach Kruſen -	—	1350
— Sardinien - -	Palmi	1113
— Savoyen - - -	Bracci	1200
— Schweden - -	Fuß	1316
— Schweitz - - -	—	1330

In Sedan - - -	Fuß	1230
— Siam - - -	Ken	4260
— Spanien - - -	Fuß	1237
nach Kruſen -	—	1253
Zu Stettin - - -	—	1253
— Straßburg - -	—	1282 bis 1287
— Toledo - - -	—	1212
— Turin - - -	—	1432
	Bracci	1920
— Ulm - - -	—	1294
nach Kruſen -	—	1281
— Urbano - - -	—	1570
— Utrecht - - -	Fuß	1210
Venedig, Verona - -	Bracci	1540
— Vincenza - - -	—	1580
— Wien - - -	Fuß	1420
— Wittenberg - -	—	1255
— Würtemberg - -	—	1268
— Zirkzee - - -	—	1376

— Zürich, ſiehe Schweitz.

Andr. Celſii Vergleichung zwiſchen dem ſchwediſchen Fuß, und den davon unterſchiedenen ausländiſchen Maßen, ſt. im 1. B. der überſ. Abhandl der kön. ſchwed. Acad. der Wiſſ. a. die J. 1739 und 1740, S. 255—257.

Nachricht von einigen zu Rom im Capitolio aufbehaltenen Maſſen, von Mart. Folkes, aus No. 442, der Philoſ. Transact. überſetzt, ſt. im 4. B. des Hamb. Magaz. S. 659, fgg.

Hrn. Kerſtein Anfangsgründe zu praktiſch geometriſchen Zeichnungen und Vermeſſungen, Lpz. 1778, gr. 8. S. 125.

Hrn. v. Münchhauſen Hausvater, 1. Th. Hannov. 1771, gr. 8. S. 531, fgg.

Ueber die richtige Beſtimmung der Verhältniß des rheinländiſchen Fußes zum Londner, v. D. H. Piehl, nebſt Hrn. Prof. Käſtners Erinnerung darüber, ſt. im 6. St. der Götting gemeinnütz. Abhandlungen, v. J. 1775, S. 46—53.

Matth. Raper Unterſuchung der Größe des römiſchen Fußes, ſt. im 2. Th. der Phil. Transact. a. d. J. 1760, Art. 69; ſ. auch den 6. B. des Brem. Magaz. S. 124, f.

Hrn. Prof. Sprenger vollſtändige Anfangsgründe des Feldbaues Stuttg. 1772, 8. S. 386, fgg.

Der churſächſiſche Inſpector und Hofmechanicus, Hr. Rudolphi, hat nach der Erfindung des Hrn. Hauptm. Günther, ein Inſtrument verfertigt, vermittelſt deſſen man die Verhältniſſe der verſchiedenen Ellen- und Fußmaße auf das genaueſte unter ſich, und gegen den

den königl. franzöſiſchen Fuß vergleichen, und in deſſen Theilen, nämlich in Zollen, Linien, Scrupeln und Hunderttheilen einer Linie beſtimmen kann. Siehe Fig. 819.

Da die meiſten Vergleichungen der verſchiedenen Ellen- und Fußmaße gegen den franzöſiſchen Fuß geſchehen, und deren Länge in den verſchiedenen hierüber bekannten Tabellen in Theilen des franzöſiſchen Fußes abgedruckt wird: ſo iſt dieſer auch bey gegenwärtigem Inſtrumente zum Grund gelegt worden, und deswegen die genaue Länge von 2 pariſer Fuß, von einer an den Hrn. D. Zeiher' in Wittenberg, von Hrn. Abt de la Caille geſchickten halben franzöſiſchen Toiſe abgenommen, und auf jede derjenigen zwo Linien A B und C D, welche den mittlern beweglichen Schieber E F zwiſchen ſich halten, getragen, und ſowohl jeder in ſeine 12 Zoll, als jeder Zoll in 12 Linien, und alſo jeder Fuß in 144 Theile mit möglichſter Genauigkeit getheilt worden.

Am Anfange der Theilung in A, iſt auf dem Lineale ein unbeweglicher und mit Stahl belegter Anſatz befeſtigt, an welchen man das zu vergleichende Fuß- oder Ellenmaß mit dem einen Ende anlegt. Auf den beweglichen Schieber iſt ein ähnlicher Anſaz befeſtigt, welcher an das andere Ende des zu prüfenden Maßes angeſchoben wird, und zu gleicher Zeit deſſen wahre Länge auf dem getheilten Lineale in Zollen und Linien angiebt. Wegen des Spielraumes und verſchiedener Ungleichheiten der Schraube, welche gemeiniglich zu feinen Abtheilungen bey ähnlichen Inſtrumenten gebraucht wird, ſind hier zur Unterabtheilung der Linien in ihre erſten und zweiten Scrupel, an deren Statt auf dem beweglichen Schieber 2 ſogenannte Nonii angebracht, durch welche jede Linie, durch den einen in 10, und durch den andern in 100 Theile, und im erſten Falle der Zoll in 120, und der Fuß in 1440, im andern Falle aber der Zoll in 1200, und der Fuß in 14400 Theile getheilt wird.

Wenn der bewegliche Anſatz die Länge des enthaltenen Maßes genau an Zollen und Linien ohne Ueberſchuß angiebt, ſo trifft jede der äußerſten Abtheilungslinien eines jeden Nonius gerade auf einen Strich der auf dem Lineale befindlichen Abtheilung; ſchneidet hingegen der vorgedachte Anſatz die Länge des enthaltenen Fuß- oder Ellenmaßes nicht genau mit einer Linie, ſondern zwiſchen zwoen ab, ſo daß die enthaltene Länge außer den Zollen und Linien noch einige Ze-

hen- oder Hunderttheile einer Linie lang iſt, ſo zeigt derjenige Strich des Nonius, der auf eine Linie der Abtheilung auf dem Lineale genau trifft, auf dem Zehentheilchen, wie viel Scrupel, und auf dem Hunderttheilchen, wie viel Hunderttheile einer Linie dieſer Ueberſchuß groß iſt.

Anzeige von der Leipziger öcon. Societät, in der Mich. Meſſe, 1775, S. 81, f.

* * *

3) Der Zuſtand einer Sache. Seine Sachen ſtehen auf einem guten, auf einem ſchlechten Fuße. Eine Sache wieder auf den alten Fuß ſetzen. Ich habe mich auf den Fuß geſetzt, daß ich ſeiner nicht bedarf.

4) Die Art und Weiſe der Behandlung einer Sache. (a) Truppen nach dem preußiſchen Fuße errichten, auf eben die Art, wie die preußiſchen errichtet ſind. Wir leben auf einem ſehr guten Fuße mit einander. Auf einem großen Fuße leben, vornehm, prächtig. Ein großer Fuß war ehedem eine Zierde, und die Schuhe hatten beſonders im vierzehnten Jahrhunderte ihr beſtimmtes Maß, nach dem Range deſſen, der ſie trug, ſo wie ehedem die Brillen in Spanien. Die Schuhe einer fürſtlichen Perſon waren 2½ Fuß, eines Freyherrn 2 Fuß, und eines gemeinen von Adel 1½ Fuß lang.

(b) In dem Münzweſen, die Einrichtung des innern Werthes und Gehaltes der Münzen; ſiehe Münzfuß.)

Bey den Färbern verſteht man durch das Wort Fuß die erſte Farbe, welche man einem Zeuge giebt, ehe man ihn mit einer andern Farbe färbt, als: das Blaue, ehe es auf Schwarz gefärbt wird, welches der Paſtell- oder Waidfuß heißt. Gleichergeſtalt ſagt man, der Grapp- Gaude- oder Wurzelfuß, und alſo auch in Anſehung anderer Speccreyen, woraus eine Farbe zuſammengeſetzt iſt. Es hat demnach ein einziger Zeug ſo viele Farbenfüſſe, als mit wie vielen Farben er nach und

und nach gefärbt worden iſt; und die Färber ſind verbunden; daran ſo viele Roſen oder Röschen zu laſſen, als er Füße hat, um daraus zu erkennen, daß ſie ihm die gehörigen Farbenfüße gegeben haben; welches auch durch das Abſieden oder Abkochen geſchehen kann; ſiehe Abkochen und Roſe. Wenn aber die Farbe dieſer Füße ſchwach iſt, und nicht ihre gehörige Vollkomtnenheit hat, ſo nennt man ſie nur den kleinen Grapp- Gaude- oder Waidfuß, u. ſ. w.

Fuß, (Blaſen-) eine Gattung von Inſecten; ſ. Th. V, S. 566.

— (Decimal-) ſiehe oben, S. 514.

— (Deich-) ſiehe Deich-Anker.

— (Farben-) ſiehe oben, S. 524.

— (Geiß-) ſiehe unter Hebezeug.

— (Hermelin-) bey Pferden, ſiehe in H.

— (Münz-) ſiehe in M.

— (Pferde-) eine Ungeſtalt der Füße, ſiehe oben, S. 501.

— (Säulen-) ſiehe oben, S. 512.

1. Fuß-Angel, Fuß-Eiſen L. Murex, Tribulus ferreus, Fr. Chauſſe-trape, ein Eiſen mit 4 oder 5 Spitzen, welches zur Beſchädigung der Füße auf die Erde geworfen wird; Fig. 820, A und B. Das legen der Fußangeln für Diebe, z. B. Gartendiebe, iſt nach guten Polizeygrundſätzen nicht erlaubt. Sie ſind daher nur im Kriege gebräuchlich, und man wirft ſie in die Breſche und in den bedeckten Weg, damit der Feind daſelbſt keinen ſichern Tritt habe.

Die Fußangeln ſind dergeſtalt gemacht, daß allezeit eine Spitze in die Höhe komme, man möge ſie werfen, wie man will, damit ſie demjenigen, der darauf tritt, durch den Fuß gehen. Man macht deren dreyerley Arten. Die großen haben 5 Zoll lange Spitzen; in den mittlern iſt die Spitze 4, und in den kleinen nur 3 Zoll lang. Bisweilen werden dergleichen Eiſen in ein hölzernes Corpus geſetzt, und an diejenigen Oerter geworfen, welche man ſchon in Brand gebracht hat, um dadurch das

Hinzueilen der zum Löſchen beſtimmten Perſonen zu verhindern; oder man vergräbt ſie an Oertern, welche die feindliche Reiterey zu paſſiren hat, in die Erde, um dadurch die Pferde zu lähmen, und dieſe nennt man **Lähmeiſen** oder **Fußangelkugeln**.

2. **Fuß-Angel**, eine von Hrn. **Planer**, wegen der Frucht alſo genannte Pflanze, welche in Malabar und Ceylon wächſt. Die Frucht beſteht in einer viereckigen Nuß, welche unterwärts an den Ecken mit 4 Stacheln beſetzt iſt. Eben daher hat nicht nur die deutſche Benennung, ſondern auch der lateiniſche Linneiſche Name Pedalium, ſeinen Urſprung.

Fuß-Arbeit, ſiehe Th. XII, S. 281.

Fuß-Bad, L. Pediluvium. 1. Die Handlung, da man die Füße badet. **Ein Fußbad brauchen.** 2. Das Waſſer, womit ſolches geſchieht; **das Fußwaſſer.**

Die **Fußbäder**, vornämlich diejenigen, welche eine erweichende Kraft beſitzen, gehören unter die äußerlichen Arzneymittel, denen man die Macht, eine große Wirkung und Veränderung in dem Körper zu erregen, nicht abſprechen kann. Wenn ich aber von deren Wirkung ſpreche, ſo verſtehe ich darunter inſonderheit diejenigen, welche in Abſicht der Geſundheit, ſowohl zu ihrer Erhaltung, als Wiederherſtellung gebraucht werden. Man bedient ſich der Fußbäder, die Füße zu reinigen; man braucht dieſelben bey dem Aderlaſſe, um den Trieb des Blutes in die Füße zu vermehren, u. ſ. f.

Wenn man ein erweichendes Fußbad gebraucht, ſo findet ſich, daß die Füße wärmer werden, die Röthe derſelben nimmt zu, ſie werden mehr aufgedunſen, die Adern laufen auf. In dem ganzen Körper bemerkt man einen geſchwinden Puls, und es wird derſelbe mehr erwärmt und ſchwitzt. Aus dieſen Wirkungen und aus dem Begriffe, daß die Fußbäder aus erweichenden Sachen beſtehen, nicht nur in Anſehung der Kräuter und anderer Ingredienzen, ſondern auch in Betrachtung des Waſſers, läßt ſich die Art und Weiſe, wie ſie wirken, leicht

leicht begreifen. Die Wärme der Füße relaxirt die daſelbſt befindlichen Fäſerchen; dieſe geben eher nach; ſie laſſen alſo die flüſſigen Theile mehr durch, ja, dieſe Feuchtigkeiten ſelbſt werden verdünnet, daß ſie alſo deſto geſchickter ſind, ſich ſchneller zu bewegen. Weil ſolchergeſtalt das Blut ſtärker und geſchwinder durch die Füße fortgepreßt wird, ſo fließt er auch deſto ſtärker und heftiger wieder herzu, und kann mithin deſto freyer zum Herzen gebracht, und deſto geſchwinder von demſelben zu den Theilen fort bewegt werden. Hieraus iſt abzunehmen, wie die Fußbäder den Umlauf des Blutes durch die Theile erleichtern, wie die Theile dadurch mehr unter einander gerieben werden, und wie überhaupt auch die Wärme des Körpers vermehrt wird. Die Haut der ganzen Peripherie wird relaxirt, die Theile ſind durch eine ſchnelle Geblütsbewegung zu den Abſonderungen mehr zubereitet; mithin muß die Ausdünſtung größer ſeyn. Alle Abſonderungen, nicht nur der ſubtilſten, ſondern auch der gröbern Feuchtigkeiten, geſchehen beſſer.

Es haben aber die Fußbäder nicht nur, jetzt gezeigtermaßen, überhaupt einen großen Nutzen, ſondern es erſtreckt ſich derſelbe noch weiter, beſonders in einigen Krankheiten. Bey Kopfſchmerzen, welche von einem Krampfe in den untern Theilen herrühren, wodurch das Blut mehr nach den obern Theilen gepreſſet, und deren Gefäße ausgedehnt werden, daß ein Schmerz erfolget, wie z. B. bey hypochondriſchen und hyſteriſchen Perſonen, bey Hämorrhoidariis, bey Frauensperſonen, deren monatliche Reinigung in Unordnung iſt, thun die Fußbäder ſehr gute Dienſte; welches auch von dem aus eben dieſer angegebenen Urſache entſtehenden Schwindel gilt. **Hofmann** empfiehlt in ſolchem Falle Fußbäder, welche aus nervenſtärkenden Kräutern, gemeinem Salze und Pottaſche zubereitet ſind. Das Klingen der Ohren, die Zahnſchmerzen u. d. gl. können, bey eben

der Urſache, durch eben dieſes Mittel gebändigt werden. Die Schlafſucht wird dadurch gemindert, wenn ſie nämlich von einem Zuſammendrücken der Nerven entſteht, wodurch der Einfluß des Nervenſaftes in die Theile verhindert wird. Aus gleichem Grunde werden die Fußbäder in Schlagflüſſen, Raſerey, Melancholie, Sprachloſigkeit, und dergleichen Zufällen, mit Nutzen gebraucht. Das Naſenbluten, die Entzündung der Augen ꝛc. werden durch einen geſchwindern Umlauf des Blutes durch die untern Theile, und beſonders durch die Füße, verringert.

Außer den Zufällen des Hauptes, iſt der Nutzen der warmen Fußbäder auch bey Bruſtbeſchwerden: als trocknem Huſten, Blutſpeyen, Engbrüſtigkeit, Herzklopfen ꝛc. zumal, wenn dieſe Urſache der Beſchwerde in dem verhinderten Umlaufe des Blutes durch die untern Theile liegt, beträchtlich.

Ferner tragen die Fußbäder zur Beförderung der Reinigung des Frauenzimmers ſehr viel bey, zumal, wenn dabey das Reiben der Füße mit zu Hilfe genommen wird. Bey Hämorrhoidariis, iſt der Gebrauch der Fußbäder in allen Fällen nützlich. Denn, iſt eine Neigung zum Fluſſe der goldenen Ader da, ſo wird das Blut in den Blutgefäßen des Unterleibes mehr angehäufet; es macht Molimina, wodurch die Hämorrhoiden befördert werden. Iſt aber keine Neigung dazu da, und ſind bereits im Unterleibe, von einer Congeſtion des Blutes, Spannungen zu bemerken, ſo wird doch die Bewegung des Blutes durch die Füße beſſer befördert, daher die Blutgefäße des Unterleibes wenigern Widerſtand finden, ſich lebhafter zuſammen ziehen, und das Blut beſſer fortpreſſen, wodurch das Drängen des Blutes nach den Därmen, und beſonders dem Maſtdarme, gemindert wird. Endlich gehören auch die Fußbäder mit unter diejenigen Mittel, welche die Hypochondrie erleichtern; und wenn eine hinlängliche und geſchickte

Leibesbewegung dazu kömmt, ſo werden ſich die Hypochondriaci dabey beſſer befinden, als wenn ſie mit Pulvern, Elixiren, Eſſenzen, Mixturen, Pillen u. d. gl. gequälet werden. Aus gleichem Grunde findet auch ihr Nutzen bey der Mutterbeſchwerde, und in dem Podagra, Statt.

Bey dem Gebrauche der Fußbäder iſt wohl zu merken, daß dieſelben weder zu kalt noch zu warm ſeyn müſſen. Vollblütige Perſonen, und die ein dickes Blut haben, müſſen dieſes beſonders beobachten. Die Fußbäder befördern durch ihre Wärme, da ſie erweichen, die Bewegung des Blutes. Je wärmer alſo die Fußbäder ſind, deſto mehr thun ſie ſolches; folglich muß das Blut bey großer Wärme mehr beweget und erhitzet werden, es dehnt ſich ſtärker aus; folglich da die Gefäße ſchon von einer Vollblütigkeit ſtark ausgedehnt ſind, werden ſie noch mehr von einander getrieben, und alſo kann das Blut in Nebengefäße gepreßt werden, welche ſonſt kein Blut aufnehmen, die allmählich enger werden, wodurch die Blutkügelchen ſtocken; oder es können gar Gefäße zerreißen und Verbluten erregen. Alle üble Folgen, welche von einem Ueberfluſſe des Blutes, das in ſtarke Bewegung geſetzt worden iſt, zu befürchten ſind, finden auch hier Statt. Es iſt auch ſchädlich, wenn die Fußbäder zu kalt ſind; denn dieſe werden, anſtatt zu erweichen, die Theile der Füße mehr conſtringiren. Die Gefäße werden das Blut weniger einlaſſen, es wird alſo ſtärker nach dem Kopfe und der Bruſt gepreßt. Man erhält hier eine gegenſeitige Wirkung, welche allemal um deſto mehr in die Augen fallen muß, wenn das Fußbad aus zuſammenziehenden Mitteln beſtehen ſollte, welche man doch ſonſt ſo ſorgfältig vermeidet. Von ſolchen Fußbädern hat das Frauenzimmer Schaden zu erwarten; und was das Erkälten der Füße, in Anſehung ihrer Reinigung, für ſchädliche Wirkungen nach ſich ziehe, kann die Folge des Barfußgehens, oder das nicht genug Warmhalten der Füße, wofür ich oben, S. 505 gewarnt habe, bekräftigen. Auch vor Gebrauch des Fußbades müſſen die Füße nicht zu ſehr erkältet ſeyn, inſonderheit bey Krampfzufällen, vornämlich dem Herzklopfen. In ſolchem Falle muß man vorher die Füße mit warmen Tüchern reiben. Eben dieſes Reiben iſt zu beobachten, wenn das Frauenzimmer bey Verſtopfung der Reinigung ein Fußbad gebrauchen will, und die Füße ſelbſt kalt ſind. Man muß das Waſſer lauwarm ma-

machen, wenigſtens doch nur ſo warm, daß davon keine groſſe Empfindlichkeit erfolge. Iſt das Waſſer kalt geworden, kann man bequem etwas wärmeres dazu gießen. Einige Zufälle verlangen, daß man die Füße tief in das Fußbad ſetze. Man kann auch das Gefäß oben etwas enger machen, damit das Bad ſeine Wärme deſto länger behalte. Ja, wenn man etwas lange in dem Fußbade ſitzt, ſo kann die Wärme des Waſſers füglich vermehret werden, ohne daß man Unbequemlichkeiten davon empfinden ſollte.

Es kömmt nun auf die Frage an: zu welcher Zeit das Fußbad am nützlichſten, ja ich möchte wohl ſagen, auch am bequemſten, zu gebrauchen ſey? Wenn die nächſte Abſicht iſt, wie es denn auch keine andere ſeyn kann, als den Einfluß des Blutes in die Füße zu vermehren, deſſen Bewegung durch dieſe Theile zu erleichtern, und ſolchergeſtalt von den obern Theilen den Abfluß des Blutes zu befördern: ſo erhellet, wie ſchädlich es ſey, ſich bald nach gebrauchtem Fußbade zu erkälten. Alsdann würde der Zufluß des Blutes mehr zu den obern Theilen erfolgen, da die Kälte nothwendig die Theile der Füße conſtringiret, welche alſo mehr widerſtehen, und mithin das Blut weniger ein- und durchlaſſen. Da ſich das Blut nicht zuſammen drücken läßt, und die Maſſe einerley bleibt, ſo muß daſſelbe nothwendig häufiger in andere Gefäße gepreßt werden, und zwar in Gefäße, welche, weil ſie ſchon vorher mit zu vielem Blute angefüllt geweſen ſind, nur geringern Widerſtand thun. Dieſer zu erwartende Schade iſt am ſicherſten dadurch zu verhüten, wenn man das Fußbad des Abends gebraucht, ſich gleich darauf in das Bett leget, und ſolchergeſtalt die Erkältung vermeidet. Man wird darauf ruhig ſchlafen; eine etwas lebhaftere Bewegung des Blutes, ja eine gleichmäßige Bewegung deſſelben, wird die Ausdünſtung vermehren, von welcher die Beſchaffenheit der Geſundheit gröſtentheils mit abhängt. Dieſer Effect wird ſich um deſto mehr offenbaren, je ſorgfältiger man dabey verfährt, und ſich beſonders hütet, daß man

ſich

ſich nicht mit vollem Magen zu Bette lege. Uebrigens pflegt man die Fußbäder entweder nur aus bloßem Waſſer zu machen, oder auch Aſche und Salz darein zu ſchütten, oder endlich auch aus Weizenkleye, und allerley wohlriechenden Kräutern und Blumen, als: Kamillen ꝛc. zu zurichten. Doch müſſen, wenn man geſund iſt, die Fußbäder nicht gar zu oft, inſonderheit von Kindern, gebraucht werden, weil ſonſt die Füße beſtändig ſchwitzend, und daher übel reichend, gemacht werden. Siehe auch Bad.

Von dem Gebrauche der Fußbäder wider die Hühneraugen, ſiehe unter Leichdorn.

Fuß=Band, ſiehe Fuß=Eiſen.

Fuß=Bank, **Fuß=Schämel**, **Fuß=Tritt**, L. Scabellum, Fr. Eſcabeau, Eſcabelle, Marche-pié, eine Bank, die Füße darauf zu ſetzen; dergleichen die Fußbank auf den Galeeren iſt. Oder auch der unterſte Theil von einer Bank oder einem Stuhle, worauf zu deſto mehrern Bequemlichkeit im Sitzen die Füße ruhen können.

Fuß=becken, L. Pelluvium, Fr. Baſſin à laver les piés, eine Art großer Becken zu Fußbädern und zum Fußwaſchen; zum Unterſchiede von einem Handbecken.

Fuß=Blatt. 1. An den Füßen der Menſchen und einiger Thiere, der Theil der unterſten Fläche des Fußes, von der Fußſohle an bis zu den Ferſen; ſiehe oben, S. 493. In weiterm Verſtande begreift man auch wohl die ganze unterſte Fläche des Fußes, den Plattfuß, mit Einſchluß der Fußſohle, unter dieſem Namen.

2. Figürlich, eine amerikaniſche Pflanze mit vielen dem Fruchtboden einverleibten Staubfäden, einem Staubwege, einer neunblätterigen Krone, und einem dreyblätterigen Kelche, Aentenfuß, Anapodophyllum *Tourn.* Podophyllum *Linn.* Es giebt von dieſem Geſchlechte zwo Arten:

1) Das ſchildförmige Fußblatt, Podophyllum peltatum *Linn.* Es wächſt in dem nördlichen Theile

von Amerika. Die weiße knotige, und mit vielen Zäſerchen ſeitwärts hinkriechende Wurzel, treibt einige, etwa ½ Fuß hohe Stängel, auf deren Spitze ein rundliches, ſchildförmiges, in 5 oder 6 Einſchnitte tief zerſchnittenes Blatt ſitzt. Wenn die Blüthe hervor kommen ſoll, theilt ſich der Stängel, und man ſieht alsdann 2 dergleichen Blätter, aus deren Winkel der Blumenſtiel entſpringt. Dieſer trägt nur eine große weißliche Blume, welche im April erſcheint. Die Frucht iſt gelb, und wird, weil ſie im May reif iſt, und wegen ihrer ovalen Geſtalt einem kleinen Apfel gleicht, auch **Mayapfel** genannt. Die Wurzel ſoll Erbrechen verurſachen, und in Carolina ſtatt der Ipecacuanha gebraucht, auch mit dieſem Namen beleget werden. Die Frucht wird von den Kindern in Amerika gern gegeſſen.

Man findet dieſe Art auch zuweilen in den europäiſchen Gärten, und ſie dauert bey einem mäßigen Winter in freyem Lande, inſonderheit, wenn ſie unter Bäumen oder Stauden einigen Schutz erhält. Sie liebt einen leichten Boden; in einem fetten fault die Wurzel gern.

2) **Das doppelblätterige Fußblatt**, Podophyllum diphyllum *Linn.* Es wächſt in Virginien. Aus der Wurzel treiben Stiele, deren jeder zwey völlig ganze, halbherzförmige Blätter trägt. Zwiſchen dieſen treibt der mit einer Blume beſetzte Stängel.

Fuß-Bock. Die Schieferdecker bedienen ſich, wenn ſie den ſo genannten Abfall machen, öfters der Gerüſte der Mäurer; mehrentheils aber treten ſie auf ſo genannte Fußböcke, die auf verſchiedene Art gemacht, und *Fig.* 821, A, B, C und D, vorgeſtellt ſind, welche ſie mit Stricken an die Balken, oder anderes Holzwerk des Daches befeſtigen. Dieſe Böcke ſind wie ein Strebepfeiler geſtaltet. D ſtellt einen dieſer Böcke an ſeiner Stelle vor, deſſen ſenkrechte Seite a b ſich an die Mauer d d, um den Abfall e zu machen, lehnet. Das Strickwerk geht durch ei-

eine Kerbe, die in das Hauptgeſims gemacht iſt, in das Gebäude, wo es dergeſtalt an das Zimmerwerk befeſtigt iſt, daß ſich das Obertheil des Bockes ungefähr 1 Fuß tief unter dem Abfalle befindet. Dieſe Böcke werden zu 10 bis 12 Fuß von einander geſtellet. Auf ihre horizontale Arme c leget man eine Leiter, und bedeckt dieſe mit Bretern. Solchergeſtalt erhält der Arbeiter die Bequemlichkeit, ſitzend, kniend oder ſtehend zu arbeiten, wie es ihm am beſten vorkömmt. Siehe auch Rüſt⸗Bock.

Fuß⸗Boden, Fr. Plancher, die untere Fläche oder der unterſte Boden eines Zimmers, welcher zum Gehen beſtimmt iſt; zum Unterſchiede von dem obern Boden oder der Decke; der Stubenboden, Niederſ. die Diele.

Man pflegt die Fußböden entweder mit Bretern oder Dielen zu belegen, welches man das Dielen nennt, ſ. Th. IX, S. 248, f. und Döbelboden, Th. IX, S. 355; oder mit verſchiedenem Holze auszulegen, welches man einen getäfelten Fußboden, Fr. Parquet, nennt, ſiehe Th. IX, S. 250, und eingelegte Holzarbeit, im Art. Holz; oder von Gyps oder Lehm zu verfertigen, ſiehe den Art. Eſtrich; oder endlich mit Steinen, entweder koſtbaren, als: Marmor, oder gemeinen, als: Flieſen, ſ. Th. XIV, S. 261, f. Bruchſteinen, Ziegeln, oder Feldſteinen zu bekleiden und zu pflaſtern.

In Städten pflegt man in gemeinen Häuſern die Fußböden mit breiten Bruchſteinen, zu pflaſtern; ſchöner aber läßt es, wenn es mit vier⸗ oder ſechseckigen Ziegeln geſchieht; es ſind aber die Ziegel nicht ſo dauerhaft, und laſſen ſich eher austreten, als die Bruchſteine, daher in anſehnlichen Häuſern die Fußböden mit feinen Quaderſteinen gepflaſtert werden.

Die Belegung der Fußböden mit Ziegeln geſchieht auf zweyfache Art:

1) Auf die breite Seite.

Hiezu kann man, der Erfahrung nach, die Regel annehmen: Zu 10 Quadratfuß Fußboden werden 20 Stück große, oder 26 Stück kleine Ziegel erfordert. Wenn man nun die zu dem ganzen Fußboden nöthigen Ziegel wiſſen will, ſo muß man den Quadrat Inhalt des Fußbodens ausrechnen, und ſagen Zu 10 Quadratfuß werden 20 Stück große oder 26 Stück kleine Ziegel erfordert, wie viel ſind alſo zu der Zahl der Quadratfuße des ganzen Fußbodens nöthig? ſo giebt die heraus gebrachte Zahl die Summe der zum ganzen Fußboden nöthigen Ziegel zu erkennen.

Es ſey z. B. ein Fußboden lang 20 Fuß
breit 16 ″

Inhalt des Fußbodens 320 Quadratfuß.

Zu 10 Quadratf. 26 Stück kleine Steine, wie viel zu 320 □ Fuß?

$$\begin{array}{r} 26 \\ \hline 1920 \\ 64 \\ \hline 8320 \end{array}$$

$\frac{8320}{10}$ 832 Stück kleine Ziegel.

2) Auf die hohe Kante.

Hiezu dient die Regel: Zu 10 Quadratfuß Boden werden auf die hohe Kante 40 Stück große, oder 60 Stück kleine Ziegel erfordert. Um nun die zu dem ganzen Fußboden nöthige Anzahl Ziegel zu wiſſen, muß man auch den Quadratinhalt des Fußbodens ausrechnen, und ſagen: zu 10 Quadratfuß werden 40 große oder 60 kleine Ziegel erfordert, wie viel Stück ſind alſo zu der Zahl der Quadratfuße des ganzen Fußbodens nöthig? ſo giebt die herausgebrachte Zahl die Summe der zum ganzen Fußboden nöthigen Steine zu erkennen.

Der Quadrat Inhalt des Fußbodens ſey z. B. 320 □ Fuß.

Zu 10 Quadratf. 60 Stück kleine Steine, wie viel zu 320 □ Fuß?

$$\begin{array}{r} 60 \\ \hline 19200 \end{array}$$

$\frac{19200}{10}$ 1920 Stück kleine Ziegel.

Hrn. Landbaumeiſter Huth Unterricht zu Bauanſchlägen, 1 Th. Halberſt. 1777, f. S. 31, f.

Das Steinſetzerarbeitslohn wird im Verdinge bezahlt, wie folget:

Für

Für einen Fußboden mit harten Bruchſteinplatten zu belegen, und den Sand zum Vergleichen eintragen, wird an Arbeitslohn, incluſ. dem Handlanger, bezahlt
für 100 Quadratfuß, 8 Groſchen.

Für einen Fußboden mit behauenen Sandſteinplatten zu belegen, und den Sand einzutragen.
für 100 Quadratfuß, 6 Groſchen.

Für einen Fußboden mit Ziegeln zu belegen, und den Sand zum Vergleichen einzutragen, wird an Arbeitslohn, incluſ. des Handlangers, bezahlt

1) Wenn die Ziegel auf die breite Seite in bloßen Sand geleget werden,
für 100 Quadratfuß, 8 Groſchen.

2) Wenn die Ziegel auf die breite Seite in Lehm oder Kalk gelegt, und die Fugen mit Kalk ausgeſtrichen werden.
für 100 Quadratfuß, 12 Groſchen.

3) Wenn die Ziegel auf die hohe Kante in Sand geſetzt werden,
für 100 Quadratfuß, 16 Groſchen.

4) Wenn die Ziegel auf die hohe Kante in Kalk gelegt werden,
für 100 Quadratfuß, 1 Rthlr.

Huth, a. ang. O. S. 70.

Mit Bohlen die Fußböden zu belegen, iſt nicht dauerhaft; es müßten denn eichene Bohlen ſeyn. Eſtriche auf Fußböden, dauern, wegen des vielen Hin= und Hergehens, auch nur eine Zeit lang.

In Sälen pflegt man die Fußböden mit feinen Quadern zu belegen, oder beſſer mit Marmor, und zwar von verſchiedenen Farben, wodurch zuweilen allerley artige Deſſeins entſtehen. In Ermangelung der feinen Quadern, oder der Marmorplatten, gießt man wohl in den Sälen Eſtriche, oder beleget ſie mit Bohlen nach einem feinen Deſſein.

In Sommerzimmern macht man die Fußböden von Marmorplatten, auch wohl geſchliffenen Ziegeln oder Eſtrichen; in Winterzimmern aber, oder auch in beſtändigen Wohnzimmern, macht man breterne Fußböden, welche mit allerley abwechſelndem Holze, und nach

verſchiedenen Arten in einander geſchlungen, oftmals ſchön gemacht werden, und allerley Deſſeins vorſtellen können. Fig. 822 ſtellt ſechs Muſter dar, welche ſich theils zu hölzernen, theils zu marmornen oder ſteinernen Fußböden ſchicken.

Die Morgenländer hatten, zu ihrer Pracht, Fußböden von Glas und Kryſtal. Hr. D. Michaelis führt davon in ſeiner Diſſert. de artificialibus codicis ſacri ex Corano illuſtratis, §. 14, folgendes an: „Die Hebräer und „Araber hatten die Gewohnheit, den Boden in ihren größten „Häuſern und Schlöſſern, mit Glaſe, Kryſtale und Edelſteinen, „um ihn dem Meere ähnlich zu machen, zu bedecken; daher „erzählen auch Muhammed und ſeine Ausleger, der Thron „des Salomo hätte auf einem ſolchen gläſernen Boden ge„ſtanden; und da die Königin aus Saba hinzu gegangen „wäre, ſo hätte ſie es für wahres Waſſer gehalten, und „deswegen ihre Schenkel entblößt. Es wäre zwar eine Fa„bel, man könnte aber doch daraus die Sitten des Volkes und „die Einrichtung der Häuſer kennen lernen. Ein ſolcher glä„ſerner Boden würde auch dem Throne Gottes von Johannes „(Offenb. 4, 6.) „beygeleget, indem er vor demſelben ein „gläſernes Meer geſehen zu haben bezeuget. Auf eben dieſe „Art hätte auch Ezechiel unter dem Throne Gottes entweder „Eis, oder einen Kryſtall (Ezech. 1, 22,) und Moſes (2. B. „Moſ. 24, 10,) einen Boden von Sapphier unter den Füßen „des Gottes Iſrael geſehen.“

Man leſe hierüber des Hrn. Ritter Michaelis Gedanken, in ſeiner, aus dem 4. Th. der Comment. Soc. Goett. reg. überſetzten Geſchichte des Glaſes und der gläſernen Gefäße bey den Hebräern, im 21. St. des Hamb. Magaz. S. 473—477.

Was die Fußböden auf dem Lande betrifft, ſo ſind dieſelben entweder im unterſten Stockwerke, und zwar theils in den Vorhäuſern, Hausfluren, Küchen, Speiſekammern, Ställen und Gewölben, theils in Stuben und Kammern, oder Wohnzimmern; oder ſie ſind in den andern Stockwerken befindlich. Bey dieſen allen finden verſchiedene landwirthſchaftliche Bauanmerkungen Statt.

Die Böden außer den Stuben und Kammern, müſſen vorzüglich ſehr feſt, und zum häufigen, oft ungeſchickten und ohne Schonen vorfallenden Gehen verſchiedener unvorſichtiger Leute, zum Tragen, Laſten, Klopfen und Schlagen, zumal in Vorhäuſern, geräumlich ſeyn. Daher ſchicken ſich weder Böden von Balken und Bretern, noch auch von Eſtrich, oder von bloßer Erde, wenn dieſe auch ſo feſt, wie in Scheuntennen, wäre, ſondern es müſſen entweder Tafelſteine und ſteinerne Platten, welche dick genug und von einem guten Sandſteine ſind, oder gebrannte Steine ſeyn, welche gut, feſt, und nach der Bleywage in Sand eingeleget werden, damit ſie ſich nicht ſenken, oder hohl liegen, oder leicht zerſtoßen werden, bald aber hier und da Tiefen bekommen, worin das vergoſſene Waſſer ſtehen bleibt, welches nicht nur ungeſund und unreinlich iſt, ſondern auch das unten befindliche Erdreich, mithin auch den Boden gar bald verändert und wandelbar machet. Weil auch in Kellern, Brauhäuſern, Malzkammern und Küchen, oft Waſſer vergoſſen wird: ſo iſt es ſehr dienſlich, wenn man dieſe ſteinerne Fußböden auf einer Seite etwas abhängig anlegen, und an der niedrigen Seite Rinnen anbringen läßt, welche einen Abzug auf den Hof, vermittelſt einer ſteinernen Rinne, haben, damit dadurch dieſe Feuchtigkeit abgeführet werde, nicht aber an und auf die Grundmauern trete. In Pferde = und Viehſtällen iſt eben dieſer Boden der beſte; nur müſſen, zum Stande der Pferde ſelbſt, abhängig an einander gelegte ellerne oder eichene Schwellen ſeyn; wie ich im Art. Stall ausführlicher zeigen werde. Dergleichen Abzüge in die äußere Erde, muß man auch aus tiefen Kellern und Gewölben anzubringen ſuchen, oder doch kleine Baſſins verfertigen, worein ſich die Feuchtigkeit ziehen, und woraus ſie weggeſchaffet werden kann. Uebrigens hat man von dieſen ſteinernen Böden an gedachten Oertern wegen der Kälte und Feuchtigkeit ſo viel nicht zu be=

befürchten, als wenn ſolche in den untern Wohnzimmern angebracht werden. Denn in dieſen ſind weder ſteinerne noch Eſtrichböden, am wenigſten aber jene, aus angeführten Urſachen tauglich, ungeachtet ſie in Niederſachſen zum Theil noch ſehr gemein ſind; es müßten denn Geſindeſtuben ſeyn, wo ohne dieß oft viel gegoſſen wird, vornämlich, wenn in denſelben, für das Vieh, vermittelſt der im Ofen eingemauerten Waſſerblaſen oder Töpfe, das Waſſer warm gemacht werden muß, die Einrichtung aber nicht dergeſtalt gemacht iſt, daß man das in dem Stubenofen gewärmte Waſſer draußen in der Küche ausſchöpfen kann. Daher kann man, wie gedacht, in Geſindeſtuben des untern Stockwerkes die Eſtrichböden, wenn ſie nur gehörig geſchlagen ſind, oder auch von Steinplatten, oder gebrannten Ziegeln, beybehalten. In andern Wohnzimmern dieſes Stockwerkes hingegen ſind allemal Fußböden von recht trockenen und ſtarken, Tannen= oder Kiefernbretern, die keine Aeſte, Splitter und Riſſe haben, vorzuziehen; nur muß man dahin ſehen, daß dieſelben wenigſtens ½ Elle höher, als der Platz vor dem Hauſe, auf ſtarke, oder doch gehörig unterlegte und nicht ſchwankende Balken, die mit Sand oder recht trockenem Schutt von Stein= und Kalkſtücken umſchüttet ſind, geleget werden. Eben dergleichen, ja eine, wo möglich, noch höhere Ausfüllung iſt inſonderheit auch in ſolchen Wohnzimmern nöthig, worunter Keller und Gewölbe liegen, damit ihre Feuchtigkeit und die verſchloſſenen dicken Dünſte, welche im Winter, inſonderheit da die Keller wärmer ſind, in ſelbigen in die Höhe ſteigen, die Zimmer nicht feucht, moderig und ungeſund machen, überdem aber die Verſtock= und Fäulung der Bodenbalken und Breter oder Dielen nicht ſo leicht befördern können.

Das Wachsthum der Schwämme unter einem Fußboden zu hindern, iſt kein ſicherer Mittel, als hinlängliche Zuglöcher in dem unterſten Rande der Schwellen eines Zimmers, in die Giebelſeiten und Zwiſchenwände zu machen, oder

oder auch die Grundmauern nicht dicht, ſondern mit Oeffnungen aufzuführen, ſo, daß die Luft durch den Boden frey ſpielen kann. Die Luftlöcher, welche in dem unterſten Rande der Zimmerſchwellen gemacht werden, können 2 Zoll hoch, und 6 Z. breit ſeyn, und 2 Ellen von einander abſtehen. Weil aber dieſes einen beſtändigen Luftzug unter dem Boden verurſachet: ſo iſt nöthig, einen doppelten Boden zu machen, damit man, nebſt der Verſicherung vor Schwammgewächſen, doch warme Zimmer bekomme. Die Balken unter einem ſolchen Boden können mit Theer oder mit Vitriolwaſſer überſtrichen werden, nirgends aber müſſen ſie auf die Erde anſtoßen, ſondern mit ſteinernen Pfeilern an den Enden, und, wenn ihre Länge ſolches erfordert, auch in der Mitte, unterſtützet werden. Zwiſchen jedem Paar Balken muß 1¼ Elle ſeyn. Den obern Rand dieſer Balken leget man nach dem Waſſerpaſſe; der untere Rand aber muß ſo hoch liegen, als der untere Rand der Schwellen, worein die Luftlöcher gemacht ſind. Werden die Luftlöcher in die Grundmauern ſelbſt gemacht, ſo kann man die Balken 2 Zoll tiefer legen. Erdbänke oder Schutt ſind ganz und gar unnöthig und ſchädlich, wenn man doppelte Böden machet. Längs an den untern Rändern an beyden Seiten dieſer Bodenbalken, werden Rippen angenagelt, die aus halben Bodenbretern wie Dachlatten geſchnitten ſind; auf dieſe leget man zwiſchen die Balkenſtücke Breter, und darauf ſowohl, als über die Balken, werden Rinden geleget, worauf man eine trockene Füllung von grobem Sande, oder Kohlengeſtübe und durchgeworfenen Kalkſchutt von eingeriſſenen ſteinernen Gebäuden, oder auch von durchbrannter Sanderde, macht. Nachdem man die Füllung bis an den obern Rand der Bodenbalken geleget hat, kann man über die Rinden auf eben dieſe Balken, Latten von halben Bodenbretern annageln, und auf dieſe endlich trockne, wohl zuſammen gefügte und gehobelte Boden Dielen befeſtigen. Decken und Böden zwiſchen verſchiedenen Stockwerken laſſen ſich auf eben die Art verfertigen; nur müſſen die Balken dicht beyſamen liegen, damit nicht die Decke ſich ſenke.

Was den Sand zur Ausfüllung unter den Fußboden betrifft, ſo wird zu jede 100 Quadratfuß Fußboden erfordert

1 Zoll dick zu 100□Fuß,	8½ Kubikfuß Sand.
1½ — — — — — —	12½ — — —
2 — — — — — —	16⅔ — — —
2½ — — — — — —	20⅓ — — —
3 — — — — — —	25 — — —

Die

Die Fußböden in den andern Stockwerken, geben zugleich die Decken in den Zimmern ab. Man hat dabey auf die Wärme, und mithin auf die hinlängliche Dicke derſelben, zu ſehen, hienächſt aber zu verhüten, daß ſie nicht zu ſchwer werden, und die Wände zu ſehr beläſtigen, inſonderheit, wenn dieſe nicht von Stein aufgeführt, ſondern nur mit Lehm ausgekleibt ſind, oder doch in letztern nicht ſehr ſtarke Ständer angebracht werden, welches dann, wo das Holz rar und theuer iſt, der Menage wegen nicht anzurathen iſt. Uebrigens muß man auch bey dieſen Fußböden in Wohnzimmern auf die Geſundheit ſehen, und daher verhüten, daß ſie nicht kältend ſeyn, welches, außer dem daß ſie die Gebäude beläſtigen, die an vielen Orten noch ſo beliebten Eſtrichböden, nebſt denen von ſteinernen Platten, thun. In aller dieſer Abſicht halte ich demnach dafür, daß dieſe Fußböden, wenigſtens, wenn ſie zugleich die Decken über Wohnzimmer abgeben, von ſtarken Balken, die nicht ſchwanken, verfertiget, zwiſchen dieſelben aber Staken mit Lehm und Stroh umwickelt, eingefüget und gebracht, hernach aber oben mit vorerwähnten Dielenbretern wohl und feſt beleget werden, wofern nämlich eine ſolche Decke nicht zugleich zum Schüttboden dienen, ſondern bloß die Decke eines Wohnzimmers ſeyn ſoll. Die Eſtrichböden ſchicken ſich am beſten in Vorſäle und Vorrathskammern; in Wohnzimmern hingegen kälten dieſelben nicht nur, wie gedacht, inſonderheit an den Füßen, ſehr, ſondern es ſind dieſelben auch, des Kalkſtaubes und anderer Urſachen wegen, welche im Art. Eſtrich angeführt worden ſind, nicht anzurathen. Man kann auch wohl die Fußböden in den Stockwerken aus lauter an einander gelegten Balken machen, denn ſie ſind feſt und warm; allein, ſie beläſtigen die Wände zu ſehr, und ſind koſtbarer, als erſtbeſchriebene ausgeſtakte Fußböden. Es gehört daher ſtarkes Mauerwerk dazu, welches die Balkenböden zu tragen geſchickt iſt. Eben deswegen halte ich von ge-

pfla-

pflaſterten Böden in Böden in obern Stockwerken, vornämlich über den Wohnzimmern, eben ſo wenig, als an dieſen Oertern, von Eſtrichböden. Wenn die Zimmer und Behältniſſe nicht gar zu breit ſind, thut man auch wohl, wenn man die ſo genannten Träger, außer in dem untern Stockwerke, vermeidet, überhaupt aber die Decken, unten nach der Tiefe zu, gleich verkleiben und begypſen, nicht aber die Balken ſehen läßt, ſondern ſelbige verkleidet und der Decke gleich machet. Von den oberſten Fußböden unter den Dächern, welche man zugleich zu Schuttböden gebraucht, werde ich im Art. Kornboden handeln.

Die breternen, inſonderheit getäfelten, Fußböden in vornehmen Häuſern, werden, zur Zierde, mit Wachs glatt und glänzend gerieben, welches man Bohnen nennt; ſ. Th. VI, S. 142, f. Dergleichen gebohnte Fußböden aber machen durch ihre Glätte ein Zimmer mehr gefährlich, als ſchön.

Daß das allzu öftere Scheuern der Fußböden für die Geſundheit nachtheilig ſey, werde ich im Art. Wohnzimmer zeigen.

Ich gedenke noch der für alte und podagriſche Perſonen im Winter zu vermittelnden Einrichtung eines wärmern Fußbodens. Es iſt bekannt, daß alte Leute, und Podagrici gemeiniglich, ſehr über Kälte an den äußern Gliedmaßen, vornämlich an den Füßen, zu klagen pflegen. Wird ihr Wohnzimmer ſehr warm gemacht, ſo können ſie vor Hitze am Kopfe nicht dauern; wird hingegen leidlich geheizet, ſo ſind die Füße kalt. Dieſen kann man auf folgende Art helfen. Wenn ſie in dem unterſten Stockwerke wohnen, laſſe man den Fußboden der Stube aufreißen, die Erde 3½ bis 4 Ellen tief ausgraben, und hernach Wände von Mauerſteinen aufführen, als ob man einen Keller machen wollte. Sodann laſſe man ordinäre Balken darüber legen; doch etwas enge beyſammen. Auf die Balken werden dünne

ne Tiſchlerbreter genagelt, welche eben nicht allzu genau an einander fugen dürfen. In dieſen Keller nun ſetze man einen Windofen mit einer Windröhre, dergleichen ich im Art. Ofen beſchreiben werde, und laſſe die oberſte Oeffnung derſelben mit einer Röhre verſehen, welche durch die Breter in das Wohnzimmer gehe, aber nicht die Breter berühre, ſondern rings herum frey, durch ein größeres Loch, als ſie dick iſt, gehe, und mit einem eiſernen Kreuze, oder dergleichen, befeſtiget werde, damit ſie nicht die Breter anzünde. Auch laſſe man die Rauchröhre durch die Breter in die Stube gehen, und führe ſie alsdann erſt durch die Wand hinaus. Wenn nun alſo der Ofen im Keller geheizet iſt, und dieſer wohl verſchloſſen gehalten wird, ſo wird die Hitze am meiſten in die Höhe ſteigen, und durch die dünnen Breter dringen. Die Windröhre wird auch viel warme Luft in die Stube blaſen; die Rauchröhre wird ebenfalls wärmen; kurz, die Stube wird an dem Fußboden eben ſo warm ſeyn, wie oben an der Decke. Man kann auch die Treppe aus der Stube in den Keller gehen laſſen; da man denn, durch Auf- und Zumachung der Treppenthüre, die Wärme in der Stube vermehren und vermindern kann.

Will man ein ſolches Zimmer in dem obern Stockwerke anlegen, ſo wird die jetzt geſchehene Anweiſung eine hinlängliche Anleitung geben, wie man, anſtatt des Kellers, eine Unterſtube dazu brauchen könne.

Leutmanns Feuernutzung. Wittenb. 1723, 8. S. 131, f.

Fußboden-Decke, ſiehe Fuß-Tapete.

Fuß-Bret, ein Bret, welches für die Füße beſtimmt iſt, auf, oder an welches man die Füße ſetzt; z. B. das Fußbret eines Bettes, Fr. Pié de lit; das Fußbret an an einer Kutſche. Letzteres iſt ein gewöhnlich behobeltes Bret, welches auf ſeiner obern breiten Seite nach ſeinem ganzen Umfange eine Leiſte hat; dieſes wird mit dem Geſimshobel oder dem Kehlzeuge verzieret, und mit Nä-

geln

geln auf dem Fußbrete befeſtiget. Bey Prachtkutſchen verzieret man dieſes Fußbret an ſeinem vordern Theile mit Bildhauerarbeit. An der hintern ſchmalen Seite bekömmt daß Fußbret zween Zapfen, die in den ſo genannten Schämel eingelaſſen, und von dem Schmiede befeſtiget werden.

Sprengels Handw. und Künſte, II. Samml. S. 177.

Fuß-Decke, Fr. Couvre pied, eine, gemeiniglich durchgenähete, Decke von Taffet, Kattun ꝛc. welche nur über einen Theil des Bettes gebreitet wird, um die Füße zu bedecken.

Zuweilen verſteht man unter Fußdecke, auch die ſonſt ſo genannte Fußtapete; von welcher weiter unten.

Fuß-Dienſt, Dienſte, welche zu Fuße verrichtet werden. Beſonders Frohn- oder Hofdienſte, welche ein Unterthan nur für ſeine Perſon, ohne Fuhren und Zugvieh, zu leiſten verbunden iſt; und in engerer Bedeutung Gänge, welche er zur Frohne verrichten muß; welche Arten der Frohnen auch Fußfrohnen, Handdienſte oder Handfrohnen, im Oberd. Fußrobathe, heißen; zum Unterſchiede von den Spanndienſten.

Fuß-Eiſen. 1. Siehe Fuß-Angel. 2. Eiſerne Feſſel, die Füße eines Verbrechers damit zu befeſtigen; ein Ring mit einer Kette, ſo man einem Gefangenen oder Uebelthäter an das Bein oberhalb des Unterfußes leget; ein Fußband, eine Fußſchelle, Niederſ. Vorhhelden; L. Compes, Fr. Cep, Sep, Entrave, Fer aux pieds.

Fuß-Entzündung bey Pferden. Wenn der Erdboden im Sommer durch die anhaltende Wärme und trockene Witterung ſehr heiß und trocken iſt, oder wenn im Winter durch Froſt die Straßen hart und höckerig geworden, imgleichen, wenn dieſelben mit vielen kleinen eckigen Steinen belegt ſind: ſo geſchieht es zum öftern, daß ſich bey denen Pferden, welche täglich auf der Straße gehen, durch den öftern Druck des Erdbodens, ſowohl gegen den Strahl als auch gegen die Sohle, die Füße ent-

entzünden, dergeſtalt, daß ſie davon lahm und ſchmerzhaft gehen müſſen. Dieſe Entzündung der Füße kömmt gemeiniglich zum Schwären, und der Eiter bricht hinten bey den Ballen, zwiſchen dem Ende der Haut und dem Anfange des Hufes, (welche Gegend der Saum genannt wird,) hervor. Dieſes hat veranlaßt, daß die Alten dieſen Schaden das Verballen, oder Verbällen (welches einige unrichtig durch Verböllen, Verbellen, oder Erbellen, ausdrücken,) genannt haben. Bey Kriegspferden, deren Hinterfüße, vielleicht aus Sparſamkeit, oder um bey dem Dienſte ſich nicht leicht treten zu können, nicht beſchlagen ſind, und welche lange Märſche auf ſteinigen Wegen thun müſſen, pflegen alsdann dergleichen Schäden ſehr häufig vorzufallen, und man ſieht zum öftern dergleichen Pferde bey einer Armee crepiren, wenn die Regimentsſchmiede ſolche Fußentzündungen nicht einſehen, ſondern das Pferd, ſeines ſchmerzhaften Gehens wegen, für verſchlagen (verfangen, rehe,) halten; da es denn geſchieht, daß in der Zeit, da ſie das Pferd von der Rehe zu heilen unternehmen, daſſelbe, mit Erleidung der heftigſten Schmerzen an ſeinen entzündeten Füßen, ohne Hülfe dahin gehen muß, bis die Entzündung bis zum Schwären gekommen iſt, und der Eiter bey dem Saume der Ferſen, zwiſchen der Horn- und Fleiſchſohle hervor bricht, welches alsdann, wiewohl oft zu ſpät, den ungeſchickten Pferdearzt von der wahren Urſache des Hinkens belehret. Denn nicht ſelten iſt alsdann das Pferd mit einem ſtarken Entzündungsfieber befallen; der unter der Hornſohle lange geſteckte Eiter hat hin und wieder die Fleiſchſohle bis auf den kleinen Fuß zernaget, ja wohl gar den kleinen Fuß angegriffen; oder er iſt neben dem ſeitwärts an der Wand des Fußes her gelagerten ſchildförmigen Knorpel (welchen ich im Art. Huf beſchreiben werde,) bis oben zu dem Saume hinauf gedrungen. Kurz, der zuerſt für gering geachtete Schade iſt nunmehr ſo ſchlimm geworden, daß davon das Pferd in die äußerſte Gefahr

ge-

geſetzt, und ſelbiges zu heilen, lange Zeit und Ruhe erfordert wird, die aber in Feldzügen ſelten Statt findet, weshalb dann manches Pferd zu Grunde geht.

Vollfüße, Plattfüße, und diejenigen, welche niedrige Trachten haben, pflegen, ungeachtet ſie beſchlagen ſind, der Entzündung mehr, als hohe Füße, unterworfen zu ſeyn. Bey erſtern hat die Entzündung insgemein unter der Sohle und dem Strahle, bey beyden letztern aber in den Ballen oder unter dem Strahle ihren Sitz. Eben ſo verhält es ſich auch bey beſchlagenen Hinterfüſſen; wenn aber dieſe unbeſchlagen, und die Füße vorn bey den Zehen niedrig getreten ſind, ſo iſt auch die Entzündung mehrentheils bey den Zehen unter der Sohle anzutreffen. Der Grund hievon läßt ſich leicht einſehen, wenn man erweget, daß bey Vollfüßen der Druck des Erdbodens am ſtärkſten auf die Mitte der hier erhabenen Sohle und den Strahl geſchieht; bey platten und bey Füßen mit niedrigen Trachten hingegen, trifft der Druck mehrentheils den Strahl oder die Ballen; weil aber unbeſchlagene Hinterfüße leicht vorn bey den Zehen abgenutzet, und hier gemeiniglich niedriger als bey der Tracht getreten werden, ſo folgt auch daher, daß bey denſelben ein ſchädliches Drücken mehr bey den Zehen, als bey den Ballen, ausgeübt werden könne.

Aus dieſer Anmerkung kann ſich ein Schmied die Lehre ziehen, bey unbeſchlagenen Hinterfüßen vornämlich die Zehen durch Kneipen mit der Zange zu unterſuchen, ob nicht hier die Entzündung ihren Sitz habe; bey unbeſchlagenen aber verſteht ſich von ſelbſt, daß die Entzündung einzig und allein unter dem Strahle oder unter den Ballen zu ſuchen ſey.

Obgleich die Fleiſchſohle unter dem Strahle und bey den Ballen nicht ſo empfindlich iſt, als vorn bey den Zehen des Fußes, ſo iſt ſie doch daſelbſt nicht ohne alle Empfindung, und wegen der darin enthaltenen Gefäße auch einer Entzündung fähig.

Alle Entzündungen, in was für Theilen des thieriſchen Körpers ſie auch entſtehen mögen, haben jedesmal eine Stockung der Säfte, oder eine Ergießung derſelben in das Zellgewebe, zum Grunde, mit welcher ein gröſſerer oder geringerer Schmerz verknüpft iſt, je nachdem der entzündete Theil, und mit dieſem zugleich der ganze thieriſche Körper, mehr oder weniger Empfindlichkeit beſitzt; oder, je nachdem die Stockung der Säfte einen größern Raum des entzündeten Theiles eingenommen hat; oder, je nachdem die ſtockenden Säfte mehr oder weni- Schärfe beſitzen, durch welche die feſten Theile gereizet werden. Hieraus folgt, daß bey einem gleichen Schaden ein Pferd doch mehr, als das andere, Schmerzen leiden könne.

Gemeiniglich wird die Fußentzündung durch äußere Urſachen hevor gebracht; doch kann ſie auch bloß aus innern Urſachen entſtehen.

Zu den äußern **Urſachen** gehören folgende: 1) Die im Anfange dieſes Artikels erwähnte Beſchaffenheit des Erdbodens, wodurch ein ſchädliches Drücken gegen den Strahl und die Ballen geſchieht. 2) Wenn Schmiede die Sohle und den Strahl zu dünn, oder aber die Tracht zu niedrig ſchneiden, d. h. den Fuß viel auswirken. 3) Wenn das aufgeſchlagene Eiſen zu kurz iſt. 4) Wenn auf breite und mit niedrigen Trachten verſehene Füße, aus Sparſamkeit, zu ſchmale Hufeiſen aufgeſchlagen werden; oder wenn 5) das Hufeiſen an einigen Stellen auf die Hornſohle drückt.

Zu den *innern* **Urſachen** kann man alle diejenigen zählen, durch welche eine Stockung der Säfte in der Fleiſchſohle erzeuget wird. Dieſe können folgende ſeyn: 1) Eine Vollblütigkeit im Körper, oder, wenn das Blut zu dick und zäh iſt. 2) Wenn das Blut mit zu großer Geſchwindigkeit und in allzu großer Maße nach den Füßen hingetrieben wird. 3) Wenn ſich in der Fleiſchſohle verſchiedene Gefäße krampfhaft zuſammen

ziehen, oder aber wenn ſie erſchlaffen, und dadurch auſſer Stand geſetzt ſind, das mit dem Pulsſchlage herbey gebrachte Blut weiter fort bis in die Abſonderungs- und Blutgefäße hinein zu preſſen.

So verſchieden dieſemnach diejenigen Urſachen ſind, durch welche eine Entzündung am Fuße hervor gebracht werden kann, ſo iſt doch der Schade, an ſich ſelbſt betrachtet, immer der nämliche. Nur um einer ſchicklichen Abtheilung willen, werde ich bloß diejenige Entzündung, welche einzig und allein von dem Drucke des Erdbodens gegen die Hornſohle und die Ballen entſteht, das Verbällen, diejenige aber, welche den Druck des Eiſens, oder eine von den kurz vorher angezeigten innern Urſachen zum Grunde hat, die **Fuß-Entzündung** nennen.

Ein jeder Druck, der auf die Hornſohle dergeſtalt geſchieht, daß er in der darunter liegenden Fleiſchſohle empfunden wird, wirkt auf ihre Gefäße, und zugleich auf die darin enthaltenen Säfte. Erſtere werden jedesmal zuſammen gedrückt; die letztern aber, wider ihren natürlichen Lauf, ſowohl zurück als auch zu geſchwinde vorwärts getrieben. Betrachtet man nun die Schlag- und Blutadern als mit Blut angefüllte Röhren, ſo iſt leicht einzuſehen, wie das in ihnen befindliche Blut, bey jedem Drucke derſelben, ins beſondere wenn er ſchnell angebracht wird, den Häuten, woraus die Adern gebildet ſind, widerſtehe; mithin erleiden die Aderhäute zwiſchen dem Drucke von außen, und dem Widerſtande des Blutes von innen, eine Preſſung; und dieſe Preſſung der Aderhäute wirkt wiederum in diejenigen zarten Gefäße, mit welchen auch ſelbſt dieſe Häute durchwebt ſind. Es werden nämlich die darin enthaltenen Säfte nicht nur widernatürlich zurück, ſondern auch mit zu großer Gewalt vorwärts getrieben; und hieraus entſteht nothwendig eine Unordnung in dem Gewebe von Gefäßen dieſer Aderhäute, durch welche ſie zu ihren natürlichen und zum Umlauf des Blutes unumgänglich nothwendigen Verrichtungen, nämlich, bald ſich zuſammen ziehen und bald ſich erweitern zu können, ganz untüchtig gemacht werden. Sie werden entweder erſchlaffet und zum Nachgeben gebracht; oder ſie ziehen ſich zuſammen; oder ihre Häute ſchwellen an, und verengern dadurch die innere Weite der

Gefäße dergeſtalt, daß das Blut nicht hindurch fließen kann. So bald aber das Blut durch einigen Widerſtand in ſeinem natürlichen Laufe zurück gehalten wird, ſo bald vermehrt ſich daſſelbe in den nahe dabey liegenden Gefäßen, ſowohl in Anſehung ſeiner Menge, als auch ſeiner gegen die innern Wände der Gefäße drückende Kraft, wodurch endlich die Schlagadern zum Nachgeben gebracht und dergeſtalt erweitert werden, daß auch die aus den Schlagadern ſeitwärts entſpringenden Abſonderungsgefäße an ihren Mündungen ſich erweitern, und desfalls zugeben müſſen, daß das Blut hinein dringen könne. Weil aber auch dieſe, wie die Schlagadern, im Fortgange nach und nach immer enger werden, überhaupt aber dieſelben zum Blutlauf nicht nur zu enge, ſondern auch, das Blut weiter fort zu treiben, zu ſchwach ſind: ſo geräth es darin zum Stocken. Iſt der Nachtrieb des Blutes ſtark, und die Gefäße geben allenthalben nach, ſo ergießt es ſich in das Zellgewebe; oder aber, die Gefäße zerreißen, und die enthaltenen Säfte fließen gleichfalls in das Zellgewebe. Außerdem iſt es nichts ungewöhnliches, daß auch mit Säften angefüllte zarte Gefäße, wenn ſie ſehr ſchnell zuſammen gedrückt werden, zerſpringen können, und ihre enthaltene Säfte ausfließen laſſen, welche ſich dann ſofort außerhalb ihren natürlichen Schranken und in das Zellgewebe ergießen.

Durch ein zum öftern abwechſelndes Drücken der Blutgefäße in der Fleiſchſohle, kann das in denſelben enthaltene Blut dergeſtalt erhitzet werden, daß bloß hievon die Fleiſchſohle entzündet wird. Denn, je mehr die Blutkügelchen unter ſich und an den Wänden der Gefäße gerieben werden, deſto mehr müſſen ſich dieſelben nothwendig erhitzen; und je mehr deren Hitze ſich vermehrt, deſto mehr muß auch die Blutmaſſe, vermittelſt der in dem Blute enthaltenen Luft ſich ausdehnen, und in den Gefäßen einen weitern Raum einzunehmen ſich bemühen. Auch können bloß durch ein vermehrtes Reiben der Blutkügelchen die Schlagadern dermaßen gereizet werden, daß dieſe ſich krampfhaft zuſammen ziehen.

Dergleichen Erhitzungen des Blutes werden noch mehr vermehrt, wenn im Sommer der Erdboden ſehr warm und trocken iſt, und hievon der Hornſohle eine ungewöhnliche Hitze mitgetheilt wird, die von da bis in die Fleiſchſohle weiter geht. Ein Umſtand, um welches willen die Verbällung bey warmem trocknen Wetter, mehr als wenn es kühl iſt, vorfällt.

Indem aber bey Erweiterung der Gefäße auch zugleich diejenigen Nervenfaſern, mit welchen die Gefäße durchwebt ſind,

um denſelben ihre Reinigkeit mitzutheilen, widernatürlich gedehnt, und bey abwechſelnden ſehr erweiterten Pulsſchlägen gezerrt werden: ſo entſteht daher der eine Entzündung jedesmal begleitende Schmerz. Dieſer Schmerz kann, wenn er groß iſt, in den Nerven fortgeſezt, und allen reizbaren Theilen des Körpers mitgetheilt werden, ſo daß daher ein Fieber entſteht. Durch ein ſolches ſchmerzhaftes Fieber werden die Schlagadern krampfhaft zuſammen gezogen, und das Blut wird in den innern Eingeweiden, vorzüglich in den Lungen, zurück gehalten, mithin hier eine Stockung deſſelben hervor gebracht, die zum öftern das Thier tödtet.

Hieraus laſſen ſich die ſchädlichen Folgen von dem zu vielen Auswirken der Füße, den niedrigen Trachten, und dem zu kurzen, oder nach den Stollen hin zu ſchmalen Hufeiſen, erklären; und es iſt daher äußerſt zu mißbilligen, wenn bey dem Beſchlagen die Hornſohle und der Strahl ſo dünn geſchnitten werden, daß das Pferd beynahe auf der Fleiſchſohle gehen muß. Eine dicke Hornſohle an den Füßen ſchafft unter andern auch den Nutzen, daß ſie diejenige Urſache verhindert, welche ein heiſſer Erdboden zu der Entzündung der Fleiſchſohle beyträgt. Denn, je dünner die Hornſohle iſt, deſto leichter können die vom heißen Erdboden zurück kommenden heißen Strahlen durch ſie hindurch fahren, die Fleiſchſohle nicht nur zu erhitzen, ſondern auch zugleich die hornichten Röhrchen, in welchen bey ihrem Anfange die Enden der Fleiſchſohle ſtecken, (wie ich im Art. Huf deutlicher zeigen werde,) dergeſtalt austrocknen und zuſammen ziehen, daß dadurch den hornichten Röhrchen der ſo nöthige Nahrungsſaft entzogen und in den Gefäßen der Fleiſchſohle zurück gehalten wird. Und was iſt wohl leichter einzuſehen, als daß dergleichen zurück gehaltene Säfte in den Gefäßen der Fleiſchſohle ſtocken, und daſelbſt eine Entzündung hervor bringen können! Auch diejenigen Menſchen, deren Beruf es iſt, als Boten über Land zu gehen, erfahren es an ſich, wie viel ein heißer Erdboden zu der Erhitzung der Füße beytrage.

Die Zeichen, woraus man ſchließen kann, ob derjenige Fuß, mit welchem das Pferd hinkt, verhällt ſey, ſind folgende: 1) Wenn das Pferd geht, ſo bezeigt daſſelbe erſt alsdann die Empfindung eines Schmerzens, wenn der Fuß hinten bey den Ballen nieder getreten werden ſoll. 2) Es geht auf ſteinigem Wege ſchmerzhafter, als auf weichem Boden. 3) Wenn

das Pferd im Stalle oder außerhalb demſelben ſtill ſteht, ſo nimmt es ſich in Acht, den Fuß hinten bey den Ballen nicht gegen die Erde nieder zu drücken; viel lieber ſteht es vorn auf der Zehe, und mit dem Feſſelgelenke gerade, oder vorwärts überkippend. 4) Sind die Ballen und der Strahl widernatürlich heiß; und wenn darauf gedrückt wird, ſo empfindet das Pferd davon Schmerzen, die es mit einem Zucken des Fußes an den Tag giebt. 5) Sind zween Hinter- und zween Vorderfüße zugleich verbällt, ſo hebt das Pferd beym Stillſtehen, bald den einen und bald den andern Fuß abwechſelnd in die Höhe. Sind aber demſelben alle vier Füße verbällt, ſo pflegt es mehr zu liegen als zu ſtehen; und wenn es aufſtehen oder vorwärts gehen ſoll, ſo läßt es ſich beynahe in allem an, als ob es rehe ſey. Allein, auch dieſes kann durch folgendes entſchieden werden: Wenn ein rehes Pferd ſteht, ſo ſetzt es ſeine Vorderbeine vorwärts um deſto beſſer hinten auf den Ballen ruhen, und deſſen Füße vorn bey der Zehe ſchonen zu können. Dieſes bezeigt es auch im Gehen; das heißt, im Gehen ſetzt daſſelbe ſeine Vorderfüße eher bey den Ballen, als bey der Zehe, nieder. Dem verbällten Fuße hingegen iſt es anzuſehen, daß das Pferd im Gehen ſich mehr in Acht nimmt, bey den Ballen, als bey der Zehe nieder zu treten. Der Grund hievon liegt darin, daß erſteres die mehreſten Schmerzen in der Zehe hat, und das letztere ſie bloß in den Ballen empfindet. Dieſes iſt beſonders um deswillen anzumerken, weil man zuweilen Pferde antrifft, denen alle vier Füße verbällt ſind, und welche davon ſolche Schmerzen leiden, daß ſie auf der Streue niederliegen, nicht freſſen wollen, und dabey ein ſolches Entzündungsfieber haben, als ob ſie recht ſtark von der Rehe befallen wären.

Nicht weniger kann ein Arzt auch dadurch zu einem Irrthum verleitet werden, wenn das Pferd nur einen verbällten Fuß hat, indem daſſelbe alsdann geht, als

ob es an dem Fuße vernagelt wäre. Allein, der Schade wird ſich bey einer nähern Unterſuchung bald entdecken, und zwar alsdann, wenn der Rand der Sohle mit Kneipen vermittelſt einer Hufzange, und die Ballen mit Drücken des Daumens unterſuchet, und hiedurch gefunden wird, in welcher Gegend des Fußes ſich die mehreſten Schmerzen entdecken können.

Alle die kurz vorher beſchriebenen Kennzeichen ſind auch bey beſchlagenen Hinterfüßen, wenn dieſelben an den Ballen entzündet ſind, anzutreffen; dahingegen, wenn ſie unbeſchlagen geweſen, ſo hat mehrentheils die Entzündung vorn bey der Zehe ihren Sitz, und alsdann will das Pferd in der Streue gar nicht auf die Fußzehen treten; vielmehr hebt es dieſelben in die Höhe, und wenn es auf den Fuß zu treten genöthigt geweſen iſt, ſo zieht es denſelben, mit Bezeigung eines Schmerzens, eiligſt nach dem Bauche in die Höhe. Zum öftern verſucht es den Fuß niederzuſetzen; allein, kaum hat es die Zehe wider die Erde gebracht, ſo zuckt es den Fuß wider in die Höhe. Im Fortgehen ſetzt es den Fuß mit Zittern auf den Boden; oder aber es hüpft auf drey Beinen fort. Sind aber beyde Hinterfüße zugleich bey der Zehe entzündet, ſo will es lieber liegen als ſtehen; und wenn es aufrecht zu ſtehen genöthigt wird, ſo ſetzt es mit Zittern und Schmerzen bald einen und bald den andern Fuß nieder; im Fortgehen ſetzt es beyde Füße vorwärts, und will nicht damit fortſchreiten. Hiebey befindet ſich jedesmal ein ſchmerzhaftes Fieber, welches nach Verhältniß der Schmerzen, und des Pferdes Empfindſamkeit, geringe oder heftig iſt.

So bald nun der Arzt durch die jetzt beſchriebenen Kennzeichen dahin gebracht wird, zu glauben, das Pferd habe den Fuß verbällt, ſo muß er, um ſich davon noch mehr zu verſichern, folgendermaßen verfahren: Wenn der verbällte Fuß mit einem Hufeiſen belegt iſt, ſo wird daſſelbe abgenommen, und die Hornſohle und

der Strahl werden etwas dünner geſchnitten, damit der Fuß deſto beſſer unterſucht werden, und die nachher anzuwendenden Hülfsmittel deſto beſſer durch die Hornſohle hindurch in die Fleiſchſohle wirken können. Hierauf muß man mit Kneipender Hufzange um den Rand der Sohle, und mit Drücken des Daumens wider den Strahl und die Ballen erforſchen, in welcher Gegend das Pferd hievon die mehreſten Schmerzen empfinde. Bezeigt das Pferd hiebey allenthalben Schmerzen zu fühlen, ſo iſt auch die ganze Fleiſchſohle entzündet; und man ſagt alsdann, der ganze Fuß ſey verbällt. Wird der Schmerz nur an einer Seite des Fußes bemerkt, ſo muß auf das Vernageln nachgeſucht, oder auch Acht gegeben werden, ob nicht hier das Eiſen zu nahe auf der Sohle gelegen und dieſelbe dergeſtalt gedrückt habe, daß ſie davon in dieſer Gegend entzündet worden ſey. Wenn aber das Pferd durch das Kneipen mit der Zange am Rande der Sohle keinen Schmerzen empfindet, ſondern nur dann, wenn man mit dem Daumen gegen den Strahl oder gegen die Ballen drückt: ſo iſt dieſes ein Beweis, daß bloß der Strahl oder die Ballen verbällt ſind. Auf gleiche Weiſe muß auch die Unterſuchung bey unbeſchlagenen Füßen angeſtellt werden. Insbeſondere aber hat man bey dergleichen Hinterfüßen darauf zu ſehen, ob nicht bey dieſen die Entzündung ihren Sitz vorn bey der Zehe in der Fleiſchſohle habe; denn dieſer Vorfall iſt bey den Hinterfüßen um deswillen gewöhnlicher, weil ſie mehr vorn bey der Zehe, als hinten bey der Tracht, abgenutzt und niedrig getreten werden.

Die Verbällung nimmt einen zweyfachen Ausgang. Entweder wird ſie, welches am beſten iſt, durch die Zertheilung gehoben; oder wenn deren Zertheilung nicht erhalten werden kann, ſo geht ſie in ein Schwären über, und es erfolgt alsdann eine Abſonderung der Hornſohle von der Fleiſchſohle, ſo weit die Entzündung im Umfange geweſen iſt. Dieſes wird jedoch ſelten erfolgen,

wenn der Arzt zeitig herbey gerufen wird, und wenn man ſogleich dienliche Hülfsmittel dawider anwendet.

Geſetzt, die Verbällung wäre in ihrem Anfange, und noch geringe: ſo wirke man die Sohle und den Strahl, d. h. den Fuß, etwas dünn aus; ſodann richte man das Hufeiſen etwas hohl, und wähle ein ſolches hiezu, das etwas breit und geſchickt ſey, den Fuß forthin vor jedem Drucke zu bewahren. Wofern aber der Fuß niedrige Trachten hat, müſſen die Stollen des Eiſens, um gleicher Abſicht willen, etwas hoch ſeyn. Ein ſolches Eiſen ſchlage man auf den Fuß. Es verſteht ſich dabey von ſelbſt, daß dieſes alles auch bey zuvor unbeſchlagenen Hinterfüßen geſchehen müſſe. Wenn das alles geſchehen iſt, ſo ſtreiche man den No. 1 oder No. 2 beſchriebenen Einſchlag, (*) fingersdick auf die Sohle und zugleich über den Strahl; und damit der Einſchlag nicht von der Sohle abfallen könne, lege man etwas Flachs oder einen Lappen darüber, und ſpreitze es mit etlichen Holzſpänen unter das Hufeiſen, oder umbinde den Fuß mit einem Lappen. Alle 4 Stunden hebe man den Fuß in die Höhe, und gieße bey den Ballen etwas Branntwein auf den Einſchlag, damit derſelbe, ohne den überlegten Flachs weg zu nehmen, von dem aufgegoſſenen Branntwein wieder erfriſchet und feucht gemacht werden möge. Des Morgens und Abends wird jedesmal der alsdann von der Hitze des Fuſſes trocken gewordene Einſchlag abgenommen, und wieder, wie zuerſt, ein friſcher aufgelegt.

(*) Einſchlag, *No.* 1. Man nehme gepülverten Alaun 4 Loth, und miſche von zwey Eyern das Weiße dazu, gieße unter ſtetem Umrühren ſo viel Branntwein hinzu, bis es wie ein dünner Brey wird.

No. 2. Man nehme Lehm oder Thonerde ½ ℔, Küchenſalz 4 Loth, und miſche dieſes mit hinlänglichem Eſſig oder Branntwein, zu einem dünnen Brey.

Der unter No. 1. beſchriebene Einſchlag iſt der beſte, und daher, wenn man anders die dazu nöthigen Ingredienzien haben kann, allen andern weit vorzuziehen. Seine Wirkung beſteht darin, nicht nur die Hornſohle hart zu machen, ſondern auch die Entzündung in der Fleiſchſohle zu heben. Falls das Pferd den Tag über gehen müßte, und dieſes nicht abzuwenden wäre, ſo laſſe man das Fig. 823 gezeichnete Hufeiſen, an deſſen Enden ein Steg a geſchweißt iſt, auf den Fuß ſchlagen, und ſetze hierauf, ohne etwas auf die Sohle zu legen, ſeine Reiſe fort. So bald man aber Abends in die Herberge kömmt, laſſe man den Fuß mit kaltem Waſſer rein abwaſchen, und, wie vorher geſchehen iſt, wieder einen friſchen Einſchlag auf die Sohle legen.

Reiſende Kaufleute pflegen ihren Pferden des Abends Kuhmiſt auf die Sohle zu legen, um dadurch die Füße zu erfriſchen; ſie würden aber einen weit größern Nutzen von dem Gebrauche der Einſchläge, No. 1 und 2, als durch den Kuhmiſt, erhalten, indem dieſer die Sohle nur ſehr weich macht, und und den Strahl zum Faulen bringt.

Wenn aber durch die jetzt angeführten Hülfsmittel die Entzündung ſich nicht zertheilen ließe, ſondern in ein Schwären übergienge, ſo nehmen die Schmerzen zu, und das Pferd hinkt ſtärker; ja die Schmerzen ſind bey einigen Pferden ſo heftig, daß ſie ein ſchmerzhaftes Fieber erzeugen, und das Pferd deshalb nicht freſſen will. Die Ballen des entzündeten Fußes ſind ſehr heiß, und der Saum hieſelbſt iſt widernatürlich weich, bisweilen etwas geſchwollen, ja manchmal reicht die Geſchwulſt bis oben hinauf über den Feſſel. In dieſem Falle muß man dem Fieber ſogleich begegnen, und dem unter dem Strahle oder bey dem Ballen entſtehenden Eiter einen Ausfluß verſchaffen. Des Fiebers wegen, wird dem Pferde die Ader am Halſe geöffnet, und je nachdem daſſelbe vollblütig iſt, nachdem wird weniger oder mehr Blut abgelaſſen, etwa 2 oder 3 Pfund. Eine Stunde

nach dem Aderlaſſe, giebt man dem Pferde das Pulver No. 3, (*) ein, und wiederholt ſolches alle 6 Stunden, bis die Schmerzen, und mit dieſen zugleich das Fieber nachlaſſen. Dem verbällten Fuße aber iſt folgendermaßen zu begegnen: Man befeuchte Lappen oder Flachs mit dem Mittel No. 4 (**) lege es um den entzündeten Saum und um die geſchwollenen Feſſel herum, und wiederhole ſolches alle 2 Stunden. Auf die Hornſohle und den Strahl, wenn ſie zuvor etwas dünn geſchnitten iſt, lege man den Einſchlag No. 1. Und damit dem unter dem Strahle entſtehenden Eiter zeitig ein Ausfluß verſchafft werde, mache man folgendermaßen in die Ballen einige Einſchnitte. Man läßt durch Jemand den verbällten Fuß aufheben, ſetzt ſodann die Spitze des Meſſers, einen Finger breit, über dem Saume des Ballens auf die Haut, und ſchneidet 4 Linien tief und durch den Saum hindurch, daß das Blut, oder wenn bereits hier Eiter wäre, auch dieſer heraus fließe. Dieſer Einſchnitte macht man in jeden entzündeten Ballen 2 neben einander, ſo, daß ſie Daumensbreit von einander ſtehen. Iſt bloß der innere Ballen entzündet, ſo werden auch hier nur die Einſchnitte gemacht, und der noch geſunde Ballen bleibt damit verſchont;

(*) Pulver, *No.* 3. Man nehme gereinigten Salpeter, zubereitete Auſterſchalen, von jedem 1 Loth, und gebe es mit 1 ℔ kalten Waſſer zum Maule ein.
In Ermangelung der zubereiteten Auſterſchalen, kann man bloß 2 Loth Salpeter nehmen.

(**) *No.* 4. Man nehme weiße Seife, Terpenthinöhl, von jedem 4 Loth, Weinſteinſalz 2 Loth; dieſes miſcht man unter einander, und löſe es hernach mit ½ Maß Kalkwaſſer auf, ſo giebt es eine weiße Milch; welche bey jedesmaligem Gebrauch etwas warm gemacht werden muß.

Oder, man löſe 4 Loth Salmiak in ½ Maß Eſſig auf.

ſchont: iſt aber die Entzündung in beyden, ſo werden auch in beyden zugleich die Einſchnitte gemacht. Hiedurch erlangt man einen doppelten Nutzen: Erſtlich, kann das im Ballen ſtockende Blut heraus fließen, und Zweytens gewinnt der etwa gegenwärtige oder hernach entſtehende Eiter durch die gemachten Einſchnitte eine Oeffnung, um bald heraus brechen zu können. Nach gemachten Einſchnitten ſtreicht man von der Salbe, No. 5, (*) etwas dick auf Flachs oder auf ein Läppchen, und legt es auf die Ballen über die Einſchnitte her, wodurch der Ausfluß des Eiters befördert, und die Schmerzen gemindert werden. Hernach werden die Ballen alle Tage bis zur gänzlichen Heilung mit Auflegung der Salbe, No. 5, verbunden. Man braucht gar kein Bedenken, auch dergleichen Einſchnitte alsdann in die Ballen zu machen, wenn man mit dem Pferde auf der Reiſe iſt, und wenn auch den andern Tag daſſelbe wieder gehen müßte, indem davon wegen der Unempſindlichkeit der Ballen keine ſonderliche Schmerzen entſtehen, und die Wunden hier gar bald wieder heilen.

Wenn der an den Ballen unter dem hornichten Theile des Strahles hervor gedrungene Eiter flüſſig, und dabey aſchgrau oder ſchwärzlich iſt, ſo ſind dieſes Kennzeichen, daß die Fleiſchſohle bloß an ihrer Oberfläche von der Hornſohle getrennet, nicht aber zugleich die Fleiſchſohle von dem Eiter mit zerfreſſen ſey, mithin der Schade bald heilen werde, indem nur die Endungen der Fleiſchſohlengefäße bloß da abgeriſſen ſind, wo dieſelben hornartig zu werden anfangen. Dieſe werden ſich gar bald wieder verlängern, hornartig werden, und zu ihrer Bedeckung ein neues Horn erzeugen. Man braucht nur alsdann das Horn, ſo weit daſſelbe von der Fleiſch-

(*) Salbe, No. 5. Man nehme Balſam Arcäi, Baſilicumſalbe, von jedem gleich viel, und miſche es unter einander.

Fleiſchſohle abgeſondert iſt, weg zu ſchneiden, und auf die entblößte Sohle von der Eſſenz von der runden Hohlwurzel, (Eſs. ariſtolochiæ rot.) oder etwas ſtarken Branntwein darauf zu gießen, und die Stelle mit etwas Flachs zu bedecken, ſo wird nach einigen Tagen ſich wieder eine neue Hornſohle erzeugen, und in weniger Zeit ihre natürliche Härte erlangen.

Die Schmiede haben den verabſcheuungswürdigen Gebrauch, bey dieſem Schaden ſogleich dem Pferde die ganze Sohle abzureißen, ohne Rückſicht, ob es auch die Beſchaffenheit des Schadens erfordere. Nur alsdann iſt das Ausreißen der Sohle nöthig, wenn dieſelbe allenthalben von der Fleiſchſohle abgeſondert, und darunter Eiter verſteckt iſt; außer dieſem dient eine ſolche barbariſche Operation zu nichts, als den zuvor geringen Schaden aus Gewinnſucht größer zu machen.

Mehr bedenklich iſt es, wenn der bey dem Ballen oder unter dem Strahle entſtandene und daſelbſt hervor gedrungene Eiter weißlich und ein wirklicher Eiter iſt, indem daraus ganz natürlich zu ſchließen iſt, daß ſelbſt die Fleiſchſohle, oder wenigſtens ihre Oberfläche, von dem Eiter zerfreſſen ſey. Dieſes geſchieht ſehr oft, mehrentheils aber alsdann, wenn die Entzündung tief in der Fleiſchſohle ihren Sitz gehabt hat, oder, wenn der Fuß vorn bey der Zehe verbällt, und hier der Eiter unter der Hornſohle lange verſteckt geweſen iſt; ja es wird auch wohl ſogar alsdann der Rand des Hufbeines von dem Eiter angefreſſen, und dermaßen zum Verderben gebracht, daß ein Theil davon ſich von dem noch geſunden Knochen abſondert. In dieſem Falle ſchneide man die Hornſohle überall ganz dünn, und ſuche alsdann alles von der Fleiſchſohle abgetrennte Horn dergeſtalt weg zu nehmen, daß auch nicht das geringſte von Eiter dahinter ſich aufhalten könne, und der Schade überall vom Horne entblößt ſey. Die verwundete und entblößte Fleiſchſohle verbinde man täglich zweymal mit Eſſenz von der runden Hohlwurzel, oder mit einer Mixtur aus gleichen Theilen von Myrrhen- und Aloe-Eſſenz, bis

alles

alles heil, und dieſelbe mit neuem Horne wieder bedeckt iſt. Wenn der Rand des Hufbeines von Eiter angefreſſen iſt, kann die Heilung nicht eher erfolgen, bis daß der vom Eiter angegriffene Theil des Knochens ſich von dem noch geſunden abgeſondert habe, welches aber von der Natur erſt nach langer Zeit bewirkt werden kann, und weshalb alſo die Heilung lange zurück gehalten wird. Hier kann die Kunſt weit geſchwinder zum Endzwecke gelangen, wenn man mit einem ſtarken und dabey ſcharfen Meſſer den ſcharfen Rand des Hufbeines, ſo weit derſelbe verdorben iſt, wegſchneidet, die Stelle des entblößten Knochens mit gepülverten Myrrhen dick beſtreuet, und mit Flachs bedeckt. Dieſer Verband mit Aufſtreuen des Myrrhenpulvers wird alle Tage wiederholt, und, ſo geſchwinde als möglich, die Wunde mit Flachs bedeckt, damit die Luft den entblößten Knochen auf deſſen Oberfläche nicht austrocknen könne, welches demſelben ſchädlich und der Heilung hinderlich ſeyn würde. In Ermangelung der Mürrhen kann man zerſtoſſenes Geigenharz nehmen, oder allenfalls nur bloß den Knochen mit reinem Flachſe bedecken. Andere ſonſt gute Heilmittel ſind, auf Knochen angebracht, ſchädlich. Wenn aber das Hufbein nicht am Rande, ſondern nur an ſeiner untern Fläche, auf einer Stelle ſeiner Bedeckung (Knochenhaut) beraubt ſeyn ſollte, dieſe entblößte Stelle aber noch weiß, und nicht ins blaue oder ſchwärzliche gefärbt iſt: ſo darf nur dieſe Stelle, wie oben geſagt worden iſt, verbunden werden, wodurch ſich nach und nach die Fleiſchſohle wieder darüber hinziehen und den entblößten Knochen bedecken wird. Dieſes kann aber alsdann nicht geſchehen, wenn die entblößte Knochenſtelle nicht mehr natürlich weiß, ſondern blau oder ſchwärzlich iſt. Bey ſolcher Beſchaffenheit muß der mißfarbige Knochen, ſo weit derſelbe entblößt iſt, mit einem dazu ſchicklichen Werkzeuge ſo tief weg geſchabt werden, als er von ſeiner natürlichen weißen Farbe abweicht,

weicht, und bis Blut heraus ſchwitzt; welches geſchieht, ſo bald man kaum eine halbe Linie dick von dem Knochen weg geſchabt hat, indem derſelbe ſehr locker iſt. Wenn nun der mißfarbige Theil des Knochens weggenommen iſt, wird die Stelle gleichfalls auf die vorher beſchriebene Weiſe verbunden, und damit bis zu deſſen Bedeckung fortgefahren.

Zum Beſchlaß will ich noch einige Regeln angeben, wie man ſich auf Reiſen bey ſeinen Pferden, die zugleich zarte Füße haben, um der Verbällung vorzubeugen, verhalten müſſe. Es iſt ein alter Gebrauch, ein Pferd, welches auf Reiſen gehen ſoll, einige Tage vorher zu beſchlagen. Wenn aber dieſes bey einem Pferde mit feinen Hufen, oder bey einem ſolchen, das niedrige Trachten hat, geſchieht, und die Füße, nach der allgemeinen ſchlechten Gewohnheit, an der Sohle ſodannn bis beynahe zum Bluten ausgewirkt werden, was kann hierauf wohl anders erfolgen, als daß das Pferd, wenn es ſeine Reiſe hernach auf ſteinigem oder trocknem rauhem Boden verrichten muß, ſeine Füße gar leicht verbället! Ich kenne indeſſen doch auch die vermeinten Vortheile, welche man durch das kurz vorherige Beſchlagen zu erhalten gedenkt; dieſe ſind folgende: 1) damit auf der Reiſe, von fremden, in Anſehung ihrer Geſchicklichkeit unbekannten Schmieden das Beſchlagen nicht nöthig ſey; 2) daß das Pferd deſto ſicherer gehe, und 3) kein Sand oder Koth ſich in dem reinlich ausgewirkten Fuße anſammeln könne; und 4) was noch das ungereimteſte iſt, daß dem Pferde die Steingallen nicht drücken, und daſſelbe nicht ſo leicht die Füße verbällen möge, und was dergleichen mehr iſt. Dieſe vermeinten Vortheile will ich etwas näher betrachten, und ſodann das Beſſere angeben.

Iſt es nicht wahr, und lehrt es nicht die Erfahrung, daß ein neu aufgeſchlagenes Eiſen weit eher abgetreten werden kann, als ein bereits 8 Tage aufgelegenes, welches ſich beſſer an den Huf gelagert hat? und pflegt das Pferd nicht auf einem bereits 8 Tage gelegenen Beſchlage weit dreiſter, als auf einem ganz friſchen, zu gehen? Hat man nicht eher zu befürchten, daß ſich Sand und Steine zwiſchen die Sohle und das Eiſen ſetzen, wenn die Fußſohle und die Hornſohle von dem Eiſen entfernt iſt, als wenn der Fuß von Horn mehr voll iſt, und die Hornſohle gleichſam bis nahe unter das Eiſen hinreicht? Iſt es gewiß, daß die Verbällung eine Entzündung der Ballen oder

beſſer

beſſer geſagt, eine Entzündung der Fleiſchſohle bey dem Ballen ſey, und dieſe mehrentheils von einem ſtarken Drucke entſtehe; ſo iſt es auch gewiß, daß, je dünner die Hornſohle in den Ecken ausgeſchnitten iſt, deſto leichter auch hier die Fleiſchſohle im Gehen gedrückt, und die Ballen davon entzündet werden können. Man muß daher das Pferd wenigſtens 8 Tage vor Antritt der Reiſe beſchlagen, und dabey die Sohle wenig auswirken, auch den ganzen Fuß, ſo viel thunlich iſt, groß laſſen. Dieſes wird einem Pferde, welches von Natur große Füße hat, zureichend ſeyn.

Allein, es giebt Pferde, insbeſondere in großer Herren Marſtällen, welche zarte und ſehr empfindliche Füße haben, und desfalls beynahe wie ſehr zärtliche Perſonen, über ſteinige Straſſen getragen werden müſſen. Dieſer Art Pferde, wenn ſie verſchickt werden, oder aus andern Urſachen eine Reiſe thun ſollen, iſt es dienlich, entweder ihre Füße mit türkiſchen Eiſen, (welche ich im Art. Hafeiſen beſchreiben werde,) oder einem ſolchen, wie oben, S. 554, beſchrieben worden iſt, zu beſchlagen. Dieſes iſt jenem noch um deswillen vorzuziehen, weil bey dieſem, wenn es nöthig iſt, ein Einſchlag auf die Hornſohle gelegt werden kann, welches aber bey dem türkiſchen Beſchlage deswegen nicht angeht, weil die innere Oeffnung des Eiſens klein iſt, und daher hindert, die Sohle mit einem Hülfsmittel belegen zu können. Zu geſchweigen, daß jeder Dorfſchmied gedachtes Eiſen verfertigen kann; da hingegen ein türkiſches ſo zu machen, daß es auch Geſchick hat, iſt in Deutſchland nicht Jedermanns Sache. Ferner dient einem ſolchen mit der gehörigen Vorſicht auf Reiſen beſchlagenen Pferde, des Abends, wenn zuvor die Füße mit Waſſer wohl ausgewaſchen, und die Sohle unter dem Hufeiſen vermittelſt eines eiſernen Hakens, von Sand und Koth gereinigt worden iſt, den Einſchlag No. 1. zu gebrauchen, wie oben, S. 553, bezeigt iſt; ſo wird man alsdann, ohne durch Entzündung der Füße gehindert zu werden, ſeine Reiſe fortſetzen können.

J. A. Kerſtings Unterricht, Pferde zu beſchlagen ꝛc. Gött. 1777, 8. S. 304, f. 98.

Fuß-Fäule bey Schafen. Es iſt dieſes ein Uebel, welchem inſonderheit ſäugende Schafe unterworfen ſind; denn, wenn dieſe täglich zweymal vom Felde nach Hauſe getrieben werden, ihre Hauslämmer zu ſäugen, vornämlich zur Winterszeit, ſo werden ihre Füße wund;

und

und wo nicht zeitig danach geſehen wird, entſteht daraus eine Fäule, woran ſie nicht allein viel Schmerzen leiden, den Appetit verlieren, an Milch und Fleiſch abnehmen, ſondern auch ihre Lämmer und andere Schafe anſtecken. Hienächſt iſt auch, wie Ellis in ſeiner Abhandlung von der engländiſchen Schafzucht bemerkt, an dieſem Zufalle Schuld, daß die meiſten, welche fette Lämmer ziehen, gemeiniglich die Schafe aus den Abendgegenden bekommen, wo ſie auf ebenen oder abhängigen Lande in feinen trocknen Graſe nicht getrieben worden, ſondern frey gegangen ſind, bis ſie nebſt ihren Lämmern, oder ohne Lämmer in Heerden weit zu Markte getrieben werden, wovon ihre zarte Füſſe leicht wund werden; und wenn auch ſolches noch nicht zur Fäule geworden iſt, ſo giebt doch ein unbedachtſamer Landwirth darauf nicht Acht, und treibt die Schafe bald hernach, nachdem ſie gelammet haben, aus und ein. Hiezu kömmt noch, daß bey ſolchen Leuten, welche die ſäugenden Schafe des Nachts bey ihren Lämmern im Stalle laſſen, wohl in einigen Monaten nicht ausgemiſtet, ſondern nur mit friſchem Strohe täglich geſtreuet wird; da denn die Schafe auf der Hitze liegen, und am meiſten davon die Füße verhitzet werden müſſen, wovon die Fußfäule entſteht und beſtändig zunimmt.

Die Verfaſſer der Maiſon ruſtique ſchreiben: „Wenn ein „Schaf davon lahm wird, daß ihm die Klauen zu weich ge„worden ſind, weil es zu lange auf ſeinem Miſte geſtanden hat, „und es damit ſo weit kömmt, daß es nicht mehr gehen kann, „ſo ſoll man die Spitze der Klaue abſchneiden, darüber unge„löſchten Kalk legen, ſolchen mit Leinwand verbinden, und es „denſelben Tag widerholen, folgenden Tages aber dazu ein „wenig Grünſpan thun, und mit dieſen Mitteln ſo lange fort„fahren, bis die Klauen wieder geſund wären“

Adam Speed, welcher im Jahr 1628 geſchrieben hat, giebt in einem ſeiner Wirthſchafsbücher folgendes Mittel an: „Wenn die Klauen lahm, geborſten, übergewachſen oder zer„brochen ſind, ſo beſchneidet man ſie gehörig, macht ein Pfla„ſter von unausgeſchmolzenem Wachſe, Harz, Terpenthin, fri„ſchem

„ſchem Kalk und Schweinfett, beſtreicht die Klaue mit Kamil„lenöhl, und leget das Pflaſter über, bindet es feſt, und läßt „das Schaf nicht auf ſteinige, naſſe oder ſumpfige Orte gehen, „bis es wieder gut iſt.“

Nach Hrn. Ellis Berichte, hat ein Lammpachter zu Layhill bey Bovington im Hertfordiſchen, folgendes Mittel bewährt befunden. Man thut blauen Vitriolſtein, eines Nußkernes groß, in $1\frac{1}{2}$ bis 2 Unzen Aquafort (Scheidewaſſer), läßt ihn darin zergehn, und verwahret es in einer Flaſche, welche man mit einem gläſernen Stöpſel verſchließt. Beym Gebrauche viſitiret man die Wunde mit einem glatten Hölzchen, reiniget ſie, ſo gut es angeht, und beſtreicht den ſchadhaften Theil der Klaue mit dieſem Waſſer, behält das Schaf zu Hauſe, und verbindet ihm den Fuß mit einem Lappen.

Da die Fußfäule bisweilen ſo ſtark wird, daß über oder unter der Klaue Materie ausläuft, ſo bringen einige die geſunden Schafe allein damit ſie nicht angeſtecket werden, und reinigen die Wunde, wenn ſie ſehr ſchlimm iſt, mit dem Federmeſſer, auch bis es blutet, von allem ſchwammigen, wilden und faulen Fleiſche. Da nicht nur ſäugende Schafe, welche viel getrieben werden, ſondern auch andere, zumal große Schafe, welche beſtändig in hohem Graſe auf tiefen naſſem Lande gehen müſſen, faule Füße bekommen: ſo gebraucht man folgende Cur. Man kocht Schweinſpeck, Seife und Terpenthin mit einander. (Es muß mehr Speck, weniger Seife, und das wenigſte Terpenthin ſeyn.) Dieſes ſtreicht man auf ein Stück mit Oehl erweichtes Schafleder, bindet es ganz heiß um den Fuß, läßt es eine Woche darauf liegen, wäſcht hernach den Fuß mit Urin, leget das Leder wieder auf, und läßt es, bis das Thier völlig geſund iſt, liegen. Alsdann zerläßt man ein Stückchen Alaun und weißen Vitriol in warmem Waſſer, und beſchmiert den Fuß damit, vermittelſt einer Feder; dieſes trocknet den Ort, und macht den Fuß wieder feſt. Oder, man vermiſchet Salz, Schmeer und Theer am Feuer, leget es heiß auf den Fuß, und bindet

bindet altes Leder darum, ſo wird gemeiniglich in 3 oder 4 Tagen der Fuß völlig heil ſeyn.

Im Lincolnſchen bekommen die großen Schafe, weil ſie meiſtens in naſſen Gruben und gellen Graſe gehen, leicht die Fußfäule. Dawider halten die Schäfer eine Vermiſchung von Scheidewaſſer, blauem Vitriol, Grünſpann, weiſem Sublimat, auch etwas vom beſten Weineſſig, in Bereitſchaft. Zuerſt reinigen ſie die Wunde am Fuße, jedoch ſelten ſo viel, daß es bluten müßte; tunken eine Feder in dieſes Waſſer, und beſchmieren den Ort, ein oder zweymal. Eben dieſes brauchen ſie unterweges des Abends oder Morgens wenn die Schafe den Tag über getrieben, und davon wund geworden ſind.

Fuß=Flaſche, ſiehe Wärm=Flaſche.

Fuß=Frohne, ſiehe Fuß=Dienſt.

Fuß=Gänger, Fr. Homme à pié, Piéton, der zu Fuße reiſet. Auch ein Soldat, welcher zu Fuße dienet, ein Infanteriſt, zum Unterſchiede von einem Reiter. Siehe Fuß=Knecht.

Fuß=Geſims, in der Baukunſt, das Geſims an dem Fuße oder Fußgeſtelle einer Säule; zum Unterſchiede von dem Haupt=Geſimſe; ſ. oben, S. 514. S. auch Geſims.

Fuß=Geſtell, ein Geſtell, ſo fern es den Fuß eines Körpers oder einer Laſt ausmacht. Das Fuß=Geſtell einer Säule, der Säulenfuß, Säulenſtuhl; ſiehe Poſtement. Das Fußgeſtell einer Bildſäule, eines Uhr Gehäuſes, eines Tiſches, u. ſ. f.

Bey den Jägern werden auch die Schenkel des Habichtes das Fuß=Geſtell oder Geſtell genannt.

Fuß=Gicht, ſiehe Podagra.

Fuß=Hader, Fuß=Tuch, Fr. Torchon, ein Lappen oder Tuch, womit man die Schuhe reiniget. Eines Fußhader ſeyn, von ihm zu verächtlichen Dienſten gemißbrauchet werden.

Fuß=Hammer, bey den Goldſchmieden; ſiehe unter Hammer.

Fuß=Kette, zu Erhaltung der Jungfrauſchaft; ſiehe im Art. Jungfrauſchaft.

Fuß=Knecht, Fr. Fantaſſin, Homme de pié. 1. Eine veraltete Benennung eines Soldaten zu Fuße, eines Fußgängers, oder Infanteriſten, der auch ein Reiſeknecht genannt wurde, von Reiſe, Feldzug. 2 Macc. 12, 20. 33. Cap. 13, 2.

2. Im Forſtweſen, ein Forſtknecht, der unter dem Förſter zu Fuße dienet, ein Heideläufer, Forſtläufer, zum Unterſchiede von dem Heidereiter; ſ. Th. XIV, S. 537.

Fuß=Kreuz, **Gang=Kreuz**, **Oeffner=Kreuz**, ein gewiſſer Theil an der Scheermühle in den Seidenmanufacturen. S. Sprengels Handw. und Künſte, 14te. Samml. S 403.

Fuß=Maß. 1. Das Maß eines Fußes, dergleichen z. B. der Schuſter nimmt. 2. Das Maß nach Fußen, zum Unterſchiede von dem **Ellen=Maße** u. ſ. f. Siehe oben, S. 514, fgg.

Fuß=Nägel, ſiehe **Nagel an Händen und Füßen**.

Fuß=Pfad, im Oberdeutſchen und der höhern Schreib-Art, ein Fußſteig, Fußweg; ſiehe **Fuß=Steig**.

Fuß=Pfahl, im Bergbaue, ein Bret, welches man in den Anfall leget, worauf die Stämpel angetrieben werden, damit ſie nicht ausweichen.

Fuß=Pflug, eine Art ſchwediſcher Pflüge; ſ. unter **Pflug**.

Fuß=Reiſer, in dem Jagdweſen, dürre Stangen um den Vogelheerd, damit die Vögel darauf fußen, d. i. ſich darauf ſetzen können; ſiehe **Antritt**.

Fuß=Riemen, bey den Hutmachern ein hänfener Strick, oder lederner Riemen, der ſich an jedem Ende mit einem Ringe endiget, in welchen man den Fuß ſetzt; **Fig. 824**.

Bey dem Ausrupfen der Haare aus den Biberfellen, ſitzt der Rupfer von einer Bank, oder dem ſo genannten Bocke; über dieſen wird das Fell ſeiner Länge nach ausgebreitet, und vermittelſt des Fußriemens, mit welchem er daſſelbe an demjenigen Ende umſchließt, welches ihm am nächſten liegt, indem er mit beyden Füßen in die Ringe des Riemens tritt, feſt gehalten.
Hrn. Abt Nollet Hutmacherkunſt, im 6. B. des Schaupl. der Künſte und Handw. Lpz. und Königsb. 1767, gr. 4. S. 176.

Fuß-Ring. Die meiſten Schriftſteller haben von den Hottentottinnen verſichert, ſie trügen Därme von Schafen und andern Thieren um die Füße. Dieſes aber iſt eine Unwahrheit. Nach Kolbens Erzählung tragen die Mädchen, von ihrer Kindheit bis ins zwölfte Jahr, Binſen, in Ringe gebunden, um die Füße vom Knie bis an die Hacken. Wenn ſie zu dieſem Alter gekommen ſind, machen ſie dieſe Ringe aus Schnittlingen von Schafs- oder Kalbshaut, eines kleinen Fingers dick. Sie ſengen das Haar ab, und kehren alsdann die Seite, darauf es ſtand, einwärts. Einige, welche Weiber geworden ſind, haben über hundert ſolche Ringe am Fuße, ſo artig gewunden und zuſammen gefügt, daß ſie wie eine zuſammenhängende Windel ausſehen, und durch langes Tragen ſo hart wie Holz werden. Damit dieſe Ringe nicht herab fallen, befeſtigen ſie dieſelben mit breiten Bändern an den Gelenken; und ſie dienen theils als ein Zierrath des weiblichen Geſchlechtes, (denn das hottentottiſche Frauenzimmer trägt dieſer Ringe mehr oder weniger nach ihrem Range,) theils die Füße zu verwahren, daß ſie im Felde nicht von Dornen und Hecken zerriſſen werden.

Fuß-Sack, eine Art eines großen und geräumigen Sackes, welcher insgemein von grobem Tuche oder anderm ſtarken wollenen Zeuge gemacht und inwendig mit gutem Rauchwerke ausgefüttert iſt, deſſen man ſich im Winter, ſowohl auf Reiſen, als ſonſt, zur Verwahrung der Füße, welche darein geſtecket werden, wider große Kälte zu bedienen pflegt.

Von Fuß-Säcken für Frauenzimmer, ſ. Th. XIII, S. 240.

Fuß-Schämel, ein Schämel zum Behuf der Füße; in der anſtändigern Sprechart, eine Fuß-Bank; ſ. oben, S. 531.

An den Leinweber- und Zeugmacher-Stühlen, die beweglichen Tritte unter den Füßen des Webenden. Siehe Th. XXXVI, S. 44.

Fuß=Scheit, bey den Köhlern, Scheite, welche bey einem geſetzten Meiler an der untern Schicht in die Quere auf einander geleget werden, damit die geſtübten Meiler unten auf der Stätte Luft behalten, daß die Feuer ziehen können. Siehe **Kohlen=Brennen.**

Fuß=Schelle, eiſerne Feſſel an den Füßen; zum Unterſchiede von den **Hand=Schellen.** Siehe **Fuß=Eiſen** 2. und Schelle.

Fuß=Schwinden bey Pferden, Kern=Schwinden. Man ſagt, dem Pferde ſchwinde der Fuß, wenn derſelbe von außen nach und nach kleiner wird, und die Hornſohle, nebſt dem Strahle, ſich tief nach dem Fuße hin ſenken, gleich als ob keine Fleiſchſohle darunter wäre. Schmiede pflegen alsdann zu ſagen, das **Pferd habe kein Leben im Fuße, oder, es ſey demſelben das Leben geſchwunden.** Pferde, welche ſehr trockne feine Schenkel haben, ſind zu dieſem Fehler mehr geneigt, als andere mit ſtarken Beinen.

Dieſer Schade kömmt jedesmal daher, wenn es den am Fuße befindlichen Theilen am Zufluſſe nöthiger Nahrungsſäfte gebricht, mithin die Fleiſchſohle und zugleich auch die Fleiſchwand dergeſtalt unter der Hornſohle vertrocknen, daß das Horn beynahe bis auf das Hufbein zu liegen kömmt. Pferde mit ausgetrockneten Schultern haben auch öfters dieſen Fehler zugleich mit. Er entſteht auch insgemein nach ſolchen Beinſchäden, bey welchen das Pferd lange Zeit ſehr heftige Schmerzen empfunden hat; wie auch alsdann, wenn bey Knie= oder Feſſelgelenkwunden Gliedwaſſer ausgefloſſen iſt. Ueberhaupt kann aus allem, wodurch der Fleiſchſohle und der Fleiſchwand die benöthigten Nahrungsſäfte entzogen, oder deren Gefäße zuſammen gezogen werden, auch das Schwinden des Fußes entſtehen.

Der Fehler wird mehr bey den Vorder= als bey den Hinterfüßen angetroffen, und verurſachet, daß das Pferd blöde geht, oder wohl gar davon hinket. Man kann

es daran erkennen, wenn das Klopfen mit dem Hufhammer an der Hornwand einen hohlen Ton von ſich hören läßt, wenn der Fuß widernatürlich kleiner wird, und wenn bey dem Beſchlagen die Hornſohle und der Strahl ſich äußerſt tief ausſchneiden laſſen, ohne daß ſich Blut zeigt.

Folgende Hülfsmittel werden bey einem ſolchen Schaden, wofern er nicht zu alt iſt, gute Dienſte leiſten. Zuvörderſt ſchneide man die Hornſohle und den Strahl allenthalben ſo tief aus, bis daß beynahe das Blut durch das wenige ſitzen gebliebene Horn durchſchwitzet; alsdann ſchmiere man von dem Einſchlage *No.* 1, (*) allenthalben fingersdick darüber her, bedecke es mit Flachs, und laſſe es 24 Stunden liegen. Hernach nehme man das alte weg, und lege wieder friſchen Einſchlag auf, wiederhole dieſes drey oder viermal, und ſetze es alsdann drey Wochen aus. In dieſer Zeit aber lege man alle Abend von dem Einſchlage *No.* 2 (**) auf die Sohle, ſtreiche davon etwas auf einen Lappen, und binde es um das Feſſelgelenk, um die Krone, die Ballen und die ganze Hornwand herum. Jeder Verband kann 48 Stunden ſitzen bleiben, und nur bloß einigemal etwas warmes Bier dahinter gegoſſen werden, um hiemit den übergelegten Umſchlag, welcher von der Wärme des Beines trocken wird, zu erweichen. Nach drey Wochen wird das Eiſen wieder abgenommen, die Sohle wie zuerſt dünn ausgeſchnitten, und der Einſchlag No. 1 wieder übergeleget, und endlich No. 2 beſchiebener Maßen gebrauchet. Wenn etwa das Bein, an welchem das Hufſchwinden iſt,

 am

(*) Einſchlag *No.* 1. Zu 1 ℔ des Einſchlages *No.* 2. miſche man 4 Loth gepülverte ſpaniſche Fliegen, und 2 Loth Terpenthinöhl.

(**) Einſchlag *No.* 2 Man zerſtoße 6 Zwiebeln mit ½ ℔ Schweinſchmalz, ganz klein, miſche dazu ½ ℔ Leinöhlkuchen, und mache es mit einer hinlänglichen Quantität Bier zu einem Brey.

am Ober- und Unterarme etwas mit geſchwunden ſeyn ſollte, ſo thut man wohl, wenn man daſſelbe oben von Elbogen an, bis herunter zum Feſſel hin, über den dritten Tag mit dem Mittel No. 3 (*) ſchmieret, ſolches jedesmal mit der Hand recht ſtark eintreibet, und dieſes fünf bis ſechsmal wiederholt. Nach vollbrachter Cur muß man das Pferd einige Monate auf einer fetten Grasweide gehen laſſen.

Fuß-Socke, ſiehe Socke.

Fuß-Sohle, die unterſte Fläche des Fußes am Menſchen und einigen Thieren, der flache Fuß, im gem. Leben der Plattfuß, Niederſ. Pad, Fr. Patte. In engerm Verſtande verſteht man unter dieſem Ausdrucke den vordern Theil dieſer Fläche nach den Zehen zu; zum Unterſchiede von dem Fußblatte. S. oben, S. 493.

Fuß-Spur, die Spur, d. i. das Ueberbleibſel von dem Eindrucke der Füße; die Spur, bey den Jägern die Fährte. Die Fuß-Spur von einem Diebe haben. Niederſ. Foßpurn, Footſparen, Dän. Foedſpor, in Schwab. das Geſpöre. Siehe den folgenden Artikel.

Fuß-Stapfen, (der) (**) L. Veſtigium, Fr. Pas, Trace veſtige, der Eindruck der Füße in dem Boden, von Menſchen oder Thieren, beſonders von den erſtern, der Fuß-Tritt. Die Jäger brauchen ſtatt dieſes Wortes Spur und Fährte.

Fi-

(*) Man nehme Terpenthinöhl 8 Loth, und miſche hiezu 2 Loth fein zerſtoßenes *Gummi Euphorbium*. Bey jedesmaligem Gebrauche muß es wohl umgeſchüttelt werden.

(**) Die lezte Hälfte dieſes Wortes bedeutet einen Stoß, Druck, und figürlich auch einen Tritt und Gang. Bey dem Notker bedeutet ſtephen, ſteigen, gehen, überſtephen, übertreten. Im Niederſ. iſt ſtappen gehen, und ſtapeln auf langen Beinen einher treten. Das Angelſ. ſteppan, Engl. ſtep, Holländ. ſtapp, Wend. ſtupiu, Griech. στείβειν, bedeutet gleichfalls gehen oder treten. Siehe Stab, Stupfe und Stampfen. Das Stammwort von allen iſt, Tupp, tupfen. Siehe Tüpfen.

Figürlich in eines Fußſtapfen treten, ſeinen Fußſtapfen folgen, ihm nachahmen.

Nach dem Berichte des Univ. Magaz. of knowledge and pleaſure, a. d. M. Mai 1757, ſind die Landeseinwohner von Amerika in Entdeckung der Fußſtapfen auf eine bewundernswürdige Wieſe ſcharfſinnig. Denn, ſo bald ſie nur einige Fußſtapfen, die uns ganz verworren und undeutlich vorkommen würden, erblicken, können ſie ſogleich ſagen, wie viel Perſonen, und ſeit wie lange ſie da gegangen ſeyn; ſie ſind ſo gar im Stande, aus den verſchiedenen Abdrücken der Füße, in Fußſtapfen, wo wir nichts weniger, als das Zeichen eines Trittes antreffen würden, zu ſagen, von was für einer Nation diejenigen Perſonen, ſo daſelbſt gegangen ſind, geweſen ſeyn.

S. den 24. B. des Hamb. Magaz. S. 487.

Fuß=Steig, Fuß = Weg, im Oberd. der Fuß = Pfad,(*) Lat. Iter, Semita, Fr. Sentier, wird (zum Unterſchiede von einem Fahr=Wege,) der ſchmale, und gemeiniglich auch kürzeſte oder gerade zu genommene, nicht weniger dabey oft erhabene Weg genennet, welcher zur Bequemlichkeit der zu Fuße wandernden Perſonen, neben dem Fahrwege, auch über Wieſen, Flüſſe und Felder angeleget worden iſt. Weil aber dergleichen Wege nicht allenthalben auch für Reitende dienen ſollen, noch weniger, wo ſie etwa breit ſind, gar zum Fahrwege gemacht werden dürfen, als wodurch ſowohl dieſelben, der Beſchaffenheit der Umſtände nach, leicht ſchlecht und unbrauchbar gemachet werden, wie auch ſonſt allerley Schade daraus entſtehen kann: ſo pflegt man entweder denſelben mit einem Geländer vom Fahrwege abzuſondern, und ein ſich auf einem Stocke herum drehendes Kreuz in die Mitte bey den Eingängen aufzuſtellen, oder kleine Schlagbäume, wie auch ſich auf und nieder ſchlagende Stöcke, nicht weniger auf zwo niedrigen Säulen erhöhete Querbalken ſo hoch darüber aufzurichten, daß kaum ein lediges Pferd ſich darunter wegführen läßt.

(*) Niederſ. Padweeg, Dän. Foedſtie.

Ueber die fruchttragenden Felder und Aecker muß man keine Fußſteige, oder wofern dieſe Dienſtbarkeit darauf liegt, daraus gar eine Servitutem viæ oder actus, d. i. Fahrtweg und Trift, machen laſſen. Man verwehret ſolches mit Beſtecken, Vergraben, Hüten und Pfänden. Siehe Landſtraße. Rain.

Es iſt aber dieſe Dienſtbarkeit, L. Servitus itineris, ein Recht, vermöge deſſen ich über eines andern Feld, Acker oder Wieſen zu Pferde oder zu Fuße gehen darf. Und da dieſelbe oft zu vielen Weitläuftigkeiten, ja Proceſſen, Anlaß giebt: ſo will ich, damit man wiſſen möge, was derjenige welcher die Dienſtbarkeit des Fußſteiges hat, thun oder nicht thun könne, folgende Anmerkungen beyfügen: 1) Wer dieſe Servitut hat, kann zu Fuße auf dem Steige nach ſeiner gewöhnlichen Breite, nicht nur gehen, ſondern auch wieder umkehren, ja, auch nicht nur zur Noth und Nutzen, ſondern auch zur Luſt und Geſundheit, darauf ſpazieren gehen. 2) Kann er nicht nur zu Fuße gehen, ſondern auch reiten, weil ein Pferd nicht mehrern Platz im Gehen einnimmt, als ein Menſch. 3) Kann er ſich auch auf einem Stuhle und in der Sänfte darüber wegtragen laſſen, wenn nur die Träger hinter einander und nicht auf der Seite gehen, und dadurch den Fußſteig erweitern. 4) Kann er kein tragendes Thier, Pferd, Eſel oder Ochſen vor ſich treiben, ob er ſchon darauf ſitzen und reiten kann., weil dergleichen Thiere vor ſich keinen Fußſteig und gewiſſen Weg an einen Ort gehen, es wäre denn daß ſie dahin getrieben würden, welches aber alsdann keinen Fußſteig, ſondern einen Trieb, anzeigt. Es iſt auch demjenigen, welcher die Servitut des Geheſteiges hat, nur dasjenige erlaubt, wodurch er ſeinen Gang verrichten kann, er thue es nun zu Fuße oder zu Pferde. Wer aber ein Thier vor ſich her treibt, oder zieht, der handelt wider die Servitut, und maßet ſich ein mehreres Recht an, als ihm verſtattet worden iſt. Ein anderes aber iſt es, wenn Jemand etwa zur Winterszeit, um ſich durch Gehen zu erwärmen, vom Pferde ſtiege, und es bey dem Zaume nachführete, wenn auch gleich das Pferd etwas zu tragen auf ſich hätte; maßen hiebey darauf zu ſehen iſt, was vornämlich gehandelt wird. Wenn nun gleich das Pferd geſattelt und gezäumt, und alſo zum Reiten präparirt iſt: ſo

kann

kann doch von dem Herrn geſagt werden, daß er den Fußſteig gehe. Ein anderes wäre es, wenn er das Pferd neben ſich herführte, weil die Enge des Fußſteiges nicht zuläßt, das beyde neben einander gehen; mithin würde die Beſchaffenheit der Servitut ſchwerer gemachet. 5) Kann er ſich ſein Pferd von dem Knechte nachführen laſſen, um damit wieder nach Hauſe zu reiten. 6) Kann er dieſe Servitut durch ſeine auf dem Landgute habende Bediente exerciren. 7) Wenn Jemanden dieſe Servitut vermacht, oder ſonſt zuwege gebracht worden iſt, er könnte aber, ohne ſich den Weg gleich und eben, oder doch brauchbar zu machen, dazu nicht gelangen: ſo kann ihm von dem Gutsherrn deshalb kein Hinderniß gemachet werden. Hätte er auch den Weg zu repariren, ſo kann er die Handwerker und Taglöhner, welche er hiezu nöthig hat, in das Gut führen, nachdem bey Vergünſtigung einer Dienſtbarkeit alles dasjenige für erlaubt gehalten wird, ohne welches man die Servitut nicht genießen kann. Einen Steig oder eine Brücke aber zu machen, um darüber zu gehen, iſt nicht erlaubt. Hätte hingegen Jemand den Fußſteig durch eines andern Hofraum (Hofreithe) zu einem Hauſe es läge aber der Hofplatz gar zu hoch, daß er nicht wohl zu ſeinem Hauſe, oder aus demſelben in den Hof kommen könnte, er legte denn einige Treppen oder Stiegen bey ſeinem Hauſe, an: ſo iſt ihm auch ſolches, jedoch weiter nicht, als er zum Gebrauche des Fußſteiges nöthig hat, zugelaſſen. 8) Kann überhaupt und insgemein derjenige, der dieſe Servitut hat, alles dasjenige thun, was zu Erhaltung derſelben nöthig iſt, und ohne welches ſie nicht genuzet werden kann. Und wofern ihn der Herr des dienenden Bodens daran hindern wollte, ſo kann er eine Klage wider ihn anſtellen, wenn er nur den Bau und die Reparation auf ſeine Koſten übernimmt, weil der andere zu nichts weiter, als es zu dulden, verbunden iſt. Wollte auch Jemand etwas auf dem Fußſteige, worauf ich die Dienſtbarkeit habe, bauen: ſo kann ich ihm ſolches verwehren, nicht anders, als wenn er auf meinen Grund und Boden bauen wollte. Ein ſolcher Bau kömmt auch dem Eigenthumsherrn des Gutes ſelbſt nicht zu, welches die Rechtslehrer ſo weit extendiren, daß, wenn der Herr einen Zaun, Geländer, oder ſonſt etwas aufrichtete, um dadurch mich an dem Gebrauche des Fußſteiges zu hindern, ich dieſes Hinderniß eigenmächtigerweiſe wegreißen oder abthun könnte. Was endlich die Breite des Fußſteiges betrifft, ſo iſt ſolche in den gemeinen Rechten nicht beſtimmet, ſondern es müſſen die Conſtituenten ſolches entweder ſelbſt ausmachen, oder durch gewiſſe feldverſtändige Schiedsleute, die der Richter wählet,

ent

entſcheiden laſſen. Insgemein aber beſteht die Breite deſſelben in 2 bis 3 Fuß.

Fuß-Stock, ſiehe unter Maß-Stab.

Fuß-Strick, in der edlern Schreibart, Schlingen, welche geleget werden, damit ſich Menſchen oder Thiere mit den Füßen darein verwickeln.

Fuß-Tag, ein Tag, an welchem Unterthanen Fußdienſte oder Fußfrohnen zu leiſten verbunden ſind.

Fuß-Tapete, Fußboden-Decke, Fuß-Decke, hårene oder wollene Decken, welche man theils zur Zierde, theils zu mehrerer Bequemlichkeit und Wårme der Füße, auf den Boden eines Zimmers auszubreiten pflegt.

Die hårenen Decken ſind den wollenen allemal vorzuziehen. Eine Fußdecke von Fries kann, wenn ein Kohlenbecken darauf geſetzt wird, oder von ungefåhr Lichtſchnuppe darauf fållt, einem Zimmer hôchſt gefåhrlich werden; überdieß bekômmt ſie leicht garſtige Flecken und Mottenlôcher. Die Fußdecken aus Wilton in England, ſind ſchôn, aber auch theuer. In Handels-Stådten, wo ſtarker Verkehr mit Baumwolle iſt, bedient man ſich der åußern Umſchlåge, worin die Baumwolle kômmt, zu Fußtapeten. An einigen Orten werden auch gute Fußdecken von Kuh und Pferde-Haaren verfertiget. Die Elle kuhhårene, $\frac{6}{4}$ breit, koſtet 7 bis 8 Groſchen. Dieſe Gattung übertrifft alle Arten von Fußtapeten, ſelbſt das dazu gewôhnliche preußiſche cramoiſine Tuch nicht ausgenommen, an Dauer, Leichtigkeit der Renovirung, und Beſtåndigkeit der Farbe; denn man nimmt ſolche, wenn ſie ſchmutzig werden, aus dem Zimmer, klopft ſie aus und kehrt ſie ab, ſo ſind ſie wieder neu; da hingegen alles wollene Tuch, inſonderheit das cramoiſine, den Schmutz ſehr leicht annimmt, und nicht anders fahren låßt, als bis es gewaſchen wird, worüber es aber zugleich die Farbe verliert. Man macht jetzt auch Fußtapeten aus den Tuchecken und Sahlleiſten.

Die

Die holländiſchen Decken oder Daaken zu Reinhaltung der Fußböden in Stuben und Kammern, auch Kammer-Matten genannt, werden von einem gewiſſen zarten Schilfe oder Rohre zuſammen geflochten und durchſchlagen. Man hat ſie von unterſchiedener Breite und Güte, ein- oder mehrfarbig, gemodelt und ungemodelt ꝛc. Außer dieſen giebt es dort noch beſondere kleine Decken vor den Stubenthüren, welche Faul-Matten heiſſen; ſ. Th. XII. S. 300. S. auch den Art. Teppich.

Fuß-Treten, eine Fiſcherey, welche auf dem Sande und Schlamme zu Fuß vorgenommen wird; ſiehe Th. XIII, S. 677.

Fuß-Tritt. 1. Die Handlung des Tretens mit dem Fuße, ein Tritt mit dem Fuße. Einem einen Fußtritt geben. Jmgleichen das Treten im Gehen.

2. Der Eindruck des Fußes in der Erde in der höhern Schreibart: die Fuß-Spur, der Fuß-Stapfen.

3. Dasjenige, worauf man mit dem Fuße tritt; der Tritt. Der Fußtritt an einem Tiſche, an einer Drehbank, an einer Kutſche.

Die Fußtritte einer Kutſche, Fr. Marche-pié de caroſſe, ſind entweder ganz von Eiſen, oder von Leder, und an den Bäumen des Wagengeſtelles befeſtigt. Das Fußtrittbret jedes ledernen Fußtrittes hängt an zwey ſechs- bis acht doppelten Riemen, welche zierlich genähet oder geſteppt ſind. An den Baum wird jeder Riemen mit einer ſtarken eiſernen Schraube befeſtiget, und unter dem mit Leder überzogenen Fußtrittbret mit kleinen Schrauben angeſchraubet.

Auch ein Schämel oder Fußſchämel führt zuweilen den Namen eines Fuß-Trittes.

Fuß-Tuch, ſiehe Fuß-Hader.

Fuß-Verrenkung, ſiehe Verrenkung.

Fuß-Wärmer, Fr. Chauffe-pied; ſiehe Feuer-Gieke. Fuß-Sack. Wärmflaſche.

Fuß-Waſchen, L. Lotio pedum, oder Pediluvium, Fr. Lavement des pieds, war ehedem bey vielen, inſonderheit den morgenländiſchen Völkern, deren Land ſehr heiß iſt, im Gebrauche, und geſchahe täglich, vor und nach

nach der Mahlzeit, theils ſich nach der Hitze und Müdigkeit zu erquicken, theils von der Unſauberkeit und dem übeln Geruche zu befreyen; eben wie wir uns, jedoch nicht ſo oft, als jene, deſſen zu bedienen pflegen; ſ. Fußbad.

In der römiſchen Kirche iſt das Fußwaſchen eine gottesdienſtliche Handlung, welche der Pabſt nach dem Beyſpiele und zur Nachahmung Chriſti alle Jahr am grünen Donnerſtage an 12 armen Perſonen verrichtet, ihnen hernach bey der Tafel aufwartet, und ſie mit goldenen und ſilbernen Münzen beſchenket. Dieſes geſchieht auch von einigen weltlichen Fürſten katholiſcher Religion; es kann es auch ein jeder Biſchof in ſeiner Kathedralkirche verrichten.

Ehemals war es auch in England gebräuchlich, daß der König am grünen Donnerstage ſo vielen alten Männern, als er Jahre alt war, und die Königinn ſo vielen alten Weibern, als ſie Jahre hatte, die Füße wuſch; allein, zu Wilhelm des III. Zeiten iſt dieſe Ceremonie abgeſchaffet, und ſeitdem von dem Oberhofprediger, oder einem anderm Biſchofe, im Namen des Königes verrichtet worden. Nach dem Fußwaſchen bekömmt jede Manns- und Weibsperſon zween Beutel von rothem Leder, in deren einem ſo viel ſix pences ſtecken, als der König Jahre alt iſt, im andern aber ſo viel Schillinge, als er Jahre regiert hat, nebſt Brod, Fleiſch und andern Victualien auf 4 Mahlzeiten, und ein Stück Zeug zu Kleidung.

Fuß=Weg, ſiehe Fuß=Steig.

Fuß=Werk, Fr. Chauſſement, Chauſſure ein Collectivum, welches nur im gem. Leben üblich iſt, alle zur Bekleidung der Füße nöthige Stücke als: Schuh und Strümpfe, Socken, Stiefel, Pantoffeln zu bezeichnen. Im Scherze auch die Füße ſelbſt. **Ein gutes, ein ſchlechtes Fußwerk haben.**

Fuß=Winde, ſiehe unter Winde.

Fuß=Wurzel, } ſiehe oben, S. 492.
Fuß=Zehe, }

Fußen. 1. Eigentlich die Füße auf etwas ſetzen. In dieſem Verſtande ſagen die Jäger von den Rebhühnern, daß ſie fußen, wenn ſie ſich ſetzen. Im engern Verſtande feſten Fuß faſſen. **Der Boden iſt zu weich, zu ſchlüpfrig, man kann hier nicht fußen.**

2. Fi-

2. Figürlich, auf etwas fußen, ſich darauf verlaſſen. Er ſcheint auf meine Fürſprache ſehr zu fußen.

Fuſte, Holl. Kits, L. Liburnica minor, Navis oneraria minor; iſt ein leichtes, niedriges langes ſchmales und offenes Fahrzeug, welches Laſten zu führen gebrauchet, und mit Segeln und Rudern leicht gewendet und fortgetrieben wird. Es werden dergleichen inſonderheit auf der Donau geführet.

Fuſtel, Fuſter Rhus Cotinus *Linn.* ſ. Gelbholz, No. 2.

Fuſti, heißt bey den Kaufleuten alles dasjenige, was an einer Waare unreines oder nicht gut iſt, als: Holz, Packleinwand, Matten, Gläſer ꝛc. Es iſt alſo gewiſſermaßen mit dem Bruto oder Sporco einerley, nur daß ſich das Fuſti etwas weiter erſtreckt, und auch von zerbrochenen oder ſonſt beſchädigten Waaren geſaget wird; ſ. auch Th. I. S. 175. Daher nennet man Fuſti-Rechnung diejenige Rechnung, welche lehret, wie man das, was unter den eingehandelten Waaren nicht gut, zerbrochen oder mangelhaft iſt, von dem guten und tüchtigen in der Rechnung gebührend unterſcheiden, und von beyden den Preis ausrechnen ſolle.

Z. B. Es kauft Jemand einen Sack Mandeln, dieſer wiegt 235 ℔ Sporco; Thara für den Sack, 5½ ℔. Weil aber viel zerbrochene darunter ſind, ſo werden der guten 167 ℔ abgeſondert, und wird das ℔ gute für 5½ Gr. das ℔ Fuſti aber für 3 Gr. gerechnet. Wird demnach gefraget, was die Bezahlung betrage?

235 ℔ Sporco.
5½ = Thara ſubtr.
229½ = noch Sporco.
167 ℔ Netto, ſubtr.
62½ ℔ Fuſti.

Nachdem man ſolchergeſtalt das Netto vom Sporco abgeſondert und das Fuſti gefunden hat, berechnet man jedes beſonders, und ſpricht: 1 ℔ Fuſti *pro* 3 Gr., wie theuer kommen 62½ ℔ Fuſti.

1 ℔ - = 3 Gr. = = 62½ ℔ Fuſti.
½ 7 Rthlr. 19 Gr. 6 Pf.

So

So viel koſtet das Fuſti. Alsdann rechnet man auch, was das Netto betrage, und ſpricht: 1 ℔ Netto koſtet $5\frac{1}{2}$ Gr. was 167 ℔ Netto?

1 ℔ = = $5\frac{1}{2}$ Gr = = 167 ℔.

4 | 27 = 20
1 | 6 = 23
3 = 11 = 6

38 Rtr. 6 Gr. 6 Pf.

Man addirt demnach das *Facit* des Fuſti und des Netto zuſammen, ſo bekömmt man die begehrte Summe, nämlich: 46 Rthl. 2 Gr.

38 Rthlr. 6 Gr. 6 Pf. Netto.
7 = 19 = 6 = Fuſti.
Summa 46 Rthlr. 2 Gr.

Ein anderes Beyſpiel. Es kauft Jemand 63 Zimmer 39 Stück Grauwerk; es werden darunter befunden 63 Dutzend, 11 Stück geringe, zu 12 Rthlr. 13 Gr. 8 Pf. den Zimmer, und den Reſt zu 7 Rthlr. 13 Gr. 6 Pf. das Dutzend, was beträgts? *fac.* 1370 Rthlr. 8 Gr. 5 Pf. 1 H.

Fuſtik=Holz, ſiehe Gelb=Holz, No. 1.

Futaie, ſiehe Stamm.

Futaine, ſiehe Barchent.

1. **Futter**, die Bekleidung eines Körpers von außen oder von innen; doch nur noch in verſchiedenen einzelnen Fällen.

1. Von außen, wo dieſes Wort 1) im gem. Leben für Futteral ſehr häufig iſt, beſonders in den Zuſammenſetzungen Brillen=Futter, Flaſchen=Futter, Flöten=Futter, Geigen=Futter, Hut=Futter, Kamm=Futter, Kelch=Futter u. ſ. f. Im mittlern Lat. Futrus, Fodorus, Feutrum, im Ital. Fodero, Fodro, im Franz. Fourreau, ſchon bey dem Ulphilas Fodr, im Schwed. Foder, im Angelſ. Fodder, alles in der Bedeutung einer Scheide oder eines Futterales. 2. Bey den Schuhmachern wird ein kleines Stückchen Leder über dem Sporntrăger, die Verletzung des Stiefels von dem Sporne zu verhüten, im Diminut. das Fütterchen genannt.

2. Von

2. Von innen. (1) Bey den Holzarbeitern als: Tiſchlern und Zimmerleuten, eine hölzerne Verkleidung, eine Oeffnung oder Vertiefung damit auszufüllen. Z. B. an den Oeffnungen der Fenſter und Thüren, wovon der Rahmen oder die Thür feſt anliegen oder anſchlagen ſollen, wird eine Verkleidung mit einem ſchmalen Brete angeſchlagen, welche an der einen Seite um ſo viel, als der Rahmen oder die Thür dick iſt, eine Vertiefung machet; dieſes heißt ſodann das Fenſterfutter, Thürfutter. Die Uhrmacher pflegen auch die Zapfenlöcher Futter zu nennen, weil ſie mit Meſſing ausgefüttert werden. Am häufigſten (2) derjenige Zeug, womit die innere Seite eines Kleides oder Kleidungsſtückes, um dasſelbe ſowohl dauerhafter, bequemer und wärmer, als auch zierlicher zu machen, verſehen wird; das Unterfutter zum Unterſchiede von dem Oberzeuge, welcher in Niederſachſen das Oberfutter genannt wird. Niederſ. Foder, Foer, Foor, Schwed. Foder. (*) Man nimmt hiezu theils ſeidene oder wollene Zeuge, (daher auch die Flanel- Raſch- und andere Weber, welche ſolche Zeuge, die vornämlich zu Unterfutter gebraucht werden, verfertigen, Futtermacher genannt werden) oder Pelz und Rauchwerk. Jenes heißt im Franz. Doublure, dieſes aber Fourrure.

2. Futter, (**) L. Pabulum. 1. Alles, was Menſchen und Thieren zur Nahrung dient. Giebt er ihm eine ande-

(*) Weil das Schwed. Foder eigentlich ein Futter von Rauchwerk bedeutet, das franzöſiſche Feutre, ehedem auch mit einem l geſchrieben und geſprochen wurde, Feultre, ſo muthmaßt Herr Ihre nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes Wort von Filz, Fell, vellus, pellis, herſtammet, zumal da die Thierfelle doch einmal die erſte und älteſte Art der Kleidung, und vornämlich auch des Futters geweſen ſind. Siehe Futter-Hemd. Soſern dieſes Wort ein Futteral bedeutet, läßt es ſich ſehr bequem gleichfalls daher leiten.

(**) Im mittlern Lat. Fodrum, im Schwed. Foder, im Dän. Foeder, Fode, im Engl. Food, im Angelſ. Foda, im Wall. Bwyd, im

andere, (Frau) ſo ſoll er ihr an ihrem Futter, Decke und Eheſchuld nicht abbrechen, 2. Moſ. 21, 10. Ich half ihnen das Joch an ihrem Halſe tragen, und gab ihnen Futter, Hoſ. 11, 4. Von Menſchen braucht man es im Hochdeutſchen nicht anders als im Scherze. Das Futter ſticht ihn, ſagt man von Jemanden, den der Ueberfluß muthwillig und übermüthig macht. Deſto häufiger aber und gemeiniglich von allem demjenigen, was das Pferde- Rind- Schaf- Ziegen- Schwein- und Federvieh zu ſeiner Nahrung braucht, und entweder von ihnen ſelbſt auf der Weide geſucht, oder denſelben zu Hauſe gegeben wird. Dem Viehe ſein Futter geben. Ein Pferd im Futter halten, es unterhalten. Zuweilen auch, obgleich ſeltener von der Nahrung fleiſchfreſſender Thiere. 2. Soviel als einem Thiere auf einmal zur Nahrung gegeben wird, und die Handlung, da man es ihnen giebt. Die Pferde haben ſchon zwey Futter bekommen. In einem Futter 6 Meilen reiten.

Alles Futter, welches ein Hauswirth für das Vieh haben kann, beſteht: 1) in rohem Getreide und Körnern, ſo ganz trocken, eingequellet, geſchroten oder auch gebacken, gefüttert werden; dieſes heißt insgemein Hartfutter; 2) in Getreide, wovon er ſchon einen Nutzen gezogen hat, als: Trebern vom Bierbrauen und Branntweinbrennen, imgleichen Oehlkuchen; 3) in allerley Abgängen des Getreides, als Spreu, Kaff, Hülſen, Wirr- und Langſtroh, Kleyen, Staub- und anderes grobes Mehl, Treſtern von Weinbeeren; 4) in allerley Feldwurzeln und Kräutern, als: Kohlblätter, Kohlſtrünke, Rü-

im Niederſ. Vöde, Vödung, Voodſel, Födſel, Voder Voer, welche insgeſamt auch von der menſchlichen Nahrung vorkommen; im Ital. Foragio, im Franz. Fourrage, bey den alten oberdeutſchen Schriftſtellern gleichfalls mit Ausſtoßung des d, Foura, Speiſe Nahrung. Das Stammwort iſt das noch im Niederſ. vorhandene Zeitwort föden, ernähren; ſiehe Vater. Das Meißniſche Fuder, ein Biſſen, gehört vermuthlich auch hieher; ſiehe oben, S. 422.

Rüben, Möhren, Kartoffeln; wohin auch alles Wurzelwerk, welches die Schweine auswühlen; gehört; 5) in geſäetem Futter, Kräutern, als: Erbſen, Wicken, Wickfutter, Klee, Eſparcette ꝛc.; 6) in dürrem und grünem Laube, und dürren Baumzweigen, Rinden, Moos ꝛc.; 7) in allerley abgefallenem, oder faulem, gutem, und endlich auch wildem Obſte; 8) in Graſe, Heu und Grummet; allerley ausgegätetem Unkraute und Kräutern, welche eingebracht, grün und trocken verfüttert, oder auf dem Felde abgehütet werden; alles dieſes heißt Weichfutter; 9) in Schrappe, oder aufgehenden Rocken- und Weizenblättern. 10) Das Vieh ſelbſt giebt auch Materie zum Futter. Sein Urin und Miſtgauche iſt für einige ein gutes Getränk dazu. Uebrigens iſt allezeit Regen- Fluß- Teich- und ein weiches Waſſer beſſer, als Brunnen- und hartes Waſſer. Für die Schweine iſt Milch, für die Hühner Käſe, Quark, wie auch der Miſt von anderm Viehe, bisweilen ein Futter. Ja, für eben dieſe und anderes Federvieh, ſind die geſtorbenen Seidenwürmer und anderes Gewürm, ein gutes Futter. Einige Hausthiere genießen auch andere Stücke von andern Thieren, als: der Ketten- Jagd- und Schäferhund, die Knochen, das Fleiſch ꝛc. Vom Füttern des Viehes mit Fiſchen, ſ. Th. XIII, S. 359. Hieher gehören auch noch 11) allerley Spühlicht aus der Küche und vom Branntweinbrennen. Endlich giebt 12) auch das Mineralreich für das Vieh in vielen Fällen das Salz. Hiebey hat nun ein Haus- und Landwirth darauf in Anſehung ſeines Viehes zu ſehen, ob er ſolche Futtermaterialien ſelbſt bauen, wie viel er davon bauen, und ob er, wenn er auf Futter für das Vieh mehr, als auf andere Nutzungen ſieht, durch das Vieh Nutzen haben könne, oder nicht. Denn im erſten Falle iſt es rathſam, lieber Futter zu kaufen, oder die Aecker und ihre Früchte dazu, als zu andern Dingen, anzuwenden. Wenn ſchon überflüſſiges Getreide vorhanden

iſt, da es nicht viel gilt; ſo iſt es beſſer, man ſteckt es und zwar, wenn es angeht, erſt mittelbar, nämlich durch Brauen, Stärke machen ꝛc. in das Vieh, oder wohl gar gleich unmittelbar, wenn mit dem Brauen nichts zu thun iſt. Oder, man ſuche die Aeckrr, anſtatt des Getreides, mit Futterkräutern zu beſtellen; ſiehe Futter-Kräuter.

Die Nahrung der Thiere iſt, überhaupt betrachtet, wie bey den Menſchen beſchaffen, d. i. ſie haben eine Materie nöthig, welche gallertartig iſt, und wodurch die feſten erdigen Theile unter einander gleichſam zuſammen gekleibet, und alſo vereinigt werden. Da aber die Thiere, in Anſehung der Feſtigkeit ihrer Theile, von einander unterſchieden ſind, und dieſe Theile bey einigen feſter und ſteifer, als bey andern ſind: ſo folgt auch, daß ſelbſt die gallertartige Materie, in Anſehung der mehr oder weniger dichten Beſchaffenheit, verſchieden ſeyn müſſe. Wenn nun ein natürlicher Körper einen andern nähren ſoll, ſo muß derſelbe eine gallertartige Materie enthalten, und dieſe muß auch von den zur Verdauung beſtimmten Werkzeugen gehörig heraus gezogen werden können. Es iſt aber zu merken, daß Menſchen und Thiere, wenn ſie ſich auch in einem vollkommnen geſunden Zuſtande befinden, nicht einerley Verdauungskräfte beſitzen, ſondern daß dieſelben bey einigen ſtark, bey andern ſchwach ſind, und alſo, da die gallertartige Materie in mancher nährenden Subſtanz ſchwer, in einer andern leicht herausgezogen werden kann, dieſe Materie durch die Verdauungskräfte bey einem Thiere herausgezogen, bey einem andern aber entweder gar nicht, oder doch unzureichend, heraus gezogen wird. Daher geſchieht es, daß einige Thiere von einer, dem erſten Anſehen nach, ſchlecht nährenden Subſtanz ſehr gut genährt werden, da hingegen andere von einer ſolchen Nahrung ein Mangel an Kräften erhalten würden. Ein Pferd z. B. wird mit Hafer und Heu gefüttert; es erhält von beyden eine ſehr gute

Nahrung. Denn es beſitzt die Verdauungskräfte, daß Heu und Hafer durchgearbeitet, d. i. die Theile derſelben getrennt werden, und die darin befindliche gallertartige Subſtanz heraus gezogen wird. Ein Hund hingegen würde, aus Mangel der Nahrung, wenn es auch möglich wäre, daß er an Heu und Hafer, als eine Fütterung, gewöhnt werden könnte, in kurzer Zeit ſterben müſſen, weil er die Verdauungskräfte nicht beſitzt, die gallertartige Materie heraus zu ziehen. Geſetzt aber, daß er es auch herausziehen könnte, ſo iſt doch dieſes wieder zu erwegen, daß die gallertartige Materie im Heu und Hafer von einer ſolchen Beſchaffenheit iſt, daß ſie wohl die ſehr feſten Theile eines Pferdes, aber nicht eines Hundes, in dem gehörigen Zuſtande erhalten kann. Denn letzterer würde unfehlbar nach und nach krank werden, und, der herausgezogenen gallertartigen Subſtanz ungeachtet, doch noch an einem Mangel der Nahrung ſterben, weil die heraus gezogene nährende Subſtanz zu grob iſt, und eher die kleinen Gefäße verſtopfen, als eine Nahrung in denſelben leiſten würde. Daher muß man nicht allein auf die Verdauungskräfte, ſondern auch auf den ganzen Körper eines Thieres, oder auf die ganze Structur deſſelben ſelbſt wie auch auf die Beſchaffenheit der in den Nahrungsmitteln und in dem Futter befindlichen nährenden oder gallertartigen Subſtanz, Rückſicht nehmen, wenn man ſich von der nährenden Kraft eines Körpers einen gehörigen Begriff machen will.

Wie man den Gehalt und die Beſchaffenheit der Fütterung, in Abſicht auf die bey einem Thiere zu erhaltende Milch, zu betrachten habe, ſiehe im Artik. Milch.

Was das Futter in Anſehung des Mäſtens der Thiere betrifft, ſiehe unter Mäſten.

Ueberhaupt ſind bey dieſer Materie folgende Regeln zu beobachten: Alles junge Vieh, welches von gutem Gewächſe werden ſoll, muß in der Jugend wohl

und hinlänglich gefüttert werden. Denn fehlt es in dieſer Zeit an genugſamer und zuträglicher Nahrung, ſo werden die Nerven nicht hinlänglich ausgedehnt, und die Blutgefäße bekommen nicht die erfoderliche Weite; und daher kann es niemals ein recht ausgewachſenes und vollkommen ſtarkes Thier werden. Die Thiere kommen in dieſem Stücke völlig mit den Erdgewächſen überein. 2) Thiere, die zum Zuge anwachſen ſollen, müſſen nicht viel öhlichtes Futter bekommen; denn ſie werden ſonſt zu fett, dieſes benimmt ihren Nerven die Stärke, und widerſpricht alſo der Abſicht. 4) Man muß dem Zugviehe nicht ſogleich nach der Arbeit völliges Futter geben. Bey der Arbeit hat ſich Vieh innerlich erwärmt, und alles iſt bey ihm in Bewegung. Bekömmt es nun ſogleich völliges Futter, ſo wird es zu hurtig freſſen, und das Futter kann mithin unmöglich gehörig verdauet werden, ſondern es geht unverdauet in das Blut, welches eine Haupturſache der Krankheiten iſt. Eben dieſes kann auch auf das Saufen angewendet werden, weil einerley Grund vorhanden iſt. 4) Das Futter, welches dieſem Viehe zur Mahlzeit beſtimmt iſt, muß nicht auf einmal vorgeſchüttet werden. Denn indem es frißt, wühlt es das Freſſen mit dem Maule herum, und vermiſcht es mit dem aus dem Maule gehenden Schaume. Dieſes macht dem Viehe das Freſſen zuwider, und darum genießt es nicht ſein völliges Futter, vielmehr geht ein beträchtlicher Theil davon verloren; dieſes aber widerſpricht den Regeln der wirthſchaftlichen Sparſamkeit. 5) Bey dem Zugviehe muß ſowohl in der Zeit zur Arbeit, als auch in der Zeit zur Fütterung, Ordnung gehalten werden. Es iſt eine bekannte und von allen Wirthen angenommene Regel: Die Ordnung iſt halbes Futter. Die Erfahrung bekräftigt dieſen Satz, und die Vernunft erklärt es aus der Lehre von der Gewohnheit, als welche die andere Natur iſt. 6) Es iſt nützlich,

daß

daß man dieſem Viehe, wenn es ſtark arbeiten muß, mehr ſtärkendes Futter gebe, als wenn es Ruhe hat. Will man dieſem Viehe zur Zeit der Ruhe vieles Futter abbrechen, ſo wird man es entkräften, und mithin untüchtig machen, wenn es wieder zur Arbeit gebraucht werden ſoll; daher muß man auch in dieſem Stücke der Sache nicht zu viel und auch nicht zu wenig thun. 7) Die Thiere, von welchen wir die Wolle, Federn, Haare, Seide u. ſ. f. nutzen wollen, müſſen mit fettem und alkaliſchen Futter geſpeiſet werden; daher iſt z. B. ſaures und ſtarkhalmiges Gras ein ſchlechtes Futter für Schafe und Hammel, in Abſicht auf die Nutzung der Wolle.

Was in Anſehung der Wahl des Futters für jede Art Vieh beſonders zu beobachten iſt, findet man in den davon handelnden Artikeln: als: Ente, Gans, Huhn, Pferd, Rindvieh, Schaf, Schwein, Truthühner, Ziege ꝛc.

Futter-Amt, an einigen Höfen, ein Amt, d. i. ein Collegium mehrerer Perſonen, welches für die Anſchaffung und Verwaltung des Futters für den herrſchaftlichen Marſtall Sorge trägt. Siehe auch Futter-Marſchall. Futter-Schreiber.

Futter-Band, bey den Perückenmachern, ein Band über dem Netze, welches die Haartreſſen trägt.

Futter-Bank, Häckerlings-Bank, im Niederſ. die Futter-Lade, ein Kaſten auf einem Geſtelle, vermittelſt deſſen das Futter für das Vieh, als: Stroh ꝛc. geſchnitten wird. Das Eiſen, womit ſolches geſchieht, heißt die Futter-Klinge. Ein mehreres davon wird im Art. Häckerling vorkommen.

Futter-Bann, zu Augsburg, eine Abgabe, welche die Futterer jährlich entrichten, und auch der Höker-Bann genannt wird.

Futter-Boden, ein Boden, auf welchem das Futter für das Vieh verwahrt wird.

Futter-Bohne, ſiehe Th. VI, S. 132.

Futter-Brey, in den Bienenſtöcken, ein weißlicher, glänzender, kleberiger Saft, am Boden der Zellen, welcher den Jungen zur Nahrung dient.

Futter-Dielen, Fr. Serres, die Breter der innern Verkleidung eines Schiffes; ſiehe unter Schiff.

Futter-Fiſch, eine allgemeine Benennung derjenigen Fiſche, welche Pflanzen und deren Theile zu ihrer Nahrung brauchen, und auch Weidefiſche heißen; zum Unterſchiede von den Raub- und Schlammfiſchen.

Futter-Geld, Geld, welches man für das Futter und für die Fütterung eines Thieres bezahlt.

Futter-Gras, ein Gras, welches ein bequemes Futter für das Vieh abgiebt; ſiehe Futer-Kräuter.

Futter-Hemd, Fr. Chemiſette, in den gemeinen Mundarten, beſonders Niederſachſens, eine kurze Bekleidung des Leibes, welche unmittelbar über dem Hemde, unter der Weſte getragen wird, und ſonſt auch ein Bruſttuch, ingleichen ein Kamiſol, von dem Ital. Camiocola, heißt; Niederſ. Foorhemd.

Beyde Wörter, woraus dieſes Wort zuſammengeſetzt iſt, ſcheinen hier noch ihre erſte urſprüngliche Bedeutung zu haben; Futter, ſofern es Rauchwerk, und Hemd, ſofern es eine Art der Bekleidung, Gr. ιματιον bedeutet. S. Futter 1. Anmerk.

Futter-Honig, Honig, womit die Bienen im Winter oder Frühlinge gefüttert werden; ſiehe Th. IV, S. 693, fg.

Futter-Kaſten, ein Kaſten, worin das Futter für die Pferde aufbehalten wird; ſiehe unter Pferd.

Futter-Klinge, ſiehe Futterbank.

Futter-Kloben der Glaſer, ſiehe unter Karnieß-Bley.

Futter-Knecht, ein Knecht, der allein für die Fütterung des Viehes, und beſonders der Pferde beſtimmt iſt.

Futter-Korn, Korn, ſofern es zum Futter für das Vieh, und beſonders für die Pferde, gebraucht wird.

Futter-Kräuter, nennt man diejenigen Pflanzen, welche dem Viehe, was in der Landwirthſchaft gezogen wird, insbeſondere den Pferden, dem Rindviehe und

den

den Schafen, ein geſundes, nahrhaftes und angenehmes Futter ſind, und zu dieſer Abſicht vornämlich gebaut werden. In volkarmen Ländern macht die Gewinnung dieſer Pflanzen die wenigſte Mühe; in volkreichern Ländern hingegen, wo jedes Stückchen der Erdfläche ſeinen Herrn hat, und wo jeder Raum koſtbar iſt, iſt ſolche ein Gegenſtand einer eigenen Beſchäftigung.

Die Anzahl der Futterkräuter iſt theils durch die Mode, theils durch Vorſchläge neuerer ökonomiſcher Schriftſteller ziemlich angewachſen. Die Vermehrung derſelben iſt weder nöthig, noch in vielen Gegenden nützlich. Bey der allgemeinen Fütterung, wie ſie an jedem Orte auf der Weide, auf den Wieſen und unter dem Heu gefunden wird, kommen einige von den Futterkräutern mit vor, welche aber durch den Anbau ſtark vermehrt und verbeſſert werden. Man gebraucht ſie alsdann bey beſonderer Gelegenheit in der Viehwirthſchaft zu beſondern Abſichten, wenn ſich entweder an den ſonſt gewöhnlichen Nahrungsmitteln ein Mangel ereignet, oder wenn dieſe zu unkräftig gefunden werden, das Vieh in einen ſolchen Zuſtand der Nutzung zu ſetzen, und darin zu erhalten, in welchem es der Landwirth bey ſeiner beſondern Einrichtung zu ſehen wünſcht.

Die Landwirthe verfüttern dergleichen Kräuter zum Theil friſch, zum Theil trocken; bald gemengt, bald allein; zuweilen nur ſparſam, manchmal häufig. Einige ſehen dabey auf gewiſſe Jahrszeiten; andere auf beſondere Umſtände und Zubereitungen. Man ſucht dadurch entweder einem von ſchwerer und anhaltender Arbeit läſſig, oder durch Zufälle und Krankheit hinfällig gewordenem Viehe wieder aufzuhelfen, bey jungem Viehe aber die Munterkeit, Stärke und Wachsthum zu vermehren. Bey einer guten Anwendung ſind eben dieſe Kräuter auch dienlich, mehr Talg oder Fett und Milch zu erzeugen. Ihr Anbau bedarf in unterſchie-

ſchiedenem Boden, wenn ſie die gewünſchten Wirkungen thun ſollen, eben ſo vieler Sorgfalt, als ihre Einſammlung und Aufbehaltung. Inſonderheit hat man bey ihrer Verfütterung auf einen vernünftigen Gebrauch derſelben zu ſehen, weil ſie kräftiger ſind als andre Nahrungsmittel. Die Erfahrung beſtätigt es, und die Vernunft begreift es ſehr leicht, daß ſolche ſtarke Nahrungsmittel, bey einer unbedachtſamen und unordentlichen Anwendung, bald ſchädlich werden, einige Thiere zu geſchwind vollblütig machen, und zu ſchweren Zufällen Anlaß geben können.

Die vortheilhafteſten ſind die, welche ſich für unſern Boden am beſten ſchicken, ohne alle oder viele Düngung, ohne beſchwerliche und koſtbare Wartung, einige Jahre dauern, den Boden nicht ſehr entkräften, aufrecht wachſen, und reichliche Aerndten geben.

Man kann die Futterkräuter in natürliche, welche bey uns wild wachſen, und in künſtliche, welche geſäet und mit Fleiß gebauet werden, eintheilen. Ein Land, welches zu ſolchen Pflanzen beſtimmt iſt, heißt ein Anger, und zwar ein natürlicher, wenn er natürliche, und ein künſtlicher, wenn er künſtliche Futterkräuter trägt. Anger, welche abgemähet werden, heiſſen Wieſen; welche hingegen von dem Viehe abgeweidet werden, Weiden. Das beſte Verhältniß zwiſchen den Getreidefeldern und Angern, läßt ſich nicht allgemein beſtimmen. Man hat aber dabey vornämlich auf die Beſchaffenheit und Lage des Landes, auf diejenigen Producte, die den größten Gewinn bringen, auf die Anzahl des zu den landwirthſchaftlichen Arbeiten nöthigen Viehes, und auf die erfoderliche Menge des Düngers, zu ſehen. Unrecht iſt es, wenn man den Mangel der Futterkräuter lieber durch Verminderung der Viehzucht, als durch Verbeſſerung und Vermehrung der Anger, heben will. Am vortheilhafteſten iſt es, wenn man das Land in verſchiedene Schläge (Koppeln) theilt,

und

und jeden Theil einige Jahre als Anger, und hernach wieder als Getreidefeld nützet; wovon ich im Artik. Koppel-Wirthſchaft ausführlicher handeln werde.

Die meiſten Futterkräuter, welche in Deutſchland gebaut werden, ſind entweder Gräſer, oder Pflanzen mit Schmetterlingsblumen. Jene ſind größentheils dauernde Pflanzen, ſie verlangen die wenigſte Wartung, und können grün und gedörrt, ohne Gefahr verfüttert werden.

Die vorzüglichſten **Grasarten** ſind: **Frühlings- oder Ruch-Gras**, Anthoxanthum adoratum *Linn.*; **Canarien-Gras**, Phalaris Canarienſis *L.*; **Hirſe-Gras**, Panicum; **Lieſch-Gras**, Phleum; **Wieſenfuchsſchwanz**; Alopecurus pratenſis; **Waldhirſe-Gras**, Milium efuſum; **Straus-Gras**, Agroſtis; **Schmielen**, Aira; **Perl-Gras**, Melica; **Vieh-Gras**, Poa; **Zitter-Gras**, Briza; **Hunds-Gras**, Dactylis; **Kamm-Gras**, Cynoſurus criſtatus; **Schaf-Gras**, Feſtuca ovina; **Wieſen-Schwingel**, Feſtuca elatior; **Schwaden**, Feſtuca fluitans; **Treſp**, Bromus; **Flug-Hafer**, Avena fatua; **Wieſen-Hafer**, Avena elatior; **Ray-Gras**, Lolium perenne; **Haar-Gras**, Elymus; **Dorn- oder Honig-Gras**, Holcus Siehe den Art **Gras**.

Die **Pflanzen mit Schmetterlingsblumen**, haben größere und mehlreichere Samen; ſie treiben mehr Zweige, und liefern mehr Futter, als die Gräſer, welches aber nur grün und mit Vorſicht verfüttert werden muß. Der rothe **Wieſen-Klee**, Trifolium pratenſe, welcher in vielen Gegenden Deutſchlands wild wächſt, iſt unter dieſen Futterkräutern die beſte Art. Die übrigen Kleearten, welche in neuern Zeiten zum Anbau empfohlen, und angewendet worden, ſind: der **Erdbeer-Klee**, Trifolium fragiferum; der **weiße Berg-Klee**, Trifol. montanum; der **Stein-Klee**, Trifol. Melilotus offic. Von den jährlichen Kleearten ſind die nützlichſten: der **Baſtart-Klee**, Trifol. hybridum; der **Stern-Klee**,

Tri-

Trifol. ſtellatum, und der Hopfen-Klee, Trifol. agrarium. Siehe den Art. Klee. Hieher gehören auch die Luzerne, Medicago ſativa; der ſchwediſche Heuſame, Medicago falcata; die Hopfen-Luzerne, Medicago lupulina; die Eſparcette, Hedyſarum Onobrichis; die Sülla, Hedyſarum coronarium; die Futter-Wicke, Vicia ſativa; die zweyjährige Wicke, Vicia biennis; die Zaun-Wicke, Vicia ſepium; der Geis Klee, Galega offic.; einige Arten der Platt-Erbſen, Lathyrus pratenſis; die bunte Kronwicke, Coronilla varia; die wilde Kicher, Aſtragalus Cicer; und einige andere Arten dieſes Geſchlechts.

Unter die Pflanzen, welche nicht zu dieſen beyden Claſſen gehören, und dennoch vortheilhafte Futterkräuter ſind, gehören vornämlich Spark, (Spergel, Knöterich) Spergula arvenſis. Die Pimpernelle, oder Bibernelle, Poterium ſanguiſorba, wird von den Engländern, ſeit einigen Jahren, vornämlich deswegen angebaut, um den Schafen ein grünes Winterfutter zu verſchaffen.

Unter den Futterkräutern verdienen die Luzerne, Eſparcette und verſchiedene andere Kleearten allerdings den Vorzug. Ihr Nutzen iſt nunmehr genugſam eingeſehen worden, zumal, da ſie viele Jahre hinter einander auf einem Acker ohne neue Beſtellung und Beartung bleiben können, und den Boden reichlich verzinſen. Allein, eben dieſes, was dieſe Futterkräuter am nützlichſten macht, verurſacht, daß ſie für die meiſten Gegenden von Deutſchland, wo die unglückliche Einrichtung der Eintheilung in Felder, und die Hut und Triftgerechtigkeit Statt findet, nicht recht brauchbar ſind. Der beſte Nutzen eines mit Luzerne, Eſparcette und und dergleichen Kleearten beſtellten Ackers erfolgt erſt im zweyten und dritten Jahre, da ſich dieſelben recht beſtaudet haben. Allein, das geht bey unſerer Eintheilung des Ackers in Felder nicht an, weil die Hirten einen

nen ſolchen Acker im zweiten und dritten Jahre keinesweges ſchonen würden. Es iſt alſo für einen ſorgfältigen Landwirth eine wichtige Sache, ſolche Futterkräuter zu kennen, die in einem Jahre viermal abgeſchnitten werden können, und viel Futter geben, ohne daß ſie nöthig haben, mehrere Jahre auf einerley Acker zu bleiben. Zu dergleichen Futterkräutern, welche in einem Jahre zum öftern genützt werden können, gehören: der Schnitt=Kohl, Braſſica arvenſis, der Spinat, die gemeine, und die Eiter=Neſſel.

Gedanken über die hier zu Lande gewöhnlichen Futterkräuter, ſt. im 4. St. des 1. B. der Berlin. Sammlungen, 1769, 8. S. 405—412.

Von Futterkräutern, ſ. Hrn. Prof. Beckmanns Grundſätze der deutſchen Landwirthſchaft, Gött. 1775, 8. S. 151—176.

J. K. G. Börners Abhandlung von den Futterkräutern, ſt. im 42—44. St. der öcon. Nachr. der patriot. Geſellſchaft in Schleſien, a. d. J. 1777; und im 17, 18, 19 und 39. St. derſelb. a. d. J. 1778.

(Hrn. Prof. Ebert) Kurzer Begriff menſchl. Fertigkeiten und Kenntniſſe ꝛc. 1. Th. Lpz. 1778, 8. S. 17, fgg.

Hrn. v. Haller Abhandlung über die Futterkräuter der Neuern, Bern, 1771, 8. 4 B.

Hrn. v. Juſti Anmerkungen von einigen, noch wenig bekannten Futterkräutern, ſt. in Deſſen öcon. Schriften 2. Band, Berl. und Lpz. 1760, gr. 8. S. 438—443.

Futter=Lade, ſiehe unter Häckerling.

Futter=Leinwand, Fr. Toile d'embourrure, eine grobe Leinwand, zur Bedeckung der Flocken, Haare oder anderer Materien, womit die Tapezierer die Polſter, Stühle, Canapee und andern dergleichen Hausrath ausſtopfen, welche ſie hernach mit feinern und koſtbarern Zeugen überziehen. Zuweilen nennt man auch die Glanz=Leinwand ſo.

Futter=Macher, ſiehe oben S. 577.

Futter=Marſchall, an fürſtlichen Höfen ein Bedienter, welcher den verordneten Vorrath an hartem und rauhem Futter für den Hofſtaat in Empfang nimmt, die Nothdurft davon in den fürſtlichen Marſtall ſowohl, als denen, die ein verordnetes Deputat zu empfangen haben, reichen läßt, und über alles Tage= oder Wochenzettel

zettel oder Jahrsrechnungen führt. An einigen Orten iſt derſelbe mit dem Futtermeiſter einerley, an andern aber iſt er demſelben vorgeſetzt.

Futter-Mauer, Fr. Chemiſe, in der Baukunſt, eine Mauer, womit eine ſchwächere Wand bekleidet oder gefüttert wird. Beſonders im Feſtungsbaue, die Mauer, womit die Wälle und Gräben eingefaßt und von außen bekleidet werden, damit die Erde nicht herunterſchießen oder von dem Regen weggeſpühlet werden könne; der Mauer-Mantel.

Von den Futtermauern, womit die Fahrdämme verwahrt werden, ſiehe unter Straße.

Auf den Bergwerken, werden Futtermauern die Mauern und Wände genannt, welche meiſtentheils von harten Mauerſteinen zwiſchen den Ofenpfeilern aufgeführt ſind, und an hohen Oefen gemeiniglich 1½ Elle höher, als die Grundpfeiler, ſind.

Futter-Meiſter, ſiehe Futter-Marſchall.

Futter-Netz, Fr. Moreau, eine Art eines geſtrickten Korbes, oder auch ein Sack, den man den Maulthieren über den Kopf hängt, damit ſie im Gehen daraus freſſen können.

Futter-Raufe, ſiehe Raufe.

Futter-Rehe, eine Art der Rehe, welche von ſchlechtem oder unzeitigem Futter herrühren ſoll; ſiehe Rehe.

Futter-Rübe, ſiehe unter Rübe.

Futter-Sack, ein Sack, worin das Futter für das Vieh geholt oder verwahrt wird.

Den Pferdeknechten werden die Futterſäcke, worin dieſelben das Futter für ihre Pferde von dem Boden holen müſſen, gemeiniglich zum Inventario gegeben.

Futter-Schneider, ein Taglöhner oder Knecht, der den Häckerling für die Pferde und Ochſen ſchneidet.

Futter-Schreiber, an Höfen, ein Schreiber bey dem Futteramte, ein Schreiber der dem Futtermarſchalle, oder Futtermeiſter untergeordnet iſt.

Futter=Schwinge, **Futter=Wanne**, in der Lauſitz Fut=ter=Schwinde, L. Vannus, Ventilabrum, Fr. Van, ein von Weiden oval oder in Geſtalt einer Muſchel geflochtener Korb, das Pferdefutter darin zu ſchwingen, und von dem Staube zu reinigen.

Der Knecht nimmt jedesmal ſo viel Haber in die Schwinge, als nöthig iſt, ſeinen in der Wartung habenden Pferden zu reichen, ſchwingt ihn aus, damit der Kaff und Staub heraus fliege, und vermiſcht den nöthigen Häckerling damit. Zu ſolchem Gebrauche ſind die Arten, wie Fig. 825. vorgeſtellt iſt, am bequemſten. Sie ſind vorn offen, hinten tief und geſchloſſen, und im Boden mit Leder oder Wachstuch überzogen, daher der Knecht dreiſt ſchwenken kann, ohne zu fürchten, daß er ein Korn verliere; und der Staub und die Spreu müſſen nothwendig heraus fliegen. Denn, wenn das Pferdefutter unrein, ſtaubig, oder etwa mit Hühner= Gänſe= und andern Federn oder Koth vermiſcht gegeben wird, ſo bekommen die Pferde ſogleich den Huſten, und werden haarſchlächtig, oder vergehen, verdorren und verkröpfen davon.

Futter=Sieb, ein Sieb, worin die Knechte das Pferdefutter ſieben, und von ſolcher Unreinigkeit, welche durch das Schwingen nicht hinweg geht, befreyen.

Futter=Stroh, iſt nicht nur das Weizen= Hafer= Bohnen = Erbſen=Linſen = und Wicken = Stroh, ſondern es werden auch die Aehrengebünde, die Wirrbünde oder Wurmgebünde von Rocken = und anderm Stroh in ſo fern es zum Futter für das Vieh beſtimmt iſt, darunter verſtanden.

Futter=Taffet, ſiehe Taffet.

Futter=Treſpe, Bromus giganteus *Linn.*; ſiehe unter Treſpe.

Futter=Tuch, Fr. petit drap, nennt man den Flanell, Boy, und andere ſolche tuchartige Gewebe, welche zum Unterfutter unter verſchiedene Kleidungsſtücke gebraucht werden.

Futter=Wanne, ſiehe Futter=Schwinge.

Futter=Wicke, Vicia ſativa *Linn.*; ſiehe **Wicke**.

Futte=

Futteral, aus dem mittlern Lat. Foderellus, eine harte oder ſteife Bekleidung eines Körpers von außen, worein man ihn ſteckt, ihn unverſehrt zu erhalten; im gem. Leben ein Futter, L. Theca, Fr. Etui. In manchen Fällen hat ein ſolches Futteral andere Namen. Bey einem Degen heißt es die Scheide.

Die Futterale werden entweder von Holz, oder von Pappe, (d. i. mehreren bis zu einer gewiſſen Dicke zuſammen gepappten oder gekleiſterten Blättern Papier) zu Spiegeln, Gold- und Silbergeſchirre und Geſchmeide, Ringen, Juwelen, Uhren, und was dergleichen koſtbare Dinge mehr ſind, imgleichen zu Beſtecken, Beſteckmeſſern, einfachen Meſſern, oder Löffeln, Büchern, und andern Sachen mehr, welche eine Bewahrung vor dem Staube, oder einen Ueberzug nöthig haben, gemacht, und ſind insgemein mit Papier, Leder, Sammet, oder ſeidenen Stoffen ausgeziert. Sie ſind mehrentheils eine Arbeit der Buchbinder. Es giebt aber auch ſowohl in Deutſchland, inſonderheit zu Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg, als auch und inſonderheit in England und Frankreich, einige Futteralmacher, welche nicht allein allerley Arten von Futteralen, ſondern auch inſonderheit mit Gold, Silber, Domback, Meſſing ꝛc. eingefaßte, und mit allerley Fiſchhäuten oder Leder überzogene Galanterieſtücke, Uhrgehäuſe u. ſ. w. machen, von denen man ſolche, inſonderheit die Uhrgehäuſe, künſtlich und auch ſchlecht gearbeitet, einzeln oder auch duzendweiſe, gleich fertig bekommen kann. Sonſt hat man auch noch allerley Futterale, Beſtecke und Etuis, von Gold, Silber, Meſſing, Kupfer, Zinn, Blech, welche die damit handthierenden Arbeiter, die Gold- und Silberarbeiter, Fläſchner, Klempner, Zinngießer ꝛc. machen. S. auch Beſteck.

Die Kunſt des Futteralmachens ſelbſt findet man an folgenden Orten deutlich und ausführlich beſchrieben:

Anwei-

Anweiſung zur Buchbinderkunſt, 2te Abtheil. Lpz. 1762, 8. S. 14, fgg.
Chomel öcon. und phyſikal. Lexicon, 4. Th. Lpz. 1751, f. Col. 601, fgg.
Hallens Werkſtätte der heutigen Künſte, 2. Band, Brand. und L. 1762, 4. S. 119, f.
C. F. Predigers Buchbinder und Futteralmacher, Anſpach 1741, 8. 3 Theile.
G. H. Zinckens teutſches Real- Manufactur- und Handwerks-Lexicon, Lpz. 1745, gr. 8. S. 803—806.

Wenn in Futteralen Geradeſtücke gelegen haben, ſo ſind ſolche Gerade, wenn auch das Geradeſtück ſelbſt verkauft oder verloren gegangen wäre.

Futterer, in vielen Städten, eine Art Höker, welche Holz, Stroh, und verſchiedene Arten des Futters, für das Vieh im Kleinen verkaufen.

Feven, ein chineſiſches Gewicht; ſiehe *Condorin*.

Fyrke, eine kleine Scheidemünze von Kupfer in Dänemark, welche 1½ Witten oder 6 Pfenn. Däniſch hält. 2 Fyrken machen 1 Schill. Däniſch.

G. G.

G, der ſiebente Buchſtab des Alphabethes, welcher mit dem Gaumen ausgeſprochen wird, und gemeiniglich härter lautet, als ein j, und gelinder als ch und k.

Den erſten Römern war er ganz unbekannt, als welche an ſeiner Statt allezeit ein C gebraucht haben; nach dem erſten karthaginenſiſchen Kriege aber ſollen ſie denſelben mit angenommen, und dadurch die Zahl 400, wenn ſie ihn aber oben mit einem Strichlein gezeichnet, 4000 angedeutet haben.

Auf einigen alten Grab- und Ehrenmaalen der Römer, findet man dieſen Buchſtab ſehr oft, und zwar theils allein, theils auch mit verſchiedenen andern. Allein, bedeutet er bald gratis, bald gens, bald gaudium, oder auch ein anderes Wort. *G. V.* Genio urbis. *G. P. H.* Gloria populi romani. Ein Mehreres davon findet man bey dem Aldus Manutius, in ſeinem Buche de veterum notarum explanatione.

Auf den preußiſchen Münzen zeigt *G* Stettiner Gepräge, und auf den franzöſiſchen, die zu Poitiers geprägten, an.

Auf den Recepten wird durch *G*, das Wort Gummi angedeutet.

Bey den Bezeichnungen des Gewichtes und der Münzen im Franzöſiſchen, bedeutet *G* ſo viel als Gros, oder Quentchen.

Auf den in Kupfer geſtochenen Wappen, bemerket G, die Goldfarbe, Gr. aber Grün.

In den Regiſtern, Journalen und Rechnungen der Kaufleute, Banquiers und Buchhalter, bedeutet dieſer Buchſtab, wenn er ganz allein ſteht, oder auch mit einem

nem l oder r verbunden iſt, (Gl. oder Gr.) Groſchen. Beym Gewicht, iſt durch Gr. Gran zu verſtehen. Ggr., gute Groſchen; Grvl., Grot Vlämiſch; Gg., Goldgulden; GGw., gut Gewicht.

Von der Bedeutung des Buchſtabes G auf den franzöſiſchen Galanteriewaaren, ſ. den Artikel *Garni.*

Die Bedeutung dieſes Buchſtabes in der Muſik, hat man in dieſem Werke nicht zu ſuchen.

Gabare, Gabarre, Holl. Gabaar, iſt in Frankreich der Name gewiſſer kleiner Fahrzeuge von verſchiedener Gattung. Man nennet nämlich alſo: 1) eine Patache, oder ein kleines Fahrzeug, welches in einem Meerhafen oder auf einem Fluſſe vor Anker liegt, und worauf ſich Zollbediente befinden, welche die ein- und auslaufenden Schiffe viſitiren, und für die Verhütung der Unterſchleiſe in Anſehung der Ein- und Ausfahrtszölle ſorgen müſſen. Die Führer der Schiffe und Fahrzeuge aber ſind verbunden, ſich einer ſolchen Gabare zu nähern, und ſich von den Zollbedienten viſitiren zu laſſen. 2) Eine Art platter und breiter Fahrzeuge, welche mit Segel und Ruder gehen, deren man ſich in den Häfen und auf einigen Flüſſen in Frankreich, die zu andern Schiffen nicht tief genug ſind, inſonderheit auf der Loire, unterhalb Nantes, bedienet, und welche ſehr bequem ſind, die Ladung auf die Schiffe, und von den Schiffen damit zu führen; mithin ſind dieſelben eigentlich nichts anders, als die ſo genannten Lichter. 3) Eine Art Nachen, worauf, bey Räumung der Canäle, der Schlamm geladen wird. Diejenigen, welche eine ſolche Gabare führen, heißen im Franzöſ. Gabariers, oder Gabriers; wiewohl dieſer Name auch den Tagelöhnern und Laſtträgern, welche die Schiffe beladen und abladen, und die Waaren auf die Gabaren, und aus ſelbigen bringen helfen, beygeleget wird. Siehe Ballen-Binder.

Gabari, Gabarit; ſiehe Sarter.

Gabe, von dem Zeitworte geben; L. Donum, Fr. Don. 1. Ueberhaupt alles, was gegeben wird, in welcher weiteſten Bedeutung es nur noch in einigen Fällen üblich iſt. So bedeutet Gabe in dem Salzwerke zu Halle die Anzahl Zoberſohle, welche jede Woche in jede Kothe geliefert wird. Daher iſt auch Gaben-Herr, eben daſelbſt, eine Benennung der Unterbornmeiſter, weil ſie die Aufſicht über die Gabe, d. i. über die Sohle haben, welche aus dem Salzbrunnen in die Kothe geliefert wird.

Die Gaben-Herren, müſſen auf ein über den Brunnen aufgehängtes Täfelchen die Gaben anſchreiben, wie viel Zober nämlich auf ein Quart oder Nößel Thalgut, die ausgeſprochene Siedewoche über, nach dem Gerenten und der Fröhnung aus dem Brunnen gezogen, und in die Kothe getragen und gegoſſen werden ſoll. Sie haben auch den Bornknechten zu gebieten, und können die Widerſpenſtigen und Verbrecher mit Schließung an die über dem Brunnen befindlichen Halseiſen, beſtrafen.

Auch alles, was ein Unterthan dem Obern entrichten muß, die Abgaben, werden im gem. Leben Gaben, oder Steuern und Gaben genannt. Siehe Impoſt. Steuer.

2. In engerer Bedeutung, ein Geſchenk. 1) Ein jedes Geſchenk, in welchem Verſtande es im Hochdeutſchen veraltet iſt, ob es gleich in der deutſchen Bibel mehrmals in dieſer Bedeutung vorkömmt. *Nach Gaben trachten*, Eſ. 1, 23. *Geſchenke und Gaben verblenden die Weiſen*, Sir. 20, 31. Auch freywillige Opfer kommen im alten Teſtamente mehrmals unter dieſer Benennung vor. 2) Im gem. Leben, ein Geſchenk, welches man einem Armen zu ſeiner Nothdurft macht, ein Almoſen. *Einem Bettler eine Gabe geben.* 3) Ein jedes Ding, ein jeder phyſiſcher oder moraliſcher Vorzug, Fähigkeit u. ſ. f. ſo fern es als ein Geſchenk Gottes oder der Natur angeſehen wird. *Das Brod iſt eine der vorzüglichſten Gaben Gottes.*

Kinder ſind eine Gabe Gottes. Beſonders Fähigkeiten des Geiſtes und Gemüthes, ſie mögen nun natürlich, oder erworben, oder unmittelbar von Gott mitgetheilt ſeyn. Ein Mann von vielen Gaben, Fähigkeiten. Die Gabe der Keuſchheit.

1. Gabel, Zins, Steuer; ſiehe Gaſſel.

2. Gabel, (*) L. Furca, Fr. Fourche, Fourchette, ein jedes Ding, an welchem ſich zwo Spitzen an einem gemeinſchaftlichen Stiele befinden. So werden die Stangen eines Hirſches, die nur aus zwey Enden beſtehen (ſ. Gabel-Hirſch,) imgleichen die zwey oberſten Enden eines jeden Hirſchgeweihes, bey den Jägern Gabeln genannt. Die Gabel eines Baumaſtes, wenn ſich derſelbe in zween Arme theilet; ſiehe Zwieſel.

In dem Pflanzenreiche verſteht man unter Gabel, Gäbelein, Häklein, Heftel, Rieme, Rißlinge, Schlinge oder Zwickel, L. Capreolus, Cirrhus, Clavicula, Viticulus, Fr. Fourchette, Fleau, Nille, gewiſſe Schnuren oder Fäden, welche aus verſchiedenen Theilen der Pflanzen entſpringen, ſich gemeiniglich in Schraubengänge winden, und um andere Körper, zu Befeſtigung ihrer Pflanzen, herum ſchlingen, oder ſonſt auf eine Art anklammern. Sie ſpalten ſich oft, wie am Weinſtocke, in mehrere Fäden; zuweilen bleiben ſie einfach. Gemeiniglich werden dieſelben am Ende ſpitziger und dünner; zuweilen aber auch, wie inſonderheit an dem Canadenſer Epheu zu ſehen iſt, dicker und breiter,

(*) Dieſes Wort lautet im Angelſ. Gafla, im Dän. und Niederſ. Gaffel, im Schwed. Gaffel, und bey den älteſten Lateinern Gabalus. Es kömmt bey den älteſten oberdeutſchen Schriftſtellern nicht vor, und bey den Niederdeutſchen iſt ſtatt deſſen auch Forke üblich. Wachter leitet es von capere her. Wenn der Begriff der Spitze in dieſem Worte der herrſchende iſt, ſo läßt es ſich füglich zu Giebel rechnen, wohin auch das Franz. Javelle, Javellot, ein Wurfſpieß, gehört. Im Bretagniſchen iſt Gefail, eine Zange, und im Walliſchen Gefell. doppelt, zwieſach, gemellus, welches gleichfalls ein gutes Stammwort für Gabel abgiebt.

ter, welches vornämlich bey denjenigen geſchieht, welche ſich nicht winden. Insgemein treiben ſolche aus Stängel und Aeſten; bey vielen gefiederten Blättern von den Pflanzen mit Schmetterlingsblumen endigt ſich die Rippe mit dergleichen Gabeln; und es giebt auch einige Blätter, welche auf der Spitze damit beſetzt ſind. Ueberhaupt ſind viele von ſolchen Pflanzen mit Gabeln verſehen, welche ſich ſelbſt nicht aufrecht erhalten können, und keine eigene Kraft beſitzen, mit dem Stängel ſich um andere nebenſtehende Körper zu winden.

Die Gabeln haben vermuthlich mit dem Stängel und den Stielen einerley Beſchaffenheit und Beſtandtheile; und man ſieht gar öfters an den Gabeln des Weinſtockes einzelne Beeren ſitzen, imgleichen, daß die Blattſtiele oder vielmehr die Rippen bey den zuſammengeſetzten Blättern, z. B. bey einer Art des Brennkrautes, ſich wie die Gabeln winden, und unter ſich ſelbſt verwickeln.

Am gekochten und gebratenen Geflügel, nennt man das wie eine Gabel geſtaltete kleine Bein oder Knöchlein an der Bruſt, zwiſchen den beyden Flügeln, das Gäbelein.

Hauptſächlich und inſonderheit nennt man Gabel, Eß- oder Tiſchgabel, dasjenige Inſtrument, welches man nebſt dem Meſſer bey der Mahlzeit gebrauchet, theils um damit die Speiſen bequem zu zerlegen, theils ſie zum Genuß zu dem Munde zu führen. Dieſe Gabeln ſind entweder, wie am gewöhnlichſten iſt, zweyſpizig (zweyzackig,) groß und ſtark, wie die zum Trenchiren dienlichen, oder auf franzöſiſche Art verfertigt, drey- ja vierſpitzig, deren man ſich insgemein zum Salat und den übrigen Speiſen bedienet. Man hat auch Löffelgabeln, von der Löffelgeſtalt, mit 2, 3 oder 4 Zacken, oder mit ſolchen Stollen, wie das dazu gehörige Meſſer hat.

Den feinſten Gabeln giebt der Meſſerſchmid vier, den gewöhnlichen aber nur zwey Zacken. Wenigſtens die Zacken (Fr. Fourchon) müſſen aus Stahl geſchmiedet werden, weil eiſerne

Zacken leicht beym Gebrauche zerbrechen würden. Jede Gabel beſteht aus 4 Theilen, nämlich den Zacken, a b, Fig. 826 und 827, der Stolle b c, der Angel, und der Schale c d, worin die Angel ſteckt.

Soll eine Gabel 3 oder 4 Zacken erhalten, ſo ſchmiedet der Meſſerſchmied für dieſen Theil ein Stück an einer Stange Stahl aus, welches ſo breit iſt, als alle 3 Zacken mit ihren Zwiſchenräumen. Die Stolle b c, Fig. 826, wird unter dem Hammer nur rund geſchmiedet, hingegen die Angel völlig ausgebildet. Die Zwiſchenräume zwiſchen den Zacken hauet er mit einem Meißel aus, bearbeitet jeden Zacken mit einer Feile, und krümmet alle zugleich etwas mit dem Hammer. Der Stolle giebt die Feile eine flachrunde Geſtalt und einige Knöpfe. Letzteres gilt auch von denen Gabeln, welche nur zwo Zacken haben; bey dieſen aber werden die Zacken auf eine ganz andere Art bearbeitet. Man läßt für ſie, bey dem Schmieden der Gabel, ein flaches Stück ſtehen, welches halb ſo lang iſt, als die fertigen Zacken, und zerſchrotet es mit einem Meißel, der Länge nach, in zween gleiche Streife. Dieſe werden dergeſtalt zurück gebogen, daß ſie mit der Stolle rechte Winkel machen, und mit dem Hammer zu ſpitzigen Zacken ausgeſchmiedet. Man macht ſie wieder rothwarm, treibt ſie etwas mit dem Hammer zuſammen, und richtet ſie auf einem Stück Eiſen in dem Amboßblocke, ſo der Gabel-Richter genannt wird; ſiehe Fig. 828. Das Eiſen iſt bey b ausgehölt. Die Zeichnung ſtellt eine doppelte Abänderung dieſes kleinen Werkzeuges vor. Bey dieſer letzten Arbeit ſteckt der Meſſerſchmied den einen Zacken unter die Oeffnung unter dem Gabelrichter b, und giebt dem andern auf der Bahn a, einen ſchicklichen Abſtand von der Stolle. Eben dieſes wiederholt er bey dem anderm Zacken. Die Feile muß beyde Zacken nebſt der Stolle gleichfalls ausarbeiten. Eine Gabel möge nun 4, 3 oder 2 Zacken haben, ſo giebt man ihr die Federhärte, damit ſich die Zacken gehörig biegen laſſen; d. h. man härtet ſie durch das Ablöſchen, beſtreicht ſie mit Fett, und läßt dieſes auf Kohlen abbrennen. Hierauf ebnet man die Zacken ſowohl, als die Stolle, mit einer Schlichtfeile, ſchleift ſie aus freyer Hand mit einem Oehlſteine, reibt ſie vermittelſt eines Holzes mit Schmirgel und Baumöhl, und ebnet ſie zuletzt mit einem Polierſtahle. Die Schale der Gabeln muß ſtets mit der Schale der Meſſer überein ſtimmen. Für die Scheibe c über der Schale, bleibt entweder beym Schmieden ein ſtärkeres Stück ſtehen, woraus ſie gefeilet wird; oder

oder man ſetzt auch bey ſchlechten Gabeln kleine Stücke Eiſen, auf jeder Seite der Angel, in den Beſchlag der Schale ein.

Hallens Werkſtätte ꝛc. 3. Th. S. 282, f.

(Hrn. geh. R. v. Pfeifer Lehrbegriff ſämtl. öcon. und Cameralwiſſenſchaften, 3. B. 2. Th. Manh. 1778, 4. S. 204, f.

Cph. Polhems patriotiſches Teſtament, Cap. 18. Von Manufacturen zu Meſſern, Scheeren und Gabeln; ſ. Schrebers Samml. verſch. Schr. 12. Th. S. 392, f.

Sprengels Handw. und Künſte, 6te Samml. S. 208, f.

Hienächſt hat man, in der Haushaltung entweder von Eiſen oder Holz verfertigte, und, ihrem Gebrauche nach, aus 2 oder 3 Zacken (Zinken) und einem langen Stiele beſtehende Werkzeuge von verſchiedener Gattung, als: Fleiſch-Gabel, Heu-Gabel, Miſt-Gabel, Ofen-Gabel, Reich-Gabel, Schoß-Gabel, Schütte-Gabel, Streu-Gabel ꝛc. deren Erklärung unter ihren beſondern Artikeln zu finden iſt.

In der Schweiz wird eine Gabel, womit die Fiſche geſtochen werden, die Geere genannt.

Die Fiſcher, inſonderheit in den Meergegenden, bedienen ſich verſchiedener Arten Gabeln zum Fiſch-Fange (Fiſch-Stechen,) mit 2, 3, bis 7, zackigen Spitzen. Die mit 7 Zacken, werden zum Fange der Petersfiſche gebraucht. Von den kleinen, mit 2 oder 3 Zacken, findet man Fig. 829, ſiebenerley Arten abgebildet. Wollen ſie eine größere Anzahl von Zacken haben, ſo faſſen ſie dieſelben an ein Querholz, wie die dreyerley Arten, Fig. 830, zeigen. Unſere Fiſcher nennen die großen Gabeln einen Speer; er hat gemeiniglich 10 Zacken, und wird nur auf die Barben gebraucht; denn unter unſern Flußfiſchen hält nur die Barbe im Winter auf dem Grunde ſo feſt, daß ſie geſtochen werden kann. Einer, an einen langen geſchlanken Stiel befeſtigten, faſt 5 Zoll breiten Gabel, mit 5 enge an einander ſtehenden Zinken, deren jede unten breit, ſcharf, und mit einem Widerhaken verſehen iſt, bis auf den mittelſten Zinken, welcher einen doppelten Widerhaken führt, bedient man ſich, an einigen Orten, zum Hechtfange, theils zu Eiſe, theils auch bey offenem Waſſer, Abends unter dem

Scheine

Scheine einer brennenden Kienpfanne, als worauf der Hecht halbverblendet zu=, und ſelbſt unter den Speer läuft. So bald man unter dem Eiſe, oder in dem Bruchwaſſer vor ſich einen Hecht erblickt, führt man mit dem Speere einen geraden Stoß mitten auf deſſen Rücken zu; da ſodann der Hecht, nach einer ſtarken Verwundung, in den Zinken des Speeres, wegen der Widerhaken hängen bleibt, und gefangen wird. Ungeachtet aber auf ſolche Art nur angehende oder große Hechte geſtochen werden können, ſo iſt dieſe Art des Fiſchfanges doch ſchädlich, weil viele Haupthecht nur angeſtochen werden, und, ohne Jemanden zu Nutzen zu kommen, eines langſamen Todes ſterben müſſen. Mit der im I. Th. S. 11, f. beſchriebenen, und Fig. 4 abgebildeten dreyzackigen Gabel, (der Dreyſtachel oder Triſtachel genannt,) werden Aale, Aalraupen, auch Forellen gefangen.

Ich werde noch kürzlich die Arten des Gebrauches der Gabeln zum Fiſchfange in den Meergegenden beſchreiben.

Zum Fange der platten Fiſche, Congers und Aele, zu Fuße auf dem Schlamme, Fig. 831, haben die Fiſcher eine Gabel, welche 3, 5 bis 6 Zacken hat, und an das Ende einer 5 bis 6 Fuß langen Stange gefaßt iſt, in der Hand. Damit ſie ſich auf dem Schlamme erhalten können, befeſtigen ſie unten an beyde Füße ein Stück von einem Faßboden. Wenn nun das Meer, zur Zeit der Ebbe, zurück getreten iſt, gehen ſie längs an dem Ufer hin, und ſtechen von Zeit zu Zeit aufs Gerathewohl mit ihrer Gabel in den Schlamm, die den Fiſch, welchen ſie getroffen haben, herbey zieht.

Die Fiſcherey mit der Gabel geſchieht auch bey niedrigem Meere, und zu Fuße, in ſehr dunkeln Nächten beym Feuer; Fig. 832. Die Fiſcher begeben ſich an die Felſen, in die Schleuſen, und an die Oerter, wo bey ſeichtem Meere Waſſer übrig bleibt, und halten in der linken Hand eine Stroh= oder Kienfackel. Wenn ſie einen Fiſch gewahr werden, ſo ſtechen ſie ihn ſehr geſchickt mit einer Gabel, die zuweilen nur zween Zinken hat. Dieſe Fiſcherey iſt an vielen Orten, inſonderheit in der Admiralität von Rochelle, üblich. Die Einwohner von Lan=

Languedoc verfolgen zuweilen die Fiſche, die ſie gewahr werden, und wiſſen ſie im Laufen geſchickt mit der Gabel zu durchbohren.

Zu Morbihan, in der Admiralität von Vannes, fahren die Fiſcher bey ſeichtem Meere über den Schlamm auf kleinen Kähnen (Fr. Tignolles,) welche wie ein Weberſchiff ausſehen, an einem Ende aber viereckig ſind. Sie ſind von 3 Bretern gemacht, und ſo leicht, daß ſie ein einziger Menſch ohne Mühe auf dem Rücken trägt. Zween Männer in einem ſolchen Kahne, ſtoßen ihre Gabeln aufs Gerathewohl in den Schlamm. Sie haben 6 bis 7 Zinken, deren jeder 13 bis 14 Zoll lang iſt, welche insgeſamt aus einem eiſernen Schafte gehen, woran ein 10 bis 12 Fuß langer Stiel befeſtigt iſt; an den Enden aber ſtehen die Zinken aus einander. Dieſe Fiſcherey findet man Fig. 833 vorgeſtellt.

Was die Fiſchereyen mit der Gabel mitten im Waſſer betrift: ſo gehört hieher zuvörderſt der Fang der Seedrachen mit der Gabel vermittelſt einer Lockſpeiſe. Als die Seedrachen noch gemein waren, ſteckten die Fiſcher hinten an ein ſegelndes Fahrzeug, einen kleinen zinnernen Aal, deſſen Schimmer die Seedrachen anlockte, daß ſie, brudelnd und Blaſen aufſtoſſend, herbey geſchwommen kamen. In dieſen Brudel ſtießen die Fiſcher ihre Gabeln mit Gewalt ein, und fingen oft viele mit einmal.

Zu dem Fiſchfange platter und anderer Fiſche, bedienen ſich die Fiſcher deren Gabeln, welche wie ein Rechen geſtaltet ſind. Die Zinken ſtehen nämlich an einem hölzernen Balken, wie die Zinken einer Harke; an ſtatt aber, daß dieſe Zinken, an der Zahl 8 oder 10, eine perpendikuläre Richtung gegen die Richtung des Stieles haben, befinden ſie ſich in einer mit dem Stiele parallelen Stellung, und endigen ſich wie ein Lanzeneiſen; ſiehe Fig. 830. Man bedient ſich dieſer Gabel ſowohl auf den Flüſſen, als am Ufer des Meeres; und die Art ihres Gebrauches iſt, die Zinken in den Grund, es möge Sand oder Schlamm ſeyn, zu ſtoßen. Da die Reihe der Zinken eine ſehr beträchtliche Weite hat, ſo können ſie die Fiſche deſto beſſer treffen. Einige halten jedoch für bequemer, ſich derjenigen Gabel zu bedienen, deren Zacken um eine Dille herum befeſtigt ſind. Dieſe beyde Arten zu fiſchen, ſind Fig. 834 vorgeſtellt. Man fängt mit dieſer Gabel Aale, Congers, Flunder, und andere platte Fiſche.

Die Fiſcher von Vannes ſtechen die Hornfiſche oder Meernadeln, (Eſox Bellone *Linn.* Fr. Orphie, Aiguille, Aiguillette, in der Normandie Equilette, Equille, oder Quille) beym

beym Feuer mit der Gabel, um ſich ihrer zum Köder zu bedienen, wenn ſie eine gewiſſe Art Stockfiſche (*Aſellus virescens Willugh.* Fr. Morue verte, Trie) und Congers fangen wollen. Vier Fiſcher ſetzen ſich bey Nachtzeit in ein kleines Both. Einer von ihnen, der vorn ſteht, hält einen angezündeten Strohwiſch, der durch ſeinen Schein die Meernadeln herbey locket. Die drey andern Fiſcher haben Gabeln in Geſtalt eines Rechens, mit wenigſtens 20 Zinken, welche 6 Zoll lang ſind, und ſehr nahe beyſammen ſtehen, indem der Kopf des Rechens nur 13 bis 14 Zoll lang iſt. In der Mitte iſt eine eiſerne Dille, worin ein, 10 bis 12 Fuß langer, Stiel ſteckt. Wenn die Fiſcher die Meernadeln in Haufen erblicken, ſo ſtoßen ſie mit ihren Gabeln darunter, und fangen oft viele auf einen Stoß. Dieſes Fiſchſtechen ſieht man Fig. 835 vorgeſtellt. Da das Both langſam fährt, ſo macht die Bewegung die Meernadeln nicht ſcheu. Wenn kein Wind geht, und die Nächte ſehr dunkel ſind, ſo werden zuweilen 1000 bis 1500, in einer Nacht gefangen.

An der Küſte des Kirchenſtaates, wird bey Tage, und noch häufiger bey Lichte, mit einer dreyzackigen Gabel, welche man Foſcina nennt, gefiſchet. Siehe Fig. 836. Man bindet die Gabel a an ein Seil b, welches ſehr lang iſt, und wirft ſie ſo, daß man den Griff c in der Hand behält. Sind die Fiſche groß, ſo reißen ſie die Gabel von dem Griffe los, und gehen damit durch. Sie geht aber doch nicht verloren; denn man findet ſie, nebſt dem Fiſche, in welchem ſie ſteckt, vermittelſt der daran gebundenen Leine b, wieder. Dieſer Fang wird im Sommer um die Felſen herum vorgenommen.

Mehrere Arten des Fiſchfanges mit der Gabel, findet man im XIII. Bande des Schaupl. der Künſte und Handwerke, Königsb. und Lpz. 177, gr. 4. S. 16, fgg. beſchrieben und abgebildet.

S. auch Sam. Ge. Gmelins Reiſe durch Rußland, St. Petersb. 1770, gr. 4, Th. 2. S. 217.

Eine beſondere Art des Fiſchfanges in dem mittelländiſchen Meere, ſo die Gabel genannt wird, findet man oben, im XIII. Th. S. 606, beſchrieben, und Fig. 690 abgebildet.

Bey den Jägern, iſt die Gabel, ein ungefähr wie eine mäßige Streugabel geſtaltetes, zweyzackiges Werkzeug, entweder ganz von Holz, oder von Eiſen mit einem hölzernen Stiele. Sie bedienen ſich derſelben, einen in Netzen gefangenen Wolf, Luchs, Dachs, Fuchs, Fiſchotter, oder ein anderes dergleichen wildes und beißiges Thier, um den Hals zur Erde zu drücken, damit

man ſolches deſto ſicherer angreifen, und hernach um ſo viel beſſer mit demſelben handthieren könne. Zu den Fiſchottern muß dieſe Gabel dreyzackig ſeyn.

Auch bedient man ſich, bey dem Jagdweſen, unter dem Namen Hebe-Gabel, Garn-Gabel oder Garn-Stange, einer eiſernen Gabel an einem langen hölzernen Stiele, die Tücher und Garne damit auf die Forkeln und Stellſtangen (ſ. Th. XIV, S. 471, f.) zu heben, welche man Fig. 837 abgebildet findet.

Bey dem Bergbaue, und zwar in der Seigerhütte, iſt die Gabel, ein, 2 bis 2½ Ellen langes, eiſernes Inſtrument, womit die aufgetieften Keſſel unter dem Hammer auf und nieder gezogen werden.

Auf den Wachs-Bleichen, hat man zweyerley hölzerne Gabeln: 1) Eine 4 Fuß lange Gabel, mit 3 Zinken, deren Spitzen 6 Zoll weit von einander ſtehen. Sie dient dazu, um damit das gebänderte Wachs aus der Wanne zu nehmen. In denen Manufacturen, wo man vermiſchtes Wachs verarbeitet, umflicht man ſie mit Weidenruthen: Fig. 838 a). Bisweilen macht man zu dieſem Behuf Gabeln mit 7 Zinken, von leichtem Holz; Fig. 838 b). 2) Eine von leichtem Holz gemachte, 2½ Fuß lange, Gabel mit 2 Spitzen, welche nur 4 Zoll von einander ſtehen; Fig. 839. Man braucht ſie, das Wachs auf den Tüchern zu egaliſiren, d. i. in gleicher Dicke zu legen.

Bey den Groß-Uhrmacher, die Gabel, zwiſchen welcher der Perpendikel einer großen Penduluhr an einer Uhrfeder hängt.

Bey den Schlöſſern und andern Profeſſioniſten, ein auf dem Werktiſche feſt ſtehendes Stück Eiſen, in der Geſtalt eines lateiniſchen Y, worein man die Stockſcheere aufleget, wenn man Blech damit entzwey ſchneidet. Von der Spreng-Gabel der Schlöſſer, womit ſie die Schnörkel an Gittern machen, ſiehe unter Gitter, im XVIII. Th. S. 554.

An dem Beſchlage einer Kutſche, ſind die Gabeln zwey Eiſen an jeder Säule des Bockes, welche die Gurte tragen, worauf das Bockkiſſen ruhet. In dieſer Abſicht ſind ſie an beyden Enden auf dem Sperrhorne zirkelrund gebogen. Bey den Reiſewägen ſind die Gabeln und die Säulen von Eiſen.

In der Baukunſt, nennt man Gabel, den Ort, wo die kleinen Einkehlſteine (Winkelziegel) der Dachdecke eines Kappfenſters ſich mit der Decke des Dachſtuhles vereinigen.

Endlich wird auch ein gewiſſer Theil in dem Hufe eines Pferdes, die Gabel, oder der Strahl, Fr. Fourchette, genannt; ſ. Huf, im XXV. Th. S. 339, und 345.

Gabel, (Bätings=) } ſiehe unten, S. 606.
— (Bögſpriets=) }
— (Eß=) ſiehe oben, S. 598.
— (Fleiſch=) ſiehe Th. XIV, S. 220.
— (Hebe=) ſiehe oben, S. 604.
— (Hemm=) ſiehe in H.
— (Heu=) ſiehe in H.
— (Honig=) ſiehe in H.
— (Kalfater=) ſiehe in K.
— (Löffel=) ſiehe oben, S. 598.
— (Miſt=) ſiehe in M.
— (Ofen=) ſiehe in O.
— (Reich=) ſiehe in R.
— (Schoß=) ſiehe Th. XI, S. 444.
— (Schütte=) ſiehe in S.
— (Sperr=) ſiehe Hemm=Gabel.
— (Spreng=) der Schlöſſer, ſ. auf der vorhergeh. S.
— (Streu=) ſiehe in S.
— (Tiſch=) ſiehe oben, S. 598.

Gabel=Anker. 1. In der Schfffahrt, ein mittelmäſſiger Anker, den man zuweilen einem größern gegen über auswirft, ſo daß ihre beyderſeitigen Taue eine Gabel bilden, und das Schiff hindern, ſich auf ſeinem Ankertaue zu drehen.

2. In

2. In der Baukunſt, ein eiſerner Anker in einem Gebäude, deſſen Theile vermittelſt einer Gabel und einer durch dieſelben gehenden Schließe an einander gefügt ſind. Er wird auch Schließ⸗Anker, ingleichen Schlauder genannt.

Gabel⸗Blume, ſiehe Kohl. (Meer⸗)

Gebel⸗Deichſel, ſiehe Th. IX, S. 81.

Gabel⸗Gehörn oder **gabeliges Gehörn**, nennen die Jäger, wenn zu oberſt an jeder Stange eines Hirſchgeweihes zwey Enden in Geſtalt einer Gabel beyſammen ſtehen; oder, wenn jedes dieſer Enden wieder in kleine Gabeln zertheilt iſt. Ein Hirſch mit einem ſolchen Gabelgehörne, oder ein Hirſch, dem nur allein, nebſt dem Spießen, die Augenſproſſen (ſ. Th. III, S. 49) ausgewachſen ſind, und der ſonſt keine Enden mehr hat, wird ein Gabel⸗Hirſch, Gabler, oder Edelknabe, genannt. Siehe den Art. Hirſch.

Gabel⸗Hirſch, ſiehe im vorhergehenden Artikel.

Gabel⸗Holz, Fr Courbaton, Fourcat, Fourque Gibelot. Dieſen Namen führen auf Schiffen und Galeeren, ſtarke Hölzer mit zween Armen, die beynahe rechtwinkelig in den Seiten eines Schiffes ꝛc. angebracht werden, um die Glieder deſſelben zu verbinden und zu unterſtützen. Sie werden auch Gabel⸗Stücke genannt, und haben vieles mit den Kniehölzern (Genoux) und Krummhölzern (Courbes) gemein.

Die an den Maſten befeſtigten hölzernen Haken oder Gabeln, mit doppelten, etwas ausgebogenen Armen, um die Aufziehſeile daran zu befeſtigen, werden Mars⸗Gabelhölzer, Fr. Courbatons de hune, oder Taquets de hune, genannt. Die Bögſpriets⸗Gabel, Fr. Courbaton de beaupré, macht mit dem Maſtshaupte einen ſpitzigen Winkel. Es befindet ſich auch eine Gabel an der Bramſtenge des Begſprietes unter dem Eſelshaupte, welche aber rechtwinkelig iſt. Die Gabeln zur Unterſtützung der Bätinge, heißen Bätings⸗Gabeln, Fr. Courbatons de bittes.

Gabel-Kraut, Coreopſis Bidens *Linn.*; ſ. Warzengeſicht.

Gabel-Kreuz, ſiehe unter Kreuz.

Gabel-Maſt, ſiehe unter Maſt.

Gabel-Nadel, ſiehe Haar-Nadel.

Gabel-Pflug, ſiehe unter Pflug.

Gabel-Richter, ſiehe oben, S. 599.

Gabel-Schwanz, Fr. Fourcherer, nennen die Falkonierer einen Habicht von mittelmäßiger Größe.

Eben dieſen Namen führt ein amerikaniſcher Vogel, welchen die Peruaner in ihrer Landesſprache Rabiahorcado, die Franzoſen aber Tailleur (der Schneider) nennen, wegen der Geſtalt und Bewegung ſeines Schwanzes. Er iſt ungefähr ſo groß, oder etwas gröſſer, als eine Taube. Der Halz iſt kurz, und der Schnabel mittelmäßig. Die Flügel ſind lang, breit und ziemlich krumm. Der Schwanz ſcheint aus ſehr wenigen Federn zu beſtehen, welche ſich gleich Anfangs theilen, und eine offene Scheere vorſtellen. Wenn er flieget, ſchließt er die beyden Theile ſeines Schwanzes, nach Belieben, entweder zuſammen, oder ſpreitet ſie aus einander, faſt ſo, wie mit einer Scheere geſchieht. Sie ſind, im Verhältniß des ganzen Vogels, ſehr lang. Er fliegt überaus ſchnell und hoch, und ſeine Federn haben überall eine ſchöne ſchwarze Farbe, außer am Halſe, welcher weißlich iſt, und etwas in das Aſchgraue fällt.

Sammlung aller Reiſebeſchreib. 9. B. Leipz. 1751. 4. S. 574, f.

Man nennt auch eine Art ceyloniſcher Eidechſen, deren Rücken hellblau mit braunen Flecken getiegert, die Seiten dunkelbraun, und der Schwanz geſpalten iſt, deswegen Gabel-Schwanz.

Die Benennung Gabel-Schwanz giebt Müller auch einem Fiſche, welchen Linné Chaëtodon ſaxatilis nennt; ſiehe Jaguacaguare.

Gabelſchwanz-Raupe, Norweg. Lövaame, eine große grasgrüne Raupe, welche auf dem Rücken röthlich und grün marmorirt iſt, und ſich am häufigſten auf

den Weidenbäumen, Schlehdornen, Linden, Aeſpen und Eichen aufhält. Auf den Rücken hat ſie eine Erhöhung, und im Schwanze zwo lange Spitzen wie eine Gabel. Aus ihr wird die Phalæna Vinula *Linn.*

Gabel-Stange, eine jede Stange, welche vorn eine Gabel hat, und Niederſ. Spreet, Holländ. Spriet, heißt, wegen der ausgeſpreiteten oder ausgebreiteten Zacken.

Gabel-Stück, ſiehe Gabel-Holz.

Gabel-Wagen, ſiehe Th. IX, S. 81.

Gabel-Werk, an Mahlmühlen; ſiehe unter Mühle.

Gabeler, ſiehe Gabler.

Gabilla emigrationis Gabella hereditaria; ſ. Abzugs-Geld.

Gabelle, die Steuer vom Salze, der Salzzoll; ſ. Salz-Handel.

Gabeln, Fr. fourcher, auf die Gabel ſpießen; beſonders von den Hirſchen, wenn ſie Menſchen oder Thiere mit den ſpitzigen Enden ihrer Geweihe verwunden.

Gabelung, ſiehe Kabelung.

Gaben-Herr, ſiehe oben, S. 596.

Gabier, ſiehe Maſt-Wächter.

Gabinia, bey den Blumiſten eine gewiſſe Nelkenſorte; ſ. unter Nelke.

Gabler, 1. Im Jagdweſen, ein Gabel-Hirſch; ſ. dieſes Wort.

2. Ein Seefiſch mit Bauchfinnen unter den Bruſtfinnen, einem ſtacheligen Kopfe, welcher breiter iſt als der Körper, und einem achteckigen, mit einem Panzer verſehenen Leibe; Cataphractus *Linn.*

Gabrielle, bey den Blumiſten, eine gewiſſe Anemonen- Aurikel- und Hyacinthen-Sorte.

Gabrielle, (*Belle*) eine Art Birn; ſ. Th. V, S. 450.

Gach, ſiehe Jäh.

Gâche, ſiehe Kalk-Schaufel, Krampe, Rühr-Schaufel, Rühr-Stock, Schließ-Kappe.

Gâchette, ſiehe Krappe, Seiten-Falle, Zuhaltung.

Gackern, iſt eine Nachahmung des Lautes der Hühner. Im Oberdeutſchen wird es auch von dem Geſchreye der

der Gänſe gebraucht, wofür im Hochdeutſchen ſchnatern üblicher iſt. Siehe Gakſen.

Gaden (der), ein nur in den gemeinen Mundarten, beſonders Oberdeutſchlandes, übliches Wort.

1. Ein Zimmer, Behältniß, Gemach. Bey dem Ottfried iſt Gadun ſowohl ein Speiſezimmer, als auch eine Scheuer. Willeram braucht Gegademe für ein Gemach. Beſonders braucht man es ſowohl im Ober- als Niederdeutſchen noch von demjenigen Theile eines Hauſes, wo die Krämer ihre Waaren feil haben, von dem Laden; im Niederſ. Gadem, Gaem; in einigen Fällen auch Gat. In der Schweiz iſt Milchgaden der Milchkeller, Viehgaden der Kuhſtall u. ſ. f.

2. Ein kleines Häuschen, eine Hütte, ſowohl im Ober- als Niederdeutſchen. Auch das Niederſächſ. Koth, Kothe, ein kleines Haus, ſcheint hieher zu gehören. In einigen oberdeutſchen Gegenden iſt Gädemer ein Häusler, Niederſ. Kothſaſſe, Koſſate, Köther.

3. Ein Stockwerk, in welchem Verſtande es ſowohl im Ober- als Niederdeutſchen häufig vorkömmt, wo man auch die Beywörter zweygädig, dreygädig u. ſ. f. hat, zwey, drey Stockwerke hoch.

Gadus Aegleſinus, ſiehe Schell-Fiſch.

Gadus Callarias, ſiehe Dorſch.

Gadus Morhua, ſiehe Kabeljau.

Gäde, ſiehe Gebe.

Gäbelein, ſiehe oben S. 597.

Gäck, ſiehe Geck.

Gäh, ſiehe in J.

Gähnen, (*) L. oſcitare, Fr. bâiller; das Gähnen, L. Oſcitatio, Fr. Baaillement, Bâillement, iſt diejenige un-

(*) Dieſes Wort lautet im Oberd. gienen, gaunen, gangen, im Oeſterreich. gameyen, in Bayern gienmaulen, in Niederſ. janen, hojanen, gleichſam hoch gähnen, imgleichen hojäppen, im Angelſ. geonan, im Engl. yawn, im Schwed. gina, im Wend. Sjam, alles in der hochdeutſchen Bedeutung. Es bedeutet eigentlich aufſperren, weit öffnen. Im Niederſ. heißt janen

unwillkührliche Aufſperrung des Mundes, welche eine Wirkung der Schläfrigkeit und langen Weile iſt, und von der allzu langſamen Bewegung des Blutes durch die Lunge und übrigen Blutgefäße herrührt.

Das ehrwürdigſte Geſicht wird lächerlich, wenn es gähnet. Der aufgeſperrte Mund und die verzogenen Mienen formiren ein Fratzengeſicht, welches dem Kopfe eines aufgeſperrten Nußknackers ſehr ähnlich ſieht, und um deswillen bedecken geſittete Leute den untern Theil ihres Geſichtes beym Gähnen, weil hier die Verzuckung am heftigſten iſt. So ſchlechte Achtung, ja ſo mißfälligen und verächtlichen Anblick das Gähnen zu verdienen ſcheint, ſo vieles findet ſich doch dabey, das ſowohl in Abſicht auf den weiſen und wundervollen Bau unſers Körpers, als die auch auf Geſundheit und Krankheiten deſſelben einer Betrachtung würdig iſt

Wenn der Trieb zu dem Gähnen von ſelbſt entſteht, ſo iſt es nicht in unſerer Macht, dieſes gänzlich zurück zu halten, ſondern wir ſind gezwungen, ihm nachzugeben. Doch iſt es in unſerer Gewalt, daſſelbe zu mäßigen, zu mindern und zu vermehren, zumal wenn das Gähnen eines andern, das bloße Andenken u. d. gl. Gelegenheit dazu geben; da es dann auch völlig unterdrückt werden kann. Es geht bey einem geringen Grade des Gähnens wohl an, daß unter demſelben der Mund zugehalten wird, jedoch läßt ſich dieſes nicht anders als mit Beſchwerlichkeit thun, und es kann gleichwohl nicht verwehrt werden, daß der Kinnbacken und die damit verknüpften

janen auch gaffen; etwas anjanen, bejanen, angaffen, begaffen. Im Walliſiſchen bedeutet Gyn und im Dän: Gane den Gaumen. Auch das Griech. χαίνειν gehört hieher. Uebrigens iſt gähnen das Frequentativum von dem noch im Isländ. befindlichen Zeitworte gia, öffnen, aufſperren, Lat. hiare, Arab. גהי apertus fuit, Hebr. גה, amplitudo: ſiehe Gaffen. Viele Hochdeutſche ſchreiben und ſprechen dieſes Wort nach dem Muſter der Niederſachſen jähnen, welches aber ſowohl wider die Abſtammung, als auch wider die hochdeutſche Ausſprache iſt.

ten, auch andere Theile des Mundes und Halſes auf die ſonſt zu dem Gähnen erforderliche Art und Weiſe gezogen werden. Durch unterlaufendes Lachen, Huſten, Fieberſchaudern, einen unvermutheten Anblick u. ſ. w. kann gleichfalls das Gähnen geſtört oder aufgehalten werden, doch empfindet man auch darnach eine Beſchwerde in den dabey wirkenden Theilen, vornämlich in der Bruſt. Bisweilen, inſonderheit bey denen, die den natürlichen Trieben den Zügel freyer nachlaſſen, wird unter dem Gähnen der Mund verdrehet, die Augen ganz oder zum Theile zugedrückt, die Augenbraunen zuſammen gezogen, und andere ſtarke Bewegungen mehr vollbracht. Oft wird zugleich ein Dehnen und Recken der Glieder und des ganzen Leibes angeſtellet; und eben durch dieſes Recken wird das Gähnen mehr erreget, verſtärket und verlängert. Wenn das Gähnen ſtark iſt, ſo ſpürt man oft unter dem Einathmen, mehr aber unter dem Ausathmen, einen ziemlichen Laut, oder auch einen gewiſſermaßen kläglichen Ton. Man entledigt ſich der eingeſogenen Luft nicht allzeit auf einmal, ſondern auch zuweilen mit ein Paar oder mehrern wiederholten Stößen.

Man pflegt im geſunden Zuſtande zu gähnen, wenn der Körper nach vorhergegangener Ermüdung eine Weile geruhig und ohne Bewegung ſeiner Gliedmaßen geweſen iſt, geſeſſen, geſtanden oder gelegen hat; wenn man in einer warmen Stube oder vor einem Kaminfeuer ſitzt; wenn man früh Morgens zu Waſſer fährt; wenn der Leib eine Trägheit, eine Neigung zum Schlafe empfindet; wenn man ausgeſchlafen hat, und wieder munter zu werden anfängt; in währendem Schlafe ſelbſt aber wird kein Gähnen verſpüret. Im übrigen iſt der Leib bey dem ordentlichen gewöhnlichen Gähnen in ganz geſunder Verfaſſung, und es wird auch für ein Kennzeichen einer vollkommenen Geſundheit gehalten, wenn man nach vollendetem Schlafe gähnet, welches durch

die Verſuche des **Sanctorius** bekräftiget wird, auch der gemeine Mann ſonderlich bey den Thieren, die dazu aufgelegt ſind, als: bey Hunden, Katzen ꝛc. zu bemerken pflegt. Wenn die Frauen ſchwanger geworden ſind, pflegen ſie auch mehr zu gähnen; daher dieſes vom **Hippokrates** mit unter die Zeichen gezählt wird, woraus man ſchließen kann, daß eine Frau ſich in geſegneten Umſtänden befindet.

Wir müſſen nunmehr aber auch den Zuſtand in Betrachtung ziehen, in welchem der Körper ſich befindet, wenn man bey mangelhafer Geſundheit und in Krankheiten oder Zufällen derſelben, die entweder bereits wirklich eingetreten ſind, oder ihre bald folgende Ankunft melden, zum Gähnen angetrieben wird. Wenn das Gähnen mehr und öfter als gewöhnlich eintritt, ſo pflegt man ſeinen Zuſtand dadurch zu erkennen zu geben, daß man ſpricht: Man befinde ſich nicht wohl, weil man ſo oft gähnen müſſe. **Hippokrates** und andere Aerzte rechnen daher das ungewöhnliche Gähnen zu den Zeichen der Krankheiten.

Wenn Leute einen verderbten Magen haben, oder etwas Schlimmes und Unverdauliches gegeſſen haben, ſo pflegen ſie über vieles ungewöhnliches Gähnen zu klagen. Wenn Drücken und Spannen im Unterleibe, inſonderheit unter den kurzen Rippen, Blähungen, Eckel, Neigung zum Brechen verſpürt werden; bey dem Blutbrechen, welches aus dem Magen kömmt; bey der Gelbſucht, welche eine Verſtopfung der Leber zum Grunde hat; bey Würmern und bey andern Beſchwerden des Unterleibes findet ſich gemeiniglich ein mehr als gewöhnliches Gähnen ein.

Perſonen, die eine Verſammlung von Eiter in der Bruſt, ein Geſchwür im Herzen oder im Herzbeutel, auch dergleichen in andern innern Theilen gehabt haben, ſind zugleich mit vielem Gähnen beläſtigt geweſen. Zuweilen wird dieſes ebenfalls bey denen wahrgenommen, die eine Anhäufung von Säften in der Lunge, knotige oder ſteinartige Geſchwülſte in derſelben u. d. gl. haben.

Auch die Wunden des Gehirnes und die darauf folgenden Ergießungen der Säfte können Anlaß zum Gähnen geben.

Wenn

Wenn ein kaltes Fieber einzutreten anfängt, und man träge, verdroſſen und ſchläfrig wird, die Kälte an dem äußern Leibe anwandelt u. ſ. w. ſo ſtellt ſich alsdann gemeiniglich auch ein öfteres Gähnen ein. Auch findet man, daß die beſtändig anhaltenden Fieber mit Gähnen anfangen, oder, wenn ſie bisweilen etwas nachlaſſen, die neuen Anfälle davon begleitet werden. Diejenigen Fieber, in welchen das Gähnen ſonderlich häufig verſpürt wird, heißen daher Gähnfieber, Febres oſcitatoriæ. Das viertägige Fieber hat dieſes vor andern an ſich. Imgleichen ſind diejenigen, ſowohl Wechſel= als andere Fieber, die eine große Neigung zum Schlafen mit ſich führen, oder die Febres ſoporoſæ ſehr dazu aufgelegt. Man nimmt es ebenfalls in den Fiebern, die ihren eigentlichen Sitz im Magen oder in den Gedärmen haben, häufig wahr.

Vor den Anfällen der Epilepſie, auch vor dem Schlagfluſſe geht gemeiniglich ein Gähnen voran. Die Ohnmacht, auch die Art von Erſtickung, die in der Mutterbeſchwerung ſich zuträgt, pflegen damit anzufangen und aufzuhören. Und vorher, ehe diejenigen, welche in der Ohnmacht dem Tode zu Theile werden, ihr Leben beſchließen, pflegen ſie unaufhörlich zu hojanen. Die Schlafſucht hat auch insgemein das Gähnen zum Gefährten.

Man will ſchon vor Alters bemerkt haben, wie der ältere Plinius und Solinus bezeugen, daß, wenn eine kreißende Frau in der Geburtsarbeit zu gähnen beginnt, ſolches tödtlich ſey. Nach der Geburt kann ſich ein gleiches zutragen.

Man nimmt wahr, daß diejenigen Perſonen, welche am meiſten zu gähnen pflegen, oder dazu inſonderheit vor andern geneigt ſind, Kinder und junge Perſonen, auch die vom weiblichen Geſchlechte, ſogenannte phlegmatiſche, dabey träge und müſſige Leute ſind; Erwachſene hingegen und Mannsperſonen, oder die ſonſt von entgegengeſezter Leibesbeſchaffenheit und Verhalten ſind, pflegen dem Gähnen nicht ſo ſehr unterworfen zu ſeyn, wenn übrigens die Umſtände auf beyden Seiten gleich ſind. Einige haben den beſondern natürlichen Fehler (wofern es ein wirklicher Fehler in Anſehung der Geſundheit genannt werden darf) an ſich, daß ſie viel und ſtark gähnen. Es wird dieſes die Gähnſucht, L. Oſcedo genannt.

Der im Obigen angeführte verſchiedene Zuſtand des Leibes, deſſen bemerkte Eigenſchaften, beſondere Natur u. d. gl. veranlaſſen entweder das Gähnen, oder ſie be-

reiten den Leib dazu vor; daher ſie auch Gelegenheits- oder vorbereitende Urſachen genannt werden. Es giebt aber noch mehr Dinge, die das eine oder das andere wirken. So iſt es z. B. durchgängig bekannt, daß, wenn man einen andern gähnen ſieht, daſſelbe auch in dem Anſchauenden erweckt zu werden pflegt; wie dann daher das gemeine Sprichwort entſtanden iſt: Oſcitante uno oſcitat & alter. Wenn einer gähnet, ſo gähnet der andere nach. Ja es geſchieht wohl, daß man zum Gähnen angetrieben wird, wenn man nur höret, daß einer gegähnt hat, oder wenn man ein gähnendes Bild anſchauet, oder auch nur an dieſe Verrichtung denket.

Unter diejenigen Dinge, die den Leib in eine ſolche Verfaſſung ſetzen, daß er leicht gähnet, gehört vornämlich die Gewohnheit. Denn wenn man dieſem Triebe zu viel nachgiebt (wie man gewiſſermaßen dazu von Natur gezwungen wird): ſo erlangen die dabey wirkenden Theile immer mehr Fertig- und Geſchicklichkeit, eben dieſelbe Handlung bey aller Gelegenheit und Veranlaſſung zu wiederholen.

Die Folgen und Wirkungen des Gähnens ſind entweder gut oder ſchlimm. Die guten ſind folgende: Der Speichel und die Feuchtigkeit an den Augen, die etwa überflüſſig ſind, werden durch die Bewegung der Kinnbacken heraus gedrückt; die Bruſt wird durch das ſtärkere Athemholen etwas erleichtert; man ermuntert ſich durch das Gähnen nach dem Schlafe, nach Ohnmächten, in der Trägheit; Schläfrigkeit und in ähnlichen Umſtänden; das harte Gehör, Klingen und Sauſen der Ohren vergeht danach u. ſ. f. In Krankheiten iſt das Gähnen ein Zeichen anfangender Geneſung, wie dieſes auch diejenigen beobachten, die der eigentlichen Arzneywiſſenſchaft unkundig und unerfahren ſind. Hingegen entſtehen bey andern Umſtänden und mitwirkenden Dingen auch ſchädliche und den geſunden Lebenshandlungen nach-

nachtheilige Wirkungen vom Gähnen, und zwar deſto mehr, je ſtärker dieſes vorgeht. Man bemerkt z. B. daß die Blutflüſſe, welche zur Unzeit an unrechtem Orte oder zu ſtark gehen, dadurch zu ſehr erregt werden; daher das Gähnen im Blutſpeyen, im übermäßigen Naſenbluten, in ſtarken Verwundungen u. ſ. w. zu fürchten iſt. Gleichergeſtalt werden die Brüche am Unterleibe, der Vor= oder Ausfall des Afters, der Gebährmutter und ihrer Scheid dadurch verſchlimmert. Bey ſtarkem Gähnen wird das Gehör betäubet. Und es iſt mehrmals geſchehen, wenn man im Gähnen das Maul allzu weit aufgeſperrt hat, daß dadurch der untere Kinnbacken verrenkt worden iſt. Wenn viel Luft eingeſogen wird, pflegt wohl ein Huſten, eine Kälte und andere Zufälle, die nach der Beſchaffenheit der eingeathmeten Luft ſich verhalten, in der Bruſt zu erfolgen. Von andern Folgen des Gähnens, die aber eigentlich als mitverbundene Wirkungen der Krankheiten anzuſehen ſind, als: den Fiebern, Schlagflüſſen, Ohnmächten, der fallenden Sucht u. d. gl. iſt bereits oben Erwähnung geſchehen. Hier füge ich nur noch hinzu, daß unter den Päbſten **Pelagius** und **Gregorius** dem I. um das Jahr 590 und 591, oder, wie andere meinen, unter dem Pabſte **Agatho** um das J. 680 eine Seuche geherrſcht haben ſoll, darin die Leute nach vorhergegangenem vielen in einem fortwährenden Hojanen plötzlich Todes verblichen ſind; daher man auch die Gewohnheit leitet, ſich mit dem Zeichen des heil. Kreuzes am Munde zu ſegnen, wenn man hojanet; obwohl einige ſchon unter den Heiden Spuren von dieſem Gebrauche gefunden haben wollen.

Gähn = Affe, ein am meiſten im Oberdeutſchen übliches Wort, für das hochdeutſche Maulaffe. Ein Gähnaffe, der eine Sache mit geöffnetem Munde, mit dummer Unwiſſenheit anſieht. Gähnaffen feil haben, ſtehen, und das Maul aufſperren.

Im Oberd. auch Gienaffe; Niederſ. Rahnup, woraus zugleich erhellt, daß die letzte Hälfte dieſes Wortes nicht das Hauptwort Affe, ſondern aus dem Vorworte auf, Niederſ. up, verderbt iſt.

Gähn-Fieber,
Gähn-Sucht,] ſiehe oben S. 613.

Gähren, (*) L. fermentare, Fr. fermenter. 1. Eigentlich, in eine innere Bewegung des öhligen Weſens gerathen, wodurch ein Körper aus ſeiner Miſchung geſetzt wird.

2. Figürlich. Die Sache iſt noch im Gähren, iſt noch in Bewegung, iſt noch nicht zur Reiſe gediehen.

Die Gährung, L. Fermentatio, Fr. Fermentation, iſt eine entweder natürliche oder durch Hülfe der Kunſt entſtehende Wirkung in gemiſchten, flüſſigen, oder doch durch die Fäulniß dazu bereiteten feſten Körpern, welche eine Art der innerlichen Auflöſung, Trennung und Scheidung ihrer Theile, die aber nur bis auf einen gewiſſen Grad und zu einem gewiſſen Zwecke, oder einer Veränderung der Materie an Geſchmack, Farbe und Geruch, oder endlich zu einer Zubereitung auf eine andere Auf-

(*) Dieſes Wort lautet in den deutſchen Mundarten bald gahren, göhren, gieren, gairen, güren, bald auch mit dem Ziſchlaute gäſen, gißen, gäſchen, giſchen u. ſ. f. mit welchen letztern Wörtern zugleich auf den Laut geſehen wird, den ein gährender Körper gemeiniglich von ſich giebt. Mit dem Ziſchlaute kömmt es ſchon bey dem Willeram vor, jeſen; ſiehe Gäſchen. Im Schwed. lautet es göra. Nimmt man die letzte Sylbe ren, welche ein Frequentativum andeutet, weg, ſo kommen wir auf das Zeitwort gehen zurück, welches gleichfalls van dem Gähren, beſonders des Teiges und Brodes, gebraucht wird. Im Bretagniſchen iſt goi, gähren, Go, Sauerteig, und im Hebr. גאה, ſich erheben. Hieraus erhellt deutlich genug, daß gähren nicht von gar, fertig, bereitet, abſtamme, wie Friſch glaubt, ſondern daß mit dieſem Zeitworte auf das Gehen, d. i. auf die innere Bewegung, beſonders aber auf die Bewegungen in die Höhe geſehen wird, welche man bey allen gährenden Körpern wahrnimmt. Bey den Wenden bedeutet gor noch jezt hinauf, und im Poln. iſt Gora ein Berg.

Auflöſung, z. B. zum Extrahiren, Tingiren, Deſtilliren ꝛc. zielet, auch in der Hauswirthſchaft bey unzähligen Dingen vorkömmt, oder doch, wenn man allerley neue Producte heraus bringen, und aus rohen Naturalien verbeſſerte Sachen machen will, durch die Kunſt und allerley Mittel erweckt, befördert, und zum öftern in verſchiedenen Graden, bis man ſeinen Zweck erreicht, unterhalten werden muß. Sie iſt in der Medicin und Chemie von ſehr großem Nutzen, und wird, weil ſie eine Sache wohl eröffnet und zur Deſtillation vorbereitet, ein Schlüſſel genannt. Ohne dieſelbe kann auch kein Wein, Bier, Branntwein, Eſſig, kein Käſe, kein Brod, und viele andere Dinge gemacht werden. Sie kömmt endlich auch bey der Färberey in der ſogenannten Küpe vor; daher ein gründlicher Haus- und Landwirth billig auch dieſes chemiſche Geſchäft, wie alle andere Solutionen und Extractionen, Macerationen, Digeſtionen und Deſtillationen, einigermaßen verſtehen ſollte, weil man dadurch auch in der Oeconomie ungemein viele Verſuche, Erfahrungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen machen, und Nutzen erlangen kann.

Alle vegetabiliſche und animaliſche Materien, zu deren Miſchung eine gewiſſe Quantität von Oehl und ſubtiler Erde kömmt, welche in dem Waſſer vermittelſt einer ſaliniſchen Materie völlig auflöslich geworden, wenn ſie in einer ſolchen Menge Waſſers verdünnt worden ſind, daß ſie flüſſig oder wenigſtens weich werden, und wenn ſie einer Wärme, die von einigen Graden über den Eispunct bis auf 25 und darüber geht, ausgeſetzt werden, und denſelben die Gemeinſchaft mit der Luft nicht ganz und gar verſagt iſt, leiden ſelbſt eine Gährung, welche die Natur und Proportion ihrer Beſtandtheile gänzlich verändert. Allein dieſe Gährung und die neuen zuſammen geſetzten Subſtanzen ſind ſowohl in Anſehung ihrer Eigenſchaften, als auch ihrer Proportion ſehr unterſchieden, nachdem

die beſondere Art der Subſtanz iſt, in der die Gährung Statt gehabt hat, und nachdem die Umſtände ſind, welche dieſe Gährung begleitet haben.

Man unterſcheidet drey beſondere Arten von Gährung, oder, wenn man will, drey Grade in der Gährung, welche ſich auf drey Hauptproducte beziehen, die daraus entſtehen. Die erſte Art heißt die weinhafte oder geiſtige Gährung, weil ſie die Feuchtigkeiten, welche die Gährung ausſtehen, in Wein verwandelt, und weil man aus dieſem Weine eine entzündliche und mit dem Waſſer miſchbare Feuchtigkeit erhält, die man Weingeiſt nennt. Die zweyte Art der Gährung wird die ſaure oder Eſſiggährung genannt, weil das Product derſelben ein Saures oder ein Eſſig iſt. Die dritte Art wird mit dem Namen der faulenden Gährung oder der Fäulniß bezeichnet; man könnte ſie auch die alkaliſche Gährung nennen, weil ſie in den Subſtanzen, welche dieſelbe ausſtehen, viel Alkali entwickelt.

Alle die Materien, welche zur geiſtigen Gährung geſchickt ſind, können nach und nach die ſaure, und hernach die alkaliſche Gährung leiden. Es giebt aber Subſtanzen, welche, da ſie zur geiſtigen Gährung nicht geſchickt ſind, ſie gleich Anfangs zur ſauren, und alsdann zur alkaliſchen Gährung neigen; und andere endlich, welche nur zur Fäulniß geſchickt ſind. Gleichergeſtalt kann eine Subſtanz, welche, nachdem ſie die geiſtige Gährung ausgeſtanden hat, und zur ſauren fortgegangen iſt, nicht von neuem die geiſtige ausſtehen, ſondern geht nothwendig zur Fäulniß fort. Eben ſo verhält es ſich mit denjenigen, welche ſich Anfangs zur ſauren Gährung neigen; ſie ſind nachher zur Fäulniß, und nicht zur geiſtigen Gährung geſchickt; und diejenigen, welche Anfangs zur Fäulniß fortgehen, können, wenigſtens auf keine merkliche Weiſe, nicht die ſaure Gährung, und noch weniger die ſpirituöſe ausſtehen.

End=

Endlich ſo kann keine zur ſpirituöſen Gährung geſchickte Materie ſich zur Fäulniß eher neigen, als bis ſie anfänglich durch die ſpirituöſe und ſaure Gährung durchgegangen iſt.

Dieſe Betrachtungen haben die meiſten Chemiſten, und beſonders den berühmten **Stahl** veranlaſſet, dieſe Gährungen nicht als drey Operationen, welche von einander unterſchieden ſind, ſondern als drey Hauptgrade anzuſehen, welche durch einerley innere Bewegung ſich zu erkennen geben, wodurch die Natur ſich beſtrebet, alle ſehr zuſammen geſetzte Körper, zu deren Miſchung die öhlige Subſtanz kömmt, d. i. alle vegetabiliſche und animaliſche Subſtanzen in einen allgemeinen und ähnlichen Zuſtand zu verſetzen.

Wenn man ſich einen richtigen Begriff von der Gährung überhaupt machen will, darf man nur auf die Erſcheinungen Acht haben, welche ſich bey allen Arten von Gährung zu ereignen pflegen. Man wird bey Materien, aus welchen nach vorhergegangener Gährung ein Wein, oder ein Eſſig, oder eine faule Subſtanz erhalten wird. eine Bewegung der Theile unter einander, oder zum wenigſten ein Ziſchen bemerken; die Körper werden aufſchwellen; man wird eine mehrere Wärme in ihnen gewahr werden. Ferner lehrt auch die Erfahrung, daß, wenn die herausgehenden Dämpfe verdichtet und zuſammen gehalten werden, und man alsdann nach verſtattetem freyen Zutritt der Luft ein Licht hinzu bringt, dieſelben ſich entzünden; welcher Verſuch aber gefährlich iſt, und mit der größten Behutſamkeit angeſtellt werden muß. Wenn man endlich eine gewiſſe Quantität einer Materie, welche in Gähren kömmt, vor der Gährung der Deſtillation unterwirft, und hinwiederum eine andere Portion dieſer Materie in eben der Quantität, wie man ſie der Deſtillation unterworfen hat, der Gährung ausſetzt, und das Vergohrne endlich auch deſtillirt, ſo wird man aus der unvergohrnen Materie weit mehr Oehl als aus der vergohrnen erhalten, ja nachdem der Grad der Gährung geweſen iſt, auch wohl gar kein Oehl mehr bekommen. Aus allem dieſen iſt nun zu ſchlieſſen, daß die Gährung eine innerliche Bewegung des in den Körpern befindlichen öhligen Weſens iſt,

wel-

welches hiedurch aus ſeiner Miſchung geſezt, verdünnet, und zum Theil von allen übrigen Beſtandtheilen geſchieden und in die Luft gejaget, zum Theil aber mit den ebenfalls in Bewegung gebrachten und aus ihrer Miſchung geſezten und veränderten Luft- und andern Theilen aufs neue vereinigt, und wieder in einen ruhigen Stand verſezt wird. Man kann alſo ſagen, daß die Gährung eine Entwicklung der Theile einer zuſammen geſezten Subſtanz ſey, und daß dieſe Entwicklung unterſchieden ſeyn müſſe, nachdem die Körper mehr oder weniger zuſammen geſezt ſind. Da nun die Subſtanzen in dem Gewächs- und Thierreiche ein weit mehr zuſammen geſeztes Oehl als die mineraliſchen Körper enthalten: ſo wird man einſehen, warum die Gährung bey jenen und nicht bey dieſen Statt hat. Und da die Vegetabilien, in ihrem allgemeinen Zuſtande betrachtet, zuſammen geſezter als die Thiere ſind: ſo kann man auch einſehen, warum dieſelben mehrere Arten von Entwicklung oder Gährung, als die Thiere, ausſtehen müſſen. Endlich iſt auch hieraus zu ſchließen, daß die Gährung nichts anders als ein Beſtreben der Natur ſey, wodurch ſie die Körper wieder in die Subſtanzen verwandelt, von welchen ſie genommen und erzeugt worden ſind, d. h. ſie werden in ihre Elemente aufgelöſet, und einander gleichartig gemacht. Es bleibt nichts weiter übrig als eine Erde, welche in allen dieſen Subſtanzen, wenn ſie durch die Gährung verändert worden ſind, von einerley Art iſt.

So lange die vegetabiliſchen und animaliſchen Subſtanzen, welche zur Gährung geſchickt ſind, einen Theil eines lebenden oder thieriſchen Körpers ausmachen, gerathen dieſelben nur ſchwach, langſam und auf eine unmerkliche Art in Gährung, weil ſie durch die lebende Bewegung davor verwahrt ſind, und weil dieſe Langſamkeit zur Oeconomie der Gewächſe und Thiere nöthig iſt. Nachdem aber das Leben dieſer organiſirten Subſtanzen aufgehört hat, nehmen dieſelben, weil alsdann nichts mehr in ihren Säften und in ihren nächſten Grundſubſtanzen die Neigung zur Verwandlung ihrer Natur und ihrer Zerſezung aufhält, die merklich gährende Bewegung an, und zwar eine jede nach dem Grade, worin ſie ſind, und wo ſie mehr oder weniger ſchnell und regelmäßig die Zeitpuncte durchlaufen, die

ihnen

ihnen übrig ſind einzugehen, nachdem die Umſtände, welche überhaupt der Gährung günſtig ſind, zuſammen kommen.

Dieſem Begriffe zufolge würde die Gährung, in ihrem ganzen Umfange betrachtet, nichts anders als die Fäulniß seyn, zu welcher von Natur und beſtändig alle Gewächſe und Thiere langſam und unvermerkt, ſo lange ſie leben, aber auf eine merkliche Art nach ihrem Tode ſich neigen.

Zu jeder Gährung ſind folgende Stücke unumgänglich nöthig: 1) der Zutritt der freyen Luft; 2) eine gehörige laue Wärme; 3) eine zureichende Feuchtigkeit, d. i. eine ſolche Menge von Feuchtigkeit, welche nach Beſchaffenheit der zur Gährung übrigens geſchickten Subſtanzen bald mehr bald weniger ſeyn, aber doch jederzeit in einem gehörigen Verhältniſſe ſich befinden muß; 4) endlich eine hinlängliche Weite des Ortes, wo die Subſtanz gähren ſoll. Fehlt eins von dieſen vier Stücken, oder iſt es in gar zu großem Maße vorhanden, ſo findet die Gährung entweder gar nicht, oder nur unvollkommen Statt, oder die bereits angegangene wird verhindert.

Die Gährung wird verhindert oder aufgehalten: 1) wenn man der Luft den Zutritt benimmt; 2) wenn man die gährenden oder zur Gährung geſchickten Körper einer ſtarken Hitze oder Kälte ausſetzt; 3) wenn man Körper beymiſchet, welche die Feuchtigkeit vermindern, oder die öhligen und ſaliniſchen Subſtanzen binden und verändern; und 4) wenn die Materien an der Ausdehnung gänzlich verhindert werden.

Eine Subſtanz, welche ſich wirklich in Gährung befindet, oder welche die ſtärkſte Neigung zur Gährung hat, und deren man ſich bedienet, um die Gährung eines andern Körpers zu erregen, nennt man ein Gährungsmittel oder Ferment, L. Fermentum, Fr. Ferment. Dergleichen ſind: der Schaum vom Biere, wel=

welches gährt; ein Stück eines gut gegangenen Teiges, und der zum Sauerteige oder zu einem Gährungsmittel dienet, um eine größere Menge desjenigen, womit man ihn vermiſchet, in Gährung oder zum Gehen zu bringen; die Kämme von Weintrauben, über welche man den Eſſig und andere Subſtanzen dieſer Art hat gähren laſſen; imgleichen das Honig und der Zucker, vornämlich der ſogenannte Farin und die Moscovade, und überhaupt alle ſüße Säfte von Vegetabilien. Bisweilen braucht man zur Erregung der Gährung nichts weiter als die Gefäße, inſonderheit die aus Eichenholz gemachten, und in welchen bereits Materien vergohren haben. Es iſt aber allerdings ein Unterſchied, was für ein Mittel zur Gährung gebraucht wird. Oft kann man Zucker und Honig, aber keine Hefen oder ein anderes Mittel gebrauchen. Bisweilen ſind die Hefen dienlich, bisweilen der Sauerteig u. ſ. w.

Man nimmt z. B. Honig 10 Pfund, gießt 50 Pfund reines Waſſer darüber, läßt es bey gelinder Wärme 24 Stunden ſtehen, hernach bey gelindem Feuer aufwallen, ſchäumt es ab, und läßt den dritten Theil oder die Hälfte davon verrauchen. Dieſen Liquor nimmt man vom Feuer, ſeihet ihn warm durch ein doppeltes Tuch, füllt ihn in ein bequemes Fäßchen, thut 2 Quent Sal tartari oder gemeines Salz dazu, ſtellt es an die Sonne, oder zur Winterszeit auf den warmen Ofen ungefähr 40 Tage lang, bis ſich der Liquor aufklärt, und wie Wein riecht. Alsdann kann man das Fäßchen zuſpünden, und im Keller zum Gebrauche aufbehalten.

Von der Biergährung ſiehe Th. V. S. 173, fgg.; und von der Eſſiggährung Th. XI. S. 621, fgg.

Die gährenden Dünſte ſind ein wahres Gift der Lungen; und die Luft ſelbſt, welche durch die Gährung erzeugt wird, iſt, wie Muſſchenbroek bewieſen hat, tödtlich, und keine wahre Luft. Die Weindünſte ſind nicht nur alsdann ſchädlich, wenn der Wein noch in dem Bottiche iſt, ſondern auch in den Kellern, in welchen der junge Moſt brauſet. Sogar die Ausdün-

dünſtung aus einer Tonne, in welcher ſich einige Kannen Weingeiſt befinden, berauſchet und betäubet, wenn man ſie ſtark mit dem Athem an ſich zieht. Ich könnte eine ſehr große Menge Beyſpiele von plötzlichen Todesfällen anführen, welche von den Dünſten gährender Getränke in Kellern verurſacht worden ſind; allein ich begnüge mich bloß, mit **Nymann** anzumerken, daß dieſe Dünſte die Menſchen durch die Hemmung des Athemholens und die Beklemmung des Herzens noch weit geſchwinder erwürgen, als ſelbſt beym Schlagfluſſe geſchieht; denn man hat oft wahrgenommen, daß verſchiedene Leute, die nur noch erſt auf der Kellertreppe geweſen, ſtarr todt niedergefallen ſind, und daß diejenigen, welche ihnen zu Hülfe haben kommen wollen, zuweilen an eben dem Orte eben ſo plötzlich todt geblieben ſind. Man bringt zuweilen ſolche erſtickte Leute auf eben die Weiſe wieder zurecht, wie diejenigen, welche vom Kohlendampfe erſtickt ſind, wovon im Art. Kohle das Nöthige vorkommen wird.

Die Gefahr, welche man hier meiſtens voraus ſieht, wenn man ſich zu der Zeit, wo der neu eingelegte Wein gährt, in einen Keller begiebt, kann, außer der bey allen giftigen Dünſten zu beobachtenden allgemeinen Vorſichtsregel, da man nämlich ein mit Salmiakgeiſte angefeuchtetes Schnupftuch vor Mund und Naſe bindet, auch dadurch einigermaßen verhütet werden, wenn man eine Röhre in den Keller leitet, welche ſich mit einem weiten Trichter endiget. Können oder wollen ſich aber Leute, die ſich mit ſolchen Arbeiten beſchäftigen, dieſen Vortheil nicht machen; können ſie auch den Rath nicht befolgen, den ihnen **Ramazzini** giebt, das Geſicht von den Dünſten hinweg zu wenden; erkennen ſie an einem Lichte, welches ſie durchaus nicht brennend erhalten können, und an der Zeit des Jahres, in welcher ſie ſind, die Nähe und Größe der Gefahr, in welche ſie ſich begeben: ſo iſt die

die erſte Vorſicht, Thüre und Kellerläden zu öffnen, und ſo lange offen zu erhalten, als man in dem Keller iſt; alsdann ſich bey der mindeſten Empfindung vom Geruche oder Betäubung ſogleich zurück zu begeben, und wenn es ohne Schaden geſchehen kann, in den Keller zu ſchießen.

Eben ſo ſchädlich ſind auch die Dünſte der Gewächſe, die, in einen Haufen über einander geſchüttet, ſich erhitzen, und in eine Gährung übergehen. Viele Wahrnehmungen haben bewieſen, daß der Dampf des auf einen Haufen geſchütteten, und noch nicht völlig trocknen Heues Schlagflüſſe und den Tod ſelbſt nach ſich gezogen hat. Die Hitze in dergleichen Haufen iſt ſo groß, daß öfters der ganze Haufe ſich entzündet, und in helle Flammen ausſchlägt; wie eben dieſes auch Hr. v. Jacquin von den Miſthaufen in Holland erzählet.

Hildanus hat in ſeinen Beobachtungen eine beſtändige Schlafſucht von dem Dampfe des alſo erhitzten Heues aufgezeichnet. Ein gewiſſer gelehrter Arzt in Wien erzählt, daß er ſehr ſchlimme Zufälle bekommen habe, als er eine Portion Schierling, um zu verſuchen, wie er durch die Gährung verändert würde, in einem Gefäße der Gährung ausgeſetzt, und nach einer Zeit dieſes Gefäß eröffnet, und den entſetzlich riechenden und das ganze Haus durchdringenden Dampf des Schierlings in ſich gezogen hatte. Nach Hughes Berichte in ſeiner Hiſtory of Barbados erſtickte der Dampf in einer Ciſterne, in welche man den Rückſtand nach der Deſtillation des Zuckers geworfen, und einige Tage aufbewahrt hatte, zween Schwarze, die ſie reinigen ſollten, plötzlich.

Von der faulenden Gährung ſiehe im XII. Th. S. 99, fgg. den Art. Fäulniß.

Siehe auch den Art. Gahre.

Gähr=Bottich, in dem Brauweſen, ein Bottich, worin das Bier gähret; ſiehe Th. V. S. 186.

Gährung, ſiehe oben S. 616.

Gähr=Mittel, ſiehe oben S. 621.

Gälfern, (*) belfern, durch Schreyen einen unangenehmen Schall verurſachen; Fr. glapir. Man ſagt es eigentlich von dem grellen (oder auf eine unangenehm. Art ſcharf- und hell-tönenden) Gebelle junger Hunde und Füchſe.

Gällen, (**) einen Schall von ſich geben, ſchallen. Er ſchrie, daß das ganze Haus gällete. Die Ohren gällen mir, wenn man ein klingendes Getöſe in denſelben empfindet.

Gällig, (***), hart, feſt. Im Hochdeutſchen kömmt dieſes Wort nur bey den Bergleuten vor. Der Gang liegt im gälligen Felſen, wenn er feſt anſtehet, keine Ablöſung hat.

Gält, unfruchtbar; ſiehe Gelt.

Gälte, ein Gefäß; ſiehe Gelte.

Gäng, ſiehe den folgenden Artikel.

(*) Niederſ. galfern, galpern, jalfern, heulen, ſchreyen. Es iſt das Frequent. von den noch im Oberd. und Niederſ. üblichen gelfen, galpen, Engl. yelp, yawlp, Dän. gylpe, bey dem Ottfried gelbon, welches nicht nur ſtark rufen, ſchreyen, ſondern auch Bellen bedeutet. Gelf kömmt in den alten Schriftſtellern mehrmals für ein Freudengeſchrey vor. Es ſtammet von Gall, Schall ab, und wird daher richtiger gälfern, als gelfern geſchrieben. Siehe Gällen.

(**) Gällen, Niederſ. gellen, im Schwed. gaella, im Iſländ. gialla, im Walliſ. galw, im Engl. yell. im Holländ. ghillen, im Dän. gale, ſtammet von Gall, Schall ab, und wird daher richtiger mit ä als mit e geſchrieben. Im Niederſ. hat man von dieſem Neutro auch das Activum gillen, ein durchdringendes Geſchrey machen, womit auch das Oberd. gällen, bellen, das Engl. yell, heulen, das Swed. und Iſland. gala, ſingen, das Schwed. kalla nennen, rufen, das Griech. καλειν, rufen, und das Hebr. הלל loben, preiſen, und קלה rufen überein kömmt. Siehe. Gälfern, Gall, Hallen, Heulen, Schallen, Schelten. Mit einem andern Suffixo bedeutet galmen im Niederſ. gleichfalls hallen oder ſchallen.

(***) Friſch glaubt, dieſes Wort komme von Gall, Schall, her, und bedeute eigentlich ſo hart, daß es gleichſam klinge. Allein, es ſcheint vielmehr zum mittlern Lat. Callus ein Stein, Fr. Caillou, zu gehören.

Gänge, (*) ein nur im gem. Leben übliches Wort.

1. Ein gänger Hund, bey den Jägern, ein ſchneller, flüchtiger Hund. Siehe Gängig.

2. Wie Gangbar, 1. was im Handel und Wandel üblich iſt, überall bekannt iſt, in Verbindung mit dem Worte gebe. Das Geld, das im Kauf gäng und gebe iſt, 1 Moſ. 23, 16.

Gängeln, (**) gehen lehren. Ein Kind gängeln, es am Gängelbande oder im Gängelwagen gehen lehren. Auch figürlich. Sonſt wollte ich ſie gängeln, daß ſie den Himmel für eine Baßgeige anſehen ſollten.

Die Methode, die Kinder vermittelſt Gängelbänder und Gängelwägen gehen zu lehren, iſt höchſt verwerſlich. Was zuvörderſt das Gängel-Band, (Führ-Band, Leit-Band, Lauf-Riemen) betrifft, ſo kann man, wenn man die Kinder, welche an ſolchen Bändern gehalten werden, betrachtet, nicht läugnen, daß ihnen dergleichen nicht ſehr beſchwerlich fallen ſollte. Sie ſehen dabey faſt beſtändig im Geſichte roth, auch wohl braun und blau, aus. Ihr Kopf und ihr ganzer Leib ſind nach vorwärts gebogen. Die Gängelbänder werden am Hinter- und Seitentheile des Schnürleibes ſtark befeſtiget, dergeſtalt, daß ſie die Schulter überall umgeben. Sie haben die ganze Laſt des Kindes zu halten, und es kann derſelbe kaum die Erde berühren. Da das Kind ſich beſtändig mit der Bruſt darauf ſtützt, ſo wird dieſe, welche

(*) Im Niederſ. gänge, Schwed. gängſe. Dän. gängs, alles für üblich, gebräuchlich. Das iſt nun ſo gänge, im Niederſ. für, das iſt nun ſo Mode. Im mittlern Lat. brauchte man von gangbarem Gelde die Zeitwörter ambulare, vadere, currere, u. ſ. f. gäng und gebes Geld aber hieß curſibilis, meabilis, datibilis u. ſ. f.

(**) Von gehen, kömmt im Heldenbuche das Frequentat. gängen, mehrmal gehen, vor. Von dieſem ſcheint unſer Gängeln das Diminut. zu ſeyn. Im Niederſ. hat man noch ein anderes Frequent. von gehen, gungeln, bittend um Jemanden herum gehen.

welche doch vor allen Theilen des Leibes eine ganz freye Bewegung haben ſollte, ſolchergeſtalt von dem vordern Theile des Schnürleibes gewaltig gedrückt, und der Kreislauf kann daſelbſt nicht gehörig von ſtatten gehen; im Kopfe hingegen geſchieht ſelbiger freyer, und mithin ſammelt ſich das Blut daſelbſt an, und treibt die Blutgefäße auf. Die üblen Folgen aber, welche von dergleichen Anhäufung des Blutes in den Gefäßen des Kopfes zu entſtehen pflegen, ſind zum Theil bekannt genug. Die krumme Stellung des Kindes, welche durch das, nach hinten zu, ziehende Schnürleib verurſachet wird, zwingt die Schulterblätter, ſich über einander, nach, dem Rückgrad zu, zu legen, hebt die Achſeln in die Höhe, und iſt im Stande ſeine Wirbelbeine zu verrücken. Vornämlich aber iſt daſſelbe alsdann zu befürchten, wenn man, wie zum öftern geſchieht, das Kind nur an einem Gängelbande hält, und es daran rings herum auf ſeine Beine treten läßt. Indem ſein Körper nicht auf den Füßen feſt aufſteht, erlangen dieſe ihre Stärke nur ſehr langſam, und können ſich durch das Schleifen an der Erde gar verrenken und verdrehen. Die Wärterinnen, welche ein Kind mit dem Leitbande beſtändig ſchwebend halten, indem ſie es in die Luft heben, ſetzen es der Gefahr aus, daß es einen in den Schultern ſteckenden Hals bekömmt. In den Gängelbändern, worin die Kinder die ganze Laſt ihres Körpers unter den Armen tragen, kann das ohnedieß flache Gelenk des Schulterbeines leicht ausrenken.

Die Gängel-Wägen (Lauf-Wägen), ſowohl die viereckigen, welche unterwärts weiter aus einander gehen, als oben, und mit Rollſcheiben verſehen ſind, (Roll-Wägen), als auch die länglichen, in deren Querſchieber eine Art von runden Reiſe, worin das Kind feſt ſteht, befindlich iſt (Gängel-Bank Lauf-Bank) ſind ebenfalls vielen Unbequemlichkeiten unterworfen. Die Rollwägen ſtehen nicht feſt; die Kinder gewöhnen

ſich alſo nicht gerade zu ſtehen, ſondern lernen eben ſo, wie in den Gängelbändern, das ihnen hernach im Gehen ſo nachtheilige Ueberliegen. Auch wird der Leib des Kindes unter den Armen zu feſt gehalten, ſo, daß die Schwere ſeines Körpers, den es öfterts, theils aus Schwäche, theils auch aus Ueberdruß und Unwillen, ſinken läßt, ganz und gar von den Schultern gehalten wird, wodurch dieſe in die Nothwendigkeit geſetzt werden, ſich in die Höhe zu begeben. Was iſt aber dieſes nicht für eine unordentliche Stellung, die in der Folge gar leicht zur Gewohnheit werden kann! Außerdem pflegen auch die Laufwägen noch dem unverantwortlichen Mißbrauche ausgeſetzt zu ſeyn, daß man die Kinder, welche erſt gehen lernen ſollen, wohl halbe Tage darin ſtehen läßt, und nicht bedenkt, daß ſo zarte Glieder ſchon nach einer halben Stunde Gewalt leiden, und wieder in die Ruhe gebracht werden müſſen. Will man ſich ja einer Laufbank bedienen, ſo muß der Ring um die Bruſt weich ausgefüttert ſeyn. Damit aber die weichen Gelenke, welche die Laſt des Leibes tragen, nicht zu ſehr beſchweret werden, muß man die Kinder nie allzu lange in dieſen Behältniſſen ſtehen laſſen.

Die beſte Art, die Kinder gehen zu lehren, werde ich in dem Art. Gehen anzeigen.

Gängel-Band,
Gängel-Bank, } ſ. im vorgehenden Artikel.
Gängel-Wagen,

Gängig, was gehet. *Einen Leithund gängig machen,* bey den Jägern ihn abrichten, daß er an dem Hängeſeile gehen lerne. *Ein gängiger Hund,* der munter flüchtig gehet; ſiehe Gänge. Im Hochdeutſchen iſt dieſes Wort nur in den Zuſammenſetzungen *rückgängig, krebsgängig* u. ſ. f. üblich.

Gänſe, ſiehe Gans.

Gänſe-Aar, Gänſe-Auge, und andere mit Gänſe — zuſammen geſetzte Wörter, ſiehe nach dem Art. Gans.

Gänſerich. 1. Das männliche Geſchlecht unter den Gänſen; ſiehe Gans.

2. Eine Art der Potentille, welche auf den europäiſchen Wieſen, und am liebſten an ſolchen Oertern wächſt, wo die Gänſe Weiden; Potentilla anſerina *Linn.* ſiehe Anſerina.

3. Gülden-Gänſerich, ſiehe Alchemilla.

Gärbeliren, ein nur im Bergbaue übliches Wort; den Eiſenſtein auf dem Rennheerde mit hölzernen Hämmern zuſammen in eine Maſſe ſchlagen, und ihn dadurch zur Schmelzung vorbereiten; von gärben, zubereiten.

Gärben, (*) zubereiten, zurichten, in welcher allgemeinen Bedeutung es im Hochdeutſchen veraltet iſt, wo man es nur noch in einigen beſondern Fällen braucht.

(*) So fern dieſes Wort beſondees von der Zubereitung des Leders gebraucht wird, lautet es im Niederſ. garven, im Angelſ. gearwian, im Dän. garve, im Schwed. garfwa, im Poln. garbuie. In der allgemeinen Bedeutung des Bereitens, Zubereitens, kömmt es in den älteſten Schriftſtellern ſehr häufig vor. Bey dem Kero lautet es in derſelben karauuen, im Iſidor chigarauuan, garuuan, bey dem Notker gareuuin, bey dem Ottfried garauuan, der ſtatt deſſen auch das Zeitwort garan. Dän. giöre, Schwed. göra, machen, verfertigen, hat; ſiehe Gar. Sich gärben, kömmt für ſich ankleiden, ſich ſchmücken, in den mittlern Zeiten, und unter andern in dem Schwabenſpiegel mehrmals vor; ſiehe Gärbe-Kammer. In allen dieſen Fällen ſtammet es von gar her, welches in einigen alten Mundarten auch garw, garb lautet. Das mittlere Lat. garnire, das Fr. garnir, und It. guarnire, zubereiten, anordnen u. ſ. f. wird ſelbſt von dem Du Fresne von unſerm garen, gärben, abgeleitet. Im mittlern Lateine bedeutet Affactia, das Gärben des Leders, und die Werkſtätte des Gärbers, Affactare, das Leder gärben, und Affactator, ein Gärber, gleichfalls von dem allgemeinen Worte facere, machen. Die Niederſachſen brauchen auf ähnliche Art von der Zubereitung des Leders auch töwwen, tauen; denn taujan iſt bey dem Ulphilas gleichfalls machen. Das Lat. Corium, Leder, Fr. Cuir, im Gascogniſchen ker, und Quer, ſcheint zu unſerm gar und gärben zu gehören. Gemeiniglich ſchreibt man dieſes Zeitwort mit ſeinen Ableitungen und Zuſammenſetzungen im Hochdeutſchen mit einem e, gerben; welches ſich entſchuldigen läßt, weil ä und e in tauſend andern Fällen mit einander abwechſeln.

1. Von der Zubereitung der rohen Häute durch beizende Mittel, welches eine Beſchäftigung verſchiedener Leder- und Fellbereiter, beſonders aber der Gärber iſt. Das Leder gärben. Häute, Felle mit Kalk, mit Alaun mit Lohe gärben, welches auch ſelbige garmachen genannt wird. Ich werde hievon im Art. Leder-Bereiter handeln.

Figürlich iſt Jemanden gärben, oder ihm die Haut, den Buckel gärben, (Fr. ſe jetter, (ſe mettre, tomber.) ſur la friperie de quelcun, in den niedrigen Sprecharten, ihn wacker ausprügeln.

2. Bey verſchiedenen Metallarbeitern, ein Metall glatt und gläuzend machen, es poliren, bruniren. Eine Kupferplatte gärben, bey den Kupferſtechern; ſiehe Gärbe-Stahl.

3. In den Stahlhütten wird der rohe und durch das Schmelzen zubereitete Stahl gegärbt, wenn er durch mehrmaliges Glühen und Zertheilen in kleinere Stücke in reinen Stahl verwandelt wird, welches nach einer verderbten Ausſprache an einigen Orten auch würben heißt. Siehe den Art. Stahl.

4. In einigen oberdeutſchen Gegenden iſt das Gärbe auch eine Art der Zubereitung des Speltes auf der Mühle, da derſelbe nicht gemahlen, ſondern das Korn ganz aus den Hülſen heraus gedrücket wird; ſiehe Gärbe-Mühle.

Gärbe-Eiſen, bey den Lohgärbern, ein Eiſen, die Häute zu beſchaben, welches auch Falz-Eiſen, oder Falz-Meſſer genannt wird. Man findet daſſelbe im XII, Th. dieſes Werkes, S. 169, beſchrieben, und Fig. 614 abgebildet.

Gärbe-Haus. 1. In einigen Gegenden das Haus oder die Werkſtätte eines Ledergärbers, die Gärberey.

2. Im Niederſächſiſchen, wo dieſes Wort auch Gärhuus lautet, die Sacriſtey; ſiehe den folgenden Artikel.

Gärbe-Kammer, in einigen ſowohl ober- als niederdeutſchen Gegenden eine Benennung der Sacriſtey an einer Kirche, weil ſich die Prieſter in derſelben zu gärben, d. i. anzukleiden und zu dem Gottesdienſte zu zubereiten pflegen; das Gärbe-Haus. Siehe Gärben. Anm.

Gärbe-Mühle, in den Mühlen einiger beſonders oberdeutſcher Gegenden, ein Gang, der ſo zugerichtet iſt, daß das Korn nur aus der Hülſe heraus gedrückt, nicht aber zu Mehl gequetſchet wird; ſiehe Gärben 4.

Gärbe-Stahl, ein Polirinſtrument, welches Kupferſchmiede, Goldſchmiede, Gürtler und Schlöſſer gebrauchen. Es beſteht ſolches aus einem wohl polirten Stücke Stahl, welches mitten in ein Eiſen mit Handgriffen eingeſetzt iſt, oder wie ein Herz geſtaltet und in einem hölzernen Stiele, der auf die Achſel des Arbeiters zu liegen kömmt, eingeſtecket wird. Mit dieſem Stahle werden die Feilenſtriche und andere Rauhigkeiten vom Schleifen 2c. abgerieben und geebnet. Siehe Gärben 2.

Bey den Stahl-Arbeitern, Meſſerſchmieden, und chirurgiſchen Inſtrumentenmachern, heißt dieſes Werkzeug der Brunir-Stahl; ſiehe Th. VII, S. 71, f. und bey den Kupferſtechern, und einigen andern Künſtlern, der Polier-Stahl, ſiehe in P.

Den Gärbeſtahl, welchen die Kupferſchmiede, zum Polieren gebrauchen, ſieht man Fig. 840 abgebildet. An einer eiſernen Stange mit einem Hefte, iſt oben ein Haken 1, in der Mitte aber das Stück Stahl 2, deſſen vordere Fläche länglichrund iſt. Beym Gebrauche ſpannt der Kupferſchmied mit einen hölzernen Klotz mit einem eiſernen Ringe, 3, in einen Schraubſtock, hacket den Gärbeſtahl in gedachten Ring, leget das Kupfer, welches er polieren will, auf den Klotz unter dem Stahl, und reibt es mit demſelben.

Der Gärbeſtahl der Gelbgießer, iſt auf gleiche Art, wie der jetzt beſchriebene, geſtaltet, bey dem Gebrauche aber wird er auf eine andere Art befeſtiget. Der Profeſſioniſt ſchraubet nämlich in den Rand ſeiner Werkbank, eine mit verſchiedenen Löchern verſehene eiſerne Platte, worein er das krumme Ende des Gärbeſtahles haket. Das Meſſing, welches er mit dem Stahle poliren will, liegt auf einem kleinen Brete, welches er ebenfalls in ein Loch am Rande des Werktiſches an einem viereckigen Zapfen befeſtiget. Deshalb hat gedachtes Eiſen mehre Löcher, um dem Stahle bey jedem Vorfalle die gehörige Richtung geben zu können.

Gärbe=Stube, Fr. Etuve, bey den Alaungärbern die heiße Stube, in welcher die Felle mit Talg getränket werden, und welche auch die Bähe=Stube heißt.

Gärber. 1. Ein Handwerksmann, welcher die rohen Thierhäute gärbet, und ſie dadurch zu allerley Arten des Gebrauches geſchickt macht; ſiehe Gärben 1.

Im Oberdeutſchen wird ein Gärber auch Ircher, Iriſcher, im Niederſ. aber Tauer, Holl. Touwer, Engl. Tawer, genannt. Siehe Gärben, Anm.

2. Eine Art Holzkäfer, Cerambyx coriarius *Linn.* ſ. im XXIV. Th. S. 866.

Gärber=Baum, Schlingbaum, Sumach, Rhus coriaria. *Linn.* Rhus ſ. Sumach coriariorum, Rhus ſ. Sumach obſoniorum, (weil man damit vormals denjenigen, welche die rothe Ruhr und andere Bauchflüſſe gehabt, die Zugemüſe anſtatt des Salzes gewürzet,) Rhus culinaria, Rhus rubrum, Sumach Arabum, Fr. Sumac. Roux oder Roure des corroyeurs, Ital. und Span. Sumach, oder Sumagre, ein Baum, welcher in Portugal, Spanien und Italien an felſigen Orten wild wächſt, bey uns allein aber in einigen Gärten zur Zierde gepflanzt wird. Er wird eben nicht hoch, breitet ſich aber mit ſeinen zarten Aeſten weit aus, welche mit einer dunkelbraunen, rauhen oder wollichten Rinde in-

ſonderheit gegen die Spitzen zu, bekleidet, und inwendig voll Mark ſind. Weil auch dieſe rauhe Rinde dem Baſte der neu aufgeſetzten Hirſchkolben gleich ſieht, nennen ihn einige Hirſch-Baum, Hirſchhorn-Baum, oder Hirſchkolben-Baum, Rhus typhinum. Jedes Blatt beſteht aus 11 oder mehrern Blättchen, welche ohne merkliche Stiele paarweiſe einander gegenüber ſitzen, und wovon ein einziges das ganze Blatt endiget. Dieſe Blättchen ſind eyförmig, ſtumpf eingekerbet, auf der untern Fläche rauch und weißlich, auf der obern mehr glatt und hellgrün; auch die jungen Aeſte ſind mit einem wollichten Weſen überzogen, die ältern aber haben dieſes nicht. Die grüngelblichen Blumen erſcheinen in aufgerichteten Büſcheln, an den Spitzen der Aeſte; ſie haben einen ſüßen Geruch. Die Früchte ſtellen gleichfalls aufgerichtete, dichte Büſchel vor, ſind über und über mit rothen Haaren beſetzt, kleberig, und von einem ſauern ſcharfen Geſchmacke. In jeder Beere befindet ſich ein glatter, ovaler Same, in einer gleichfalls eyrunden Kapſel. Die Wurzeln laufen ganz flach in der Erde weg.

Man hat ehedem nur dieſe Art gekannt; in neuern Zeiten aber hat Hr. v. Linné, und mit ihm andere Schriftſteller noch einige angemerkt, welche aber merklich unter ſich verſchieden ſind. Die eine iſt der virginiſche große Sumach, Rhus typhinum *Linn.* Fr. Sumac de Virginie; und die andere Rhus Javanicum. Bey dieſer ſind die Blättchen oval, zugeſpitzt, eingekerbt und unterwärts wollicht; bey jener aber lanzenförmig, ſcharf eingekerbt, und gleichfalls unterwärts wollicht. Ob nun dieſer Unterſchied beſtändig, und hinreichend ſey, verſchiedene Arten dadurch zu beſtimmen, iſt noch nicht ausgemacht. Da jedoch alle drey Arten auf der untern Fläche der Blättchen filzartig oder wollicht ſind, ſo würde man wohl nicht ſehr irren, wenn man ſolche lieber für Varietäten, als wahre Arten, ausgäbe. Hr. du Roi

erinnert auch, daß der große virginiſche Sumach im Wuchſe und den Blättern, dem eigentlichen oder ſpaniſchen Gärberbaume ſehr nahe komme, auch mit ſelbigem gleichen Nutzen hätte. Hat ein beſtändiger Unterſchied ſtatt, ſo ſind die in Deutſchland auch zuweilen in Bauergärten angepflanzten Bäume, welche unter dem Namen Eſſig-Baum, (weil die Beeren der Säure des Eſſigs am Geſchmacke gleich kommen, wie denn auch die Pfälzer aus den Samenkolben, welche ſie Eſſigzapfen nennen, einen vortrefflichen Eſſig ziehen,) bekannt ſind, für den großen virginiſchen anzunehmen.

In Spanien, um Salamanca wird der Gärberbaum eben ſo ſorgfältig, als der Weinſtock, gebauet, und man findet daſelbſt ganze Aecker damit bepflanzt. Für unſern Himmelsſtrich iſt er zu zärtlich. Die Länder, wo er wächſt, werden durch die in den nördlichen Ländern gewöhnlichen Winter niemals heimgeſuchet; und ſelbſt in England, welches, wegen der See, ein wärmeres Land, als das unſrige, iſt, will er nach Miller, wohl beſchützt ſtehen, wenn er die Zweige nicht durch den Froſt verlieren ſoll. Dieſer Umſtand macht uns deſſen Anbau unmöglich; und wahrſcheinlicher Weiſe verwechſeln diejenigen, welche ſo viel von der Dauer dieſes Baumes reden, worunter auch der fürſtl. ſchwarzburgiſche Hofgärtner zu Arnſtadt, Timme, in ſeinem, in **Reicharts** gemiſchten Schriften, S. 479, fgg. abgedruckten Schreiben gehört, ihn, wegen der beſondern Aehnlichkeit, mit vorgedachten virginiſchen Sumach. Dieſer iſt hin und wieder in Deutſchland anzutreffen, und leidet bey unſern Wintern, ſeiner Markröhren ungeachtet, nicht das geringſte. Die Blumen kommen im Junius an den Enden der Zweige hervor, und ein jeder abgeſchnittener Zweig giebt kleine Milchtropfen. Man kann durch den Samen mit leichter Mühe junge Bäume erziehen; ohne dieſen aber zeigt ſich bey einem etwas bejahrten Stamme in gutem lockern Boden ſo viele

viele bewurzelte Brut, daß man ſie nur ausheben und wieder verſetzen darf. Sie wachſen in jeder Art des Erdreiches. Der Wuchs iſt dabey ziemlich geſchwinde; nur wird ein Stamm ſelten über 15 bis 20 Fuß hoch.

In Spanien werden die jährlichen Schößlinge, nachdem ſie Ellen hoch angewachſen ſind, abgehauen, getrocknet, zu Pulver geſtoßen, und das Leder, inſonderheit aber der Corduan, damit zubreitet. Die Alten bedienten ſich des Samens, ſtatt eines Gewürzes oder des Salzes. Das Holz nimmt ſich, furnirt zu kleinen Käſtchen wohl aus.

In die Handlung kommen von dieſem Baume vornämlich folgende Waaren: 1) Die getrockneten und zu Pulver geſtoßenen jungen Schößlinge und Blätter, welches von den Kaufleuten ebenfalls Sumach oder Schmack genennet, und von den Färbern ſowohl zum Grün= als auch Falb färben, und, an ſtatt der Galläpfel, zu allen denen Farben die man dunkler machen will, (daher dieſer Baum auch Färber=Baum, genannt wird,) von den Gärbern und Lederbereitern aber zum Garmachen ihrer Leder, gebrauchet, weshalb er eben den Namen Gärber=Baum führt. Sie werden in groſſer Menge aus Portugal und Spanien, inſonderheit von Porto und Malaga, nach Frankreich, Holland, und den deutſchen Seeſtädten verführet, und daſelbſt ein ungemein ſtarker Handel damit getrieben. Er muß, vornämlich zum Gebrauche der Färber, friſch, ſchön hellgrün und trocken ſeyn. Was braun oder falb ausſieht, iſt entweder abgeſtanden, oder ſchon von den Gärbern, gebraucht, und folglich, wie überhaupt, alſo ins beſondere für die Färben nichts nutze. Was weiß iſt und dumpfig riecht, taugt nicht viel. Der Sumach, welcher aus Malaga gebracht wird, iſt allezeit ſchlechter, als derjenige, ſo aus Porto in Portugal kömmt, welcher ſchöner und grüner fällt. Auch derjenige, der in verſchiedenen Provinzen Frankreichs, und in dem Lande Vosges,

wo

wo er häufig wächſt, zubereitet wird, iſt faſt gar nicht zu gebrauchen, weshalb ihn auch die franzöſiſchen Färber und Corduanmacher ſelbſt nicht achten.

Man verkauft ihn in kurzen dicken Säcken, die in Hamburg Pahlen genennet werden. In Hamburg und zu Amſterdam wird er nach dem Centner von 100 Pfund verkauft. Der gewöhnliche Preis deſſelben iſt 21 bis 23 Schilling flämiſch der Centner. Er giebt 4 pro Cent Thara; und man kürzet für gut Gewicht 1 pro Cent, und für baare Bezahlung eben ſo viel.

2) Die Sumach-Körner oder Sumach-Beeren, Fr. Sumac rouge en grape, welches die oben gedachten rothen Früchte dieſes Baumes ſind, ſo von den Droguiſten und Apothekern zum mediciniſchen Gebrauche gegeführet werden. Es dienen dieſelben, geſtoßen und in einer Brühe eingenommen, wider Bauchflüſſe, Blutſpeyen und Blutharnen; äußerlich aber wider Entzündungen, böſe Geſchwüre, faules Fleiſch u. d. gl. In Roſen- oder Wegerichwaſſer geweicht, und die Augen damit beſtrichen, ſollen ſie vor die Blattern bewahren; die Blätter aber in Klyſtieren gebraucht, die rothe Ruhr ſtillen. Die Beeren und Samen werden wider die Fäulniß und das Ablöſen des Zahnfleiſches gerühmet; wozu ſich aber faſt alle zuſammenziehende Mittel ſchicken. In dieſer Abſicht werden die rothen Körner abgeſtreift, in eine Bouteille gethan, und ungefähr ſo viel Wein darauf gegoſſen, daß derſelbe 3 Finger breit über die Körner geht. Sodann wird die Bouteille wohl verwahret, mit Blaſe zugebunden, und in die Sonne geſetzt; da man dann, nach Verlauf von 24 Stunden, den Gebrauch anfangen kann, indem man einen Löffel voll von dieſem Weine, über einem Wachsſtock gewärmt, in den Mund nimmt, ſolchen, ſo lange als man kann, im Munde behält, ſodann ausſpuckt, und hiemit jedesmal Abends und Morgens eine Zeitlang continuiret.

Gärber-Lohe, die Lohe, deren ſich die Gärber zur Zubereitung der Häute bedienen, und welche auſſerdem auch ein gutes Düngungsmittel iſt; im Niederſ. Riff. Siehe **Lohe**.

Gärber=Strauch. Es haben zwar mehrere Pflanzen, wie z. B. der kurz vorher, im Art. Gärber=Baum beſchriebene Sumach, dieſen Namen erhalten; ich verſtehe aber hierunter dasjenige Geſchlecht, welches mit dem gleichbedeutenden lateiniſchen Namen Corriaria, vom Hrn. v. Linné und andern belezet worden iſt. Man rechnet daſſelbe gemeiniglich zu demjenigen, welche männliche und weibliche Blumen auf zwo beſondern Pflanzen tragen. Beyde haben einen kleinen, fünfblätterigen Kelch, und fünf faſt gleichförmige Blumenblätter; in beyden zählt man auch zehn Staubfäden, welche bey den männlichen mit wahren Staubbeuteln beſetzt ſind, bey den weiblichen aber nur etwas ähnliches zeigen; und dieſe haben überdies fünf, einwärts mit einander verwachſene, platte Fruchtkeimchen, deren jeder mit einem langen Griffel beſetzt iſt, welcher ſich mit einem einfachen Staubwege endiget. Es folgen fünf nierenförmige Samen, welche von den fünf ſaftigen Blumenblättern umſchloſſen ſind, und eine Beere vorſtellen. Hr. v. Linné hat zwo Arten.

1. Der myrtenförmige Gärber=Strauch, kleiner Mehl=Baum, iſt auch unter dem Namen Redoul, Redou, Rodoul, Roudou, Rhus myrtifolia Monspeliaca *Bauh.* Coriaria myrtifolia *Linn.* Coriaria hermaphroditica *de la Turre*, Coriaria *Royen* bekannt, und mit dem Gärber=Baume, Rhus coriaria, nicht zu verwechſeln. Der Strauch wird etwa 4 Fuß hoch, iſt am Stamme und Aeſten viereckig, und die Aeſte ſtehen, wie die eyförmig länglichen, mit drey Adern durchzogenen Blätter, einander gegen über. Die Blumenſträuße theilen ſich gemeiniglich in drey Aeſte; bey jedem Blumenſtilchen ſteht ein kleines Deckblättchen. Er wächſt um Montpellier und in Italien, längſt den Flüſſen und Bächen, an unbewohnten Orten, wild, und muß bey uns den Winter über im Gewächshauſe aufbehalten werden. Die kriechende Wurzel treibt viele Neben=

benſchoſſe, wodurch ſich dieſer Strauch leicht vermehren läßt. Was in der Onomatologia botanica von der Wartung im freyen Lande geſagt wird, ſchicket ſich gar nicht für Deutſchland, wiewohl Hr. Hofr. Medicus denſelben in dem Verzeichniß einiger ausländiſchen Bäume, die in dem churfürſtl. botaniſchen Garten zu Manheim im Freyen ausgedauert, (in den Bemerk. der churpfälz. phyſik. ökon Geſellſch. v. J. 1774, Lautern, 1776, 8. S. 177, fgg.) mit aufführt.

Die Blätter werden, auf eben die Art, wie der Sumach oder Schmack, von den Färbern ſowohl zum Schwarzfärben, als zu Verfertigung verſchiedener dunkler Farben, als der ſo genannten Wurzelfarben, Nußfarben, Olivenfarben ꝛc. und von den Lohgärbern und Corduanmachern ebenfalls zum Schwarzfärben ihr Leder gebrauchet; das Leder ſoll davon auch eine mehrere Feſtigkeit erhalten. Um die Blätter lange zu erhalten, iſt es nöthig, daß man ſie einſammle, wenn ſie reif ſind, und bald abfallen wollen. Das Pulver der Aeſte und Stämme dient, die Schaf- und Hammelfelle gar roth zu machen, wie auch die Ziegenhäute zu Oberleder zu zubereiten. Die Beeren und Blätter ſind den Menſchen und Thieren ſchädlich, und werden daher unter die Gifte geſetzt; doch ſtimmen die Erfahrungen nicht überein. Sauvages hat beobachtet, daß dieſelben eine Art von Epilepſie verurſachet haben, welche oft tödlich geworden iſt.

Hrn. Prof. Jo. Fr. Gmelin allg. Geſchichte der Pflanzengifte, Nürnb. 1777, 8. S. 279, fgg.

Die Eſel und alten Ziegen hüten ſich ſehr vor dieſem Strauch, die jungen Lämmer aber ſollen zuweilen aus Unerfahrenheit, die Blätter freſſen, davon ſie aber taumelnd und ſchwindelig werden, auch Zuckungen bekommen, welche jedoch wieder vorüber gehen. Hingegen hat der ſpaniſche Arzt Minuart, Herrn Löffling verſichert, daß auf den pyrenäiſchen Gebirgen die Eſel dieſe

Blät-

Blätter gern fräßen, und davon nicht beſchädiget würden. Auch hat Manetti in Italien beobachtet, daß Hunde den Saft von Beeren, ohne allen Schaden gefreſſen haben, daher man und vielleicht ganz recht, geurtheilt hat, daß dieſer Strauch nur nach dem verſchiedenen Geburtsorte eine ſchädliche Eigenſchaft beſitze.

2. Der mäuſedornblätterige Gärber=Strauch Coriaria ruscifolia *Linn.*, wächſt in Peru und Chili, hat eyförmige, platt anſitzende Blätter. In ſeinem Vaterlande bedient man ſich deſſen zur ſchwarzen Farbe. In unſern Gärten kömmt er ſelten vor.

Gärber=Wolle, diejenige Wolle, welche der Gärber von den Schaffellen ausraufet.

Gärberey. 1. Die Beſchäftigung, Lebensart eines Gärbers. 2. Deſſen Werkſtätte; ſiehe Leder=Bereiter.

Gäre, ſiehe Gahre.

Gären, ſiehe Gähren.

Gärte, ſiehe Gerte.

Gärten, ſiehe Garten.

Gärtner, L. Hortulanus, Fr. Jardinier, der Aufſeher oder Beſitzer eines Gartens. 1. Der Aufſeher eines Magazines der Eßwaaren an den Höfen; ſ. Garten 4. und Zehr=Gärtner.

2. An einigen Orten werden auf den Dörfern, diejenigen Hinterſättler, welche keinen Acker, wohl aber ein Stück Garten haben, von deſſen Ertrage ſie ſich nähren, Gärtner, Dreſch= oder Hof=Gärtner, genannt, und dadurch von den übrigen Häuslern unterſchieden; ſiehe Koſſath.

Am häufigſten bezeichnet dieſes Wort 3. einen Menſchen, der den Gartenbau verſteht, und einem Garten vorgeſetzt iſt. Daher der Baum= oder Obſt=Gärtner, Blumen=Gärtner, Kunſt=Gärtner, Luſt=Gärtner, Kohl=Gärtner, Hof=Gärtner u. ſ. f. In Schweden haben die Gärtner eine Zunft, wie ſonſten Handwerker.

Von

Von zunftmäßigen Gärtnern, ſ. Th. XVI, S. 343, f. Von Gemeinde-Gärtnern, ſ. Th. XVI, S. 350, fgg.

Mit den Namen Gärtner, beleget man auch eine gewiſſe Art Inſecten, welche ſich in unſern Obſt- und Küchengärten aufhalten, und daſelbſt beträchtlichen Schaden verurſachen; Tipula hortulana *Linn* & *Müll.* ſiehe Lang-Fuß.

Gäſchen, (*) ein Wort, welches den Schall nachahmet, den ein flüſſiger Körper im Aufbrauſen macht, und im gem. Leben auch jeſchen, giſchen, lautet. Das Bier gäſcht, wenn es gähret, noch mehr aber, wenn es eingeſchenket wird, und einen brauſenden Schaum aufſtößt.

Figürlich auch zuweilen von einem ähnlichen Schalle anderer Körper; z. B. von einem Pferde, es giſcht, ſchäumt und ſchnaubt, Fr. Le cheval écume. Man ſagt auch von Menſchen, er gäſchet vor Zorn, Fr. il écume de rage.

Gäſcht. 1. Die gährende Bewegung in einem flüſſigen Körper. Noch mehr aber 2. der Schaum von aufbrauſenden flüſſigen Körpern, beſonders in folgenden zweenen Fällen. (1) Die Oberhefen, oder Spundhefen des Bieres, die bey der Gährung oben ausgeſtoßen werden, und auch der Giſcht die Gahre oder Gohre, Niederſ. Jeſt, Gäſt, Jeſcht. heißen Engl. Geſt, im mittlern Lat. Geſta, Geſtum, Fr. Leveure, Fleur, zum Unterſchiede von den Stellhefen oder Unterhefen; ſ. Th. V, S. 196. (2 Der Schaum auf dem eingeſchenkten Biere, im Schwed. Gäſt, im Angelſ. Gyſt, im Engl. Yeaſt, Yeſt, im Jßländ. Jaſtr, im Niederſ. auch Kiem und Mood (Muth). Bier mit einem

Gäſcht

(*) Dieſes Wort iſt mit gähren genau verwandt, und ſo, wie jenes, eine Nachahmung des Schalles. Geſende moſt, iſt ſchon im Willeram gährender Moſt. Bey dem Ulphilas iſt geyſa, anhetzen, im Schwed. gäſa, gähren, und im Jßländ. yſa aufbrauſen. Das Hebr. und Lappländ. Gaſch, Gäski, ein Waſſerfall, und Franz Gaſcade, ſcheinen einen ähnlichen Urſprung zu haben. Siehe die Anmerk. zum Art. Gähren, und den folgenden Art. Gäſcht.

Gäſcht eingeſchenkt, Fr. Bierre mouſſée; ſ. Th. V, S. 207.

Unter dieſem Namen bereiten auch die Conditors oder Zuckerbäcker, von Chocolate, Kaffee, Milchrahm ꝛc. eine ſchäumende Erfriſchung; ſ. Chocolaten-Gäſcht, Th. VIII, S. 91, Kaffeegäſcht und Milchrahmgäſcht.

Gäſcht-Wurm, ſiehe Schaum-Wurm.

Gäſe, oder Göſe, eine in der Mark Brandenburg gewöhnliche Benennung des im I. Th. S. 466, fgg. beſchriebenen Alant.

Gäſpe, (*) ein nur im gem. Leben übliches Maß trockner Dinge, eine doppelt hohle Hand voll zu bezeichnen, nämlich ſo viel, als man in den beyden zuſammen gehaltenen hohlen Händen faſſen kann. *Eine Gäſpe Mehl. Vier Gäſpen Erbſen.*

Gäſſel, Aegopodium *Linn.*; ſiehe Geiß-Fuß.

Gäſt, ſiehe Gäſcht.

Gaëtane, eine Anemonen-Sorte; ſiehe Anemone.

Gäte, (**) *ausgäten*, im Gartenbaue und der Landwirthſchaft, das Unkraut zwiſchen den guten Pflanzen ausreiſſen oder ausziehen, Fr. éherber, ſarcler.

Es

(*) Dieſes Wort lautet im gem. Leben auch Geſpe, Göſpe, Geuſpe, in Franken Gayſe, im Oberd. Gaup, Gauf, Gaufel, im Niederſ. Göpſe, im Dän. Gove, Göve, im Engl. Gavel, in Languedoc. Gavel, Fr. Javelle, Javeau. Friſch leitet es von geben her; allein das Schwed. gäſpa, Angelſ. gaſp, Ißländ. geiſpa, gähnen, welches ohne Zweifel wiederum von gaffen, öffnen, aufthun, herſtammt, giebt ein weit beſſeres Stammwort ab.

(**) Dieſes lautet bey dem Willeram jetan, bey dem Winsbeck jeten, im Dithmarſ. jüden, im Schwed. gäta, im Frieſ. wiöden, bey den Niederſachſen weiden, weden, wieden, im Angelſ. weodian, im Engl. weed. Die Abſtammung iſt noch unbekannt, denn von Gaſſe, Niederſ. Gatt, wie Friſch glaubt, kömmt es wohl gewiß nicht her. Vielleicht ſind das oberdeutſche gäten und niederſächſiſche weiden nur verſchiedene Ausſprachen eines und eben deſſelben Wortes, da es denn zu Weide gehören würde. Die niederſächſiſchen Hochdeutſchen ſprechen es gemeiniglich jäten, die Meißner und Oberdeutſchen aber deutlich gäten aus.

Es iſt dieſes eine ſehr nöthige Arbeit, welche ſowohl im Felde, als auch in Gärten, Hopfen- und Weinbergen zu gewiſſen Zeiten fleißig vorgenommen werden muß, weil das überflüſſige Unkraut die jungen Früchte erſtickt, auch indem es allzu frech daher wächſt, und vom Wetter und ſchweren Platzregen umgeſchlagen worden iſt, dieſelben gleichſam zu Boden drückt.

Nichts erfordert mehr des Landmannes Aufmerkſamkeit, als daß er ſein Feld vom Unkraute rein halte; daher muß demſelben bekannt ſeyn, was für Unkraut nur einen Sommer, und was das ganze Jahr hindurch dauert. Unkraut, welches nur einen Sommer dauert, kann freylich bald weggebracht werden; nur muß man die rechte Zeit wahrnehmen. Giebt man aber darauf nicht Achtung, ſo wird der Same reif, und ſäet ſich in ſolcher Menge, daß es alsdann weit mehr Arbeit und Geld koſtet, das zu thun, was im Anfange mit leichter Mühe geſchehen konnte, ohne das Getraide in Gefahr zu ſetzen, daß ihm ſeine ſchlimme Nachbarn die Nahrung rauben würden. Die gemeine Art, das Unkraut auszugäten, iſt überaus ungereimt. Denn wenn es darnach geht, ſo hat das Unkraut Zeit zu wachſen, bis das Getraide Aehren zu bekommen anfängt, und das Unkraut ſelbſt blühet. Solchergeſtalt wird das Feld bedecket, das niedrige Unkraut verbirgt ſich, kömmt zur Reife, und läßt den Samen fallen. Bloß das lang gewachſene Unkraut wird ausgeraufet; und wenn die dazu beſtellten Leute nicht wohl Achtung geben, ſo bleibt auch davon vieles zurück, weil es ſich unter die Getraigeſtängel miſchet, und nicht gleich unterſchieden werden kann. Ueberdieß wird von den Gätern eine große Menge guter Pflanzen zerbrochen und zertreten. Ein verſtändiger Landwirth wird alſo zwar nicht leicht vor dem Anfange des Frühlinges an das Ausgäten ſeines Getraides denken, weil er ſehr zu befürchten hat, daß er nebſt

denen Gewächſen, die er ausrotten muß, viele von den jungen nützlichen Pflanzen zugleich mit ausraufen möchte; aber er wird auch dieſe ſo nöthige Arbeit nicht gar zu weit hinaus ſetzen. Der Augenſchein muß es ihn lehren, wenn er ſie vornehmen ſoll. Vor allen Dingen muß er nur darauf ſehen, daß er das Unkraut nicht zu ſtark werden laſſe, daß es ſein Getraide verdämpfen kann; und noch weniger darf es ſo lange ſtehen, daß der Same reif werden und ausfallen kann. Der letztere Zufall iſt von den kleinern Gattungen am meiſten zu befürchten, über welche man gar zu oft unachtſam weggeht, und welche, wenn ſie Zeit erhalten, überhand zu nehmen, gar bald höhſt nachtheilig werden. Es iſt daher unumgänglich nöthig, oft zu gäten. Was das erſtemal ſtehen geblieben iſt, muß man das folgendemal mitnehmen, und überhaupt dieſe ſchädliche Gewächſe, wo möglich, ſo bald ausrotten, als ſie ſich ſehen laſſen; denn der Mangel eines guten Gätens iſt gewiß die Urſache, daß wir ſo viele dünne, halb verdorbene Aehren antreffen, welche nur magere, verſchrumpfte, fleckige, ungeſunde Körner enthalten, die nicht halb ſo viel Mehl geben, und gar nicht den Geſchmack haben, als die geſunden Körner. Die Arbeit des Gätens geht am beſten von Statten, wenn ein gelinder Regen die Erde feucht und locker gemacht hat. Alsdann läßt ſich das Unkraut am leichteſten mit der Wurzel ausziehen, welche ſonſt, wenn der Boden trocken und feſt iſt abgeriſſen wird. In dieſem Falle ſchlagen die zurück gebliebenen Stücke, beſonders von ſolchen Gattungen, die ſehr auslaufen, und das ganze Jahr hindurch dauern, bald wiederum aufs neue aus, und dieſe Ausläufer thun hernach eben ſo viel Schaden, als die alten Pflanzen. Wenn es im Frühlinge naß und warm iſt, und im May ſtark regnet, ſo wächſt das Unkraut in großer Menge, und man muß es alsdann unverzüglich wegbringen. Der bisweilen im Junius lange anhaltende gelinde Regen hat eben dieſe

nachtheilige Wirkung. Alsdann fährt inſonderheit die Winde (Convolvulus) überaus ſchnell in die Höhe, ſchlägt ſich um das Getraide, und zieht es in kurzer Zeit nieder, da dieſes ſchädliche Gewächs bey kaltem Regen gar nicht fortkömmt. Daher muß man ſich alle nur mögliche Mühe geben, alles und insbeſondere dieſes Unkraut im April, May und Junius auszuraufen; widrigenfalls kann man ſicher glauben, daß man, ſtatt des Getraides, leeres Stroh einärndten werde.

Indeſſen ſind dieſes bloß Anweiſungen für den ſorgloſen und faulen Landwirth. Denn, wo das Kraut nicht beſſer getilget wird, als es durch Gäten, wenn es auch das fleißigſte wäre, geſchehen kann, ſo wird man ſeines Feindes nie gänzlich mächtig werden. Man muß daher auf wirkſamere Anſtalten bedacht ſeyn, wodurch man ihn völlig ausrotten kann; und dieſe ſind nach den verſchiedenen Eigenſchaften des Unkrautes verſchieden. Entweder pflanzt ſich das Unkraut durch die Wurzeln, und durch den Samen, hauptſächlich aber durch die Wurzeln, oder durch den Samen ganz allein, fort. Gattungen, deren Wurzeln den Winter aushalten, laſſen ſich durch wiederholtes Pflügen im Sommer am beſten vertilgen. Nur iſt hiebey nöthig, daß jedes Stück Wurzel vom Acker geſchaffet werde, indem viele darunter ſo beſchaffen ſind, daß aus jedem Knoten ein neues Gewächs aufgeht. Die Faulheit mancher Landwirthe iſt daher unverzeihlich, wenn ſie die Wurzeln von Quecken und anderm Unkraute gleicher Art auf ihrem Ackerlande liegen laſſen; und ganz unverantwortlich iſt die Unwiſſenheit derer, die es in der Abſicht thun, daß der Same dadurch vor dem Winterfroſte bedeckt ſeyn ſoll.

In Blumen- Obſt- und Küchengärten, iſt das Gäten ebenfalls unumgänglich nöthig, damit die Gewächſe deſto freyer ſtehen, und ihnen die Nahrung nicht entzogen werde. Man muß aber bey dem Wieden das Unkraut nicht bloß oben abreißen, ſondern der Wurzel nachgehen, und es alſo, ſo viel möglich, mit derſelben heraus ziehen, ſonſt ſtärken ſich die Wurzeln durch das Abreißen der Blätter nur mehr, und ſchlagen deſto dicker wieder hervor. Es müſſen daher die Gartenbeete nicht

nicht breiter ſeyn, als das die Gäter und Gäterinnen mit der Hand die Mittellinie derſelben bequem erreichen können; ſonſt zertreten ſie die vorderſten Gewächſe, oder der mittlere Theil bleibt ungewiedet. Die Gewächſe, welche durch Gäten gereiniget werden ſollen, müſſen nicht allzu jung oder zart, ſondern bereits etwas erſtarket ſeyn, weil ſonſt leicht etwas gutes mit ausgeriſſen oder beweget wird. Was noch unkenntlich iſt, muß man nicht ausreißen, ſondern ſo lange ſtehen laſſen, bis es kenntlich wird, damit nicht das gute, anſtatt des böſen, ausgeriſſen werde. Bey ſehr großer Hitze, läßt man das Gäten anſtehen, weil zarte Gewächſe alsdann von dem Unkraute noch einigen Schatten und Kühle erhalten; mit den erwachſenen hingegen hat es eine andere Bewändniß, weil dieſe nicht ſo ſehr von der Hitze leiden, auch dient das Wieden nicht, wenn das Erdreich ſehr feucht iſt, weil alsdann bey dem Ausziehen gar gar zu viel Erde an den Wurzeln hängen bleibt.

An einigen Orten bedient man ſich in den Gärten ſowohl, als auf dem Felde, vornämlich aber in den Weinbergen, zum Gäten eines Werkzeuges, welches Gät-Eiſen, Gät-Hacke oder Gät-Haue, Fr. Sarcloir, genannt wird. Es iſt ſolches ein kleiner Haken mil einer Schneide, woran ein 3 bis 4 Fuß langer hölzerner Stiel iſt. Fig. 841.

Weil in den Gärten das Unkraut ſich nicht allein im Lande und auf den Beeten, ſondern auch in den Steigen und breiten Gängen hervor thut, ſo iſt nöthig, daß dieſe ebenfalls zuweilen davon geſäubert werden. Solches geſchieht bey trocknem Sommerwetter vermittelſt einer ſcharfen eiſernen Schippe oder Schaufel, Fig. 842, mit welcher das Kraut der Erde gleich abgeſtoßen wird. Dieſes Abſtoßen mit der Schaufel aber iſt von keinem ſolchen Nutzen, als wenn Unkraut mit ſamt der Wurzel ausgeriſſen oder ausgegraben wird.

Das ausgegätete Gras und Unkraut (Gät-Gras, Gät-Kraut) wird mit dem Rechen auf einen Ort in den

Gängen zuſammen gezogen, und alſo gelaſſen, bis es ganz vertrocknet, der Staub indeſſen abfalle, und in den Steigen bleibe. Hernach wirft man das vertrocknete Unkraut in einen Karren, und führt es, nebſt allem, was von Blättern und Stängeln weggeworfen wird, außer dem Garten, oder in einen Winkel deſſelben, ſchlägt es über einen Haufen, läßt es wohl abfaulen, und menget noch etwas andern Miſt darunter, da es ſodann eine gute Gartendüngung abgiebt.

Was inſonderheit bey dem Gäten in den Hopfengärten und Weinbergen zu bemerken iſt, werde ich in den Art. *Hopfen* und *Weinberg* melden.

Gät-Eiſen,
Gät-Gras,
Gät-Hacke,
Gät-Haue,
} ſiehe im vorherg. Artikel.

Gätlich, (*) ſo nur in den gemeinen Sprecharten, beſonders Niederſachſens, üblich iſt, bequem, was ſich ſchickt, ſeinem Endzwecke gemäß iſt. *Eine gätliche Wohnung. Es ſchickt ſich ganz gätlich.* Im gleichen mittelmäßig. *Ein gätlicher junger Menſch,* von mittlerer Größe.

Gätze (die), oder **der Gätzen,** (**) eine oberdeutſche Benennung eines Geſchirres zum Schöpfen, einer Gelte. *Mit einem Gätzen Waſſer ſchöpfen.*

Gaffe, ſiehe Bots-Haken, unter Haken.

Gaffel (die,) (***) ein nur in einigen oberdeutſchen Gegenden übliches Wort. 1. Zins, Steuer, obrigkeitliche Ab-

(*) Niederſ. gaadlik, ſchon bey dem Ulphilas gatils, gatilha, von gatten, Niederſ gaden.

(**) Im mittlern Lat. iſt Gatus eine Art Schiffe, Guſſa, Ital. Guſcio, eine Hülſe, Gutta, Gota, Gotta, ein Canal.

(***) Es iſt dieſes Wort aus einer verderbten Ausſprache des Wortes Gabe, Gabella entſtanden. Das Niederſ. Gaffel, eine Gabel, gehört nicht hieher.

Abgabe; im mittlern Lat. Gabella, Gavlum, Gablagium, im Franz. Gabelle. Beſonders iſt das Abzugsgeld (ſ. Th. I, S. 191) an einigen Orten unter dieſem Namen bekannt.

2. Eine Zunft, Innung, Gilde, in welchem Verſtande es beſonders in Cöln üblich iſt. Daher die Gaffelherren, die abgeordneten aus dem Rathe, welche den Verſammlungen der Handwerke beywohnen, die Handwerksherren; der Gaffelmeiſter, der Aelteſte der Zunft; der Gaffelknecht, der Zunftdiener u. ſ. w.

Gaffel-Zehend, Rode- oder Reut-Zehend; ſiehe unter Rode-Land.

Gaffen, (*) Fr. babauder, aufmerkſam auf etwas ſehen, etwas mit weit geöffneten Augen zu erblicken ſuchen. In dieſer weitern Bedeutung iſt es im Hochdeutſchen veraltet, wo man es nur noch im verächtlichen Verſtande brauchet, etwas mit aufgeſperrten Augen und Munde anſehen, ſo ein Merkmaal einer unwiſſenden Verwunderung iſt. *Ein Dummer Gafft nach allem.* Daher *angaffen, aufgaffen, begaffen, vergaffen.*

Gaffer, ſiehe Campher.

Gagath, (**) Bitumen Gagas *Linn.* iſt ein ſehr feines, leichtes, und auf dem Bruche glänzendes Erd- oder Bergpech, welches ſich an der Flamme eines Lichtes ſehr geſchwind entzündet. Sein Geruch, wenn er auf Kohlen geworfen wird, iſt unter allen erdpechartigen har-

(*) Im Niegerſ. gapen, japen, wo es aber nicht nur mit aufgeſperten Augen ſehen, ſondern auch gähnen, bedeutet; im Hännow. kapen, Holländ. gapen. Im Engl. iſt to gape, gähnen und offen ſtehen. Eigentlich bedeutet dieſes Wort offen ſtehen, und ſcheint daher aus dem Präfixo ge und offen zuſammen geſetzet zu ſeyn. Im Niederſ. hat man von dieſem Worte auch das Frequent. jappen, mit aufgeſperrtem Maule nach der Luft ſchnappen.

(**) Aus dem Griech. und Lat. Gagathes, welchen Namen dieſes Harz von der Stadt Gaga in Lycien hat, wo man es ehedem zu graben pflegte. Franz. Gagate, Jaiet, Jais, Jayet, Jette, Jet, Engl. Jet.

ten Dingen, der angenehmſte, ob er ſchon etwas widri-ges und ſteinkalkartiges bey ſich hat. Wenn man dieſen Körper reibet, ſo zieht er, wie der Bernſtein, leichte Dinge an ſich; daher er auch von einigen für einen ſchwarzen Bernſtein mag ſeyn angeſehen worden. Er iſt im übrigen von einer ziemlich dichten und harten Beſchaffenheit, dergeſtalt, daß er, faſt wie der Bernſtein, eine ſehr reine und glänzende Politur annimmt. Er iſt viel leichter, als die Steinkohlen, daher er auch bisweilen auf dem Waſſer ſchwimmt, und ob er ſchon mit den Steinkohlen einige Aehnlichkeit hat, dem ungeachtet zu denſelben nicht gerechnet werden kann. Es wird der Gagath in England, Frankreich und dem Würtembergiſchen gefunden. Man macht aus demſelben Rock- und Hemdeknöpfe, und noch verſchiedene andere Dinge, welche des anmuthigen Glanzes und der ſchönen Schwärze wegen, ganz artig ausſehen.

Der Gagath, welcher im gemeinen Leben oft mit dem Achate verwechſelt wird, ſoll ſeine Benennung von dem Fluſſe Ganges in Aſien, oder, nach anderer Meinung, von dem Fluſſe Gagath in Lycien, wo man ihn häufig findet, erhalten haben. Man findet denſelben ſowohl in dünnen, als etwas ſtärkern Tafeln. In Frankreich wird der meiſte Gagath zwiſchen St. Beaume und Toulon gefunden; und in Irland ſoll derſelbe, nach Pomet's Berichte, ſo gemein ſeyn, daß man ihn in den dortigen Felſen öfters ſchichtweiſe antrifft; ja man kann bisweilen an einigen Stücken gar genau ſehen, wo ſie an einen ſtein- oder erdartigen Körper angeſtanden haben; denn es zeigen ſich an denſelben nicht ſelten Ueberbleibſel einiger Erde, und verſchiedener abgeriſſener Steinarten. Boccone führt eine gewiſſe Art von Gagath an, die ſich in Sicilien, unweit Sacca, befindet, deſſen Seitenwände mit einem Eiſenroſte bedeckt ſind, daher er auch denſelben Gagatem ferrugineam cruſtoſam nennet. Büchner berichtet, daß man im Vogtlande, unweit Hermannsgrün, einen ganz guten und derben Gagath antreffen ſoll. In Preußen findet ſich derſelbe an mehr als einem Orte. Im Würtembergiſchen Amte Holingen, und in den Eiſengruben bey Delligſen, zwiſchen Hannover und Einbeck, bricht ein beſonders feiner Gagath. Bey Dresden hat Hr. L. Schulze,

unter den Plåner Bruchſtücken zu verſchiedenenmalen eine gar feine Gagathart, auf den Feldern um Roßthal und Lübta, angetroffen.

Nach Hrn. Pallas Bericht, in ſeiner Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reiches, finden ſich in Rußland hin und wieder ganze Neſter von vielen Pfunden und ganzen Puden eines reinen Gagathes. Auf dem Bruche ſieht er einem ſchwarzen glänzenden Glasfluſſe ähnlich. Am Lichte ſchmilzt und fließt er faſt ſo leicht, als ſchwarzes Brief Lack, und mit einem vollkommen ähnlichen Geruche. Durch einen Zuſatz, welcher deſſen Sprödigkeit mindert, erhält man davon ein fertiges, ſchönes ſchwarzes Siegelwachs. Man hat es auch vor Zeiten dazu gebraucht, und auch ein Bergöhl, zum Gebrauche des Artilleriewesens, daraus abgetrieben. Jetzt liegt die Materie völlig ungenutzt; bloß die Schmiede bedienen ſich ihrer noch, um Eiſenwerk, ſtatt des Peches, damit zu verlacken.

Was die verſchiedenen vom Agricola, de nat. foſſil. Lib. IV, Cap. 5, angeführten Arten betrifft, welche er zu den erdpechartigen verhärteten Dingen zählet, als: Samothracicam gemmam, Thracicum lapidem, und Obſidianum lapidem: ſo erhellet aus dem Plinius, hiſt. nat. Lib, XXVI, Cap. 26, daß Samothracica gemma und Thracicus lapis mit der Beſchaffenheit des Gagathes in ziemlicher Verwandtſchaft ſtehe, indem er von dem erſtern ſaget, daß er von ſchwarzer Farbe, ſehr leicht und einem Holze nicht unähnlich ſey; von dem andern aber berichtet Dioscorides, de re med. Lib. V, Cap. 109, daß derſelbe nicht allein brenne, ſondern auch mit Waſſer nicht ausgelöſcht werden könne. Ja, einige halten den Lapis thracicus für den Gagath ſelbſt, welcher ehedem ſehr häufig in Thracien ſoll gefunden worden ſeyn. Von dem Lapis obſidianus hingegen ſcheint es, daß derſelbe nicht hieher zu rechnen ſey, indem Plinius ſagt, daß er bisweilen durchſichtig angetroffen würde.

Gage, ſiehe Gaze. Pfand.

Gagel, ſiehe Porſt.

Gager, ſiehe Wetten.

Gages, ſiehe Beſoldung. Gehalt. Lohn. Sold.

Gageure, ſiehe Wette.

Gagne-deniers, ſiehe Ballen-Binder.

Gagne-deniers de rivière, ſiehe unter Ausladen.

Gagne-petit, ſiehe Scheeren-Schleifer.

Gagſen, ſiehe Gakſen.
Gahr, fertig; zubereitet; ſiehe Gar.
Gahre, die Zubereitung; der Dünger; ſ. Gare.
Gahre, von dem Worte gähren. 1. Der Zuſtand, da ein Körper gähret, beſonders bey den Bäckern. Man muß dem Sauerteige die gehörige Zeit zur Gahre laſſen. In den meiſten übrigen Fällen iſt das Wort die Gährung üblicher.

2. Der gehörige Grad der Gahre oder Gährung, den ein gährender Körper haben muß. Das Brod hat zu viel Gahre, wenn der Teig zu ſehr gegangen iſt. In einem etwas verſchiedenen Verſtande hat das Brod bey den Bäckern die Gähre bekommen, wenn es im Ofen gehörig aufgegangen iſt, worauf es heraus gezogen, mit Waſſer beſtrichen, und dann erſt gebacken wird. Auch von andern Körpern, welche durch eine Art von Gährung zubereitet werden. Der Toback hat eine gute Gahre oder Göre. Da man dieſe aus dem Geruche erkennet, ſo wird Gahre, Niederſ. Göre, auch von dem Geruche des Tobackes gebraucht.

3. Was die Gährung eines Körpers hervor bringt. In dieſem Verſtande werden die Bierhefen und der Sauerteig im gem. Leben mehrmals die Gahre oder Gähre, in einem alten 1482 gedruckten oberdeutſchen Vocabulario die Gyre, und im Oberd. auch der Germ oder Görm genannt. In engerm Verſtande verſtehet man unter der Gahre oder Gohre, die Oberhefen oder Spundhefen des Bieres, zum Unterſchiede von den Unterhefen oder Stellhefen; ſiehe Gäſcht.

Gaiac, ſiehe Franzoſen-Holz.

Gaillarde, heißt bey den Buchdruckern eine Art Schriften oder Lettern von mittlerer Größe. Sie iſt größer als Petit-texte, aber kleiner als Petit-romain, auf welche letztere die größern Schriften Philoſophie, Cicero, St. Auguſtin, Gros-Texte, u. ſ. w. folgen.

Gaille, eine gewiſſe Gattung Feld = oder Rebhühner; ſiehe unter *Rebhuhn*.

Gain, ſiehe *Gewinn*.

Gaîne, ſiehe *Scheide*.

Gaînier, Cercis *Linn.*; ſiehe *Judas=Baum*.

Geipel, ſiehe Göpel.

Gaiß, ſiehe Geiß.

Gakſen, (*) wird wie *gackern*, im gem. Leben, von dem Geſchreye der Hühner gebraucht, beſonders wenn ſie Eyer gelegt haben.

Gala, ſiehe *Galla*.

Galactites, ſiehe *Milch=Stein*.

Galan, aus dem ſpaniſchen Gallan. Fr. Gallant, ein Buhler eines Frauenzimmers, welcher ſich demſelben auf alle Art gefällig zu machen ſuchet, deſſen Anſchläge aber mehr auf ihren Körper, als auf ihr Herz, gerichtet ſind.

Von dem Unterſchiede zwiſchen einem Buhler (Galan,) und Liebhabir (Amant,) ſiehe den Art. *Liebhaber*.

Galander (der.) 1. Eine oberdeutſche Benennung der Hauben = oder Heidelerche; ſiehe *Lerche*.

2. Bey den Niederſachſen und Holländern wird der braune Kornwurm, der ſich vornämlich in der Gerſte in großer Menge aufhält) Curculio granarius *Linn.* Galander genannt; ſiehe *Korn=Wurm*.

3. Eine andere Art Käfer, welcher ſich gern in dem Specke, Fleiſche, getrockneten Fiſchen und Fellen aufhält, Dermeſtes lardarius *Linn.* wird im Deutſchen gleichfalls Glander = Holl. Klander, Fr. Calandre, genannt.

Galanga, ſiehe *Galgant*.

Ga-

(*) Niederſ. kakeln, Holl. kackelen, gaghelen, Schwed. kakla, Engl. cakle, Ital. checcalare, Fr. caqueter. Im Oberdeutſchen bedeutet gakſen auch ſchottern, wohin auch das im gem. Leben übliche, er weiß weder giks noch gaks davon, er weiß nichts davon, zu gehören ſcheint.

Galans, nennen die Conditores oder Zuckerbäcker, gewundene und mit Zucker überzogene Pomeranzen- oder Citronenſchalen.

Galant, aus dem Franz. galant. Man bezeichnet mit dieſem Beyworte, 1) einen artigen, höflichen, gefälligen Mann; eine Mannsperſon, deren gutes Betragen zugleich mit der feinern Lebensart überein ſtimmet. In der vertraulichen Sprechart pflegt man von Jemand, mit deſſen Betragen man ungemein zufrieden iſt, zu ſagen: er ſey ein Galantomme, qu'il eſt galant-homme. Wenn Sie dieſen Mittag mit uns vorlieb nehmen, ſo ſind Sie ein galanter Mann, d. i. ein rechter braver, wackerer Mann. In der bisherigen Bedeutung bedient man ſich des Wortes *galant* nie vom Frauenzimmer.

2. Galant heißt auch: der ſich beſonders bemühet, dem ſchönen Geſchlechte zu gefallen. Das iſt ein ſehr galanter Officier, Fr. c'eſt un Officier très-galant, d. i. der bey allen hübſchen Frauenzimmern anzukommen ſucht. In einer nachtheiligen Bedeutung ſagt man von einem Frauenzimmer: ſie ſey *galant*, d. i. ſie ſey buhleriſch, ſie unterhalte einen unerlaubten Umgang mit verſchiedenen Mannsperſonen. Es iſt den Franzoſen eigen, daß ſie mit den Damen in einem galanten Ton ſprechen, d. i. ſie wiſſen dem Frauenzimmer immer etwas Schönes, oder Artiges, etwas das ſchmeichelhaft, oder gar verliebt klingt, vorzuſagen. Fr. prendre le ton galant avec les Dames.

3. Im weitläuftigern Verſtande braucht man das Wort *galant*, von allerley artigen, angenehmen, und nach dem guten Geſchmacke eingerichteten Sachen.

In der Malerey, nennt man einen *galanten* Geſchmack, Fr. Goût galant, denjenigen, welcher reizende Sachen erzeugt und ausübt; welcher ſeinen Figuren lachende, angenehme und glänzende Charaktere und Gewänder zu geben weiß, und welcher dem Auge

und dem Geiſte des Anſchauenden ſchmeichelt. Man ſagt auch in eben der Bedeutung: ein galantes Stück, Fr. Sujet galant, dergleichen die meiſten aus der Fabel genommenen Stücke ſind. Watteau und Lancret haben nicht leicht in einer andern Art, als in der galanten, gemalt.

Galanten, Fr. Galans, nannte man vor einiger Zeit eine Art Bandſchleifen auf Kopfzeugen, Kleidern und Hüten der Frauenzimmer; imgleichen mit Seide überſponnene, und mit Zäckchen, Blümchen oder Crepinen garnirte ſchmale Agremens auf Frauenzimmerkleidern.

Galanterie, Fr. Galanterie, nennt man ein kleines Präſent, das man, zum Zeichen ſeiner Politeſſe, einem Frauenzimmer macht. Dieſes Schreibtäfelchen iſt eine Galanterie von ihrem Bruder, ces tablettes ſont une galanterie que ſon frère lui a faite; ihr Bruder iſt ſo galant geweſen, und hat ihr dieſes Souvenir verehrt.

Man bedient ſich auch dieſes Wortes, als eines gemilderten Ausdruckes, womit man eine Buhlerey, einen unerlaubten verliebten Umgang oder verbotene Liebeshändel, oder doch die Anlage dazu, und das Beſtreben danach, bezeichnen will. Dieſe Frau hat verſchiedene Galanterien mit Officiers von dieſem Regimente gehabt, manche Leibeshändel mit ihnen getrieben. Von dem Unterſchiede zwiſchen der ächten und der galanten Liebe, ſiehe im Art. Liebe.

Endlich verſteht man auch unter Galanterie, Arten des Putzes und der Zierrathen, welche zur Mode und feinen Lebensart gehören.

Daher ſind folgende Zuſammenſetzungen entſtanden.

Galanterie-Arbeit, ſiehe Galanterie-Waaren.

Galanterie-Degen, ein kurzer leichter Degen zur Zierde; ſiehe Th. IX, S. 46.

Galanterie-Händler, Galanterie-Handel, ſiehe im folgenden Artikel.

Ga-

Galanterie-Waaren, **Galanterie-Arbeit**, nennt man allerley ſaubere, artige und feine Dinge, die meiſtentheils nur zum Kleiderzierrathe, und äußerlichen Staate und Putze gehören. Sie werden mehrentheils in England, Frankreich und Italien, viele auch von den Nürnbergern, Augsburgern, und den franzöſiſchen Coloniſten in verſchiedenen Städten Deutſchlandes verfertiget, die ſodann nicht nur die vornehmſten Städte, ſonderlich wo Höfe ſind, damit verlegen, ſondern auch durch die Tabletträger und Tyroler die ſchlechteſten von dergleichen Waaren im ganzen Lande herum ſchicken. Der ſtärkſte Handel mit dieſen Waaren aber wird in Deutſchland auf den Leipziger Meſſen getrieben, wo die meiſten Manufacturiers ihre Galanteriewaaren hinbringen, und ſolche aus der erſten Hand verkaufen. Die jenigen Kaufleute in großen Städten, die dergleichen Waaren führen, heißen **Galanteriehändler**; und der Handel ſelbſt, welcher damit getrieben wird, der **Galanteriehandel**. Zu ſelbigem gehören inſonderheit folgende Waaren: 1) Allerley italiäniſche, franzöſiſche, holländiſche, engliſche, deutſche und indianiſche, leichte und ſchwere, koſtbare und wohlfeile, glatte und geblümte, einfärbige und bunte, mit Gold und Silber durchwirkte, ſeidene, halbſeidene, wollene, halbwollene ꝛc. Zeuge, Stoffe, Atlaſſe, Damaſte, Sammete ꝛc. 2) Allerley Arten Neſſeltuch, Kammertuch, Batiſt, Schleyer und Flor. 3) Allerley Arten ſeidene und zwirnene, goldene und ſilberne, geklöppelte oder genähete Spitzen. 4) Allerley ſeidene, wollene, baumwollene, zwirnene, geſtrickte, gewebte, ungewalkte, gewalkte, lange und kurze, italiäniſche, franzöſiſche, engliſche, hamburgiſche, altonaiſche, ſächſiſche, berliniſche, magdeburgiſche ꝛc. Strümpfe und Mützen. 5) Allerley couleurte und ſchwarze Seide, und ſeidenes, floretſeidenes, kamelhärnes, leinenes, glattes, geblümtes, gewäſſertes, doppeltes, einfaches, reiches, gemaltes ꝛc. Band. 6) Allerley

lerley Arten goldene und ſilberne Galonen, Treſſen, Litzen, Corden, Knöpfe, Schleifen, Quaſten, geſponnener Gold- und Silberdraht, u. d. gl. 7) Ganze Kleidungen und zur Kleidung gehörige Stücke, gemalte, genähete, geſtickte, mit Galonen, Treſſen, Spitzen, Taffet, Band ꝛc. beſetzte Schlaf- Unter- Fiſchbeinröcke, Schärpen, Nachtmäntel, Kopf- und Nachtzeuge, Cornetten, Caſquets, Kappen, Schürzen, Halstücher, Palatine, Manſchetten, Engageanten, Hüte, Reiſemützen, Hutfedern u. d. gl. 8) Vielerley parfumirte und unparfumirte, ſeidene, zwirnene, wollene, baumwollene und ſeidene Sommer- und Winterhandſchuhe. 9) Allerley Arten von Müffen, Masken, Fächern, ächte und unächte Perlen, Esclavagen, Ohrengehenge, Hals- und Armbänder, Galanten, Cantillen, Maſchen, Fiſchbein ꝛc. 10) Allerley Hausgeräthe von Porzellan, Glas, Gold, Silber, Domback, Metall, Eiſen, Stahl, Elfenbein, Schildkröte, Stein; lackirten oder unlackirten, ausgelegten oder unausgelegten Holze, Pappe u. ſ. w. Dergleichen Hausgeräthe ſind z. B. Spiegel, Gueridons, Tiſche, Nähküſſen, ſaubere Korbarbeit, Klöpolladen, Tabletten, Treſore; Bettgeſtelle, Feldbetten, Schenktiſche, Schreibzeuge, Arzeneykäſtchen, Kaffeemühlen, Zuckerdoſen, Thee- und Kaffeezeug, Spieltiſche, Spielteller, Spielkäſtchen, Bretſpiele, Beſtecke, Futterale, Gewehr, Degengefäße, Schuh und andere Schnallen, Uhren, Berlocken, Schnupftobacksdoſen, Ketten, Ringe, Balſambüchſen, ſaubere Meſſer und Scheeren, Fingerhüte, Strickbeutel ꝛc. 11) Allerley ſeltene Parfums, Eſſenzen, Schnupftoback, Haarpuder, Roſſolis, Thee, Kaffee, Chocolate u. ſ. f.

Galanthus, *Galanthus nivalis*; ſiehe Schnee-Glöckchen.

Ga-

Galantine, heißt, in der Kochkunſt ein gewiſſes Zwiſchengericht von fettem Hühner = oder Kapaunenfleiſch u. d. gl. aus welchem alle Knochen weggethan worden ſind; imgleichen von einem Kalbskopfe, der mit einer Farße von jungem Hühnerfleiſche gefüllt iſt.

Zur Zurichtung einer Galantine, nimmt man 2 Kapaunen oder fette Hühner, ſpaltet ihnen den Rücken, und nimmt die Knochen heraus; von dem Fleiſche aber macht man eine Farße mit Speck, einem Kalbs-Euter, ein wenig Champignons; Trüffeln, in Milch geweichten Semmelkrumen, und dem Gelben von 3 oder 4 Eyern, würzet es mit Pfeffer, Salz und Muskatenblumen, und thut etwas Peterſilie und feine Kräuter hinzu, hacket alles zuſammen und ſtößt es im Mörſer. Dieſe Farſe macht man über die Haut der Hühner, an der noch etwas Fleiſch ſitzen muß. Auf dieſe Farße leget man eine Reihe länglicher Schnitte von wohl gewürztem Speck, hierauf noch eine Reihe eben ſo großer Schnitte rohen Schinken; ſodann wieder eine Reihe Speckſchnitte, hierauf noch eine Reihe Piſtacien, und alsdann continuirt man mit einer Reihe Speckſchnitte, bis zu der verlangten Größe. Hierauf drückt man es zuſammen, wickelt es in ein leinenes Tuch, und bindet es zuſammen; nimmt ſodann einen kupfernen Topf nach der Größe der Hühner, beleget ihn mit Speckſtreifen und geklopftem Rindfleiſch, würzet es mit Gewürze, feinen Kräutern, Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Paſtinak und gelben Rüben, leget die Galantine darauf, würzet ſie oben, wie unten, und läßt ſie gelinde kochen. Wenn ſie gar iſt, zerſchneidet man ſie in Scheiben, leget ſie in eine Schüſſel, und ſchüttet ein Ragout von grünen Trüffeln daran, ſo, daß die Trüffeln nur zwiſchen den Scheiben in dem leeren Raume liegen. Man kann ſie auch mit einer Schinkeneſſenz anrichten.

Man macht, bereits gedachtermaßen, auch Galantinen von Kälberköpfen, von der Haut einer Hammelkeule, und einer kleinen Kalbskeule. Die Farße zur Zubereitung iſt von einerley Art; denn es iſt nur die Haut, welche die Galantine verändert.

Man nennt auch eine gewiſſe beſondere Zubereitung des Aales à la galantine; ſiehe Th. I, S. 4.

Galathée, eine Art Tulpen; ſ. unter Tulpe.

Galbanum, Galban, Galban Saft, (*) Mutter-Harz, Lat. Galbanum, Fr. Galbanon, Galbanum, heißt eine fette, halbdurchſichtige, glänzende, auswendig gelbliche oder röthliche, inwendig weißliche Subſtanz, welche ſich wie Wachs ziehen läßt, und zwiſchen der Natur des Gummi und des Harzes gewiſſermaſſen das Mittel hält; denn am Feuer entzündet ſie ſich wie das Harz, und im Waſſer zergeht ſie wie das Gummi, aber nicht in den Oehlen. Von dieſem Safte, welcher ſehr ſtark riecht, doch nicht ſo arg, als der Teufelsdreck ſtinkt, ſondern vielmehr dem Opoponax am Geruche beykömmt, übrigens aber einen etwas bittern und ſcharfen Geſchmack hat, bekommen wir aus der Levante, über Marſeille; zwo Sorten zugeführt; eine in Tropfen oder kleinen Stückchen (Fr. Galbanum en larmes,) und die andere in großen, fetten, ſchleimigen weißen Stücken Kuchen oder Maſſen (Fr. Galbanum en pains,) welche letztern voller Samenhülſen, kleiner Reislein, und andern Unrathes ſind, auch heftig ſtinken. Alle beyde rinnen aus einer Pflanze, welche dem Ruthenkraute (Ferula) gleich ſieht, und das äthiopiſche ächte Galbenkraut, ſyriſch Gertenkraut, ſyriſch Ruthenkraut, ſyriſch Ferulkraut, Mutterharz-Pflanze, von Einigen auch Gallenkraut, Bubon Galbanum foliolis rhombeis dentatis glabris ſtriatis, umbellis paucis *Linn.* Oreoſelinum africanum galbaniferum fruteſcens, aniſi folio *Tourn.* Ferula africana galbanifara, liguſtici foliis & facie *Hermann.* Aniſum africanum fruticeſcens folio & caule rore cæruleo tinctis *Pluken.* genannt wird, und in Arabien, Syrien, Indien und Perſien,

(*) Luther nennt es 2. Moſ. 30, 34. Galben, und Sir. 24, 21 Galban. Der Name iſt aus dem Hebr. חֶלְבְּנָה Griech. χαλβανη, welches von חלב, fett seyn, Fettigkeit hergeleitet wird. Siehe Geil und Gelb.

ſien, wie auch in verſchiedenen Ländern in Afrika, und insonderheit in Mauritanien, über Mannshöhe wächſt. Die dicke, holzige, äſtige und weißliche Wurzel treibt einen, einen Daumen dicken, und 2 bis 3 Ellen hohen Stängel, welcher voller Mark iſt, und ſich in viele knotige, geſtreifte, röthliche Aeſte theilet. Die ziemlich großen Blätter gleichen dem Anieß= oder Peterſilienkraute, ſind von Farbe meergrün, und von einem ſcharfen Geſchmacke und Geruche. Die Blüthen wachſen, wie Dolden (Umbella) oder Kronen, ſehen gelblich aus, und beſtehen insgemein aus 5 Blättern, in Geſtalt eines Röschen, zu Ende ihres Kelches. Wenn die Blüthe vergangen iſt, ſo wird aus dem Kelche eine Frucht, die aus zwey ſehr großen, ovalen, platten, dünnen und braunröthlichen oder zimmetbraunen Samenkörnern beſteht, deren man in den Galbankuchen viele findet, und die von einem ſcharfen, gewürzhaften und beißenden Geſchmacke ſind. Dieſe ganze Pflanze iſt mit einem zähen milchichten und klaren Safte angefüllt, welcher ſich in Tropfen verdicket. Er rinnt aus dieſer Pflanze, wenn man darein ſchneidet, nur in geringer Menge, und manchmal auch von ſelbſt aus den Knoten der drey= oder vierjährigen Stängel. Man pflegt aber den Stängel 2 bis 3 Querfinger über der Wurzel abzuſchneiden, da dann der Saft tropfenweiſe herab rinnt; einige Stunden hernach aber verdicket und verhärtet er ſich, da man ihn alsdann einſammelt. Der Galbanſaft in Tropfen, iſt von dem in Stücken oder Kuchen gar nicht unterſchieden, nur daß jener mit mehrerm Fleiße eingeſammelt wird. Man wählt denjenigen, welcher feine, ſchöne, trockene und reine Tropfen, die von außen goldgelb, und inwendig nur gelblich, aber von ſtarkem Geruche und bitterm Geſchmacke ſind. Der Galbanſaft in der Maſſe, in Kuchen oder Stücken wird nur der Unachtſamkeit wegen unrein, weil er zu ſpät geſammelt worden iſt. Sonſt aber iſt hievon derjenige der beſte, welcher

welcher am meiſten mit weißen Tropfen verſehen, dabey recht trocken und rein, und nicht ſtinkend iſt. Man kann ihn reinigen, wenn man ihn in einer wäſſerichten Feuchtigkeit, Eſſig, Saft oder Wein auflöſet, und wieder inſpiſſiret. Einige hängen ihn auch in einem Tüchlein über ein Dampfbad, und laſſen alſo das Reine heraus tröpfeln; oder thun ihn in ſiedend heißes Waſſer, und werfen die obenher ſchwimmende Unreinigkeit hinweg.

Das Galbanum enthält viel weſentliches Oehl, welches man mit Waſſer davon abziehen kann; wird aber ſolches für ſich in der Retorte mit Feuer erhitzet, erhält man Anfangs ein blaues, und endlich ein brandichtes Oehl. Das blaue Oehl verliert allmählig ſeine Farbe, und wenn die Luft dazu gelaſſen wird, ſehr bald.

Man kann das Galbanharz wegen ſeiner gemäßigten, ſtärkenden, verdünnenden, auflöſenden und eröffnenden Eigenſchaft, unter die beſten Arzeneymittel rechnen, welches bey vielen Krankheiten, die ihren Grund in einer Schwäche der feſten Theile, und ſchleimigen Verſtopfung der Eingeweide haben, nützliche Wirkung leiſten. Es dient daher in Engbrüſtigkeit und langwierigen Huſten, wider die Blähungen, lindert die Mutterbeſchwerung (weshalb es eben den Namen Mutterharz bekommen hat,) und befördert die monatliche Reinigung. Man gebraucht es gemeiniglich in Pillen, man kann aber auch daraus eine Eſſenz verfertigen. Der äußerliche Gebrauch deſſelben in Salben, Balſamen und Pflaſtern, iſt gleichfalls beträchtlich, und als ein nervenſtärkendes, erweichendes, zertheilendes, krampf= und ſchmerzſtillendes Mittel im Gebrauch. Es reiniget vortrefflich die Wunden, und befördert die Eiterung. Bey Lähmung der Glieder pflegt man es auf Leder zu ſtreichen, und auf den gelähmten Ort zu legen. Man kann dieſes mit dem Ammoniak billig vergleichen.

In der Apotheke hat man 1) außer dem Galbanſafte an und für ſich ſelbſt, 2) den oben erwähntermaſſen gereinigten Galbanſaft; 3) das deſtillirte Galbanöhl, welches im Nieders. Galgenbaumöhl, genannt wird; und in Mutterbeſchwerungen von herrlicher Wirkung iſt; 4) das Galbanpflaſter oder Galbancerat, imgleichen Muttercerat, ohne und mit Saffran, L. Emplaſtrum oder Ceratum de galbano, oder matricale ſimplex, und crocatum, welche hauptſächlich berühmt iſt, die ſcirrhöſen Beulen, Geſchwüre und Leichdörner zu erweichen; 5) das Galbanetum, einen Gliedbalſam, der aus Galbanſafte und andern Ingredienzien gemacht iſt; und 6) die Eſſentiam galbani.

Jo. Cph. Bernhards, chymiſche Verſuche und Erfahrungen aus Vitriol, Salpeter, Galbano, Myrrhen ꝛc. kräftige Arzeneyen zu machen. Lpz. 1754, 8. 22. B.

D. D. KÆMPF Obſ. de eſſentiæ galbani uſu ſalutari, ſt. in den Act. phyſ. med. Societ. acad. ſcient. Principalis Haſſiacæ Gieſſæ Cattor. 1771, Frf. & Lpſ. 1771, 4. S. 154, f.

Die Verfälſchung des Galbanum, inſonderheit des in Maſſen oder Stücken, geſchieht mit Bohnenmehl und Ammoniakgummi.

Galben=Kraut, ſiehe im vorhergeh. Artikel.

Galderyen, auf den Schiffen; ſiehe unter Gallerie.

Gale Linn. Fr. Galé. ſiehe Porſch.

Gale, ſiehe Ausſatz der Bäume. Grind=Kraut. Krätze. Räude.

Galea, ſiehe Helm.

Galeaſſe, aus dem Lat. Galeazza, und Franz. Galéace oder Galéaſſe auch Galeone, aus dem Ital. Galeone, eine Art großer Fahrzeuge oder Galeeren von niedrigem Bord, und das größte unter allen Arten von Ruderſchiffen, die auf dem Archipelagus, und auf dem mitteländiſchen Meere gebräuchlich iſt, und welche man ſowohl mit Rudern, als mit Segeln, fortbringt. Sie führt drey Maſten, nämlich den großen, den Vorder= (Fock=) und Hinter= (Beſan=) Maſt, nebſt zugehörigen Segeln; und hierin iſt ſie unter andern auch von einer Galeere unterſchieden, weil ſolche keinen Hintermaſt hat.

hat. Hienächſt iſt ſie von dieſer auch darin unterſchieden, daß ſie hie und da auf der Seite auch noch Stücke führet. So kann man auch in den Galeaſſen die Maſten nicht niederlegen, wie bey den Galeeren zu geſchehen pflegt. Eine Galeaſſe hat auf jeder Seite 30 bis etliche und 50 Ruder, an deren jedem 6 bis 7 Ruderknechte arbeiten. Dieſe Leute ſitzen unter einem Bedecke, worauf Stücke ſtehen. Vorn hat eine Galeaſſe 3 mit Kanonen beſetzte Etagen oder Batterien, wovon die unterſte 2 sechs und dreißigpfündige, die mittlere 2 vier und zwanzigpfündige und die oberſte 2 zwanzigpfündige Stücke hat. Hinten aber oder auf dem Caſtelle, hat ſie zwo Batterien, jede von 3 achtzehnpfündigen Stücken. Eine ſolche Galeaſſe gleicht, wegen ihrer ungeheuren Größe, einer Feſtung auf dem Meere, und iſt, wenn man die Ruderknechte dazu rechnet, mit 1000 bis 1200 Mann beſetzt; aber nur noch bey den Venetianern gebräuchlich, die ſie Niemanden als ihren Nobili zu führen anvertrauen, welche ſich vorher eidlich und bey Verluſt ihres Kopfes verbindlich machen müſſen, daß ſie ſich nicht weigern wollen, ſich auf ihrer Galeaſſe mit 25 feindlichen Galeeren zu ſchlagen.

Galée, ſ. den folg. Art. und Schiff bey den Buchdruckern.

Galeere, (*) ehemals eine Galee, nach dem Ital. Galea, L. Navis actuaria oder triremis, Fr. Galère, Galée oder Gallée. Ital. Galea, oder Galera, Holl. Galey, eine lange Art Schiffe mit niedrigem Borde, die gewöhnlich durch Rudern, zuweilen auch durch Segeln fortgerücket werden, und insgeſammt nur zwey Maſten haben. Sie werden hauptſächlich auf dem

(*) Ehedem ſchrieb und ſprach man dieſes Wort nur Galee, welches denn dem Ital. Galea, woher es genommen iſt, näher kam; Dän. Galleye, Schwed. Galleia. Daß darüber kein Schiff mit Rudern fahren, noch Galeen dahin ſchiffen werden, Eſ. 33. 21. Das heutige Galeere, iſt aus dem Franz. Galère, im mittlern Lat. Galera. Im Griech. bedeutet γαυλος ſchon eine Art Laſtſchiffe, und im Niederſ. iſt Jelle eine Art kleiner leichter Ruderſchiffe. Siehe Gölle.

mittelländiſchen Meere, zuweilen auch auf dem Oceane, gebraucht.

Der Papſt, Genua, der König beyder Sicilien, und die Inſel Maltha haben Galeeren, die aber nicht aus der mittelländiſchen See kommen. Frankreich war die einzige Macht, die ſie auf dem Weltmeere ſchiffen ließ; aber man hat dieſe Schiffe nachher abgeſchaffet, und die Galeerenofficiers mit der Marine vereinigt. Spanien hat 6 Galeeren, die in der mittelländiſchen See kreuzen, um die Seeräuber, welche die Küſte des Reichs beunruhigen, zu verjagen. Auch Rußland hat, ſeit Peter's des Großen Zeiten, Galeeren auf der Oſtſee, welche im ſiebenjährigen preußiſchen Kriege zum Transport der Truppen und der Mund- und Kriegsbedürfniſſe gebraucht wurden.

Die gewöhnliche Länge der Galeeren iſt 22 Klafter (Toiſes,) oder 150 Fuß, die Breite in der Mitte 2, und die Höhe 1 Klafter. Auf jeder Seite ſind 25 bis 30 Ruderbänke, welche 10 Fuß lang ſind, und 4 Fuß von einander entfernt ſtehen; an jeder Ruderbank ſind 5 bis 6 Ruderknechte, welche auf den Galeeren entweder als Sclaven, oder als verurtheilte Miſſethäter, oder um Schuldenwillen, zum Rudern dienen. Die Ruder ſind 50 Fuß lang; nämlich 37 außerhalb, und 13 innerhalb der Galeere. Mitten auf dem Verdecke der Galeere befindet ſich ein langer, ungefähr 1½ Fuß breiter, Gang, welcher ſich zwiſchen den beyden Reihen der Ruderbänke, vom Hinter- bis zum Vordertheile erſtreckt, und der Koker, Fr. Courſie, oder Courſier, genannt wird. Dieſer Gang iſt hohl, indem die Breter, womit er bedeckt iſt, aufgehoben werden können, daher er zugleich zu einem Behältniß für die Gezelte und Kleider des Schiffsvolks dient. Die Galeere führt vorn 5 Kanonen, nämlich 2 von mittelmäßiger Größe, Acht bis Zehnpfünder (Fr. Bâtardes,) 2 kleinere, und ganz vorn eine ſchwere Kanone oder halbe Karthaune, welche auf das Vordertheil gepflanzet wird, um über den Schiffsſchnabel hinaus ſchießen zu können, eine 23 bis 24 pfündige Kugel ſchießt, und das Kokerſtück, Fr. Canon de courſier, genannt wird.

Man hat leichte und Baſtardgaleeren, deren jene nach der alten Art gebauet ſind, und ein ſchmales und ſpitziges Hintertheil haben. Die Baſtardgaleeren aber, welche ein ſehr breites viereckiges Hintertheil haben, ſind die gewöhnlichſten. Man hat auch Galeeren die aber gewöhnlicher Galeoten genannt werden: ſiehe unten, S. 667.

Wenn viele Galeeren mit einander als eine Flotte gehen, ſo wird die Hauptgaleere Capitana, Fr. Galère capitaine, genannt. In Frankreich wird ſie, ſeitdem daſelbſt die Würde eines Capitaine général des galères erloſchen iſt, la Réale genannt, wird vom Generale der Galeeren beſtiegen, und führt die königliche Galeerenflagge (l'etendard royal) welche viereckig, roth, und mit goldenen Lilien beſäet iſt. Die nächſte Galeere nach derſelben, heißt Patrona, in Frankreich Galère patrone. Sie wird vom Lieutenant-Général de galères beſtiegen, führt 2 Schiffslaternen (Fanale,) und am Hauptmaſte eine länglichviereckige Flagge. Sie genießt übrigens gleiche Vorzüge mit dem Viceadmiralsſchiffe einer Schiffsflotte; nur muß ſie daſſelbe zuerſt grüßen.

Die Galeeren ſind ſehr ſchnell, taugen aber im Ungewitter nichts, und entfernen ſich daher nicht gern weit vom Ufer; indeſſen begeben ſie ſich doch zuweilen auf das hohe Meer. Das runde Holz, woran die Galeere am Ufer befeſtigt wird, heißt der Galeerenſtock. Der auf den Galeeren übliche Anker, der Galeerenanker, iſt aus einem Stücke geſchmiedet, und hat vier Haken oder Schaufeln.

Wie die Galeeren vor dem Blitzſtrahle in Sicherheit zu ſetzen ſeyn, ſ. im XVIII. Th. S. 311, f.

Auf die Galeeren ſchmieden, oder die Galeerenſtraſe, Fr. les galères, iſt eine Art einer harten Strafe, welche darin beſteht, daß Jemand dazu verurtheilt wird, gewiſſe Jahre, oder auch Zeit Lebens auf den Galeeren zu rudern. Inſonderheit werden die türkiſchen und barbariſchen Seeräuber, welche man gefangen bekömmt, auf die Galeeren geſchmiedet, und Ruderſclaven, Galeerenſclaven, Fr Forçats oder Galériens, die ganze Geſellſchaft derſelben aber Chiorme oder Chiourme, genennet.

Das Schicken und Schmieden der Gefangenen auf die Galeeren, iſt anſtatt der Deportation oder damnationis in metallum aufgekommen und eingeführt worden. Ob wohl dieſelbe bey uns in Deutſchland nicht ſehr üblich iſt, ſondern an deren Statt gemeiniglich das ewige Gefängniß erkannt zu werden pflegt: ſo iſt ſie doch in andern Reichen und Ländern, inſonderheit in Spanien, Sicilien, Frankreich, Portugall, England, Italien, imgleichen bey den Venezianern vornämlich wider die Banditen, Spitzbuben, See- und andere Räuber, auch Mörder und dergleichen Miſſethäter, nebſt Confiscation ihrer Güter, noch im beſtändigem Gebrauche, und geſchieht entweder auf eine gewiſſe Zeit, welche doch nicht leicht geringer, als auf 10 Jahre zu ſeyn pflegt, oder auf Zeit Lebens. Im letztern werden aber nur gemeine Perſonen dazu verurtheilet. Adelige und andere Perſonen von Condition werden nur, nach Einziehung ihrer Güter, aus dem Lande, oder auf eine Inſel, verwieſen; es hätte denn ein Edelmann durch ein gar zu arges Verbrechen ſeinen Adelſtand befleckt und verſcherzet.

Dieſe Pœna triremium oder remulci iſt auch den alten Römern nicht unbekannt geweſen, als welche nicht allein freywilliger, ſondern auch angefeſſelter Ruderknechte zuweilen ſich bedienten; wie denn unter andern der Kaiſer **Auguſtus** einen, der ſich fälſchlich rühmte, er wäre von ſeiner Schweſter **Octavia** geboren, auf die Galeeren ſchmieden ließ. **Claudius Majet** und **Johann Mallier**, ſind, weil ſie ihren Aeltern nach dem Leben geſtanden, auf die Galeeren verdammt worden. In Italien werden auch die Gottesläſterer damit geſtrafet. Inſonderheit iſt bey den Türken, Perſern und andern barbariſchen Völkern, dieſe Strafe ſehr gemein. Ehe man ſolche Perſonen auf die Galeeren bringt, werden ihnen die Haare aller Orten glatt herunter geſchnitten, damit das Ungeziefer ſich nicht darin aufhalten und hecken könne. Denen, welche zur rechten Seite des Schiffes rudern müſſen, wird an das linke, denen aber, ſo zur linken geſtellet werden, an das rechte Bein eine Kette, ungefähr 3 Ellen lang, geleget, und daran geſchloſſen, um dadurch an dem Rudern nicht gehindert zu werden.

Auf dem oben erwähnten Mittelgange, oder dem ſogenannten Koker, üben die Befehlshaber oder Galeerencapitäne, ihre Grauſamkeit an den Ruderſclaven aus. Sie befehlen ihnen nicht anders, als vermittelſt des Tones einer Pfeife, deſſen Verſchiedenheit die verſchiedenen Arbeiten, welche ſie vornehmen ſollen, bezeichnet. Das Fahren der Galeere, oder die

Re-

Regierung der Ruder, iſt eine der ſchwerſten Handarbeiten auf derſelben. Um ſich hievon deſto leichter einen Begriff zu machen, ſtelle man ſich vor, wie jeder Ruderknecht den einen Fuß auf der Fußbank oder einem unter jeder Bank befindlichen dicken hölzernen Brete, und den andern auf der vor ihm ſtehenden Bank liegen hat, ſich ſo lang als möglich ausſtrecket, um das Ruder hervor zu bringen, und, wenn er es in die Höhe gehoben hat, um damit in das Waſſer zu ſchlagen, ſogleich hinterwärts auf die Bank niederfällt. Wenn es ſich ſolchergeſtalt einmal ereignet daß die Ruderknechte nicht alle zugleich einerley Bewegung vornehmen, ſtehen diejenigen, welche zu der Zeit vor dem Ruder, welches in der Ruhe geblieben iſt, befindlich ſind, in Gefahr, ſich den Kopf zu zerſchmettern. Dergleichen Arbeit, von welcher es erſtaunend iſt, daß man bey derſelben eine halbe Stunde lang aushalten kann, dauert bisweilen 4 Stunden ununterbrochen fort; doch pflegt man in ſolchen Fällen, ein Stück Zwieback, ſo man in Wein getunkt hat, den Ruderknechten in den Mund zu ſtecken. Wenn Jemand von dieſen unglücklichen Perſonen unter dem Ruder umkömmt, ſchlägt man ſo lange, als man noch das geringſte Zeichen des Lebens bey ihm bemerkt, auf ihn zu, und ſobald er nicht mehr Athem holt, wirf man ihn, wie ein Aas, in das Meer. Liegen die Galeeren im Hafen, ſo müſſen die Ruderknechte Laſten tragen, und ſonſt die ſchwerſte Arbeit verrichten.

Die Nahrung der Ruderknechte ſchickt ſich mit ihrer ganzen Einrichtung ſehr wohl zuſammen. Sie bekommen täglich nicht mehr, als anderthalb Pfund groben Zwieback, und 8 Loth Bohnen; zum Getränk aber ſchlechtes Waſſer. Ihre Kleidung beſteht in einem Hemde von Sackleinwand, und eben dergleichen Hoſen, die wie ein Weiberrock gemacht ſind. Sie haben keine Schuhe, ſondern nur Strümpfe von grobem rothen Zeuge, eben dergleichen weites Wamms, darüber einen Caputrock von grobem Tuche, und eine rothe wollene Mütze.

So lange die Galeere fortrudert, legt ſich Niemand auf ſelbiger ſchlafen; wenn ſie aber vor Anker oder im Hafen liegt, hocken die Knechte in ihren Bänken nieder, und ſchlafen. Im Winter, wenn die Galeere abgetakelt oder ledig iſt, und ſie alſo mehreren Platz haben, bedienen ſie ſich einiger Breter, und haben eine etwas bequemere Lage, doch allemal auf der bloßen harten Erde. Zu dieſer Zeit iſt es auch denjenigen, die auf einige Art etwas verdienen können, erlaubt, für ihren eigenen Nutzen zu arbeiten, und ſie können

nen ſich auch am Deiche des Hafens eine Lagerhütte errichten. Diejenigen, welche keine dergleichen Beſchäftigungen haben, lehret man ſtricken; denn es darf Niemand müſſig ſeyn. Bloß die Türken ſind hievon ausgenommen; denn dieſe ſind niemals angeſchmiedet, ſondern haben die Freyheit, den Tag über in der Stadt herum zu laufen; des Abends ſtellen ſie ſich auf der Galeere wieder ein; und man hat faſt kein einziges Beyſpiel, daß ſich Jemand hätte gelüſten laſſen, davon zu laufen.

Wenn Perſonen vom Stande die Galeeren beſehen, läßt man die Sclaven folgende ſeltſame Uebungen vornehmen. Bey dem erſten mit der Pfeife gegebenen Zeichen, nimmt ein jeder ſeine Mütze ab; beym zweyten zieht er ſeinen Oberrock, und beym dritten ſein Hemd aus, ſo, daß man alsdann lauter nackende Leiber ſieht. Hierauf läßt man ſie die Monninen oder Affen ſpielen. Sie müſſen ſich alle auf einmal in ihre Ruderbänke niederlegen, und man ſieht alsdann keinen einzigen Menſchen. Hierauf läßt man ſie den Zeigefinger in die Höhe ſtrecken, und man ſieht alsdann nichts als Finger; hierauf den Arm, ferner den Kof, ſodann ein Bein, endlich beyde Beine, hernach müſſen ſie insgeſamt gerade in die Höhe ſtehen; ſodann alle auf einmal das Maul aufſperren, ferner insgeſamt huſten, ſich umarmen, einander zu Boden werfen, und noch verſchiedene andere unanſtändige und lächerliche Stellungen machen, welche, anſtatt ſie die Zuſchauer vergnügen ſollten, bey ehrbaren Perſonen vielmehr Abſcheu vor dergleichen Uebungen, da man mit Chriſten, wie mit unvernünftigen Thieren umgeht, hervor bringt.

Die Baſtonnade, oder die Strafe der Rückenſchläge auf den Galeeren, wird folgendergeſtalt vollzogen. Man zieht den Unglücklichen, der ſie bekommen ſoll, bis an die Hüften nackend aus; alsdann muß er ſich mit dem Bauche auf den Mittelgang der Galeere legen, und die Beine innerhalb ſeiner Bänke die Arme aber in die gegen über ſtehenden Bänke ſtecken. Zween Sclaven halten ihm die Beine, und zween andere die Arme; alsdann ſchlägt ein ſehr handfeſter Türke, mit einem Ochſenziemer, Prügel, oder knotigen dicken Stricke, aus allen Kräften, auf den Rücken oder an die Fußſohlen des Verurtheilten. Dieſer Türke iſt ebenfalls ganz nackend, und hat den Befehlshaber hinter ihm ſtehen, welcher ihm, damit er deſto ſtärker zuſchlagen möge, die Schultern mit einem Stricke ſtreichelt, dagegen aber ohne Verſchonen auf ihn zuhauet, falls er nur die allergeringſte Gelindigkeit

digkeit gegen den armen Züchtling beweiſet. Die zu dieſer Leibesſtrafe verurtheilten Perſonen können kaum 10 bis 12 dergleichen Hiebe ausſtehen, ohne die Sprache und Bewegung zu verlieren; dem ungeachtet aber hält man mit den Schlägen eines ſolchen armen Körpers nicht inne. Zwanzig bis dreyßig Hiebe ertheilt man, wenn Jemand auch nur das allergeringſte verſehen hat. Manche bekommen gar an die hundert; jedoch iſt es auch ſodann mit dergleichen Perſonen aus.

Haben ſie ein Hauptverbrechen begangen, ſo bindet man ihnen den Fuß an ein, und den andern an ein anderes Schiff, ſtößt die Schiffe ab, und reißt ſolchergeſtalt die Körper mitten von einander.

Memoires d'un Proteſtant condamné aux Galéres de France, pour cauſe de religion: Ouvrage, dans lequel outre le recit des ſouffrances de l'auteur depuis 1700 juſq'en 1713, on trouvera diverſes particularités curieuſes, rélatives à l'hiſtoire de ce tems là, & une deſcription exacte des Galêre & de leur ſervice. à Roterd. 1757, 8. 525, S. Der Verfaſſer dieſes Werkes, woraus ein Theil vorſtehender Nachricht genommen iſt, iſt ein Proteſtant welcher um der Religion willen, 10 Jahr lang auf den dünkirchiſchen Galeeren geſeſſen hat, und endlich durch Vermittelung der Königin Anna von England wieder erlöſet worden iſt.

Galega, ſiehe Geiß-Raute.

Galena, Glanz, Glanzerz, ſiehe Th. V. S. 695.

Galenok, ein Weinmaß in Rußland, deren 8 einen Wedro oder Eimer ausmachen.

Galeone, ſiehe Galeaſſe.

Galeopſis, Hanf-Neſſel, taube Neſſel; ſ. unter Neſſel.

Galeote, Galeotte, aus dem Ital. Galeotta, L. Navis actuaria minor, eine kleine und ſehr leichte Art von Galeeren, die auch halbe Galeeren genannt werden, und deren man ſich auf der mittelländiſchen See zum geſchwinden Laufe, zum Transport, und zum Kapern bedienet. Sie haben nur einen Maſt und Gabel, wie ein Heu; einen platten Spiegel; auf jeder Seite 15 bis 20 Ruderbänke, deren jede aber nur mit einem einzigen Ruderknechte oder Matroſen verſehen iſt, welche zugleich Soldaten ſind, die nach dem Rudern ſogleich die Muskete wider in die Hand nehmen müſſen. Auf einer Galeote befinden ſich einige kleine Kanonen, insgemein

aber

aber nur 2 oder 3 Steinſtücke. Mit der Galeote iſt die weiter unten vorkommende Galleote nicht zu verwechſeln.

Galère. 1. Ein Schiff; ſiehe Galeere.

2. Ein Thier, Holothuria, Phyſalis *Linn.* ſ. See-Gallerte.

Galerie, ſiehe Gallerie.

Galet, oder Diamant de galet, (Kieſel Diamant,) nennen die Franzoſen eine gewiſſe Art Kryſtallen, welche manchmal in einigen Kieſelſteinen oder, wie ſie daſelbſt heißen, in den Galets, an den Küſten der Normandie, inſonderheit um Harfleur, gefunden werden, aber ſchwer heraus zu bringen ſind, weil ſie gemeiniglich zerſpringen, wenn man ſie vermittelſt eines Hammers vom Kieſel trennen will. Dergleichen Steine kommen oft den ächten Diamanten an Farbe und Härte ſehr nahe und es wird aus ihnen in Frankreich allerley Schmuck verfertigt.

Galet, iſt auch eine von den Sorten Glasperlen, die man zum Handel auf den afrikaniſchen Küſten gebrauchet. Es giebt zweyerley Sorten, nämlich rothe mit ſchwarzen Flecken, und dergleichen geſtreifte; ſ. Glas-Perle.

Galgant, Galgan, L. Galanga, Fr. Galangue, iſt eine Wurzel, welche aus Indien und Syrien über Alexandrien zu uns gebracht wird. Man hat in den Apotheken zweyerley Arten mit dieſem Namen belegt, und zum Unterſchiede eine die große, die andere die kleine genannt. Es ſind dieſelben aber nicht nur in Anſehung der Größe und Stärke unterſchieden, ſondern werden auch von zwo ganz verſchiedenen Pflanzen genommen.

Die kleine Galgantwurzel, Galanga minor tenuis ſ. indica, Radix galangæ minoris, kömmt von einer Pflanze, welche beym Rumph ſchlechtweg Galanga, beym Ritter Linné aber Maranta Galanga, culmo ſimplici heißt, und in ſumpfigen Gegenden Indiens wächſt. Die in den Apotheken aufbehaltene Wurzel iſt ungefähr einen kleinen Finger dick, höckerig, knotig, krumm gebogen, gleichſam äſtig, und mit Zirkelſtreifen durchzogen,

gen, auswendig braun, inwendig röthlich, von einem angenehmen gewürzhaften Geruche, und einem ſcharfen gewürzhaften, etwas bittern, beißenden, und, wie der Pfeffer, oder Ingber, die Kehle brennenden Geſchmacke. Die Pflanze heißt bey den Indianern Lagundi, und gleicht einem kleinen Strauche, der dem Myrrhenlaube oder dem Ingber ähnliche Blätter, weiße, wie eine Sturmhaube geſtaltete Blüthen, und eine Frucht mit drey Höhlen, voll kleiner runder Samen, trägt. Man braucht die kleine Galgantwurzel mehr, als die große, weil ſie am Geruche und Geſchmacke viel ſtärker iſt. Diejenige, welche nicht wurmſtichig oder leicht, ſondern feſt, ſchwer, roth, beißenden Geſchmackes und wohlriechend iſt, wird für die beſte gehalten.

Die große Galgantwurzel, Galanga major, craſſior, craſſa, ſ. javanenſis Radix galangæ majoris, kömmt aus Malabar und der Inſel Java, und iſt dem kleinen Galgant faſt ähnlich, nur ſtärker, und 1 bis 2 Daumen dick. Die Pflanze dieſer Wurzel vereinigen die neuern Schriftſteller mit der Zedoaria; und dieſe beyde machen das Geſchlecht aus, welches von dem berühmten Arzte und Reiſebeſchreiber **Kämpfer** den Namen Kæmpferia erhalten hat; Kæmpferia Galanga foliis ovatis ſeſſilibus *Linn.* Kæmpferia *van Royen*; Sanchorus *Rumph.* in Indien Bangula, und iſt eine Gattung Rohr, deſſen Blätter wie die an der Schwertlilie (Iris) ausſehen; die Blüthe iſt weiß ohne Geruch, und die dreyfächerige Frucht enthält ſehr viele kleine Samen.

Den großen Galgant findet man zuweilen in den Gärten. Man muß bey uns die Pflanzen, das ganze Jahr über, im Glashauſe behalten, auch wohl, um Blumen zu erlangen, in ein Lohhaus ſetzen. Im Herbſte verwelken die Blätter; und den Winter hindurch muß man die Wurzel ſelten begießen, damit ſie nicht faule. Im Frühjahre, ehe die neuen Blätter hervor treiben, kann man die Wurzel theilen, und ſolchergeſtalt die Pflanze vermehren.

Die in den Apotheken aufbehaltene Wurzel iſt knollig, knotig und gegliedert, auswendig dunkelroth, inwendig

wendig weißlich, und theils der Größe nach, theils wegen des ſchwächern und weniger angenehmen Geruches und Geſchmackes von dem kleinen Galgante unterſchieden. Man muß daher dieſe, der großen in der Arzneykunſt vorziehen.

Beyde werden im friſchen Zuſtande von den Indianern, ſtatt eines Gewürzes, bey den Speiſen gebrauchet. Sie thun die Wurzel, anſtatt des friſchen Ingbers, an den Salat, auch, anſtatt der Kapern, in die Soßen oder Brühen, welche ſie alsdann Alhar nennen. Sie bereiten auch mit Salz, Eſſig und Oehl einen Salat davon; oder ſchneiden ſie in kleine Stückchen, und kochen ſie mit Fleiſche oder Fiſchen. Die Malabaren machen Mehl daraus, und backen mit Kokelsmilch Kuchen, welche ſie Apas nennen.

Der Galgant wird vielmals mit der gemeinen Cyperwurzel, Radix Cyperi longi, (ſ. Th. VIII. S. 500, und den Art Erd-Mandel, Th. XI. S. 292, f.) verfälſchet, weil dieſe Wurzeln einander ähnlich ſehen; daher nennen einige dieſelbe auch wilden Galgant, den rechten Galgant aber Cyperum babylonicum. Sonſt wird auch die kleine Galgantwurzel zum öftern mit der großen untermengt gefunden, welchen Betrug man aber leicht ſowohl durch den Geſchmack, als auch durch das Geſicht erkennen kann, indem die kleine auf der Zunge viel ſchärfer beißt, auch nicht ſo braun, wie die große, ſondern mehr röthlich ausſieht; und endlich die Stücke der kleinen nicht ſo dick ſind, als an der großen. Man bringt ſie in kleinen Säcken zu uns, und verkauft ſie nach Pfunden; und zwar wird dieſelbe zu Amſterdam inſonderheit zu 8 bis 9 Stüver das Pfund verkauft, das Tara aber nach dem Gewichte, und über dieſes auch 2 pro Cent für gut Gewicht, und 1 pro Cent für prompte Bezahlung abgezogen.

Man kann gedachtermaſſen, die Wurzeln, vornämlich des kleinen Galgants, wegen ihrer flüchtigen, öhligen,

öhligen, und ſcharfen harzigen Theile, mit andern hitzigen Gewürzen vergleichen; und ſie wird auch daher nicht allein in den Apotheken, als ein Gewürz geführet, ſondern auch von den Brandweindeſtillirern zum Ueberziehen unter die Magenaquavite genommen; und die Eſſigbrauer brauchen ſie zum Eſſigmachen.

Als Arzeney rechnet man ſie vorzüglich unter die ſtärkenden Mittel, und gebraucht ſie bey geſchwächter Verdauung, Blähungen, Leibſchmerzen, Schwindel, auch zu Beförderung der monatlichen Reinigung. Da aber ihr Gebrauch das Geblüt in Wallung ſetzt, dürfen nur Phlegmatiſche ſich ihrer bedienen. Man kann ſie in Pulver von 10 bis 15 Gran geben, oder lieber die Eſſenzen gebrauchen, welche aus dieſer Wurzel und andern Gewürzen verfertiget werden, als: Eſſ. carminativa Wedelii, und das Elixir vitrioli Mynſichti. In den Apotheken hat man auch die Species Diagalangæ, welche, wie die Wurzeln ſelbſt, in kalten Gebrechen des Leibes nützlich gebraucht werden, das ſaure Aufſtoßen und die groben Blähungen wegſchaffen, einen wohlriechenden lieblichen Athem machen, u. ſ. w.

Galgant-Gras, (Wildes) Carex acuta *L.* ſ. Berſt-Gras, im Art. Gras.

Galgen, (*) in der anſtändigern Sprechart, das Hochgericht, oder die Juſtiz, L. Patibulum, Fr. Gibet, oder Potence, ein aufgerichtetes Gerüſt, oder ein ſenkrecht ſtehender Pfahl mit einem Querholze, woran Miſſethäter,

(*) Dieſes Wort lautet ſchon bey dem Ulphilas Galga, und bey dem Ottfried Galgen, wo es von dem Kreuze gebraucht wird, im Schwed. Galge, im Engl. Gallow, im Angelſ. Galg. Gual. Galga, im Holländ. Galghe, im Dän. Galge. Zu Carl des Großen Zeit bedeutete Galge, auch einen Salzbrunnen, ohne Zweifel um des darüber befindlichen, einem Galgen ähnlichen, Schöpfgerüſtes willen. Wachter, Haltaus und andere haben von dem Urſprunge dieſes Wortes allerley ſeltſame Meinungen. Ihre leitet es mit mehrerm Glücke von dem Ißländ. Gagl. der Aſt, der Gipfel eines Baumes, der Zagel, Niederſ. Zelke ab, weil man doch daran zuerſt die Miſſethäter gehenket hat, ehe man eigene Säulen dazu errichtete.

In der Sprache der Spitzbuben, wird der Galgen die Feld-Glocke genannt.

ſethäter, mit einem um den Hals gelegten Stricke, von dem Henker aufgehänget, (gehenket,) und alſo vom Leben zum Tode gebracht werden. Weil ein Galgen ehemals nur aus zween, oben gabelförmigen hölzernen Ständern beſtand, in deren Gabeln das Querſtück, woran man den Miſſethäter knüpfte, eingelegt wurde, ſo wird er im L. Furca und im Franz. Fourches patibulaires, oder auch ſchlechtweg les Fourches, genannt. Ein beſtändiges Hochgericht, vornämlich bey den Städten, wird unten in die Runde, von Mauerwerk, und oben mit drey, vier oder auch mehr Pfeilern (*) von Stein aufgeführet, und von einem zum andern Balken geleget. Die Dorfgalgen werden von zween oder drey ſtarken Pfoſten aufgerichtet. Wenn es aber nur eine Pfoſte mit einem Arme iſt, wie beſonders die Soldatengalgen zu ſeyn pflegen, ſo wird er ein Knie oder Schnellgalgen genannt. Dieſe Art der Lebensſtrafe ſcheint erſt nach Conſtantin's Zeiten, welcher den vorher gewöhnlichen Kreuztod abgeſchafft hat, aufgekommen zu ſeyn.

Die Anlegung der Orte, wo peinliche Urtheile vollzogen werden, gehört zu der hohen und peinlichen Gerichtsbarkeit und ſetzt auch denjenigen, der ſie anlegen läßt, in die Poſſeſſion vel quaſi; doch iſt Niemanden erlaubt, nach eigenem Belieben Galgen und Hochgericht aufzubauen, wenn er nicht mit dem Blutbann, Stock und Galgen belehnet iſt, ſondern wird von der hohen Landesobrigkeit, als hätte er ein Crimen læſæ majeſtatis begangen, hart beſtrafet. Daher auch gemeiniglich den Lehenbriefen dieſe Clauſul: Gerichte, wie ihnen das gefällig, Stock und Galgen aufzurichten, den Bann über das Blut zu richten ꝛc. mit in-

(*) Die Anzahl der Pfeiler iſt willkührlich; nur in Frankreich iſt dieſe nach Verſchiedenheit der Herrſchaften unterſchieden. Die Herren eines Schloſſes oder einer Burg (Seigneurs Chatelains) haben Hochgerichte mit 3, die Barone mit 4, und die Grafen mit 6 Pfeilern.

inſerirt zu werden pflegt. Ein ſolcher inquaſi poſſeſſione begriffener behält die Jurisdiction, obgleich in hundert Jahren ſich kein Fall begäbe, daß Jemand gehenkt oder ſonſt abgethan würde. Ob man nun gleich die Criminaljurisdiction auch ohne Aufrichtung und Darſtellung ſolcher äußerlichen Zeichen haben und behalten kann, man auch anfänglich die Diebe nur an die Bäume gehenkt, nachher aber, als die hohe Gerichtsbarkeit ein und andern zu Lehen gereicht wurde, die Galgen und andere Zeichen der peinlichen Jurisdiction öffentlich aufgerichtet und geſetzt worden ſind: ſo wird doch, eben darum, weil heute zu Tage die Hochgerichte, Galgen, Rad, Rabenſtein, Pranger u. d. gl. Zeichen ſind, daß Jemand mit dem Blutbanne beliehen ſey, nothwendig erfordert, daß ſolche öffentlich auf- und dargeſtellt werden, nicht ſowohl um dem Gerichtsherrn ein Anſehen zu machen, als hielte er ſtreng über die Juſtiz, ſondern hauptſächlich den Böſen und Gottloſen zur Warnung und zum Schreck. Daher man auch die Hochgerichte Trophæa juſtitiæ, Siegeszeichen der Juſtiz, zu nennen pflegt.

Man lieſet von dem Kaiſer Maximilian dem I., daß, wie er einſt vor einen Galgen vorbey gereiſet ſey, er ſein Haupt entblößt, und geſagt habe: Salve Juſtitia! Eben dieſes wird auch von einem Könige in Frankreich erzählt, daß er allemal, wenn er vor einen Galgen vorbey gereiſet ſey, den Hut abgezogen, ſich geneiget, und ihm gedankt habe, mit Vermelden, dieſer erhielte ihm mehr als der Scepter, den er in Händen führte.

In der Schweiz findet man, nach Keyßlers Bericht, öfters auf den offentlichen Galgen Wetterfahnen, und an ſelbigen die Wappen des Cantons, der die hohen Gerichte an ſolchem Orte hat.

Den Ort der Errichtung eines Hochgerichtes betreffend, lehren einige Rechtsgelehrte, daß man keinen Galgen ſo nahe an die Gränze ſetzen dürfe, daß er das fremde Gericht mit dem Schatten (wenn er am längſten iſt,) berühre, und daß auch das Volk auf dem

demſelben Gerichte, da man einen juſtificirt, und nicht auf dem fremden Gerichte, welches daneben liegt, ſtehen möge. Doch wird es heutiges Tages mit dem Schatten nicht ſo genau mehr beobachtet, ſondern die Aufrichtung des Galgens verſtattet, wenn er nur 24 Ellen von des benachbarten Gränze geſetzt wird.

Das Hochgericht, und andere zum Blut= und Halsgericht gehörige Plätze, müſſen in einer ſolchen Entfernung von den Landſtraßen angelegt werden, daß man ſie zwar deutlich erkennen könne, jedoch auch alſo, damit ihr Anblick und übler Geruch der Geſundheit der Reiſenden nicht nachtheilig werde.

Bey Errichtung oder nöthiger Ausbeſſerung eines Galgens, werden insgemein alle Meiſter und Geſellen des Ortes von denjenigen Handwerkern, die daran zu thun haben, als: Zimmerleute, Mäurer, Schmiede und Schloſſer, dazu aufgeboten; und es müſſen dieſelben allerſeits Hand daran legen, damit keinem von ihnen weder unter ſich ſelbſt, noch von Jemand anders über kurz oder lang einiger Vorwurf gemacht werden möge.

Wenn der Galgen von Holz aufgeführt werden ſoll, pflegt gemeiniglich der Beamte oder Richter voran zu reiten, und die Zimmerleute, drey ins Glied, nachzufolgen, ihre Zimmeräxte auf die Schultern, mit über ſich gekehrter Schneide haltend, bis ſie in den Wald bey die vorher ausgeſuchten und von dem Förſter angewieſenen Eichen, (wozu gemeiniglich die ſtärkſten, und welche einen geſunden Kern haben, genommen werden) gelangt ſind. Alsdann ſteigt der Beamte oder Richter vom Pferde, hält eine kurze Rede an die Zimmerleute, warum ſie nämlich dahin gekommen ſind; nimmt von ihnen eine Zimmerart, welche der Aelteſte oder ein anderer darreichet, und thut damit den erſten Hieb in die Bäume, und giebt ſie hernach wieder zurück; alsdann hauen die Zimmerleute ſolche vollends um, und beſchlagen ſie. Wenn ſie fertig ſind, wird das Holz durch die Unterthanen entweder um Lohn, oder zur Frohne, (an einigen Orten thut es auch wohl der Nachrichter) an den Ort, wo der neue Galgen aufgerichtet werden ſoll, geführt.

Wird hingegen das Hochgericht von Mauerwerk errichtet, ſo legt der Beamte oder Richter den erſten Stein zum Fundament,

ment, hernach fangen die Mäurer erſt an, daran zu arbeiten. Wo die Räthe in den Städten die peinliche Gerichtsbarkeit haben, geſchieht obiges von dem Stadtvogte, oder auch von dem regierenden Bürgermeiſter ſelbſt, oder wem ſie es ſonſt auftragen wollen. Zuweilen wird es auch wohl vom Amte und Rathe zugleich verrichtet, nachdem ſie die Gerichtsbarkeit exerciren, und es jedes Orts hergebracht iſt.

Wenn nun der neu von Holz gemachte Galgen gerichtet, oder die Eichenbalken auf die gemauerten Pfeiler geleget werden ſollen, wird der Tag nicht allein den Zimmerleuten und Mäurern, ſondern auch den zünftigen Handwerkern in den Städten und auf den Dörfern benannt, und bey ernſter Strafe anbefohlen, daß alle Zimmerleute und Mäurer, welche daran gearbeitet haben, von den Handwerkern aber nur allein die Ober- oder Altmeiſter früh vor dem Amt- oder Rathhauſe erſcheinen, und keiner ausbleiben ſolle, um bey Aufrichtung des Galgens mit Hand anzulegen. Es werden auch wohl einige Rotten von der Garniſon dazu commandiret, um der Proceſſion ſo viel mehr ein Anſehen zu geben, und mehrere Ordnung zu halten. So bald ſie an dem beſtimmten Orte angelangt ſind, hält der Beamte, zu Pferde, mit entblößtem Haupte, eine kurze Rede an die Obermeiſter der Handwerke, Zimmerleute und Mäurer, daß ſie ihrer Schuldigkeit gemäß, willig erſchienen ſeyn, ermahnt ſie nunmehr Hand anzulegen, und zu helfen, daß das Werk ſeinen völligen Stand erreiche, mit der gewiſſen Verſicherung, daß, Inhalts Kaiſers Carl des V. peinl. Halsgerichtsordnung, es Niemand an ſeinen Ehren, guten Leumund und Handwerk vorwerflich, verletz- oder ſchädlich ſeyn ſolle. Alsdann wird ungeſäumt mit Aufrichtung und Setzung des Galgens verfahren. Die Löcher macht an einigen Orten der Nachrichter, mit ſeinen Knechten, wozu der peinliche Richter Bicken und eiſerne Schaufeln kaufen muß, welche der Nachrichter, vorſchützender Gewohnheit, und weil er ſolche in Händen gehabt hat, und ſie, ſeiner Meinung nach, dadurch gleichſam anrüchtig geworden ſind, nebſt dem Lohne behält.

Wo man hingegen nur neue Balken an die ſteinernen Pfeiler leget, werden auf beyden Seiten Kloben an ſtarke Hölzer und große Stricke um die Balken feſt gemacht, auch Strebehölzer an die Pfeiler geſetzt, auf welchen der Balken im Hinaufziehen ruhet und fortgeſchoben wird, bis er gänzlich hinauf auf das Mauerwerk gebracht, und ſodann vollends von den Mäurern mit Steinen und Kalk befeſtiget wird. Bey dieſem

Actu ſtehen die Obermeiſter der Handwerke auf beyden Seiten, und ziehen an den von den Kloben herab gehenden langen Seilen, die Zimmerleute und Mäurer aber haben alsdann ihre Verrichtung bey den Balken und Pfeilern, daß er recht und ohne Schaden hinauf komme. Wenn dieſes geſchehen iſt, zieht man in Proceſſion wieder heim, und es wird von dem peinlichen Gerichtsherrn den Zimmerleuten und Mäurern ihr verdienter Lohn, und zugleich den Obermeiſtern und dem Commando von der Garniſon, einige Tonnen Bier zu vertrinken gegeben.

Die Schnellgalgen in den Städten und Feſtungen für die Soldaten, bauen die Zimmerleute ohne einige Solennität und Zuthun anderer ihrer Handthierung, richten ſie auch allein auf.

An einigen Orten pflegen die neu aufgebaueten Galgen auch mit einem Kranze gezieret zu werden.

Wenn in einem Gebiete kein gemeiner Ort zu finden iſt, wo es ſich füglich ſchickt, einen Galgen zu bauen, kann ein Unterthan gezwungen werden, von ſeinen Aeckern einen Platz dazu gegen Bezahlung herzugeben, propter publicam utilitatem.

In Bayern haben, wie Hund in dem bayeriſchen Stammbuch berichtet, gemeiniglich aus alten Herkommen, die Leinweber das Hochgericht bauen, die Müller aber die Leiter machen, auch ſolche davon und hinzu führen müſſen, deſſen jetzt die Weber an einigen Orten, gegen eine Vergleichung, erlaſſen ſind.

Churbrandenburgiſches Edict, die Leinweber nicht zu ſchimpfen, daß ſie die Leiter zum Galgen tragen müßten, d. d. 9. Mart. 1671, ſt. in Mylii Corp. Conſtit. March. 5. Th. 2. Abtheil. 10. Cap. No. 13, S. 642.

Königl. preußiſches Patent, daß den Handwerkern zwar erlaubt ſey, bey der Erbauung der Galgen ꝛc. ihre üblichen Gebräuche zu beobachten, jedoch, daß ſie den Gerichtsobrigkeiten außer dem Arbeitslohn keine beſondere Unkoſten, verurſachen d. d. 2. Nov. 1730, ſt. eb. daſ. No. 80, S. 76[illegible].

Es beweiſet allemal aufmerkſame Aufſeher weiſer Anſtalten, wenn dergleichen zur Beſtrafung der Uebelthäter aufgeführte Gebäude um eine Stadt beſtändig im baulichen Stande, mit Farben und andern Ausbeſſerungen wohl unterhalten werden; ſo wie ein halb umgefallener Galgen ſehr nachläſſige Befehlshaber zu erkennen giebt.

Die Unterhaltung der Hochgerichte iſt ein Artikel, welcher der Kammer nicht ſehr beſchwerlich fällt, wenn einmal ein Rabenſtein da iſt; denn dieſer kann

als ein bloßer eingefaßter Erdenhaufen mit geringen Koſten unterhalten werden. Ein eigenes Galgengebäude hingegen iſt ſchon koſtbarer. Wo es noch nicht iſt, wird die Kammer keines bauen, ſondern lieber bey der Execution eines Inquiſiten einen ſimpeln hölzernen Galgen, wenn der alte zu mürbe wäre, mit geringen Umſtänden dahin ſetzen laſſen; denn einen ganz neuen gemauerten Galgen zu bauen, iſt, wie ich ſo eben erzählt habe, eine koſtbare Solennität, wozu alle Handwerker in Proceſſionen contribuiren, damit keines dem andern vorrücken könne, an den Werkzeugen der Gerechtigkeit mit gearbeitet zu haben, und dadurch untüchtig geworden zu ſeyn, ein ehrliches heimliches Gemach zu bauen, eine ehrliche Klyſtirſpritze, oder einen ehrlichen Nachttopf ꝛc. zu verfertigen. Es läuft freylich auf einen falſch verſtandenen Stolz der Zünfte hinaus; allein, es iſt hier die Frage: Iſt die koſtbare Aufbauung eines prächtigen Galgens und Rabenſteines, cameraliſcher, als die jedesmalige Aufrichtung eines Pfahles, wobey der ganze Bau vielleicht in einer Stunde vollendet ſeyn kann? Und es iſt kein Zweifel, daß die Frage zum Vortheile der letztern Art von Jedermann beantwortet werden wird. Dieſes vorausgeſetzt, können wir den Märtyrergeiſt der Zünfte, der ſie bey ihren Bocksbeuteln und Handwerksgebräuchen, der kaiſerlichen Verordnungen und Verdammungen ungeachtet, erhält, hier immerhin unangegriffen laſſen; es iſt hier genug, daß der Cameraliſt, ſo viel an ihm iſt, verhindern muß koſtbare Galgengebäude aufzuführen, ſowohl um die Baukoſten zu vermeiden, als auch um die andern lächerlichen, faſt eben ſo koſtbaren Ceremonien abzuſchaffen. Ein gewiſſer gelehrter Italiäner, der gegen die Todesſtrafen eifert, ſchlägt ſo gar in dieſem Eifer den Kammern vor, wenigſtens die geköpften und gehenkten Menſchen öffentlich ſchinden, und die Häute zu Patrontaſchen, Degengehenken, und Pantoffeln verarbeiten zu laſſen. Ohne bey der Moralität

lität oder Thunlichkeit dieſer Idee zu verweilen, bleibt wenigſtens immer ſo viel wahr, daß, wenn die Kammer nur will, daß kein ſteinerner Galgen gebauet werde, dieſes allein genug ſey, den wirklichen Aufwand zu hindern. Denn, wenn man auch ſagen wollte, daß es allemal ein Trinkfeſt des Volkes ſey, wobey das Geld im Lande bleibe: ſo iſt nicht nur doch der Geſchmack falſch und wunderbar, unter dem Galgen zu ſchmauſen, ſondern es gehen auch wenigſtens 3 Tage Arbeit dabey verloren, welches in einem Städtchen, das auch nur 100 arbeitende Einwohner hat, welche dabey helfen, jedem täglich 8 Groſchen gerechnet, eine Summe von 333 Thaler, oder in drey Tagen von 1000 Thaler abwirft, die für das Städtchen, und damit auch verhältnißmäßig für die Kammer unwiederbringlich verloren ſind.

An einen deutſchen Kammerpräſidenten, ein deutſcher Bürger. 2. Abſchn. Riga und Lpz. 1775, 8. S. 31, fgg.

Man erzählt es ſich im Scherze, daß eine gewiſſe Stadt über ihren Galgen die Worte geſetzt hätte: **Dieſer iſt für uns und für unſere Kinder.** Es fehlt aber doch auch nicht an Gelegenheiten, wo eine ernſtliche Anwendung davon gemacht worden iſt.

Aus einer gewiſſen Stadt ſchickte man vor einigen Jahren die Miſſethäter auf ein nahe gelegenes Amt, um an ihnen dort das Urtheil vollziehen zu laſſen. Anfangs achteten deſſen Eingeſeſſene darauf nicht; als ſie aber gar zu oft aufgeboten wurden, einen armen Sünder zum Gerichtsplatz zu begleiten, denſelben zu fahren, den Galgen dafür zu errichten, und andere damit verknüpfte Beſchwerden zu übernehmen: ſo fiel es ihnen endlich ein, einen Rechtsgelehrten darüber zu vernehmen; und dieſer wußte die Sache nicht beſſer zu entſcheiden, als daß er ihnen ſagte: **Der Galgen iſt bloß für euch und für eure Kinder.** Der Amtmann, als er dieſes hörte, ſtimmte mit ein, und fühlte gleich, daß er auch nicht ſchuldig wäre, jedem ſchlechten Kerl, der dahin geſchickt wurde, zum Galgen vorzureiten; und der Pfarrer weigerte ſich aus einem gleichen Grunde, dergleichen Wechſelbälge für die gewöhnliche Gebühr zu begleiten. Einem fremden Diebe, der in meiner Pfarre ergriffen wird,

fügte

fügte er wohlbedächtlich hinzu: bin ich dieſen letzten Dienſt ſchuldig; ſo wie ich auch einem Fremden, der in meinem Kirchſpiele ſtirbt, ein Plätzchen gönnen muß. Dieſes iſt ein Nothrecht; und den es trift den trift es; aber mir ſolche nach Belieben zuſchicken zu laſſen, ſie drey Tage und drey Nächte zum Tode zu bereiten, und dafür nur die gewöhnliche Gebühr zu erhalten, das iſt in der That etwas hart. Die Obrigkeit fand die Vorſtellung gegründet, und verordnete, daß die Vollſtreckung der peinlichen Urtheile künftig unter den Aemtern in der Reihe herum gehen, und ſolchergeſtalt die Gleichheit wieder hergeſtellet werden ſollte.

Es währte nicht lange, ſo ſollte ein Dieb gerichtet werden, der auf einem freyen Hofe, deſſen Beſitzer nicht mit zur Gerichtsfolge gehörte, ergriffen war. Deſſen Beſitzer und ſeinem Geſinde ſagten die Amtsunterthanen: ſind wir den letzten Liebesdienſt ſchuldig, denn er hat ſeine Vorrechte ehedem um uns verdient; aber wenn er andre Leute aufnimmt und heget, ſo mag er auch ſehen, wie und wo er ſie hängt; unſer Galgen iſt für uns und unſere Kinder; und da jener mit uns nicht zur Leiche gekommen iſt, ſo ſind wir auch nicht ſchuldig ihn zu begleiten. Er kann ſo wenig unſre Folge, als eine Galgenſtätte auf unſerer Gemeinheit von gemeiner Pflicht wegen fordern. Wir ſind nicht ſchuldig ein Gefängniß für ihn zu erhalten, ihn dort zu bewachen, und den Scharfrichter für ihn zu holen. Wer den Vortheil davon hat, mag ſich auch des Schadens nicht entbehren. . . Der Proceß hierüber währte lange, und wurde endlich dahin verglichen, daß der Beſitzer des freyen Hofes jährlich eine Tonne Bier und einen Schinken an die Gemeinheit dafür entrichten ſollte, daß ſeine Hinterſaſſen mit unter die Kinder aufgenommen würden, für welche der Galgen gehörte; der Amtmann und der Pfarrer ſollten, ſo oft ſich der Fall zutrüge, beſonders dafür erkannt werden, wenn ſie die Begleitung nicht aus Gefälligkeit übernehmen wollten.

Der Landesherr, dem dieſes als ein Geſchichtchen erzählt wurde, nahm aber die Sache ganz ernſtlich auf. „Nein“, ſagte er: „dieſes ſoll nicht geſchehen, der Galgen iſt für meine getreue Unterthanen, die ihn bauen und erhalten, und mich durch Steuern, Schoß und Brüchten in den Stand ſetzen, die peinliche Gerichtsbarkeit zu ihrer Sicherheit auszuüben. Iſt alſo Jemand in meinem Lande, der Leute in ſeinem Bezirke hat, die nicht zur gemeinen Folge kommen, der mag auch für Wachen, Gefängniß, Scharfrichter und Galgen ſorgen!“

Möſer's patiot. Phantaſien, 2. Th. Berl. 1778, gr. 8. S. 171, ſqq.

Unter den Rechtsgelehrten iſt ehemals geſtritten worden, ob ein Gehenkter, wenn der Strick geriſſen iſt, und er noch lebt, ſein Recht ausgeſtanden habe, und ob er loszulaſſen und auf freyen Fuß zu ſtellen, oder aber von neuem hinauf geführt und zum andernmal gehenkt werden müſſe? Die meiſten behaupten, man könne ihn nicht auf freyen Fuß ſtellen, weil ſolches den Worten und dem Sinne des Urtheiles, welches ſagt, daß der Uebelthäter ſolle mit dem Stricke vom Leben zum Tode gebracht werden, ſchnurſtracks zuwider wäre; man müſſe ihn daher aufs neue henken.

In einigen Ländern werden diejenigen, welche den Dieben oder juſtificirten Miſſethätern am Galgen oder auf dem Rade die Kleider ausziehen, mit Staupenſchlägen geſtraft. Unter denjenigen aber, welche die todten Körper vom Galgen wegnehmen, wird ein Unterſchied gemacht, ob es Verwandte, Freunde oder andere thun. Die erſten werden an Gelde oder mit Gefängniß, und nicht am Leibe, die letztern aber, welche es zur Zauberey oder aus anderm böſen Vorſatz thun, mit Staupenſchlägen und Verweiſung, oder ſonſt, nach Gelegenheit der Perſonen, willkührlich geſtrafet.

Nach dem göttlichen Geſetze, 5. B. Moſ. 21, 22, 23. wurden die Gehenkten vor der Sonnen Untergang wieder abgenommen und begraben, damit das Land nicht verunreiniget werden möchte; denn es ſteht ausdrücklich dabey: denn ein Gehenkter iſt verflucht bey Gott. Bey uns in Deutſchland aber werden, der eingeführten Gewohnheit nach, die Gehenkten Diebe, wie auch die Räuber und Mörder, welche auf das Rad gelegt worden ſind, nicht wieder herab genommen und begraben, ſondern ſie müſſen, Andern zum ſchreckenden Beyſpiel, daran hängen, und darauf liegen bleiben, und den Raben zur Speiſe werden; es wäre denn, daß ein Dieb

zur

zur Anatomie ausgebeten würde. Soldaten aber, wenn dieſelben im Kriege, oder in den Garniſonen, zum Galgen veurtheilt ſind, werden gegen Abend wieder abgenommen und begraben. In einigen Univerſitätsſtädten, geſchieht dieſes auch an andern Gehenkten, in honorem academiæ.

Wenn Jemand wegen einer Miſſethat das Schwert oder den Strick verdient hat, demſelben aber entlaufen iſt: ſo iſt an vielen Orten der Gebrauch, eines ſolchen Menſcheu Bildniß oder auf ein Blech geſchriebenen Namen an den Galgen zu ſchlagen, welches auch den deſertirten Soldaten, wenn ſie auf den ihnen verkündigten Pardon, ſich nicht wieder beym Regiment oder in der Garniſon einſinden, gemeiniglich wiederfährt.

Zur Zeit der Contagion pflegt man an den Gränzen Galgen aufzurichten, um die ohne Päſſe einſchleichenden Perſonen, ohne Gnade und ohne einige Formalität des Proceſſes, aufzuhenken.

Ich gedenke auch mit wenigem, zur Warnung, des Aberglaubens, der mit dem Galgen und mit Gehenkten getrieben zu werden pflegt.

Die Schwarzkünſtler pflegen ſehr darnach zu trachten, daß ſie von der gehenkten Diebe Fleiſch und Knochen, oder auch ein Stück von der Galgenkette, Strick oder Nägeln, bekommen mögen. Sie ſchneiden auch wohl Splitter vom Galgen, weil ſie damit viele Zauberey treiben. Aus den Galgenketten pflegen auch einige Thoren Spornen zu ſchmieden, wovor ſich die Pferde, ſie mögen auch ſonſt noch ſo träge ſeyn, fürchten, und hurtig fortgehen ſollen. Sie bereiten auch wohl Pferdeſtangen, Ringe, u. d. gl. daraus. Andere ſind in dem närriſchen Wahn, daß, wenn man von dem Stricke, womit der Gehenkte gebunden worden iſt, etwas in die Löcher der Taubenhäuſer hienge, die Tauben blieben, und nicht anders wohin flögen. Was ſonſt vor Teufeleyen mit den Diebeshaaren und Diebesdaumen getrieben wird, mag ich, Aergerniß zu verhüten, nicht anführen. Siehe Th. V, S. 168.

In Perſien haben die gemeinen Weiber einen ſonderbaren Aberglauben. Diejenigen unter ihnen, welche unfruchtbar ſind, bilden ſich ein, daß ſie, um fruchtbar zu werden, unter

den todten Körpern der an den Galgen gehenkten Miſſethäter durchgehen müſſen; ſie glauben, daß ein Leichnam männlichen Geſchlechts ſo gar von ferne wirken, und einer Frau die Kraft geben könne, Kinder zu gebähren.

*
* *

Wegen einiger Aehnlichkeit in der Geſtalt, führen auch andere Werkzeuge den Namen Galgen. Dahin gehört: der *Galgen an einem Schöpf=Brunnen*, der ſenkrecht ſtehende Baum, worin der Schwängel beweglich iſt.

In den Salz=Kothen iſt der Galgen ein Gerüſt über dem Eingange der Salzſtätte, worauf man Salz ſtellt oder Holz legt.

An den Buchdrucker=Preſſen iſt es eine hölzerne Lehne am Ende des Laufbretes, an welche ſich der geöffnete Deckel anlehnt, oder das Geſtell, worauf der Deckel von der Form der Preſſe, wenn er zurück geſchlagen wird, liegt. Es führt den Namen von der Geſtalt, die es beynahe von einem niedrigen Galgen hat, wird aber am häufigſten Kalgen genannt.

An den Pferde=Zäumen, ein Mundſtück oder Gebiß in Geſtalt eines Bogens; *Galgen=Gebiß*, *Galgen=Mundſtück*; ſiehe im Art. *Zaum*.

Auf Fiſcher=Fahrzeugen, eine Art Gabel (Chandelier) welche auf dem Hintertheile gewiſſer Fahrzeuge angebracht wird, und womit die Fiſcher ihren Maſt, wenn ſie ihn herunter laſſen, auffangen.

Galgen=Baum=Oehl, ſiehe oben, S. 660.

Galgen=Friſt, eigentlich der kurze Aufſchub, den ein zum Galgen verurtheilter Miſſethäter erhält. Noch mehr figürlich im gem. Leben, der kurze Aufſchub einer unangenehmen Handlung; oder ein unnöthiges und vergebliches Zaudern und Verzögern einer verdrießlichen Sache, der man nicht entgehen kann. *Es iſt nur eine Galgen=Friſt.*

Galgen=Gebiß, ſiehe oben, auf dieſer Seite.

Galgen-Holz, das Holz von einem Galgen. Im gem. Leben ſagt man von einem ſolchen Menſchen, er ſey ſo falſch wie Galgen-Holz, weil dieſes Holz der Witterung beſtändig ausgeſetzt, und daher gemeiniglich mürbe und brüchig iſt.

Galgen-Männchen, Galgen-Männlein, Alraun; ſiehe Mandragora.

Galgen-Mundſtück, ſiehe oben, S. 682.

Galgen-Rekel, Mandel-Krähe; ſ. unter Krähe.

Galgen-Vogel, eine Benennung, welche die gemeinen Leute der gewöhnlichen Art großer Raben beylegen, und deſſen Urſprung allem Anſehen nach daher kömmt, weil dieſe Vögel ſo häufig die Gerichtsplätze und die Anger vom todten Vieh beſuchen, und das Fleiſch der todten Körper lieben.

Gali, Anil; ſiehe Indig.

Galimafrée, eine ſtark gewürzte Art Fricaſſee von allerley übrig gebliebenem Fleiſche, welches man klein geſchnitten oder klein gehackt hat.

Man nimmt, um ein Galimafree zu bereiten, ſowohl Hühner, Kapaunen, Truthühner und Rebhühner, als Schöpſen- und anderes Fleiſch, kochet ſolches, ſchneidet es in Stücken, thut es in eine Caſſerolle mit klarem Kalbfleiſch- und Schinken-Coulis, einer in Scheiben geſchnittenen Zwiebel, Kapern, Pfeffer und Salz, und läßt es heiß werden; ſodann nimmt man die Zwiebelſcheiben davon, und richtet die Brühe über die Stücken Fleiſch an.

Galingen-Baum, ſiehe Schwalken-Beere.

Galion, ſiehe Gallione.

Galiote, ſiehe Galliote.

Galipot, Garipot. Man hat ein europäiſches und ein amerikaniſches Galipot.

Das europäiſche Galipot, weißer Weihrauch, weiſſes Harz, weißes Fichten-Harz, iſt die harzige Kruſte, oder der durch die Sonnenhitze verdickte obere Theil von dem aus den Ritzen des Terpenthinbaumes, Lerchenbaumes, Kienbaumes und anderer Arten Fichten, gequollenen Safte. Siehe Barras.

Das

Das amerikaniſche Galipot iſt ein Gummi, oder vielmehr Harz, welches dem europäiſchen Galipot ähnlich, nur nicht von einem ſo ſtarken oder übeln Geruche iſt. Siehe Chibou-Gummi.

Bey den Malern, heißt Galipot ein Firniß aus Terpenthin, welcher, nachdem er in der Luft getrocknet, in Terpenthingeiſt aufgelöſet worden iſt.

Galitzen-Stein, eine im gem. Leben übliche Benennung des weißen oder ſo genannten Zinkvitrioles; ſiehe unter Vitriol.

Galium, ſiehe Lab-Kraut.

Galivate, ſiehe Gallivate.

Gall, unfruchtbar; ſiehe Gelt.

Gall (der,) ein nur noch im Oberdeutſchen übliches Wort, den Schall zu bezeichnen. In den Zuſammenſetzungen Nachtigall, Seegall, iſt dieſes Wort auch noch im Hochdeutſchen üblich. In einigen, ſelbſt niederdeutſchen Gegenden, lautet es Galm. Im Hochdeutſchen iſt dafür mit Vorſetzung des Ziſchlautes Schall üblich. Siehe Gällen und Hall.

Daher Gall-Loch, die Oeffnungen an einem Glockenthurme, durch welche ſich der Gall oder Schall verbreitet; die Schall-Löcher.

Gall-Apfel, Gall-Nuß, Gallus, Gallus-Apfel, (*) Hageichel, Fr. Noix de galle, nennt man die durch den

(*) Im Lat. Galla, im mittlern Lat. Galga nux, Galiqua, daher auch die Schuſter Gallarii hießen, weil ſie das Leder damit bereiteten; im Engl. Gall, Schwed. Gall, Galläple. Entweder von der gelben Farbe; ſiehe Gelb, oder von der Bitterkeit; ſiehe Galle, oder endlich auch von der runden Geſtalt. Im Altfranz. war Gal, Dän. Galde, ein Kieſel, Caillou, im mittlern Lat. Callus, und noch jetzt ſind im Franz. Gallets oder Jalets, kleine runde Steine oder thönerne Kugeln, welche man von einem Schnepper ſchießt.

In einigen Gegenden werden die Galläpfel auch Laub-Aepfel, Gallen, Knoppern, und im Niederſ. Eich-Aepfel genannt. Unter Knoppern aber hat man, wie aus der Folge erhellen wird, nur eine gewiſſe Art von Galläpfeln zu verſtehen.

den Stich einer Gall= oder Bohrweſpe, Cynips quercus *Linn.* (ſiehe Gall=Inſect) verurſachten runden oder rundlichen Erhebungen oder Auswüchſe an den Eichbäumen gewiſſer Länder. Es ſind dieſelben rund; von verſchiedener Größe; auswendig entweder glatt, oder knotig, und mit ungleichen Zacken beſetzt, und der Farbe nach ſchwärzlich, bläulich, oder grünlich und röthlich, gelblich oder weißlich; inwendig ſchwammig und holzig, und meiſtentheils mit Löchern durchbohrt; eines herben und ſehr zuſammenziehenden Geſchmackes; am Gewichte ſchwer oder leicht.

Eine Fliege, welche ordentlicherweiſe 4 Fliegel hat, ein kleiner Schmetterling, ein zarter Käfer bringen dieſe gleichſam erzwungenen Früchte hervor. Dieſe Thierchen haben am Ende des Bauches einen kleinen Stachel, oder, eigentlicher zu reden, eine Art von Bohrer, womit ſie ſowohl Blätter, als Rinde und Holz durchbohren. Sie ſchieben ein oder mehrere Eyer in die Wunde, welche ſich gar bald zuthut. Hierauf entſteht um die Wunde eine Geſchwulſt, ein kleiner Ball, der ſo genannte Gall=Apfel. Wie dieſer wächſt, ſo wächſt auch das eingeſchloſſene Ey, aus welchem zu ſeiner Zeit ein Würmchen hervor kömmt. Dieſes Würmchen lebt und entwickelt ſich in dem Gallapfel, wie eine Frucht im Mutterleibe. Endlich verwandelt ſich das zur Puppe gewordene Würmchen in eine Fliege oder in einen kleinen Käfer, welcher ſeiner Mutter ähnlich ſieht. Er bohrt ſich durch den Gallapfel heraus, weil er nunmehr einer freyen Luft und einer andern Nahrung bedarf.

Indeſſen darf man nicht gedenken, daß ein jedes Thier, welches inwendig im Gallapfel gebohren wird, allezeit die Brut eines einzigen Thieres ſey. Die Natur hatte es ſo geordnet, daß die Gäſte, welche mit den Galläpfeln entſtehen und wachſen, andern Inſecten zur Nahrung dienen ſollten. Verſchiedene Raubfliegen kommen zu den Galläpfeln geflogen, machen mit ihren langen Bohrern ein Loch hinein, und legen die Eyer darein, aus welchen mit der Zeit vielerley Arten fleiſchfreſſender Würmer zur Welt kommen. Dieſe Raubwürmer bringen viele der darin verborgenen Gäſte um, und verzehren ſie. Ihre feſten Mauern, welche ſie ſo gut zu beſchützen ſchienen, halfen ihnen alſo nichts.

Man

Man trifft daher, wenn die Galläpfel noch weich und jung ſind, in einigen bisweilen eine Fliege; bisweilen eine Made, bisweilen auch eine Spinne an. Hieraus wollen abergläubige Leute prognoſticiren, daß, wenn eine Fliege darin gefunden würde, ſolches Krieg, die Made Theurung und Hungersnoth, und die Spinne Peſt andeuten ſoll, welches aber zu keinem Glaubensartikel oder prophetiſchen Weiſſagung zu machen iſt; denn ordentlicherweiſe, wenn die Galläpfel gerathen, ſind dergleichen Inſecten darin zu finden. Wenn man auch die Galläpfel, die auf einem Eichbaume neben einander gewachſen ſind, viſitirt oder öffnet, ſo wird man auf ein und eben demſelben Baume in einigen Fliegen, in andern aber kleine Spinnen oder Maden antreffen. Es müßte alſo Krieg, Peſt und theure Zeit gar öfters mit einander regieren und einfallen. Es ſind daher dieſe Inſecten in den Galläpfeln keine üble Vorbedeutung.

In Thüringen und einigen andern deutſchen Provinzen, pflegen die Landleute, kurz vor dem Michaelistage die Galläpfel zu beſehen, und wenn ſie eine Spinne, oder wie ſie es nennen, einen Kanker, darin finden, in Anſehung des folgenden Jahres und der Witterung, ein unglückliches Jahr; bey einer Fliege, warme und trockne Luft; bey einem Wurme hingegen oder einer Made, fruchtbare Zeit zu prophezeyen; allein, die Erfahrung lehret ebenfalls die Unwahrheit dieſes Vorgebens.

In Schweden hat Hr. **Bergmann** eine ſeltſame Art Galläpfel auf der Rinde eines Eichenbaumes angetroffen, und ſie dem Hrn. Linné gezeigt, welcher dieſen Gallapfel in die neue Auflage der Fauna Suecica genommen hat, wie daſelbſt, unter Cynips quercus corticis zu ſehen iſt. Hrn. **Bergmann's** Beſchreibung ſelbſt aber, findet man im 24. B. der überſ. Abhandlung der kön. ſchwed. Acad. d. Wiſſ. a. d. J. 1762, S. 140, ſgg.

Es wird mit den Galläpfeln ein ſehr ſtarker Handel getrieben. Sie kommen theils aus der Türkey, theils aus Italien, theils aber auch aus Frankreich und Deutſchland.

I. Die türkiſchen oder levantiſchen Gall-Aepfel ſind theils dem Orte, theils der Farbe nach, unterſchieden.

1. Dem

1. Dem Orte nach, ſind ſie entweder a) moſouliſche, die von Moſoul, oder Mouſſoul (einer 12 bis 15 Tagereiſen von Aleppo entfernt liegenden Stadt, am Tigerfluſſe) kommen, und unter allen die beſten ſind; oder b) aleppiſche, in den kaufmänniſchen Preiscouranten Gallen d'Aleppo genannt, (Fr. Noix de galles d'Alep oder Galles alépines, wofür einige unrichtig Galles à l'épine ſchreiben,) welche von Aleppo kommen; oder c) tripoliſche, welche aus Tripoli; oder d) ſmirniſche, welche aus Smirna gebracht werden, und ſo häufig daſelbſt wachſen, daß man von ſelbigen des Jahrs ungefähr 10000 Centner haben kann, die aber gemeiniglich faſt alle von den Holländern und Engländern weggeholt werden. Und da auch unter den drey letztern Sorten ein wirklicher Unterſchied iſt, indem die aleppiſchen weit beſſer ſind, als die tripoliſchen und ſmirniſchen: ſo pflegen ſich verſtändige Materialiſten, wenn ſie ſolche im Ganzen einkaufen, nach den Ballen, worin ſie kommen, zu richten, indem die aleppiſchen in länglichen und ſchmalen, die von Tripoli oder Smirna aber in dicken und kurzen Ballen kommen, und iſt das Packtuch dazu insgemein ſtreifig. Die beſten türkiſchen Galläpfel ſind ungleich und gleichſam ſtachelig, ſchwärzlich oder bläulich, klein, aber ſehr ſchwer.

Zu Amſterdam werden die Galläpfel von Aleppo und Smirna nach dem Centner, und zwar die von Aleppo zu 40 bis 44 Gulden, und die von Smirna zu 38 bis 41 Gulden verkauft. Die erſten geben auf den Ballen 6, und die andern 8 Pfund Tara. Der Abzug für gut Gewicht, und für promte Bezahlung iſt in Anſehung beyder gleich, nämlich, 1 pro Cent für gut Gewicht, und eben ſo viel für promte Bezahlung. In Hamburg aber kauft man ſie mit 8⅔ pro Cent Rabatt in Bancogeld nebſt 1 pro Cent Tara, oder auch wohl 6 Pfund.

2. Der Farbe nach, giebt es von den levantiſchen Galläpfeln dreyerley Sorten: ſchwärzliche oder bläuliche, grünliche und halb weiße, von denen, wie ſchon gedacht, die ſchwärzlichen oder bläulichen die be-
ſten

ſten ſind. Die Materialiſten aber miſchen gemeiniglich alle Sorten durch einander, und nennen ſie Gallus in Sortis.

Unter den aleppiſchen Galläpfeln wird öfters ein gewiſſes anderes Gewächs gefunden, welches den Galläpfeln nicht ungleich, doch von einer nicht ſo runden, ſondern mehr unförmlichen Geſtalt, und röthlichen Farbe iſt, und in der Türkey ebenfalls auf den Eichbäumen wächſt. Die Türken gebräuchen ſolches, mit Zuſatz der Cochenille und des Weinſteines, eine ſchöne Scharlachfarbe daraus zu verfertigen. Siehe Pomet in der Hiſtoire des drogues, S. 61. Dieſes Gewächs hat den Namen Bazgendge erhalten.

II. Die *italiäniſchen* wachſen in den Provinzen Puglia und Romagna. In der erſtern Provinz giebt es dreyerley Sorten: 1) Gallæ marmonigæ, ſo die beſten ſind; 2) Gallæ auguſtinæ, und 3) Gallæ verinæ, ſo die ſchlechteſten ſind; die man aber ebenfalls mehrentheils ſchon unter einander gemiſcht findet.

Die italiäniſchen Galläpfel werden zu Venedig im Ganzen verkauft, wo der Saum netto 370 Pfund hält.

III. Die Puiſch-Gall-Aepfel, puiſchen Gallus, oder, wie ſie auch in Frankreich genannt zu werden pflegen, Caſſenolle, ſind die ſchlechteſten unter den bisher angeführten Arten. Im Verkaufe werden die Galläpfel, welche in Romagna wachſen, zehnmal mehr, als die Puiſchäpfel, geachtet. Dieſe kommen aus Frankreich, inſonderheit aus Gascogne und Provence, und aus Deutſchland. Sie ſind insgemein groß, glatt, röthlich und leicht, daß ſie alſo von den türkiſchen Galläpfeln ſehr wohl unterſchieden werden können. Die in Deutſchland wachſenden, werden von einigen Eſels-Gallus, L. Gallæ aſininæ, oder onicidæ, genannt.

Im Handel führt man faſt immer nur zwo Sorten Galläpfel, nämlich: türkiſche Gall-Aepfel, worunter faſt alle fremde Nationen ſtecken, und Puiſch-Gall-Aepfel. Alle Arten von Galläpfeln, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, müſſen keinen Staub noch

andere Unreinigkeiten von den Eichbäumen untermiſcht haben; auch hat man ſich bey dem Einkaufe wohl vorzuſehen, daß nicht die kleinſten und ſchwerſten heraus geleſen ſeyn, indem die leichten und löcherigen nicht viel taugen.

Die Bienen ſollen die jungen Galläpfel fleißig beſuchen, und daraus Nahrung ziehen, die Blätter hingegen unberührt laſſen.

Man gebraucht die Galläpfel inſonderheit zur Färberey, beym Schwarz- Grau- und Braunfärben; auch bedient man ſich ihrer, ſchwarzes Haar und ſchwarze Tinte, wie auch Gärber- und Lederſchwärze zu machen. Die türkiſchen und ſchwarzen, dienen mehr die wollenen, die Puiſchgallus aber die ſeidenen Zeuge zu färben.

Die Galläpfel werden, in den Seidenfärbereyen, nicht ſowohl wegen der Farbe, ſondern vielmehr der gefärbten Seide ein Geräuſch und gutes Anſehen zu geben, gebrauchet. Unächter Carmeſin leidet keinen Zuſatz von Galläpfeln; denn dieſe zerſtören dergleichen Farbe gänzlich; bey der ächten hingegen kann ſolcher Statt haben, und dadurch erhält die Seide ein Geräuſch. Da man nun durch das Anſehen und Gefühl ächt und unächt gefärbte Carmeſinſeide nicht unterſcheiden kann: ſo kann man ſicher ſchließen, daß ſolche ächt ſey, wenn ſie ein Geräuſch von ſich giebt. Es vermehrt der Zuſatz von Galläpfeln auch das Gewicht der Seide. Eine Unze davon auf 1 Pfund Seide genommen, giebt 2 bis 3 Pfund auf hundert mehr. Ja, es ſollen die Färber die Vermehrung der ächten carmeſin gefärbten Seide durch die Galläpfel, 7 bis 8 Pfund aufs Hundert zu bringen wiſſen. Es iſt aber dieſer Zuſatz allemal eine Betriegerey.

Insbeſondere aber brauchen die Färber die grünen und ſchwarzen zum Wollen- und die weißen zum Leinwandfärben. Die europäiſchen oder deutſchen Galläpfel können, wofern ſie reif geworden ſind, ebenfalls dazu gebraucht werden; denn ſie gelangen nicht alle Jahre zu ihrer ordentlichen Reife. Wenn der Herbſt viele feuchte Witterung hat, bleiben ſie weich, daß man ſie

ſie zerdrücken kann, und fallen, wenn das Laub abzu-
fallen anfängt, mit ab; dieſe ſind zu nichts nütze. Sind aber recht warme Sonnentage im Anfange und um die Mitte der Herbſtmonate, und ſtehen inſonderheit die Eichen an Sommerlehden und an Rändern, wo die Sonne recht anprallen kann, ſo werden ſie reif, und ſind zu vorerwähntem Gebrauche faſt ſo gut als die ausländiſchen. Sonſt aber können ſie zur Bereitung der ſchwarzen Tinte gebraucht werden, wenn man dieſelben vor dem Winter, wenn das Laub abzufallen anfängt, ſammelt, den Saft auspreßt, und eine gehörige Portion Vitriol und Gummi darin zergehen läßt.

Man kann die Galläpfel nicht allein zu Farbebrühen, ſondern auch zur Vorbereitung der Körper, welche Farben erhalten ſollen, gebrauchen; und ich werde daher die von Hrn. Bergrath **Pörner** mit Galläpfeln angeſtellten Verſuche, in wie fern dieſelben zum Färben der Wolle und Baumwolle zu gebrauchen ſind, erzählen.

Was zuvörderſt die Verſuche von der Miſchung und den Beſtandtheilen der Galläpfel betrifft, ſo erhält man durch die Deſtillation keine ſonderliche Kenntniß von den Galläpfeln. Die Producte, welche auf dieſe Weiſe erhalten werden, ſind eine ſaure Feuchtigkeit, ein brennzlich riechendes Oehl, und in der Retorte oder dem Deſtilliergefäße bleibt eine ſchwarze Maſſe zurück, aus welcher man durch das Auslaugen etwas weniges von einem feuerbeſtändigen alkaliſchen Salze erhält. Da nun dergleichen Producte auch aus andern vegetabiliſchen Körpern erhalten werden, hiedurch aber die Kenntniß der eigentlichen Miſchung, welche zur Bereitung der Farben nöthig iſt, nicht erlangt wird, ſo hat Hr. **Pörner** eine andere Unterſuchung der Galläpfel vorgenommen, und folgende Umſtände bemerkt.

1. Wenn man die zu Pulver geſtoßenen Gallaͤpfen mit Waſſer eine halbe Stunde lang kochet, alsdann kalt werden laͤßt und durchſeihet, ſo erhaͤlt man ein Decoct von einer braͤunlich gelben Farbe, welche, wenn man es mit etwas Waſſer verduͤnnet, blaßgelb wird, und, nach dem man ſie gegen das Licht haͤlt, bald in das blaͤuliche, bald gruͤnliche ſpielt. Außerdem wird man nichts von einem beſondern Geruche gewahr; hingegen iſt der Geſchmack uͤberaus herbe und zuſammenziehend, wobey etwas ſuͤßliches bemerkt wird.

2. Vermiſcht man das Gallaͤpfeldecoct mit einer reinen Pottaſchenaufloͤſung, ſo wird die Feuchtigkeit ſogleich truͤbe, und es erfolgt ein braͤunlichweißes Praͤcipitat, welches von oben her gruͤnlich ausſieht. Die daruͤber ſtehende Feuchtigkeit hat eine dunkelgruͤne Farbe, welche aber mit der Zeit nach und nach braun wird.

3. Wird mit dem Gallaͤpfeldecocte Salmiakſpiritus vermiſcht, ſo wird daſſelbe truͤbe, und es erfolgt ein braͤunlichgraues Praͤcipitat. Die daruͤber ſtehende Feuchtigkeit hat anfaͤnglich eine graue Farbe, welche ſich aber bald in eine braune verwandelt.

4. Die Vermiſchung des Kalkwaſſers mit dem Gallaͤpfel-Decocte verurſachet ſogleich eine Praͤcipitation. Die Feuchtigkeit hat anfaͤnglich eine gruͤnlichblaue, hernach, wenn ſich das Praͤcipitat geſezt hat, eine braͤunliche Farbe. Das Praͤcipitat ſieht von unten bis uͤber die Haͤlfte gelblichweiß oder gelblichgrau, und alsdann blaͤulich aus.

5. Durch die Vermiſchung des Gallaͤpfeldecoctes mit verduͤnntem Vitriolſauren, entſteht keine beſondere Veraͤnderung, außer daß das Decoct ein wenig truͤbe wird. Nach etlichen Tagen ſezt ſich etwas ſehr weniges an die Seiten und auf den Boden des Gefaͤßes, welches, wenn man den Liquor ab- und reines Waſſer zugießt, unveraͤndert bleibt. Gießt man eine reine Pottaſchenſolution hinein, ſo faͤrbt ſich dieſelbe ſogleich gelb, dem ungeachtet aber bleibt die Materie groͤßten Theils unaufgeloͤſet liegen. Seihet man das mit Vitriolſaurem vermiſchte Gallaͤpfeldecoct, woraus ſich die wenige braͤunliche Materie geſchieden hat, durch und troͤpfelt in daſſelbe nach und nach eine Pottaſchenſolution, ſo entſteht ein heftiges Aufbrauſen, und endlich erfolgt eine Praͤcipitation, und es ſezt ſich eine haͤufige lockere Subſtanz von einer grauen Farbe. Hat man durch die hineingetroͤpfelte Pottaſchenſolution den Punct der Saͤttigung ge-

 troffen,

troffen, ſo wird der Liquor bräunlich; hat aber das Saure noch die Oberhand, ſo erhält der Liquor eine blaßröthliche Farbe; hat hingegen die Pottaſchenſolution die Oberhand, ſo bekömmt der Liquor eine grünliche Farbe.

6. Vermiſcht man mit dem Galläpfel-Decocte Salpeterſaures, ſo entſteht keine Veränderung, außer daß die Farbe ſchön weingelb wird. Nach einigen Tagen kömmt mitten in dem Liquor eine ſehr geringe Menge einer höchſt lockern und weißlichen Subſtanz zum Vorſchein, welche wie eine kleine Wolke in der ſchönen weingelben Feuchtigkeit hängt. Seihet man alsdann den Liquor durch, ſo verliert ſich dieſe weißliche Materie in dem Durchſeihepapiere, die durchgelaufene Feuchtigkeit aber iſt klar und hell. Tröpfelt man alsdann in ſelbige nach und nach eine Pottaſchenſolution, ſo entſteht ſogleich ein heftiges Aufbrauſen; nach und nach erfolgt, wenn man von dem Alkali immer mehr hinein gießt, eine Präcipitation, und endlich ſetzt ſich, wenn der Sättigungspunct getroffen iſt, eine häufige Materie von einer Pfirſichblüthfarbe. Iſt das Saure noch nicht genug gedämpft, ſo erhält der Liquor eine rubinrothe Farbe; befindet ſich aber die Pottaſchenſolution in größerer Menge darin, ſo wird die Farbe grün, ſonſt aber wird ſie bey dem Puncte der Sättigung braun.

Etwas anders verhalten ſich die Erſcheinungen, wenn man mit dem Galläpfeldecocte Salzſaures vermiſchet. Es wird nämlich das Decoct ſogleich, als das Saure hinein kömmt, trübe, und noch geſchwinder und mehr, als No. 5 bey der Vermiſchung des Decoctes mit dem Vitriolſauren angezeigt worden iſt. Nach 24 Stunden ſetzt ſich auch eine bräunliche Materie in größerer Menge, als bey der angezeigten Vermiſchung mit Vitriolſaurem geſchiebt. Gießt man den darüber ſtehenden Liquor ab, und reines Waſſer darauf, ſo läßt ſich die an den Seiten und auf dem Boden des Gefäßes anhängende Materie losſpühlen; es löſet ſich aber von ſelbiger nichts auf, ſondern ſie ſchwimmt wie kleine Blättchen in dem Waſſer herum, und das Waſſer bleibt, wie es geweſen iſt. Gießt man alsdann das Waſſer ab, und Pottaſcheſolution hinein, ſo färbt ſich dieſelbe ſogleich ſehr ſtark gelb. Nach einigen Tagen findet man wohl, daß die Farbe recht geſättigt und braungelb geworden iſt, aber die Subſtanz iſt wenig verändert, und man merkt nicht, daß ihr viel abgegangen iſt, außer daß die Blättchen die vorige

Geſtalt

Geſtalt verloren haben. Gießt man hierauf in das gefärbte Alkali etwas von einem Sauren, ſo erfolgt zwar ein heftiges Aufbrauſen, und die Vermiſchung erhält eine blässere gelbe Farbe; ein Präcipität aber erfolgt nicht, ſondern der Liquor bleibt klar und hell. Außerdem erfolgen faſt eben die Erſcheinungen, wie bey dem mit Salpeterſaurem vermiſchten Decocte. Denn, wenn man zu dem Decocte, welches mit Salzſaurem vermiſcht worden iſt, eine Pottaſchenſolution gießt, ſo erfolgt gleicher Maßen ein heftiges Aufbrauſen, und es ſchlägt ſich ebenfalls eine häufige Materie nieder, welche eine röthlichgraue Farbe hat, und der darüber ſtehende Liquor iſt entweder rubinroth, doch nicht ſo tief, wie bey der mit Salpeterſaurem gemachten Vermiſchung, oder grün oder braun, nach dem nämlich entweder das Saure, oder das Alkali die Oberhand hat, oder der Punct der Sättigung getroffen iſt.

8. Vermiſchet man mit dem Galläpfeldecocte aufgelöſeten grünen Vitriol, ſo entſteht ſogleich eine ſchwarze oder ſehr dunkle violette Farbe, und es ſchlägt ſich nach und nach eine ſchwarze, oder dunkle violette Subſtanz nieder. Seihet man den darüber ſtehenden ſchwarzen Liquor durch, und gießt etwas von einer Pottaſchenſolution hinein, ſo entſteht ein dunkel violettes Präcipitat, und die darüber ſtehende Feuchtigkeit erhält eine röthlichbraune Farbe.

9. Wird aufgelöſeter blauer Vitriol mit dem Galläpfeldecocte vermiſchet, ſo erhält daſſelbe ſofort eine graue Farbe, und es ſetzt ſich auf dem Boden des Gefäßes ein graues Präcipitat. Seihet man den bräunlichen Liquor durch, und vermiſchet ihn mit Pottaſchenſolution, ſo erfolgt wiederum eine Präcipitation, und es ſchlägt ſich eine bräunlichgraue Subſtanz nieder.

10. Vermiſchet man das Galläpfeldecoct mit aufgelöſetem Allaun, ſo wird daſſelbe ein wenig trübe, nach und nach aber ſetzt ſich ein weißliches Präcipitat. Die darüber ſtehende Feuchtigkeit hat eine ſchwache citrongelbe Farbe. Seihet man dieſelbe durch, und gießt etwas von einer Pottaſchenſolution hinein, ſo erfolgt wieder eine Präcipitation, und es ſchlägt ſich eine häufige weiße Subſtanz nieder.

11. Wird endlich mit dem Galläpfeldecocte etwas von einer Zinnauflöſung vermiſchet, ſo entſteht in demſelben ſofort eine bräunlichweiße Farbe, und alsdann ſetzt ſich nach und nach ein Präcipitat, welches eine in das bräunliche fallende weiße

weiße Farbe hat. Die darüber ſtehende Feuchtigkeit ſieht ſehr hellgelb aus. Wenn alsdann der klare Liquor durchgeſeihet, und etwas von Pottaſchenſolution hinein gegoſſen wird, ſo erfolgt eine Präcipitation, und es ſetzt ſich eine bräunlichgraue Subſtanz. Der darüber ſtehende Liquor hat eine bräunliche Farbe.

Die jetzt angeführten Verſuche geben zu erkennen, daß die Galläpfel größten Theils aus erdigen Theilen beſtehen, mit welchen ſich etwas weniges von einer harzigen Subſtanz vereinigt hat. Dieſe erdige Theile ſcheinen mit einem Sauren genau vereinigt, und durch daſſelbe auflöslich geworden zu ſeyn, weil die zu Pulver geſtoßenen Galläpfel ſich größten Theils durch das Kochen mit Waſſer in demſelben auflöſen laſſen. Nun kann man zwar daher, daß die Galläpfel ſich größten Theils im Waſſer auflöſen, noch nicht überzeuget werden, daß ſie aus einer durch ein Saures auflößlich gewordenen Erde beſtehen, weil bekannter Maßen, auch andere vegetabiliſche Subſtanzen, wie z. B. die gummichten, ſchleimichten, ſeifenhaften, und andere dergl. mehr, ſind, ſich im Waſſer auflöſen. Wenn man aber die Auflöſung im Waſſer, nebſt den hier angeführten Verſuchen, in Erwegung zieht, ſo wird man vor der erdigen Beſchaffenheit der Galläpfel, und zwar von der durch ein Saures verurſachten Auflöslichkeit der erdigen Theile überzeuget werden. Doch dieſes iſt nicht die einzige Miſchung, auf welche man bey den Galläpfeln zu ſehen hat. Mit dieſen ſauererdigen Theilen iſt auch eine brennbare Subſtanz verbunden, welche mit dieſen ſauererdigen Theilen in eine genaue Vereinigung getreten iſt. Dieſe brennbare Subſtanz ſcheint etwas von den Eigenſchaften der harzigen Subſtanzen zu haben, und hängt mit den ſauererdigen Theilen ſo genau zuſammen, daß ſie ſich ganz und gar mit ſelbigen durch das Kochen mit dem Waſſer vereinigen läßt. Außer dieſen beyden Subſtanzen, nämlich der ſauererdigen und harzigen

Sub-

Subſtanz, findet man nichts weiter in den Galläpfeln, außer einigen überflüſſigen erdigen Theilen, welche mit der erwähnten Subſtanzen nur locker zuſammen hängen, und ſich durch das bloße Kochen mit Waſſer leicht von ſelbigen trennen laſſen.

Die Galläpfel ſcheinen, wie aus den vorhergehenden Verſuchen erhellet, eigentlich für ſich wenig von einer färbenden Subſtanz zu enthalten. Man erhält aber durch ſelbige, vermittelſt des Vitriols, eine ſchwarze Farbe; und zwar geben dieſelben, unter allen bekannten Körpern, vermittelſt welcher man ſchwarze Farben erhalten kann, die beſte Farbe.

I. Verſuche mit Tuch, welches in reinem Waſſer eingeweicht worden iſt. Tuch, welches man in reinem Waſſer eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Waſſer 28 Stunden hat weichen laſſen, erhält aus den mit Galläpfeln bereiteten Brühen folgende Farben:

1) Mit Gaväpfeln ohne Zuſatz eine ſehr ſchwache und blaſſe graue Farbe, welche ein wenig in das bräunliche fällt.
2) Mit 1 Th. Galläpfel, und 1 Th. grünen Vitriol, eine ſchwarze Farbe, welche aber ein wenig in das graue fällt.
3) Mit 1 Th. Galläpfel, und 1 Th. grünen Vitriol, eine ſchöne ſchwarze Farbe, welche ein wenig in das röthliche ſpielt.
4) Mit 1 Th. Galläpfel, 3 Th. grünen Vitriol, eine ſehr geſättigte ſchwarze Farbe, welche weder in das röthliche noch graue fällt.
5) Mit 2 Th. Galläpfel, und 1 Th. grünen Vitriol, eine ſehr dunkle ſchwarzgraue Farbe, welche ein wenig in das bräunliche ſpielt.
6) Mit 6 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine etwas ſchwächere ſchwarzgraue Farbe welche in das röthliche fällt.
7) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine helle bräunliche Farbe, welche ein wenig in das gelbliche ſpielt.

8) Mit 1 Th. Galläpfel und 2 Th. blauen Vitriol, eine etwas dunklere braune Farbe.
9) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine ſehr geſättigte braune Farbe, welche in das grünliche ſpielt.
10) Mit 6 Th. Galläpfel und 1 Th. blauen Vitriol, eine bräunliche Farbe, welche zwar geſättigt genug, aber blaſſer als *No.* 7, 8, 9, iſt, und in das gelbliche fällt:
11) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. Alaun, faſt gar keine Farbe, außer, daß das Tuch ein gelbliches Anſehen, wie eine Leinwand, welche vom Schweiſſe gelblich geworden iſt, hat; doch iſt das Tuch rein, und ganz und gar nicht ſchmutzig.
12) Mit 1 Th. Galläpfel, 1 Th. Alaun und 2 Th. grünen Vitriol, eine nicht genug geſättigte ſchwarze Farbe, welche ſehr merklich in das röthliche fällt.
13) Mit 1 Th. Galläpfel, 1 Th. Weinſteinrahm und 2 Th. grünen Vitriol, eine ziemlich geſättigte ſchwarze Farbe, welche aber ein wenig in das graue fällt.
14) Mit 1 Th. Galläpfel, 2 Th. grünen Vitriol, und dem Gewichte nach, mit 24 Theilen Weineſſig, eine ſchöne geſättigte ſchwarze Farbe, beynahe wie *No.* 4.
15) Mit 1 Th. Galläpfel, 1 Th. grünen Vitriol und 1 Th. blauen Vitriol, eine ſehr geſättigte und dunkle bräunlichſchwarze Farbe.
16) Mit 3 Th. Galläpfel, 1 Th. grünen und 2 Th. blauen Vitriol, eine ſehr geſättigte und dunkle braune Farbe, welche in das ſchwarze fällt.
17) Mit 1 Th. Galläpfel, 1 Th. blauen und 2 Th. grünen Vitriol, eine ſchwarze Farbe, welche ein wenig in das bräunliche fällt.

Anmerkungen über vorſtehende Verſuche. Die Galläpfel geben eigentlich dem Tuche keine beſondere Farbe. Denn obgleich der Verſuch No. 1. zeigt, daß das Tuch durch das Kochen mit Galläpfeln bräunlich oder grau geworden iſt, ſo iſt doch das Anſehen ſo beſchaffen, daß das auf dieſe Weiſe gefärbte Tuch für ſich kaum zu gebrauchen iſt. Faſt eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit der ſchwachen gelblichen Farbe No. 11, welche vermittelſt des Alaunes und der Galläpfel auf das Tuch gekommen iſt. Es wird dieſe Art der Bereitung kaum für ſich allein Statt finden, weil aus dem Anſehen zu vermuthen iſt, daß

daß das gelblich gewordene Tuch, wenn es anders gefärbt genannt werden kann, ſehr leicht, und noch leichter, als ein weiſſes ungefärbtes Tuch, den Schmutz annehmen kann. Haben aber gleich dieſe Bereitungen, ſowohl das Kochen mit bloßen Galläpeln ohne Zuſatz, als das Kochen mit Galläpfeln und Allaun, für ſich in Abſicht, dem Tuche auf dieſe Weiſe eine Farbe zu geben, keinen Nutzen, ſo können doch dergleichen Bereitungen, auf eine andere Weiſe betrachtet, wichtige Vortheile verſchaffen. Es kann nämlich das Kochen mit Galläpfeln zu einer Vorbereitung des Tuches dienen, welches von einer färbenden Materie, z. B. von der Curcuma, eine Farbe erhalten ſoll. Doch iſt hiebey zu merken, daß das Tuch, wenn es mit Galläpfeln gekocht wird, und in der nach und nach erkalteten Galläpfelbrühe 24 Stunden, oder noch länger Zeit, liegen bleibt, weit ſtärker gefärbt wird, als durch das bloße Kochen und durch das gleich darauf erfolgte Abſpühlen in kaltem Waſſer geſchieht. Denn in dieſem letztern Falle erhält es eine ſehr ſchwache gelb oder bräunliche Farbe, da es hingegen im erſtern eine ſehr ſtarke und geſättigte oder Lehmfarbe bekömmt. Dieſe Verſchiedenheit in der Vorbereitung macht auch hernach einen ſehr beträchtlichen Unterſchied in den Farben, welche auf das, durch Galläpfel vorbereitete, Tuch gebracht werden. Denn, wenn das Tuch mit Galläpfeln gekocht, und gleich nach dem Kochen in kaltem Waſſer rein geſpühlt wird, ſo fallen die darauf kommenden Farben bey weitem nicht ſo dunkel aus, als bey demjenigen Tuche geſchieht, welches nach dem Kochen mit Galläpfeln noch 20 und mehrere Stunden in der Brühe liegen geblieben iſt; hingegen werden die Farben in dem letztern Falle feſter, als in dem erſtern.

Auf eben dieſe Weiſe iſt es auch mit der Vorbereitung, welche mit Galläpfeln und Allaun vorgenommen worden iſt, beſchaffen. Wird das Tuch ſogleich nach dem Kochen in kaltem Waſſer rein geſpühlt, ſo erlangt es faſt gar keine Farbe, oder nur dasjenige Anſehen, welches bey dem Verſuch N. 11 angemerkt worden iſt. Läßt man aber das Tuch nach dem Kochen noch 24 und mehrere Stunden in der mit Allaun bereiteten Galläpfelbrühe liegen, ſo erhält es eine bräunliche Farbe, die aber bey weitem nicht ſo geſättigt und ſo ſtark ausfällt, als bey dem Tuche geſchieht, welches in bloßer Galläpfelbrühe ohne Allaun eine Zeitlang eingeweicht worden iſt. Auch dieſe Vorbereitung wird einen mannigfältigen Unterſchied bey den darauf kommenden Farben verurſachen, und dieſelben mehr und weni-

ger licht, aber doch allemal etwas heller machen, als bey derjenigen Vorbereitung bemerkt wird, welche mit bloßen Gallåpfeln ohne Alaun vorgenommen worden iſt. Ferner iſt auch ein Unterſchied, ob mehr oder weniger Alaun mit den Gallåpfeln gekocht wird; im erſtern Falle werden die Farben heller und lieblicher, im leztern aber etwas dunkler, hingegen oft auch feſter. Man kann nach dieſer Anleitung verſchiedene Arten Verſuche unternehmen, und man wird bey jeder beſondere Abfålle von Farben, und auch beſondere Grade der Feſtigkeit bemerken.

Die Bereitungen der Gallåpfelbrůhen mit grůnem Vitriol, fårben das im Waſſer eingeweichte Tuch mehr und weniger ſchwarz oder auch grau, nach dem die Proportion der Gallåpfel und des Vitrioles verſchieden iſt. Allzu viel Gallåpfel verhindern die Schwårze, und machen mehr oder weniger graue oder ſcharzgraue Farben, ſo wie der Vitriol, wenn er in gar zu großer Menge genommen wird, die vornehmſte Urſache iſt, warum die ſchwarze Farbe bisweilen in das rothe fållt. Außerdem aber ſchadet auch die gar zu große Menge deſſelben dem Tuche, indem die Faſern der Wolle zernaget werden, ſo, daß ein Stůck Tuch, welches zu viel Vitriol erhalten hat, ſehr leicht reißt und Löcher bekömmt. Zu wenig Vitriol hingegen ſchadet in dieſem Falle niemals; allein, man wird auch, wenn die Quantitåt der Gallåpfel die Quantitåt des Vitrioles überſteigt, niemals eine rechte ſchwarze Farbe erhalten. Die ſchwarze Farbe, No. 2, welche dem Gewichte nach aus gleichen Theilen Gallåpfel und grůnem Vitriol hervor gebracht wird, fållt in das Graue; weit ſchwårzer hingegen iſt die Farbe No. 3, welche durch 1 Theil Gallåpfel und 2 Theile grůnen Vitriol verurſacht worden iſt; die ſtårkſte ſchwarze Farbe hingegen iſt No. 4, welche aus 1 Th. Gallåpfel und 3 Th. Vitriol entſtanden iſt. Ob nun gleich dieſe leztere die beſte iſt, ſo iſt doch nicht zu rathen, ſolche im Groſſen nachzumachen, weil die Quantitåt des Vitrioles zu ſtark und dem Tuche nachtheilig iſt. Ja, es iſt nicht einmal zu rathen, 2 Theile grůnen Vitriol gegen 1 Theil Gallåpfel zu nehmen, weil die Quantitåt des Vitrioles immer noch zu groß, und zu befůrchten iſt, daß die Waare dadurch zerfreſſen wird. Doch iſt auch zu merken, daß, nach dem der Vitriol iſt, auch mehr oder weniger genommen werden kann. Wenn man hiebey recht ſicher verfahren will, ſo trockne man vorher den Vitriol ganz gelinde, und wiege alsdann die gehörige Quantitåt ab, und vermiſche ihn mit der beſtimmten Quantitåt Gallåpfel. Iſt

der

der Vitriol recht trocken, ſo muß man allemal etwas mehr Galläpfel als Vitriol nehmen; und es werden alsdann 3 Theile Vitriol gegen 4 Theile Galläpfel zureichend ſeyn, eine gute ſchwarze und unſchädliche Farbe hervor zu bringen. Es iſt auch ein großer Unterſchied in Anſehung der Bereitung ſelbſt. Kochet man das Tuch mit gleichen Theilen Galläpfel und Vitriol in der ſchwarzen Brühe bis auf ein Viertel ein, und ſpühlt daſſelbe nach dem Kochen ſogleich in kaltem Waſſer, ſo wird die Farbe bey weitem nicht ſo ſchwarz ausfallen, als wenn man das Tuch nach dem Kochen mit der ſchwarzen Brühe kalt werden, 10, 20 und mehrere Stunden darin liegen läßt, und alsdann erſt rein ſpühlt. Bey einem ſolchen Verfahren, geben 3 Theile Vitriol gegen 4 Theile Galläpfel ein ſtärkeres Schwarz, als wenn man gleiche Theile mit einander kochet, und das Tuch ſogleich nach dem Kochen rein ſpühlt. Es iſt aber auch wohl zu bedenken, daß, je länger das Tuch in der erkalteten ſchwarzen Brühe liegen bleibt, daſſelbe immer mehr angegriffen wird; daher man in ſolchem Falle allemal mehr Galläpfel, als Vitriol, gebrauchen muß. Es läßt ſich hiebey keine allgemeine Regel in Anſehung der Proportion der Galläpfel und des Vitrioles feſt ſetzen, ſondern es kömmt hiebey auf die Güte und Beſchaffenheit des Vitrioles und der Galläpfel an, und man thut allezeit wohl, wenn man, ehe die Bereitung der Farbebrühe vorgenommen wird, erſt einen Verſuch im Kleinen macht, damit man erfahre, wie die Güte und Kraft des Vitrioles und der Galläpfel beſchaffen iſt. Denn manchmal kann man gleiche Theile Galläpfel und Vitriol gebrauchen, manchmal aber muß man mehr Galläpfel als Vitriol zur Farbebrühe nehmen, wenn nämlich letzterer trocken und kräftig genug iſt. Ueberhaupt betrachtet aber lehrt die Erfahrung, daß die ſchwarze Farbe, wenn das Tuch ohne weitere Vorbereitung, ſogleich aus der, vermittelſt des Vitrioles und der Galläpfel bereiteten Brühe gefärbet wird, niemals ſo ſchwarz und ſchön zum Vorſchein kömmt, als wenn das Tuch vorher einen andern gefärbten, vornämlich einen blauen Grund erhalten hat, als in welchem Falle oft eine mit Vitriol und Galläpfeln bereitete ſchwarze Brühe, wozu 2 Theile Galläpfel gegen 1 Theil guten trocknen Vitriol genommen worden ſind, eine ſehr ſchwarze und gute Farbe verſchaffet.

Je mehr man von den Galläpfeln nimmt, je weniger ſchwarz wird die Farbe, wie die ſchwarzgraue Farbe No. 5 beweiſet, als welche aus einer mit 2 Theilen Galläpfel und 1 Th. gemeinen feuchten grünen Vitriol bereiteten Farbebrühe erhalten worden iſt.

iſt. Es giebt zwar dieſe angegebene Proportion des Vitrioles und der Galläpfel, wenn erſterer gut und trocken iſt, eine ſchwarze Farbe, hier aber fällt die Farbe merklich in das graue und braune. Der Grund hievon iſt, weil 2 Theile Galläpfel gegen 1 Theil gemeinen grünen Vitriol, welcher noch dazu feucht war, zur Erzeugung einer ſchwarzen Farbe zu viel ſind; ja, man erhält mit eben dieſem Vitriole und 6 Theilen Galläpfel eine noch ſchwächere und mehr graue Farbe, welche aber doch noch in das ſchwarze fällt; 12 Theile Galläpfel aber gegen 1 Theil Vitriol, haben eine röthlichgraue Farbe gegeben, welche nicht das mindeſte mehr vom Schwarzen gezeigt hat. Man kann alſo, nach dem man die Proportion der Galläpfel vermehrt, verſchiedene Arten und Abfälle von grauen und bräunlichen oder andern Farben erhalten, vornämlich wenn das Tuch vorher, ehe es in die mit Galläpfeln und grünen Vitriol bereiteten Farbebrühen kömmt, einen andern Farbengrund erhalten hat.

Der blaue oder Kupfervitriol macht mit den Galläpfeln ganz und gar keine ſchwarze, ſondern eine mehr und weniger hellebraune Farbe, wie die Verſuche No. 7, 8, 9 zeigen. 1 Theil Galläpfel und 2 Theile blauer Vitriol, welche eine dunkelbraune Farbe geben, machen, daß das Tuch rauch wird; hingegen 2 Theile Galläpfel und 1 Th. blauer Vitriol, welche eine ſehr geſättigte braune Farbe, welche in das grünliche ſpielt, geben verurſachen, daß das Tuch ſehr weich anzufühlen iſt, und auch einen guten Glanz hat. Da 2 Theile grüner Vitriol gegen 1 Theil Galläpfel das Tuch bey weitem nicht ſo rauch machen, als geſchieht, wenn 2 Theile blauer Vitriol mit 1 Theil Galläpfel gebraucht werden, ſo kann man hieraus erkennen, daß der blaue Vitriol die wollenen Faſern weit heftiger, als der grüne Vitriol, angreift, und daß man alſo denſelben in geringerer Quantität gebrauchen müſſe. Es kann dieſe Art der Vermiſchung nämlich die Vereinigung des blauen V. mit den Galläpfeln für ſich allein gebraucht werden, indem man dadurch zwar keine beſonders ſchöne, aber doch auch brauchbare Farben erhält. Je mehr man Galläpfel nimmt, deſto heller wird die Farbe, und deſto mehr fällt dieſelbe in das gelbliche, deſto weniger aber wird dem Tuche geſchadet. Je mehr man aber von dem blauen Vitriole nimmt, deſto brauner wird die Farbe, und deſto nachtheiliger iſt es für das Tuch. Man ſieht alſo hieraus, daß der blaue Vitriol, in Anſehung der wollenen Faſern, und anderer thieriſcher Theile, eine mehr beizende Kraft, als der grüne, hat; und da dieſes vornämlich von der in demſelben befindlichen

chen Kupfererde herrühret, ſo folgt hieraus, daß dieſes metalliſche Salz mit beſonderer Vorſicht, aber, eben dieſer beizenden Kraft wegen, auch mit beſonderm Vortheile in der Färbekunſt zu gebrauchen iſt. Nimmt man beyde Vitriolarten, ſo muß man die Proportion ſo einrichten, daß man etwas mehr Galläpfel, als von beyden Vitriolarten, nimmt, doch alſo, daß das Tuch dadurch eine gute ſchwarze Farbe erhalten kann. Z. B. 8 Theile Galläpfel, 6 Theile grüner, und 1 Theil blauer Vitriol, werden eine Farbebrühe geben, wodurch man nicht allein eine ſehr ſchöne ſchwarze Farbe erhält, ſondern welche auch ſo beſchaffen iſt, daß dem Tuche dadurch kein Schade zugefüget wird. Es iſt aber bey dieſem Verfahren ebenfalls zu merken, daß man, wenn das Tuch ſofort nach dem Kochen in kaltem Waſſer rein geſpühlet wird, noch keine ſo brennende ſchwarze Farbe erhält, als wenn man das Tuch in der erkalteten Brühe noch 6 8 und mehr Stunden liegen läßt. Weil aber hiedurch das Tuch mehr angegriffen wird, ſo kann man die Proportion der Galläpfel etwas ſtärker machen. Man kann z. B. 18 Theile Galläpfel, 14 Theile grünen, und 1 Th. blauen Vitriol zur Farbebrühe nehmen, alsdann das Tuch mit ſelbiger bis auf den dritten Theil einkochen, und in der erkalteten Brühe 12, 16 und mehr Stunden liegen laſſen, ehe man es in kaltem Waſſer rein ſpühlet. Auf dieſe Weiſe wird man nicht allein eine ſehr ſchwarze, ſondern auch dem Tuche unſchädliche Farbe erhalten. Uebrigens gilt auch hier die oben bey der, vermittelſt des grünen Vitrioles und Galläpfel, zu bereitenden Brühe gegebene Regel, daß man ſich vorher um die Beſchaffenheit des dazu zu gebrauchenden Vitrioles, und der Galläpfel, bekümmern, und deshalb erſt einen Verſuch im Kleinen anſtellen müſſe, damit man die gehörige Proportion beſtimmen könne. Nimmt man überdieß mehr blauen als grünen Vitriol, allemal aber mehr Galläpfel, als beyde zuſammen betragen, ſo wird man verſchiedene Abfälle von dunkelbraunen Farben erhalten, welche mehr oder weniger in das ſchwarze fallen. Hat außerdem das Tuch einen andern gefärbten, z. B. einen blauen, gelben oder rothen Grund gehabt, ſo wird man ſo viele beſondere Farben erhalten, als der Grund verſchieden iſt, und die dabey gebrauchte Proportion von Galläpfeln die Quantität der beyden Vitriolarten überſteige.

Andere Zuſätze, als der blaue Vitriol iſt, ſcheint die Vermiſchung des grünen Vitrioles mit den Galläpfeln nicht zu vertragen. Z. B. Galläpfel, grüner Vitriol und Allaun, geben eine Brühe, worin das Tuch zwar eine ſchwarze Farbe erhält,

wie der Verſuch No. 12 zeigt, die aber weit ſchwächer als andere aus grünem Vitriol und Galläpfeln, oder auch aus Galläpfeln, grünem und blauen Vitriol erhaltene ſchwarze Farbe iſt, und ſehr deutlich in das graue und röthliche fällt. Eben ſo wenig erhält man eine gute ſchwarze Farbe, wenn man die Farbebrühe mit Cremor tartari verſetzt, wie der Verſuch No. 13 beweiſet. Den Eſſig ſcheint die Vermiſchung des grünen V. mit den Galläpfeln noch am beſten zu vertragen. Denn die Farbe No. 14, welche aus der mit Galläpfeln, grünen V. und Eſſig bereiteten Farbebrühe erhalten wird, iſt eine ganz feine ſchwarze Farbe, und hat mit der No. 3 angezeigten viel Aehnlichkeit, außer daß dieſe leztere etwas mehr in das röthliche fällt. Es ſcheint demnach das in dem Vitriole befindliche mineraliſche Saure durch den Eſſig etwas gemäßiget zu werden, ohne daß dadurch der ſchwarzen Farbe etwas abgeht. Vielleicht kann man, wenn man die rechte Proportion von dem Eſſige und grünen V. trifft, auf dieſe Weiſe die höchſte Schwärze erhalten, welche möglich iſt, ohne daß dem Tuche dadurch geſchadet wird.

Unter allen Vorbereitungen des Tuches, iſt, außer dem bloſſen Einweichen im Waſſer, faſt keine einzige nützlich und zuträglich befunden worden. Die einzige Vorbereitung mit Eſſig iſt noch die beſte, und faſt noch beſſer, als das bloße Einweichen in reinem Waſſer. Die Vorbereitung mit Alaun taugt gar nichts, indem dadurch eine ſchlechte ſchwarze Farbe, welche in das weißgraue fällt, erhalten wird. Hat man aber die Abſicht, vermittelſt des grünen Vitrioles und der Galläpfel graue Farben zu bereiten, ſo könnte dieſe Art der Vorbereitung, da nämlich das Tuch in Alaunwaſſer gekocht und eingeweicht wird, einiger Maßen Statt finden. So erhält man z. B. auf Tuch, welches durch Alaun vorbereitet worden iſt, aus 6 Theilen Galläpfel und 1 Th. grünen V. eine ganz gute graue Farbe, welche lieblicher ausfällt, als wenn das Tuch im bloßem Waſſer wäre eingeweicht worden. Die Vorbereitung durch Alaun ſcheint auch da Statt zu finden, wenn man vermittelſt des blauen V. und der Galläpfel hellbräunliche Farben erhalten will; z. B. 6 Theile Galläpfel und 1 Th. blauer Vitriol, geben dem durch Alaun vorbereiteten Tuche eine ſo helle Farbe, welche faſt mehr gelb als braun iſt; da hingegen eben dieſe Proportion von blauem V. und Galläpfeln dem in bloßen Waſſer eingeweichten Tuche eine weit dunklere und braune Farbe verſchaffen. Dergleichen Farben, welche aus 6 und mehr Thei-

Theilen Galläpfel und 1 Theil blauen V. auf das durch Alaun vorbereitete Tuch gekommen ſind, ſcheinen zwar für ſich keinen ſo beſondern Nutzen zu haben, aber doch zu verſchiedenen, vornämlich gemiſchten, Farben einen guten und dauerhaften Grund zu geben. Die Vorbereitungen mit Kochſalz, Salmiak und andern dergleichen Mittelſalzen, ſind auch nicht nützlich, weil durch dieſe in die Faſern der Wolle gebrachte Salze ſowohl die Galläpfel als auch der Vitriol in ſeiner Natur etwas verändert wird, und mithin der ſchwarzen Farbe deſto mehr abgeht, je mehr von dergleichen Salzen ſich in den Faſern der Wolle befindet.

II. Verſuche mit Kattun, welcher im bloßen Waſſer eingeweicht worden iſt. Kattun in reinem Waſſer eine halbe Stunde lang gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Waſſer 24 Stunden eingeweicht, erhält aus den mit Galläpfeln und Vitriol bereiteten Farbebrühen folgende Farben.

18) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine röthlichſchwarze oder violette Farbe.

19) Mit 1. Th. Galläpfel und 2 Th. grünen Vitriol, eine geſättigtere und ſchwärzere Farbe, als die vorhergehende iſt, die aber noch ſehr merklich in das rothe fällt.

20) Mit 1 Th. Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine röthlichſchwarze Farbe, welche geſättigter als *No.* 18 iſt, aber ein wenig mehr, als *No.* 19, in das röthliche fällt.

21) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, faſt eine dergleichen Farbe, wie *No.* 20, welche etwas dunkler, wiewohl nicht ſchwärzer ausfällt.

22) Mit 6 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine ſehr ſchwache ſchwarzrothe Farbe.

23) Mit 1 Th. Galläpfel 1 Th. blauen und 2 Th. grünen Vitriol, eine ſchwache ſchwärzliche Farbe, welche ſehr ſtark in das rothe fällt.

24) Mit 1 Th. Galläpfel, und 1 Th. blauen Vitriol, eine kaum merkliche bräunliche Farbe.

25) Mit 1 Th. Galläpfel, und 2 Th. blauen Vitriol, ebenfalls eine ſehr ſchwache, kaum merkliche bräunliche Farbe, welche aber doch etwas mehr in die Augen fällt.

26) Mit

26) Mit 1. Th. Galläpfel und 2 Th. blauen Vitriol, eine zwar ſehr ſchwache, aber doch weit merklichere bräunliche Farbe.

27) Mit 1 Th. Galläpfel und 1 Th. Pottaſche, eine ſchwache olivengrüne blaſſe oder bräunliche Farbe, welche in das grünliche fällt.

Anmerkungen über die Verſuche. Wenn man Kattun in einer bloßen Galläpfelbrühe kochet, ſo erhält derſelbe zwar ein verändertes Anſehen, ſo, daß derſelbe ins bräunliche fällt, aber kaum für gefärbt gehalten werden kann. Faſt eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit demjenigen veränderten Anſehen des Kattunes, welches derſelbe aus den Farbebrühen erhält, welche mit gleichen Theilen Galläpfel und blauen Vitriol, oder 1 Th. Galläpfel und 2 Th. blauen V., bereitet werden, wie No. 24 und 25 angemerkt worden iſt. Der Kattun erhält zwar auf dieſe Weiſe ein verändertes Anſehen, ſo, daß derſelbe, gegen den natürlichen ungebleichten gehalten, bräunlicher ausfällt, dem ungeachtet aber nicht für gefärbt gehalten, noch für ſich auf dieſe Weiſe gebraucht werden kann. Schon ein mehreres gefärbtes Anſehen erhält derſelbe, wenn die Farbebrühe aus 6 Theilen Galläpfel und 1 Th. blauen V. bereitet wird, wie No. 26 angezeigt worden iſt, dergeſtalt, daß der auf dieſe Weiſe veränderte Kattun, ohne von einem andern Körper eine Farbe zu erhalten, wohl gebraucht werden kann, indem das Anſehen reinlich und die erhaltene bräunliche Farbe, zwar ſchwach, aber doch nicht unangenehm iſt, und in das röthliche oder zimmerfarbige fällt. Ueberdieß aber können dieſe Bereitungen zu einem guten Grunde dienen, ſo, daß andere weniger dauerhafte Farben dadurch eine mehrere Feſtigkeit erhalten, oder ſchwache Farben ein geſättigteres Anſehen bekommen.

Was diejenigen Bereitungen betrifft, welche mit Galläpfeln und grünem oder Eiſenvitriol vorgenommen werden: ſo kann man aus den von No. 18 bis 23 angeführten Verſuchen erſehen, daß der Kattun wirklich gefärbt wird, und eine ſolche Farbe erhält, welche für ſchwarz zu halten iſt, ungeachtet keine einzige dieſer angeführten Bereitungen ein vollkommenes Schwarz, ſondern eine ſolche Farbe giebt, die mehr violett zu nennen iſt, wiewohl die Beſchaffenheit dieſer Farben gegen eine ächte violette Farbe weit ſchlechter iſt, und die Bereitung einer ſolchen Farbe auf dieſe Weiſe nicht wohl Statt haben möchte. Da in den angeführten Verſuchen von No. 18 bis 23, verſchiedene Proportionen von grünem V. und Galläpfeln zur Bereitung ei-

ner Farbebrühe angegeben worden: ſo kann man, obgleich auf dieſe Weiſe keine rechte ſchwarze Farbe auf dem Kattune zu erhalten iſt, aus dieſen Verſuchen doch ſo viel erſehen, was für Veränderungen die vermehrte oder verminderte Quantität des grünen V. gegen die Galläpfel auf dem Kattune verurſachet. Die Natur und Beſchaffenheit der Baumwolle iſt ohne allem Zweifel die Urſache, warum eben die in eben den Proportionen mit grünem V. und Galläpfeln bereiteten Farbebrühen, welche auf der Schafwolle eine gute und brauchbare ſchwarze Farbe erzeugen, auf dem Kattune keine rechte ſchwarze, ſondern eine ſchwarzrothe oder röthlichviolette Farbe hervorbringen.

Auf gleiche Weiſe ſind auch die mit blauem oder Kupfervitriole und Galläpfeln unternommenen Bereitungen beſchaffen, als welche auf dem Tuche eine wirkliche braune, und noch dazu eine ſehr geſättigte Farbe erzeugen, wie No. 7, 8 und 9 angemerkt worden; da hingegen eben dieſe Bereitungen auf dem Kattune in Anſehung der Farbe eine kaum merkliche Veränderung verurſachen, wie No. 24, 25 und 26 angezeigt worden iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß die in der Baumwolle befindlichen ſauren und erdigharzigen Theile die vornehmſte Urſache ſeyn, warum die vermittels der Galläpfel und Vitriolarten erzeugten färbenden Theile in ihrer färbenden Kraft geſchwächt oder verändert werden. Sind gleich die aus dem grünen V. und Galläpfeln bereiteten Farbebrühen zum Schwarzfärben der Schafwolle oder des Tuches aus andern Urſachen, vornämlich der beizenden Eigenſchaft wegen, für ſich allein ohne einen andern Zuſatz nicht anzurathen, ſo können ſie doch, was die Farbe betrifft, allerdings Statt finden, da hingegen eben dieſe Bereitungen, wenn man auch bey der Baumwolle in Anſehung der beizenden Wirkung dieſer Farbebrühen hievon nichts zu befürchten hat, niemals ohne einige andere Zuſätze zu Erhaltung einer ächten und vollkommenen ſchwarzen Farbe unternommen werden können. Man muß alſo, wenn man dem Kattune eine gute ſchwarze Farbe geben will, ſich außer dem grünen V. und den Galläpfeln ſolcher Zuſätze oder Vorbereitungen bedienen, wodurch die Natur der Baumwollenfaſern einigermaßen verändert wird, und dieſelben alsdann eine ſolche Beſchaffenheit erhalten, daß die in und auf dieſelben kommenden färbenden Theile nicht allein in genugſamer Menge eindringen, ſondern auch unverändert bleiben. Siehe den Art. Schwarz-Färben der Baumwolle.

III. Verſuche mit Kattun, welcher durch blauen Vitriol vorbereitet worden. Wenn man dem Gewichte nach halb ſo viel blauen Vitriol, als der Kattun beträgt, in einer hinlänglichen Quantität Waſſer aufiöſet, und mit ſelbigem den Kattun eine halbe Stunde lang kochet, alsdann in dem nach und nach erkalteten Bade noch vier Tage und Nächte liegen läßt, ſo erhält derſelbe aus den mit Galläpfeln bereiteten Brühen folgendes Anſehen.

28) Mit gleichen Theilen Galläpfel und blauen Vitriol, eine kaum merkliche bräunliche Farbe.
29) Mit 1 Theil Galläpfel und 4 Theilen blauen Vitriol, ein noch weniger verändertes Anſehen, ſo, daß man kaum etwas von einer bräunlichen Farbe gewahr wird.
30) Mit gleichen Theilen Galläpfel und grünen Vitriol, eine ziemlich geſättigte ſchwarze Farbe, die aber noch etwas in das röthliche fällt.
31) Mit 1 Theil Galläpfel und 2 Th. grünen Vitriol, eine röthlichſchwarze oder vielmehr röthlichviolette Farbe, die aber nicht geſättigt genug iſt.
32) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, faſt eine dergleichen Farbe.
33) Mit 2 Th. Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eben dergleichen Farbe, die aber etwas dunkler und geſättigter iſt.
34) Mit 2 Th. Galläpfel, 4 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine geſättigte ſchwarzrothe oder violette Farbe.

Anmerkungen über obige Verſuche. Es dienen dieſe Verſuche zu einem Beweiſe, daß, obwohl der blaue Vitriol mit Galläpfeln nicht die geringſte Spur von einer ſchwarzen Farbe erzeuget, wie die Verſuche No. 28 und 29 darthun, derſelbe dem ungeachtet zur Hervorbringung einer durch Galläpfel und grünen V. zu erhaltenden guten ſchwarzen Farbe vieles beyträgt, und eine ſchwärzere Farbe hervor bringen hilft, als ohne denſelben durch bloße Galläpfel und grünen V. erhalten wird. Die Urſache davon iſt wohl in der beitzenden Eigenſchaft der Kupfererde zu ſuchen, durch welche die erdigharzigen Beſtandtheile der Baumwolle einigermaßen verändert und dahin gebracht wer-

werden, daß eine mehrere Quantität von den durch Gallåpfel und grünen V. erzeugten ſchwarzfärbenden Theilen mit ſelbigen vereiniget, und noch dazu genauer verbunden werden, daher alſo die Farbe, weil ſie geſättigter und gleichſam mehr concentrirt wird, dunkler und folglich auch ſchwärzer ausfallen muß. Man muß den blauen Vitriol entweder nur zur Vorbereitung des Kattunes gebrauchen, oder denſelben bey den Farbebrühen, welche durch Gallåpfel und grünen V. bereitet werden, in ſehr kleiner Quantität zuſetzen. Der 7te Theil von dem blauen V. gegen die ganze Vermiſchung von Gallåpfeln und grünen V. ſcheint in dem Falle, wo der Kattun durch blauen V. vorbereitet worden iſt, noch zu viel zu ſeyn, wie aus der zwar geſättigten, aber noch ins Rothe fallenden Farbe No. 34 zu erſehen iſt. Die beſte unter den hier angezeigten Farben iſt No. 30.

IV. **Verſuche mit Kattun, welcher durch beitzende Lauge und Gallåpfel vorbereitet worden.** Man löſche von ungelöſchtem Kalke, der nur aus dem Ofen gekommen, und faſt noch lau anzufühlen iſt, 5 Theile gehörig mit Waſſer. Sobald der Kalk zerfallen und zu einem dünnen Brey geworden iſt, ſetzt man einen Theil gute reine Pottaſche hinzu, rührt alles wohl durch einander, gießt eine hinlängliche Quantität Waſſer hinzu, und läßt die Vermiſchung wohl verwahrt 24 Stunden ſtehen. Nachdem der Liquor klar und hell geworden iſt, gießt man das lautere und klare in einen kupfernen Keſſel, ſetzt ungefähr den dritten Theil reines Waſſer hinzu, und macht es warm. Mit dieſer Lauge nun läßt man den Kattun eine Viertelſtunde lang kochen, und in der nach und nach erkalteten Lauge noch 24 Stunden liegen. Hierauf drückt man den gebeitzten Kattun gelinde aus, und läßt ihn trocken werden. Wenn dieſes geſchehen iſt, kocht man den durch Lauge vorbereiteten Kattun in einer geſättigten Gallåpfelbrühe eine halbe Stunde lang, und läßt ihn in der nach und nach erkalteten Brühe noch 48 Stunden liegen. Alsdann drückt man den mit Gallåpfelbrühe durchzogenen Kattun gelinde aus, und läßt ihn wieder trocken werden. Der Kattun wird eine ſchwache bräunlichgelbe Farbe erhalten. Endlich weiche man

dieſen durch Lauge und Galläpfel verbreiteten Kattun in warmem Waſſer etliche Stunden vorher, ehe man ihn färben will, ein, und bringe ihn alsdann in die mit Galläpfeln und grünem Vitriole bereiteten Farbebrühen. Es wird derſelbe folgende Farben erhalten.

35) Mit 1 Theil Galläpfel und 1 Th. grünen Vitriol, eine röthlichviolette oder ſchwache ſchwarze Farbe, welche ſehr deutlich in das Rothe fällt, und nicht geſättigt genug iſt.

36) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine geſättigte röthlichſchwarze Farbe, welche dunkler als die vorhergehende iſt, und bey weitem nicht ſo ſtark in das Rothe fällt.

37) Mit 1 Theil Galläpfel und 3 Th. grünen Vitriol, eine ganz geſättigte ſchwarze Farbe, welche etwas in das Rothe fällt.

38) Mit 1 Theil Galläpfel und 4 Th. grünen Vitriol, faſt eine dergleichen Farbe, nur daß dieſelbe etwas ſchwächer und nicht ſo geſättigt ausfällt.

39) Mit 2 Th. Galläpfel, 4 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine nicht genug geſättigte ſchwarze Farbe, welche in das Röthlichgraue fällt.

40) Mit 4 Th. Galläpfel, 8 Th. grünen und 1 Th. blauen Vitriol, eine weit geſättigtere Farbe, welche viel ſchwärzer als die vorhergehende iſt, und weniger in das Graurothe fällt.

Anmerkung über letztere Verſuche. Dieſe vermittelſt der beitzenden Lauge und Galläpfel unternommene Vorbereitung des Kattuns ſcheint keinen ſolchen Nutzen wie die vorhergehende zu haben, welche mit blauem Vitriole angeſtellt worden. Keine einzige der hier angezeigten Farben von No. 39 bis 40 fällt ſo dunkel und ſchwarz wie die Farbe No. 30 aus, wiewohl auch dieſe noch nicht für eine vollkommene ſchwarze Farbe gehalten werden kann. Hat indeſſen dieſe Vorbereitung denjenigen Nutzen nicht, den man in Anſehung der ſchwarzen Farbe ſich verſprechen ſollte, ſo kann ſie doch gar füglich zur Bereitung dunkler und ächter violetter Farben angewendet werden, vornämlich, wenn man zugleich bey den Farbebrühen andere, hauptſächlich roth oder blau färbende Materien gebraucht.

Aus allen dieſen von No. 1 bis 40 angezeigten Verſuchen iſt deutlich zu erſehen, daß die Vereinigung der

Gall⸗

Galläpfel mit grünem Vitriole den vornehmſten Grund zur Bereitung ſchwarzer Farben darreichet; wiewohl auch aus eben dieſen Verſuchen zu erkennen iſt, daß die mit Galläpfeln und grünem Vitriol bereiteten Farbebrühen ohne einen andern Zuſatz weder zum Schwarzfärben der aus Schafwolle, noch der aus Baumwolle gewebten Zeuge mit Vortheile zu gebrauchen ſind, indem erſtere zwar eine ſattſam ſchwarze Farbe bekommen, die aber oft, wenn keine andere Zuſätze dabey gebraucht werden, der Waare nachtheilig iſt, und letztere, die baumwollenen Zeuge nämlich, niemals eine rechte ſchwarze Farbe ohne andere Zuſätze erhalten können.

Hrn. B. R. Pörners chymiſche Verſuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunſt, 1. Th. Leipz. 1772, gr. 8. S. 351—396.

In der Scheidekunſt bedient man ſich der Galläpfel zur Unterſuchung der mineraliſchen Wäſſer. Wenn dieſe ein vitrioliſches Salz oder Eiſen = und Kupfertheile enthalten, werden ſie davon ſchwarzviolet oder purpurroth gefärbt, nachdem ſie mehr oder weniger dergleichen Zuſatz enthalten.

Es giebt ſehr geringhaltiges Eiſenwaſſer, in welchen die Gegenwart des Eiſens auf die gewöhnliche Art, da man Theebou, grünen Thee, Galläpfel, Eichenblätter, grüne Tannzapfen, rothe Roſen u. d. gl. entweder ganz oder halb gepülvert in das Waſſer thut, oder die Solutionen davon in das Waſſer gießt, mit welchem man Verſuche anſtellen will, ſchwer oder eigentlich gar nicht zu entdecken iſt. Auch zeigt ſich nicht einmal in den ſtarken Eiſenwäſſern die rechte Farbe, weil dieſe Materien eine ſtarke Farbe in ſich ſelbſt haben, welche die rechte eiſenartige violette Farbe in den ſchwachen Wäſſern verſchlucket, da ſolche das ſicherſte Zeichen von der Gegenwart des Eiſens iſt. In den ſtarken Wäſſern verurſachen vorerwähnte Dinge eine dunkle Farbe, welche weder blau noch ſchwarz iſt, ausgenommen, daß ſie Anfangs ein wenig blau iſt, ſich aber bald in eine aus braun und roth vermengte Farbe verwandelt; und da die rechte Eiſenfarbe gleichfalls darunter ſeyn kann, ſo iſt man ungewiß, ob ein ſolches Waſſer Eiſen enthält oder nicht.

Die Probe mit einem ſchwachen Eiſenwaſſer wird nach Hrn. Salberg Vorſchrift im 5. B. der überſ. Abhandl. der königl. ſchwed. Akad. d. Wiſſenſch, a. d. J. 1743, S. 142 folgendermaßen verrichtet. Man erwählt gelbe, reife und dichte Galläpfel, ſchneidet das Aeußere von ihnen ab, und ſtößt den innern Theil zu einem ſehr zarten Pulver. Dieſes Pulver thut man in ein trocknes Bierglas, und ſtreicht oder reibt es mit dem trocknen Finger in dem Glaſe überall rings herum wohl an die innere Fläche des Glaſes. Hierauf ſchüttet man das Pulver aus, und bläſt den Staub wohl heraus, ſo, daß kein Pulver ſondern allein die Fettigkeit der Galläpfel im Glaſe bleibt. In dieſes Glas gießt man das Waſſer, welches man prüfen will. Enthält nun das Waſſer etwas reines eiſenartiges, ſo wird es in einem Augenblicke mit einer reinen violblauen Farbe durchzogen, welche ſich weder in roth noch in braun verändert. Der Unterſchied, welcher hiebey zwiſchen hellern und dunklern Farben des Waſſers wahrzunehmen iſt, giebt eine ſchwächere oder häufigere Gegenwart des Eiſens zu erkennen. Dieſe Prüfungsart hat auch noch einen Vorzug der Richtigkeit vor den gewöhnlichen Proben darin: Wenn die Tinctur rein eiſenhaltig iſt, und das Glas damit über Nacht bis des folgenden Tages gegen Abend ruhig ſtehen bleibt, ſo fällt die blaue Farbe zugleich mit dem Ocher auf den Boden des Glaſes nieder, und läßt das übrige Waſſer klar.

Der innerliche Gebrauch der Galläpfel in der Arzneykunſt iſt nicht ſicher anzurathen, indem ſolche noch ſtärker zuſammenziehen und verſtopfen, als die Eichenrinde.

Aeußerlich werden ſie auf mannigfaltige Art gebraucht. Das damit abgekochte Waſſer an ſchmerzhafte Zähne gehalten, zieht viel Schleim aus, und ſtillt die Schmerzen. In Südholland pflegt man zur Linderung der Zahnſchmerzen einen zerſchlagenen Gallapfel auf den Zahn zu legen. Die Wundſchäden mit dem Galläpfeldecocte gewaſchen, reinigt und heilt ſie. Das Galläpfelpulver in faulende fließende Schäden geſtreuet, reiniget und trocknet ſie. Wenn man die Aepfel zerſtoßen in Eſſig ſiedet, und wie ein Pflaſter auf die Peſtbeulen legt, ſo ziehen ſie das Gift aus, und heilen.

Eben alſo auf den Magen gelegt, ſtillen ſie das heftige Erbrechen; und auf den Unterleib gelegt, dienen ſie wider den Gebährmuttervorfall. Einige empfehlen auch gebrannte Galläpfel, die in Wein und Eſſig geweicht worden ſind, zur Stillung des Blutes, wenn ſie über die Ader zerrieben gelegt werden. Von dem Gebrauche der ausgehöhlten und in Franzbranntwein gelegten Galläpfel zum Herausziehen der Bruſtwarzen bey Perſonen, welche ſäugen wollen, ſiehe Th. VII. S. 126, f.

Eine beſondere Art Galläpfel ſind die ſogenannten Knopern, Knoppern oder Knuppern. Sie wachſen an den Früchten der Eiche oder an den Eicheln, indem man allzeit etwas von der Eichel an ihnen findet. Sie haben die Geſtalt der Galläpfel, ſind aber etwas größer, und auf der Oberfläche unebener. Sie ſind bey uns etwas ſeltenes, werden aber aus Ungarn, Mähren und Böhmen häufig zu uns gebracht. Nach des Hrn. Reg. R. v. Taube Bericht in deſſen Abſchilder. der engländ. Manufacturen 2c. 1. Th. Wien 1777, gr. 8. S. 215, wachſen dieſelben in Ungarn, Croatien, und ſonderlich Sclawonien ſo häufig auf den Eichbäumen, daß ſie jährlich 100,000 Fl. fremdes Geld herein ziehen würden, wenn die Ausfuhre erlaubt wäre; doch iſt dieſelbe im J. 1774 zur See in den öſterreichiſchen Seehäfen am adriatiſchen Meere verſtattet worden.

Wenn die Eiche in der Blüthe ſteht, und es regnet, ſo kriecht ein kleiner Wurm in die Blüthe, und verurſachet, daß anſtatt der Eichel eine flache, ſeltſam gebildete, ſtachelige Mißgeburt wächſt, welches eben die Knoppern oder Knoſpen ſind. Vor 20 Jahren ſah es der Landmann als eine Landplage an, wenn die Eichenwälder anſtatt der Maſt Knoſpen trugen; jetzt hält er es in den an Oeſterreich gränzenden Geſpannſchaften für einen Segen Gottes, weil er vieles Geld daraus löſen kann. Sie werden im October reif, fallen ab, und werden geſammelt. Aus Natolien kommen auch viele; ſie ſind aber weit theurer als die ungariſchen.

Die Färber können die Knoppern faſt beſſer als die ordinären Galläpfel gebrauchen. Es ſuchen ſie inſonderheit die Schwarzfärber und Corduanmacher. Sie dienen auch zum Gärben, und es wird daraus, wenn ſie vorher gepülvert, und hernach die Häute mäßig damit beſtreuet worden ſind, ein tüchtiges Sohlleder verfertiget. Hr. geh. R. **Pfeifer** ſagt im 4. St. ſeiner vermiſchten Verbeſſerungsvorſchläge ꝛc. Frkf. a. M. 1778, 8. S. 17, daß das Wiener Leder ihnen ſeine vorzügliche Güte zu verdanken habe.

Gallapfel-Fliege, Gallapfel-Wurm; ſiehe den folg. Artikel.

Gall-Inſect, Cynips *Linn.* Unter dieſem Namen verſteht man diejenigen Inſecten, welche mit ihrem Stachel Löcher in die Blätter und Blumen verſchiedener Bäume und anderer Gewächſe bohren, und ihre Eyer hinein legen, woraus hernach auf dergleichen Blättern Auswüchſe oder ſogenannte Gallen entſtehen. Einige nennen dieſe Thierchen Gallapfelwürmer und Gallapfelfliegen. Hr. Röſel nennt ſie Gallenweſpen, weil die ausgewachſenen Inſecten den Weſpen, denen ſie aber nicht an Größe gleich kommen, einigermaßen ähnlich ſehen. Einige Arten erreichen kaum die Länge einer Linie. Die Kennzeichen dieſes Geſchlechtes ſind nach dem Hrn. v. Linné folgende. Der Mund beſteht aus zangenförmigen Kiefern ohne Rüſſel, und der Stachel iſt ſpiral wie ein Bohrer gewunden, ſteckt aber oft verborgen. Der Ritter v. Linné führt 19 Arten an, wovon er die meiſten nach den Bäumen benennet, auf deren Blättern und Blüthen ſie ſich befinden. Außer den Eichen, auf welchen man die meiſten antrifft, und auf welchen ſie die Eichenroſen (ſ. Th. X. S. 269) und die kurz vorher beſchriebenen Galläpfel veranlaſſen, ſind auch die Buchen, Weiden, Roſenſtöcke und andere Gewächſe der Aufenthalt dieſer Inſecten, deren Eyerchen, aus welchen kleine weiße Maden kommen, zwiſchen dem

Oberhäutchen der Blätter ausgebrütet werden. Dieſe Maden finden in dem Auswuchſe der Blätter oder in den ſogenannten Galläpfeln ihre Nahrung, und bleiben darin bis zu ihrer Verwandlung, nach welcher ſie die Galläpfel vermittelſt ihrer Gebißzange durchbohren, und als geflügelte Thiere zum Vorſchein kommen. Die davon an den Weiden und Dornen entſtehenden Auswüchſe werden Dornroſen (ſ. Th. IX. S. 442) und Weidenroſen genannt.

Neuer Schauplatz der Natur, 3. B. Lpz. 1776, gr. 8. S. 261.
Entwurf einer oeon. Zoologie, Lpz. 1773, gr. 8. S. 163.

Gall⸗Loch, ſiehe oben S. 684.

Gall⸗Nuß, ſiehe Gall⸗Apfel.

Gall⸗Sucht, ſiehe Gallen⸗Sucht.

Gall⸗Thier, ſiehe Gelt.

Galla, Fr. Gala oder Gale, ein ſpaniſches Wort, welches an einigen Höfen üblich iſt, eine Feſtlichkeit, feſtliche Pracht oder prächtige Kleidung zu bezeichnen. Der Hof iſt in Galla, in feſtlicher Pracht, Fr. la cour eſt en gale. Es iſt auf morgen Galla angeſagt worden. Daher die Gallakleidung oder Gallatracht, Fr. Habit de gale, der Gallatag u. ſ. f. Ohne Zweifel iſt dieſes Wort zu Carls V. Zeiten mit andern ſpaniſchen Wörtern und Gebräuchen an den deutſchen Höfen bekannt geworden.

Zu der Galla erſcheint Jedermann, der die Entrée bey Hofe hat, nach Maßgabe des Anſagens in prächtiger Kleidung für ſich, ſeine Equipage und Bedienten, und macht bey den höchſten Herrſchaften Cour. Nach der verſchiedenen Wichtigkeit der Umſtände, wegen welcher Galla angeſagt wird, giebt es halbe und ganze, kleine und große, gedoppelte, Trauer⸗ und Ordensgalla. Zu den ordentlichen Gallatagen, die man aus den Hof⸗ und Staatskalendern, auch Hofmarſchallamtsanzeigen ſchon zu Anfange jeden Jahres weiß, gehören die Geburts⸗ Namens⸗ Vermählungs⸗ Thronbeſteigungs⸗ und Krönungs⸗ oder Regierungsantrittsfeſte bey weltlichen Herren, bey geiſtlichen aber die Tage ihrer Wahl, Conſecration und Inthroniſation. Die außerordentliche Galla beziehet

ſich auf nicht vorhergeſehene erfreuliche Fälle, und wird nach der Größe derſelben zuweilen auf 2, 3 und mehrere Tage Galla angelegt. An dem römiſch-kaiſerlichen Hofe gab es vormals nach der eingeführten ſpaniſchen Etiquette ſehr viele Gallatage; der jetzige Kaiſer Joſeph II. aber hat dieſes beſchwerliche Ceremonielweſen abgeſchafft, und das Neujahrsfeſt zum einzigen ſolennen Gallatage im ganzen Jahre feſtgeſetzt, auch ſtatt der ſpaniſchen Mantelhabite franzöſiſche Gallakleider zu tragen erlaubt. Die Trauergalla ereignet ſich an denjenigen Gallatagen, welche in die Zeit einer Hoftrauer fallen. Die Cavaliers und Damen tragen dazu Kleider von ſchwarzen Gros de Tours oder andern ſchwarzen ſeidenen Zeugen mit erhobenen Fäden. Bey kleiner oder halber Galla iſt es genug, in ſimpeln ſeidenen oder ſammtenen Röcken mit reichen Weſten zu erſcheinen. Bey großer Galla nimmt man ſchwere von Gold oder Silber gewirkte Zeuge, welche noch überdieß geſtickt oder mit Spitzen friſirt ſind, wiewohl auch neuerlich verſchiedene Höfe eigene Gallauniformen für Cavaliers und Damen namentlich vorgeſchrieben haben. Die ſogenannten Mouſquetärtreſſen machen keine Galla, ſondern es müſſen Lahntreſſen ſeyn. Ein Mannskleid mit zugeſchloſſenen Aermeln und glatt anliegenden kleinen Aufſchlägen macht ebenfalls nicht Galla, wenn es auch noch ſo koſtbar wäre. Die Galla der Damen beſteht in Anſehung der Form der Kleidung in Roben, welche insgemein aus reichen und ſchweren Stoffen verfertigt ſind; der übrige Staat beruhet auf koſtbaren Spitzen und Edelſteinen.

Die Gallalivree der Bedienten, die Gallakutſche ꝛc. müſſen von verhältnißmäßiger Wichtigkeit und nach einem guten Geſchmacke eingerichtet ſeyn.

Gallande, eine Pfirſichſorte; ſ. unter Pfirſiche.

Gallatura, der Hahnentritt; ſiehe Th. XI. S. 739.

1. Galle, (*) eine Benennung verſchiedener rundlicher Erhöhungen.

1. Der außerordentlichen Auswüchſe an den Blättern und Pflanzen, wie z. B. der Galläpfel, welche in mehrern Gegenden nur Gallen heißen.

Die

(*) Daß Gall, Galle ſchon von den älteſten Zeiten an etwas Erhabenes, Rundes bedeutet hat, erhellt unter andern auch aus dem Hebr. גללם, ein Haufe, גלל, wälzen, גלגל, ein Rad u. ſ. f. Siehe Gall-Apfel Anmerk.

Die neuern Beobachtungen lehren uns, daß die Gallen Auswüchſe ſind, welche durch das übermäßige Wachsthum eines gewiſſen Theiles des Baumes oder der Pflanze entſtehen; eine Wirkung von dem Stiche gewiſſer Inſecten; folglich haben ſie entweder einen oder mehrere Würmer in ſich, welche ſich nachher in eben dergleichen Inſecten verwandeln, als von denen ſie entſtanden ſind.

Malpighi hat einen eigenen Tractat von den verſchiedenen Gallenarten geſchrieben, welchen man in dem erſten Theile ſeiner Werke, wo er von der Anatomie der Pflanzen handelt, findet. S. *Marcelli Malpighii* Opera, Lugd. Bat. 1687, 4. S. 112, fgg. Es hat nachher der Hr. v. Reaumür in ſeinen Memoir, pour ſervir à l'hiſt. des Inſ. To. III. P. 2. Mem. 12. eine vortreffliche Abhandlung von den Pflanzengallen, von ihrer Entſtehungsart, von ihren verſchiedenen Geſtalten, und von den Inſecten, welche ſie in ſich haben, und um deren willen ſie eigentlich gemacht ſind, geliefert.

Siehe auch Bonnet Betracht. über die Natur, 1772, S. 189. 190.

Eb. deſſ. und anderer berühmten Naturforſcher Abhandl. aus der Inſectologie, S. 391.

Eb deſſ. Conſiderat. ſur les corps organiſ. To. II. Art. 325, nach des Hrn. P. Göze Ueberſ. S. 214.

Hrn. Degeer Abhandl. zur Geſchichte der Inſecten, nach der mit vielen lehrreichen Anmerk. begleiteten Ueberſetz. des gelehrten Hrn. Paſt. Göze, Lpz. 1776, gr. 4. S. 56.

2. Eines fehlerhaften häutigen Auswuchſes unter der Zunge der Pferde in der Größe einer Bohne, welcher ihnen das Trinken beſchwerlich macht; Fr. Barbes oder Barbillons. (*) Man ſperrt dem Pferde das Maul auf, zieht die Zunge gelinde an ſich, und ſchneidet die Gallen mit einer Scheere dicht an der Haut weg, worauf man die Stelle mit Salz oder Eſſig reibt; ſo iſt das Uebel geheilt.

Er=

(*) In dem Catholicon, ou Dictionaire univ. de la langue françoiſe, lit. B. S. 63, wird Barbes oder Barbillons, der Froſch oder die Kröte unter der Zunge genannt, und alſo mit dem oben S. 184 beſchriebenen Zufalle, Fr. Fève oder Lampas verwechſelt.

Erxleben prakt. Unterr. in der Viehartzneykunſt, Gött. und Go-
tha 1771, 8 S. 45.
2. St. der oecon. Nachr. der patriot. Geſ. in Schleſ. v. J. 1777,
S. 9.

3. Eine andere Krankheit an den Füßen der Pferde, welche in einer wäſſerigen Geſchwulſt beſteht, wird die Flußgalle genannt, zum Unterſchiede von der Steingalle. Beyde können indeſſen auch zu dem folgenden Worte gerechnet werden.

Die Flußgalle, Floßgalle, Dän. Flodgalde, Fr. Ergot, iſt eine wäſſerige Geſchwulſt der Vorder- oder Hinterfüße der Pferde, theils an dem Knie, theils nicht weit über dem unterſten Gelenke zwiſchen dem Schienbeine und Hufe oder der ſogenannten Köthe. Dieſe Geſchwulſt verurſacht zwar dem Pferde keine Schmerzen, aber ſie kann doch durch einen Druck auf die Sehnen (Flechſen, Tendines) und Bänder (Ligamente) die Bewegung des Fußes mehr oder weniger hindern, und das Pferd auch wohl hinken machen. Ihr eigentlicher Sitz iſt hinten zwiſchen dem Röhrenbeine und der daran herunter laufenden großen Sehne, wo ſie insbeſondre ſichtbar wird, wenn das Pferd auf dem Fuße, an dem die Flußgalle vorhanden iſt, ſteht. Wenn ſie an beyden Seiten der Sehne inwendig und auswendig zu ſehen iſt, ſo heißt ſie eine durchgehende Flußgalle. Sie zeigt ſich von ganz unterſchiedener Größe; bey einigen wie eine kleine Haſelnuß, die man aber mehr fühlen als ſehen kann; bey andern wohl wie ein Taubeney; ja zuweilen erlangt ſie die Größe eines Hühnereyes, wenn ſie nicht bey Zeiten weggebracht wird.

Es giebt auch eine ſogenannte Spatgalle, welche dieſe Benennung daher erhalten hat, weil ſie nahe an dem Spatknochen befindlich iſt, und welche einige zu einer Art des Spates gemacht haben. Siehe den Art. Spat.

Die Urſachen der Flußgalle ſind wäſſerige Säfte, welche ſich in vorerwähnten Gegenden anſammeln, und nach und nach immer mehr verdicken. Sie kann, zumal bey jungen und ſchwachen Pferden, durch über-

mäßige

mäßige Arbeit veranlaßt werden. Bey einigen Pferden iſt es ein Naturfehler, der ihnen von der Mutter angeerbt iſt; und dieſe ſind faſt unheilbar. Bey andern aber entſtehen ſie von außerordentlicher Erhitzung zur Winterszeit im Kothe oder Froſte, wenn es um Mittag aufbricht, und das Pferd ſich dabey erhitzt, und nachher nicht abgewaſchen wird, auch wohl noch dazu in kalten Ställen ſtehen muß. Ueberhaupt iſt dieſer Zufall ſelten aus dem Grunde zu heilen, indem er gemeiniglich bald wieder zum Vorſchein kömmt, wenn er ſich auch einmal hat vertreiben laſſen.

Man kann gegen die Flußgallen entweder zertheilende Mittel, oder Zugſalben und beizende Mittel, oder auch das heiße Eiſen gebrauchen. Durch das letztere richtet man zwar das mehreſte aus, nur erfordert es Behutſamkeit, daß man keine Sehnen oder Bänder dadurch verletze; und es iſt auch noch die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß davon eine Narbe zurück bleibt.

Ein zertheilendes Mittel iſt Branntwein und ſpaniſche Seife, womit man die Füße wäſcht. Solches giebt einen Schaum, den man ſich darauf ſetzen laſſen muß, bis er ſich einzieht.

Die edle Reitkunſt, Eiſenach 1771, gr. 8. S. 223.

Zu einer Zugſalbe vermiſcht man 6 Loth Bilſenkrautpflaſter (Empl. de hyoſcyamo) mit einer hinlänglichen Quantität Lorbeerenöhl (Ol. laurinum,) um eine etwas dicke Salbe daraus zu machen, und ſetzt alsdann 2 Loth rothes Präcipität (Mercur. præcipit. rubr.) und ½ Loth pulveriſirte ſpaniſche Fliegen (Pulv. cantharidum) hinzu. Dieſe Salbe ſtreicht man auf Leder, und legt es ſo lange auf den Ort der Flußgalle, bis ſich ein Schorf darüber ſetzt, welches in 3 bis 4 Tagen geſchehen wird. Alsdann beſtreicht man den Schorf mit Butter oder Oehle, und läßt ihn von ſelbſt abfallen. Vor dem Gebrauche der Salbe muß man die Haare

über

über der Flußgalle abſcheeren, und, ſo lange die Salbe auf dem Schaden liegt, das Pferd ſo hoch anhängen, daß es nicht mit dem Maule zur Salbe gelangen könne, welche ihm innerlich ſehr ſchädlich ſeyn würde.

Erxleben pract. Unterr. in der Vieharzneyk. S. 56.

Zu den ſchärfer beitzenden Mitteln gehören folgende. Man nimmt Schweinſchmalz 2 Loth; Honig und Lorbeerenöhl, von jedem 1 Loth; ſpaniſche Fliegen, ungariſchen Vitriol, ſublimirtes Queckſilber, Arſenik und Paradieskörner, von jedem ½ Loth, miſcht alles zu einer Salbe, und beſtreicht die Flußgallen alle 3 Tage damit. Sie laufen nach und nach aus, und heilen von ſelbſt. Dieſe Salbe muß in einem ſteinernen oder gläſernen Geſchirre aufbehalten werden.

Oder man nimmt Euphorbium, ſpaniſche Fliegen und ſublimirtes Queckſilber, von jedem 2 Loth; venetianiſchen Terpenthin 8 Loth. Man macht den Terpenthin über Kohlen ein wenig warm, rührt obige Species darein, und vermiſcht es alſo zu einer Salbe. Alsdann legt man es, nachdem vorher die Haare rein abgeſchoren worden ſind, wie ein Pflaſter über die Flußgallen, in eben der Größe als der Schade iſt. Damit das Pferd dieſes Pflaſter nicht abſtreichen könne, befeſtigt man es mit einer Binde.

Auch kann nachfolgendes Mittel mit gutem Nutzen gebraucht werden. Man nimmt Scheidewaſſer, Spick- und Lorbeerenöhl, von jedem 1 Loth; Terpenthinöhl und Weingeiſt, von jedem 2 Loth; Wachholderöhl 3 Loth, rührt alles wohl untereinander, und beſtreicht die Galle täglich damit. Sollte ſie aber, wie es geſchieht, auslaufen, ſo heilt man den Schaden mit folgendem Pflaſter. Man nimmt weißen Traganth 6 Loth, läßt ihn in 1 Quart Weineſſig 24 Stunden weichen, thut 3 Loth rothen Bolus und das Weiße von 3 Eyern hinzu, reibt alles wohl unter einander, und hebt es in einem glaſurten Geſchirre auf.

Fränkiſche öconomiſch-landwirthſchaftliche Manchfaltigkeiten, 2. B. 1. St. Schwabach 1778, 4. S. 34, f.

Wenn man ſich aber lieber des Feuers bedienen will, ſo ſticht man einigemal mit einem ſpitzigen heiſſen Eiſen in die Flußgalle behutſam hinein, bis das

Waſſer

Waſſer heraus läuft, worauf man dieſe Stellen mit Digeſtivſalbe verbindet. Nach 24 Stunden kann man alsdann ein zuſammenziehendes Pflaſter, z. B. das Empl. de lapide calaminari darüber legen, und damit die Brandſtellen wieder zuheilen.

Erxleben, a. ang. O. S. 57.

Herr L. K. R. v. Schönfeld ſagt, er habe die Flußgallen weder durch Beitzen noch Brennen glücklich curiren können. Die Pferde wären ſehr unleidlich geworden, ehe die Gallen zu vertreiben waren, weil Haut und Haare abgehen; und wenn auch einige Feuchtigkeit heraus gezogen worden, ſo ſey doch der Grund der Galle immer geblieben, die in kurzem ſich wieder vergrößert, und Schandflecke zurück läßt. Das beſte Mittel, welches er an vielen Pferden mit Nutzen gebraucht, und womit er die Gallen gänzlich vertrieben habe, wäre dieſes, daß man dieſelben täglich einmal mit einer Salbe reibet, auch, wofern es die Gelegenheit verſtattet, mit einem heißen Eiſen einbrennt. Die Salbe beſteht bloß aus der Hälfte wilden Katzenfett und der Hälfte Aeſchenfett. Hievon aber ſey die Spatgalle ausgenommen, welche gemeiniglich ein ererbtes Uebel, alſo nicht wohl zu vertreiben, allenfalls aber durch das angezeigte Mittel zu mindern iſt. Am beſten wirkt dieſes Mittel, wenn man, wie bey allen Krankheiten, bey Zeiten zu Hülfe kömmt, und das Uebel nicht erſt zu tief einwurzeln läßt; denn wenn ſich die Flußgallen verhärten, und gleichſam zu einem harten Gewächs werden, ſo iſt damit gar nichts vorzunehmen.

Die Landwirthſchaft und deren Verbeſſerung, nach eigenen Erfahrungen beſchrieben von Joh. Gottl. v. Schönfeld, Leipz. 1773, gr. 8. S. 490.

Manche ſind darauf gefallen, die mit einer Feuchtigkeit oder einem gelben Waſſer angefüllten Flußgallen damit zu curiren, wenn ſie ihnen den vermeinten Zufluß der Feuchtigkeit dadurch benähmen, daß ſie dem Pferde die Blaſe ſchneiden, welches mit vielen Schmerzen des Pferdes geſchieht, daſſelbe

auch

auch auf einmal untüchtig macht, in dem Waſſer fortzukommen, und ſchwimmen zu können. Dieſe Operation iſt zwar für hartnäckige Mauken, imgleichen für ſolche böſe Feuchtigkeit, wovon die Straubfüße entſtehen, deren Anfang gemeiniglich eine Mauke iſt, brauchbar; ſiehe den Art. Mauke; niemals aber muß man dieſe Cur in der Abſicht, die Flußgallen dadurch gründlich zu curiren, gebrauchen.

2. Galle, (*) eine im gem. Leben übliche Benennung verſchiedener Arten von Mängeln, beſonders fehlerhaften Flecken oder Stellen.

1. Ein fehlerhafter Flecken in dem Hufe der Pferde, welcher bis auf das Leben geht, und auch die Steingalle genannt wird, zum Unterſchiede von der Flußgalle; ſiehe den vorhergehenden Artikel.

Steingallen, Fr. Molettes, werden diejenigen rothen Flecken genannt, welche in den Ecken der Hornſohle bey dem Ballen zwiſchen der Wand und dem Strahle angetroffen werden. Sie befinden ſich mehrentheils an den Vorderfüßen nach der innern Seite des Fußes hin, d. i. an der innern Ecke; weniger in der äußern, und an den Hinterfüßen nur ſehr ſelten. Füße, die von Natur ſchmal, hoch und zum Austrocknen geneigt ſind, ſind davon ſelten befreyt; nicht weniger auch diejenigen, welche eine einwärts gebogene Wand und zugleich eine niedrige Tracht haben, wodurch Anlaß gegeben wird, daß die Sohle in den Ecken entweder von dem Hufeiſen oder von Grand und Steinen, die ſich hier zwiſchen dem Eiſen und der Sohle geſammelt haben, oder aber, wenn das Hufeiſen bey deſſen Stollen zu kurz iſt, von Steinen des Erdbodens gedrückt werden kann. Wie es ſcheint, ſo mögen dieſes die Alten bereits eingeſehen, und deshalb dieſen Man=

(*) Im Isländ. bedeutet Galle ausdrücklich einen Mangel, einen Fehler, und galen iſt im Schwed. ſo wie gall im Däniſchen, fehlerhaft, mangelhaft. Auch das Schwed. gall, unfruchtbar, gelt, ſcheint hieher zu gehören. Im Engl. iſt gall, die Haut verwunden. Siehe Gelt.

Mangel die Stein-Galle genannt haben. Weil aber auch zum öftern in hohen, hohlen, ſo genannten Eſels-hufen, Steingallen anzutreffen ſind, bey welchen weder das Hufeiſen, noch unter demſelben geſammelter Sand oder Steine, die Gegend der Steingallen hart drücken können, ſo müſſen noch außerdem wohl andere Urſachen ſeyn, durch welche die Steingallen entſtehen können; wovon ich weiter unten ein Mehreres ſagen werde. Dergleichen rothe Flecken, wie die Steingalle iſt, werden auch insbeſondere bey platten oder Vollhufen hin und wieder in der Hornſohle, vorn bey der Zehe, oder neben der Spitze des Strahles, ja bisweilen wohl gar auf dem Strahle, wahrgenommen. Dieſe nennt Kerſting, um ſie von den Steingallen zu unterſcheiden, rothe Sohlen-Flecken; der Hr. Baron v. Sind nennt ſie blaue Mäler, die Steingallen aber dürre blaue Mäler; ſiehe Th. V, S. 619, fgg.

Sowohl die Steingallen, als auch die hin und wieder in der Hornſohle anzutreffenden rothen Sohlenflecken, entſtehen allemal aus einer vorhergegangenen Entzündung in der Fleiſchſohle an derſelben Stelle. Diejenigen Urſachen aber, welche zu einer Entzündung in der Fleiſchſohle Anlaß geben, ſind bereits oben, im Art. Fuß-Entzündung, S. 546—548, gezeigt worden, und hier zu widerholen unnöthig. Daß aber außer dieſen Urſachen auch noch Steingallen öfters daher kommen, wenn die Pferde, wie in großer Herren Marſtällen gewöhnlich iſt, trocken ſtehen, lehrt die Erfahrung, indem ſie weit ſeltener bey Landpferden, welche im Stalle auf Miſt oder auf lehmigen Boden ſtehen, angetroffen werden.

Es laſſen ſich hier ganz natürlich die Fragen aufwerfen: warum die Steingalle mehr in ſchmalen, hohen, als in guten minder hohl gebildeten Füßen angetroffen werde? da doch dieſer ihre Hornſohle viel leichter von dem Erdboden gedrückt werden kann, weil ſie nicht

nicht, wie jener ihre, ſo tief nach dem Fuße hin gewölbt, und dem Erdboden, wenn das Pferd aufrecht ſteht, weit näher als die Sohle eines ſchmalen hohlen Fußes gelagert iſt. Und warum können auch Steingallen entſtehen, ohne daß die Sohle zuvor einen äußern Druck in ſelbiger Gegend erlitten hat? und warum ſind die Steingallen bey unbeſchlagenen Füßen weit ſeltener, als bey beſchlagenen, anzutreffen? Denn, würden ſie, ohne Ausnahme, bloß vom äußern Drucke wider die Ecken des Fußes entſtehen, ſo müßte auch folgen, daß dergleichen mehr in unbeſchlagenen Füßen, als in beſchlagenen angetroffen würden, wovon doch die Erfahrung das Gegentheil beweiſet. Dieſe aufgeworfenen Fragen beantworten zu können, iſt nöthig, daß man die Geſtalt der innern Seite der Hornſohle kenne. Dieſe hat überall, auf ihrer innern nach der Fleiſchſohle hingekehrten Fläche, umgekehrt die nämliche Geſtalt, welche ſie hat, wenn der Fuß von dem Schmiede allenthalben dünn ausgewirkt iſt; das heißt, ſie iſt auf ihrer innern Fläche da erhöhet, wo ſie von außen vertieft, und in derjenigen Gegend vertieft, wo ſie von außen erhaben iſt. Bey den Ballen auf jeder Seite des Strahles, da wo die Steingallen gefunden zu werden pflegen, und wo von außen die Hornſohle nach dem Strahle hin ſich tief zum Fuße lenket, bildet ſie auf ihrer innern Fläche eine von beyden Seiten zugeſchärfte keilförmige Erhabenheit, welche hier in Anſehung ihrer Höhe bisweilen einen Zoll beträgt, und hinten von den Ballen nach der Zehe hin immer niedriger, und zugleich weniger ſcharf wird, bis ſie ſich bey der Spitze des Strahles ganz verlieret. Je ſchmaler und hohler der Fuß iſt, deſto mehr iſt auch die Hornſohle nach dem Fuße hinauf gebogen, und deſto höher und zugleich ſpitziger ſind auch ihre nach der Fleiſchſohle hingekehrte Erhabenheiten in den Ecken der Ballen. Eben durch dieſe ſcharfe Erhabenheiten wird bey jedem Tritte des Pferdes die Fleiſchſohle mehr, wie anders⸗

anderswo, gedrückt, ja, ſie wird davon vorzüglich in den Ecken, gleichſam wie von einem ſtumpfen Nagel, geſtochen. Dieſes alles mit noch mehrerer Deutlichkeit einſehen zu können, betrachte man die innere Hornſohlenfläche an einem abgefallenen Hufe; alsdann wird man ſich gewiß die vorher aufgeworfenen Fragen ſelbſt beantworten können. Man wird auch ſodann mit Ueberzeugung einſehen, daß 1) darum die Ecken bey den Ballen derjenige Ort ſeyn, wo die Steingallen entſtehen, weil hier die Fleiſchſohle durch die ſcharfe Erhabenheit der Hornſohle weit mehr, als anderswo, gedrückt wird, mithin hier die Fleiſchſohle auch leichter, als anderswo, entzündet werden muß. 2) Weil bey ſchmalen hohen Füßen auch dieſe Erhabenheiten der Hornſohle mehr hoch und gleichſam ſpitziger, als bey gut gebildeten Füßen, ſind: ſo ſind auch daher jene mehr, als dieſe, den Steingallen ausgeſetzt. 3) Weil bey dem Niedertreten jedesmal der ſtärkſte Druck auf die innere Seite des Fußes, oder auf deſſen innere Wand geſchieht, und mehrentheils die innere Wand ſchwächer iſt als die äußere: ſo entſtehen die Steingallen auch mehr in den innern, als in den äußern Ecken. 4) Unbeſchlagene Pferde behalten ihre natürliche Stärke der Hornſohle, und werden derſelben nicht, wie leider bey dem Beſchlage durch das Auswirken geſchieht, beraubet; ihre Stärke hält den ſo ſehr ſchädlichen Druck wider die Fleiſchſohle ab, und üble Folgen werden dadurch verhütet. 5) Pferde, die in trocknen Ställen zu ſtehen gehalten werden, deren Füße ſind auch dahet geneigt zuſammen zu trocknen, wodurch die Hornſohle ſchmäler und mehr nach dem Fuße hin gebogen wird. Alles dieſes zuſammen genommen giebt Anlaß, daß daher bey den Ecken des Fußes die Fleiſchſohle geklemmet, mithin hier Veranlaſſung zu einer Entzündung gegeben wird.

Eine ſehr ſeltſame Beſchreibung der Steingallen findet man in der deutſchen Ueberſetzung von D. Heinr. Brakens Roß-

arzneykunſt, S. 347 welche folgendermaßen lautet: „Die „Steingallen ſind eine harte runde Geſchwulſt am Hintertheile „des Hufs auf der Krone, deren Urſache von einem Steine „herrührt, welcher durch die Sohle getreten, nachmals aber „in derſelben in die Höhe gedruckt, bey der Krone aber ſtehen „geblieben iſt, und eine Steingalle erzeuget hat." Hr. Prof. Zeiher in Wittenberg, hat in ſeinem Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde und deren Heilung, Berl. 1771, 8. wie beynahe alles, ſo auch dieſen irrigen Begriff von Steingallen, aus Brakens Buche nachgeſchrieben.

Die Steingallen können nicht beſſer geſehen werden, als wenn das Hufeiſen vom Fuße genommen, und die Sohle in den Ecken etwa ſo viel ausgeſchnitten wird, daß man die Farbe ihrer Oberfläche erkennen kann. Weil aber eine ſolche Unterſuchung bey einem Pferdekaufe, ins beſondere auf Märkten, weder ſchicklich noch gebräuchlich iſt; ſo müſſen einem Kenner die Geſtalt und äußere Bildung der Füße bekannt ſeyn, durch welche die Gegenwart der Steingallen und die rothen Sohlenflecken verrathen werden. Wenn man nun hiedurch auf die Gedanken gebracht worden iſt, daß das Pferd Steingallen haben könne, ſo ſchabet man mit einem dazu ſchicklichen Meſſer die Sohle in den Ecken, und überall, rein ab, bis deren natürliche Farbe geſehen werden kann; kommen alsdann in den Ecken rothe Flecken zum Vorſchein, ſo iſt man der Gegenwart der Steingallen gewiß. Allein, ihre wahre Beſchaffenheit, d. i. in wie weit dieſelben geringe oder ſchädlich zu achten ſeyn, ſolches läßt ſich nicht eher gründlich beurtheilen, als bis das Hufeiſen abgenommen, und die Sohle in den Ecken ausgewirkt iſt. Ringelhufe, die dabey etwas platt ſind, laſſen mehrentheils Steingallen und zugleich rothe Sohlenflecken vermuthen. Die Füße mit niedrigen und einwärts gebogenen Wänden, ſind auch mehrentheils mit Steingallen beſchwert; ſo auch ſchmale Eſelshufe. Die Beſchaffenheit der Steingallen, wie auch die Geſtalt des Fußes, beſtimmen, ob das

Pferd

Pferd davon ſchmerzhaft gehe, oder nicht; daher ſind ſie bisweilen wenig, und ein andermal viel bedeutend. Vielbedeutend ſind ſie, wenn 1) das Pferd auf hartem Boden davon ſchmerzhaft geht, oder wohl gar hinket; 2) wenn der Umfang der Steingalle groß iſt, und eine dunkelrothe Farbe hat; wenn das abgeſchnittene rothe Horn ſehr locker iſt, und gleichſam wie ein verdicktes Blut ausſieht, oder aber ſich wie vertrocknetes Blut zerreiben läßt: 3) wenn der Fuß niedrige und eingebogene Wände hat; und 4) wenn die Wand, da wo die Steingallen zugegen ſind, von der Hornſohle abgeſondert, und nicht mit derſelben, wie bey einem geſunden Fuße, vereinigt iſt. Hingegen ſind ſolche Steingallen wenig zu fürchten, wenn 1) das Pferd gar nicht, auch nicht auf ſteinigem Boden, ſchmerzhaft geht, 2) wenn ſie einen kleinen Umfang haben, und ihre Farbe blaßroth oder nur gelb iſt; 3) wenn die von der Steingalle abgeſchnittenen Hornſpähne zäh und beynahe dem geſunden Horne gleich ſind; 4) wenn der Fuß eine gute Geſtalt hat, deſſen Wände ſtark, nicht einwärts gebogen, und mit der Hornſohle vereinigt ſind.

Die mehreſten Steingallen rühren wohl unſtreitig davon her, weil man bey jedem Beſchlage die Hornſohle in den Ecken zu dünn auswirket, und hiedurch dieſelbe dermaßen ſchwächet, daß ſie bey jedem Drucke nach der Fleiſchſohle hin gebogen, und dieſe von der innern ſcharfen Erhabenheit der Hornſohle ſchmerzhaft gedrückt wird; ſiehe oben, S. 723. Da es nun eine ausgemachte Regel iſt, daß man zuvor die Urſache eines Schadens hinweg ſchaffen müſſe, ehe man denſelben zu heilen gedenkt; ja, wer weiß es nicht aus Erfahrung, wie oft die Natur die Heilung des Schadens blos ſelbſt zu vollbringen weiß, wenn nur die Urſache deſſelben weggenommen iſt: ſo folgt hieraus, daß das dünne Auswirken bey Füßen, welche Steingallen haben, ſchädlich, und weniges Auswirken dienlich ſey. Dieſes hat eine

lange Erfahrung gelehrt; und man darf daher bey geringen Steingallen nichts weiter thun, als nur den Fuß bey dem Beſchlagen nicht viel auszuwirken; hievon pflegen ſie nach und nach ſich von ſelbſt zu verlieren.

Ein Pferd, welches bösartige Steingallen hat, wird, ſo lange deſſen Huf weich iſt, und die Hufeiſen ſo aufgeſchlagen ſind, daß dadurch der Ort der Steingalle weder durch das Eiſen ſelbſt, noch von dem Erdboden gedrückt werden kann, nicht leicht davon hinken. So bald aber deſſen Hufe, es ſey durch was es wolle, trocken und hart werden, ſo bald wird es auch, ins beſondere auf hartem Boden, wo nicht hinken, doch ſchmerzhaft gehen. Eben dieſes erfolgt auch, wenn der Ort der Steingalle durch ein zu enges, oder durch ein auf dem Fuße ſchief getretenes, oder zu kurzes Hufeiſen, von dem Erdboden gedrückt wird. Aus einem ſolchen, ſowohl im Gehen als im Stillſtehen des Pferdes immer widerderholten Drucke derjenigen Stelle der Fleiſchſohle, wo die Steingalle ſich befindet, entſteht eine Entzündung, welche mehrentheils zum Schwären gelanget, und das Schwären der Steingalle genannt wird. Die davon entſtehenden Schmerzen ſind jedesmal der Größe der Entzündung und der Reizbarkeit des Körpers gemäß; ins beſondere iſt bey einem reizbaren Körper allemal ein ſchmerzhaftes Fieber mit zugegen, daher das Pferd bisweilen vom Freſſen abläßt.

Daß ein Pferd wegen ſeiner Schmerzen von der Steingalle hinke, ſolches wird erkannt: 1) wenn daſſelbe im Gehen nicht dreiſt hinten auf die Ballen treten will; 2) wenn, nachdem man das Eiſen vom Fuße abgenommen, und die Hornſohle etwas ausgewirkt hat, ſich in den Ecken Steingallen zeigen; und 3) wenn das Pferd, nachdem man durch Kneipen mit der Hufzange hin und wieder die Sohle ſetzet, um dadurch den Sitz des Schmerzes zu entdecken, an dem Orte wo die Steingalle zu ſehen iſt, ſehr zuckt, und hiedurch die meh=

mehreſten Schmerzen vom Kneipen der Zange zu empfinden verräth. 4) Wenn aber die Steingalle zum Schwären gelangt iſt, ſo wird über derſelben der Saum dick, und der Eiter bricht hinter der Wand hervor.

Faſt in allen Pferdearzeneybüchern, wird als ein Hülfsmittel wider Steingallen vorgeſchrieben, daß man die Sohlen in den Ecken nebſt der Steingalle, bis auf das Bluten, wegſchneiden ſoll. Dieſer ſchädliche Gebrauch iſt ſo allgemein geworden, daß auch ein jeder Dorfſchmid, ſo bald er bey dem Beſchlagen das geringſte von Steingallen wahrnimmt, ſich verbunden hält, die Hornſohle in den Ecken nebſt den Steingallenflecken bis auf das Blut weg zu ſchneiden, in der Hoffnung, daß, weil der rothe Flecken der Steingalle weggeſchnitten worden, auch dieſelbe hernach nicht wieder zum Vorſchein kommen könne. Allein, die Folge lehrt das Gegentheil, indem das Pferd nicht nur öfters davon ſtärker hinket, ſondern nachher auch die Steingalle mit dem wachſenden Horne wieder von neuem erſcheint. Und wenn es ſich auch einmal zutrüge, daß ein Pferd beſſer gehen könnte, nachdem ihm auf die eben beſchriebene Art die Steingallen ausgeſchnitten worden ſind, ſo rührt dieſes blos daher, weil vorher das Hufeiſen bey der Stolle auf dem Orte der Steingalle aufgelegen und daſelbſt gedrückt hatte, und hernach dieſer Druck durch das Wegſchneiden des Hornes auf eine kurze Zeit vermieden worden iſt. Noch mehr iſt es zu mißbilligen, wenn Schmiede, nachdem ſie den Ort der Steingalle vom Horne entblößt, und daſſelbe bis auf das Blut weggeſchnitten haben, die Stelle mit Scheidewaſſer, mit Vitriolöhl oder mit Spießglanzbutter begießen, und hiemit den Schaden auszurotten ſuchen. Sie erreichen dadurch ihren Endzweck keinesweges; vielmehr wird durch dergleichen freſſende Mittel nicht nur die Entzündung vermehrt, ſondern es werden auch bisweilen die Flecken der Fleiſchſohle, aus welchen die hornigen Röhrchen entſpringen,

dergeſtalt weggefreſſen und in Unordnung gebracht, daß hernach dieſe Stelle ſich nur mit einem lockern Horne bedeckt, und erſt nach langer Zeit ihre natürliche Dichtigkeit wieder erhält. Der Herr Baron von Sind folgt anderer ihrem Vorſchlage, und läßt zur Heilung der Steingallen die Sohle ausreißen.

Nach dem jetzt angeführten, kann ein jeder leicht beurtheilen, was von dem von Hrn. D. Weitz im 2. St. ſeines churſächſ. Landphyſicus, v. J. 1771, S. 31, f. angeprieſenen Mittel zu halten ſey. Es heißt daſelbſt:

„Man laſſe das Pferd recht tief ausſchneiden, bis der „Schmied auf die Steingalle kömmt. Alsdann laſſe man ſie „öffnen, und mit einem Kratzer aufkratzen, damit ſie blute. „Hierauf nehme man Terpenthin, ſublimirten Mercurius, „und ungelöſchten Kalk, zu Pulver geſtoßen, von jedem gleich „viel. Dieſe drey Dinge miſche man wohl unter einander, „mache Kügelchen davon, in der Größe wie das Loch der „Steingalle iſt, und thue eins in die Oeffnung derſelben.“

Ich bin überzeugt, daß alle Arten von Steingallen geheilet werden können, ohne daß man dem bereits mit Schmerzen geplagten Thiere die Sohle vom ganzen Fuße abzureißen nöthig hat. Auch ein Arzt der Thiere muß in ſeinen Berufsgeſchäften, ſo viel als möglich, gegen das kranke Vieh ſein menſchliches Mitleiden ausüben, und nicht in unnützen ſchmerzhaften Operationen ſeine Vorzüge oder ſeinen Gewinn ſuchen, ſondern vielmehr den ſanfteſten und gelindeſten Weg erwählen.

Das Sohlenausreißen war vor wenigen Jahren in Deutſchland ſo ſtark im Gebrauch, wie es noch jetzt in Holland und Brabant iſt, daß nur derjenige Schmied für geſchickt gehalten ward, welcher barbariſch genug war, bey einem, auch geringen, Hufſchaden ſogleich die ganze Hornſohle auszureißen. Dieſe hernach an die Thürpfoſten und Nothſtälle feſt genagelten Hornſohlen, die aus den Augen geſchnittenen Nägel, und die ausgeſchnittenen Mäuſe, (ſ. Th. III, S. 32, f. und 37) wurden für Beweiſe von des Schmiedes gethanen Curen gehalten. Bey einem ſolchen Anblicke muß ein jeder, der Vernunft und Menſchlichkeit noch nicht abgelegt hat, wohl eben dergleichen Schauer empfinden, den er hat, wenn er einen mit vielen Reihen Zähnen um=

umhangenen Zahnarzt unter einem großen Haufen von Menſchen ſtehen ſieht, die des Marktſchreyers Kunſt in tiefſter Ehrfurcht bewundern.

Eine geringe Steingalle, welche ſich blos mit einem rothen Flecken in den Ecken der Sohle zeigt, mit welcher keine Empfindung verknüpft iſt, und wovon das Pferd im Gehen keinen Schmerz empfindet, wobey zugleich der Huf eine gute Geſtalt, d. i. keine niedrige Tracht oder eingezogene Wände hat; eine ſolche Art von Steingalle wird ſchon die Natur für ſich allein heilen, wenn nur die Sohle in den Ecken nicht ausgeſchnitten, ſondern dieſelbe bey aller ihrer Stärke erhalten wird. Zugleich muß man dahin trachten, den Fuß weich zu erhalten. Man kann daher, in dieſer Abſicht, jeden andern Tag, den Einſchlag No. 1 (*), oder No. 2 (**), auf die Sohle legen, oder, wie man es mit dem Kunſtworte nennt, den Fuß damit einſchlagen. Nicht weniger iſt es auch dienlich, den Huf oben bey dem Saum, ins beſondere an den Wänden mit einer guten Hornſalbe, (dergleichen ich an ſeinem Orte beſchreiben werde) jeden andern Abend zu ſchmieren. Bey dieſem Verfahren wird der rothe Flecken der Steingalle nach und nach blaſſer werden, und endlich ganz verſchwinden.

Wenn aber der mit Steingallen behaftete Fuß eine niedrige Tracht, oder einwärts gebogene Wände hat, ſo muß vor allen Dingen darauf geſehen werden, dieſe Fehler zu verbeſſern, und durch den Beſchlag es dahin zu bringen, daß der Fuß höhere, und ſtatt einwärts, nunmehr auswärts gebogene Wände bekomme. Denn, weil niedrige oder einwärts gebogene Wände die Urſa-

Z z 5 chen

(*) Einſchlag *No.* 1. Leinöhlkuchen, mit einer hinlänglichen Quantität Urin zu einem Brey gemacht.

(**) Einſchlag *No.* 2. Man nehme Lehm oder Thon-Erde 2 ℔, und miſche es mit ½ ℔ Schweinſchmalz und genugſamen Waſſer zu einem Brey.

chen zu Steingallen abgeben, ſo läßt es ſich auch leicht einſehen, wie nöthig es ſey, die Fehler abzuändern, und den Fuß zu einer ſolchen beſſern Geſtalt zu bringen, wodurch dergleichen ſchädliches Drücken vermieden wird. Wie aber die niedrigen und einwärts gebogenen Wände durch den Beſchlag verbeſſert werden können, werde ich im Art. Hufbeſchlag zeigen. Man kann verſichert ſeyn, daß, ſo wie ſich der Fuß, in Anſehung dieſer Fehler, durch den nützlich angebrachten Beſchlag beſſern wird, auch die Steingallen, ohne weiter etwas dawider zu gebrauchen, als was kurz vorher empfohlen worden iſt, ſich nach und nach verlieren werden. Zu dieſem Endzwecke wird man nimmermehr gelangen, ſo lange man blos auf die Steingalle auch kräftige Mittel bringt, wenn man nicht zugleich auf diejenigen Urſachen ſieht, aus welchen die Steingalle entſtanden iſt.

Andere Heilmittel werden alsdann erfordert, wenn das Pferd von den Steingallen Schmerzen empfindet, und deshalb auf hartem Boden ſchmerzhaft geht; woraus zu ſchließen iſt, daß die Fleiſchſohle unter der Steingalle, wiewohl nur geringe, entzündet ſey. In dieſem Falle muß der Arzt auf folgendes ſein Augenmerk richten. Zuerſt muß er das Hufeiſen abnehmen und unterſuchen, ob nicht daſſelbe den Ort der Steingalle gedrückt habe? Wofern dieſes geſchehen wäre, muß er das Eiſen bey den Stollen in etwas von dem Fuße abwärts, und ſo richten, daß es nicht, wie zuvor, auf den Ort der Steingalle dicht aufliege, und daſelbſt die Sohle drücke. Wenn dieſes geſchehen iſt, muß, ehe das Eiſen wieder auf den Fuß aufgeſchlagen wird, die Steingalle, ſo weit nämlich das Horn blutroth iſt, mit einem an der Spitze gekrümmten Meſſer, Fig. 843, heraus gegraben werden. Das Ausſchneiden der Steingalle mit dem Wirkmeſſer iſt um deswillen ſchädlich, weil man genöthigt iſt, mit der Steingalle zugleich auch das geſunde Horn in der Ecke weg zu ſchneiden, und weil hiedurch die

Horn=

Hornſohle zu ſehr geſchwächt wird. Dieſes aber kann vermieden werden, wenn man mit dem angezeigten Meſſer bloß das roth gefärbte Horn aus der Ecke heraus gräbt, das geſunde aber ſtehen läßt, ſo, daß die noch geſunde Hornſohle in den Ecken ihre nützliche Stärke behält. Es darf aber in dieſem Falle die Steingalle nicht bis zum Bluten auf die Fleiſchſohle hinunter ausgegraben werden, ſondern es iſt tief genug, wenn man beynahe bis zu der Fleiſchſohle hingekommen iſt. Die Abſicht des Ausgrabens iſt nur die, daß das hernach angebrachte Hülfsmittel deſto leichter in den entzündeten Ort der Fleiſchſohle wirken könne; und es geſchieht nicht, wie man insgemein glaubt, um deswillen, daß das rothe Horn die Fleiſchſohle nicht ſtechen möge, weil es nicht der Dorn iſt, wodurch die Fleiſchſohle geſtochen wird, ſondern es iſt nur die Folge von der Entzündung der Fleiſchſohle in den Ecken.

Nachdem nun das rothgefärbte Horn, nach der gegebenen Vorſchrift, bis beynahe auf die Fleiſchſohle heraus gegraben iſt, thue man etwas weniges von einer aus gleichen Theilen Balſ. Arcæi und Ungu. baſilic. beſtehenden Salbe, oder von venediſchen oder auch nur gemeinen Terpenthin, in einen eiſernen Löffel, laſſe es darin auf gelindem Kohlfeuer äußerſt heiß werden, und gieße es in die gemachte Grube, ſtopfe ſodann etwas Flachs hinein, und nagele das Eiſen wieder auf den Fuß. (Falls man keinen eiſernen Löffel hätte, kann die Grube mit einem der gedachten Mittel angefüllet, und ein heiß gemachtes ſpitziges Eiſen nahe daran gehalten werden, damit das Mittel in der Grube ſchmelze). Dieſes Eiſen kann man alle zween Tage vom Fuße abnehmen, die Steingallengrube, wie zuerſt, verbinden, und ſolches etlichemal wiederholen. Uebrigens iſt noch dabey zu beobachten, daß die Grube jedesmal ſo mit Flachs verſtopfet und ausgefüllet werden muß, daß kein Koth oder Sand in derſelben ſich einſammeln könne. Dabey wird

jeden

jeden Abend von den Einſchlägen, No. 1 oder 2, etwas auf die Sohle geleget, und zugleich auch die Wand mit Hornſalbe geſchmiert. Nach dieſem Verfahren wird das Pferd bald beſſer gehen; geſchähe aber dieſes nach etlichen Tagen nicht, und ſollte das Pferd, ſtatt beſſer, weit ſchlimmer gehen: ſo iſt ſelbiges ein Zeichen, daß die Entzündung in ein Schwären übergehe und alsdann muß der Schade, wie ich ſogleich zeigen werde, behandelt werden.

Wenn ein Pferd vor Schmerzen der Steingalle nicht blos blöde geht, ſondern vielmehr desfalls hinket, bey dem Gehen auf die Ballen nieder zu treten ſich äußerſt ſchonet, und die Empfindung eines heftigen Schmerzes bezeiget, wenn man es mit der Zange in der Ecke kneipt, wo die Steingalle ihren Sitz hat; ſo läßt ſich daraus ſchließen, daß entweder die Entzündung den Zeitpunct, in Schwären überzugehen, erreicht habe, oder ſchon wirklich dazu gelanget ſey. Es entſtehen aber dergleichen Schäden nicht bloß bey Pferden, welche vorher Steingallen hatten, ſondern auch ſolche, die von Steingallen rein waren, können durch das Dünnſchneiden der Ecken auf Reiſen dazu gelangen. Hat ſich der Arzt durch die ſo eben angeführten Kennzeichen verſichert, daß dem Pferde die Steingalle zum Schwären gelangen werde, oder bereits dazu gekommen ſey, ſo ſchneidet er mit dem Hakenmeſſer das Horn in der Ecke, wo die Schmerzen ſind, ſo tief weg, bis er der Fleiſchſohle ſo nahe gekommen iſt, daß etwas Blut, oder ein gelber Saft, oder der Eiter, daſelbſt hervor dringen kann. Kömmt ſchwarzes Blut hervor, ſo iſt dieſes ein Zeichen von einer bloß ſtarken Entzündung; kömmt aber ein gelber Saft hervor, und die Hornſohle war nahe bey der Fleiſchſohle gelb, ſo iſt die Entzündung auf dem Puncte, in ein Schwären über zu gehen. In dieſem Falle iſt es rathſam, mit dem Wirkmeſſer die Hornſohle in der Ecke, ſo viel möglich, ganz dünn auszuſchneiden, und ſodann mit dem Hakenmeſſer die Hornſohle, da, wo ſie widernatürlich

lich gelb iſt, bis auf die Fleiſchſohle, oder wenigſtens ſo tief, bis der gelbe Saft hindurch duften kann, wegzunehmen; hernach mache man etwas von oben gedachter Salbe in einem Eßlöffel warm, gieße es in die Wunde, und bedecke ſie mit Flachs. Dieſes thue man täglich zweymal, lege jedesmal den Einſchlag, No. 1, oder No. 2, über die ganze Hornſohle, und befeſtige ihn mit einem um den Fuß gebundenen Lappen; denn es würde zu mühſam ſeyn, jedesmal, um die Wunde zu verbinden, das Eiſen abzunehmen und hernach wieder aufzuheften.

Wenn nun das Pferd hienach beſſer geht, und die Wunde wenig eitert, ſo nehme man etwas von dem Mittel No. 3 (*), gieße etliche Tropfen Lein= oder Baumöhl in einem Eßlöffel dazu, und laſſe es auf gelindem Feuer unter einander ſchmelzen; ſodann gieße man ſolches warm in die Wunde, bedecke ſie mit Flachs und ſchlage das Eiſen auf den Fuß. Dieſer Verband kann 4 Tage liegen bleiben. Es wird dadurch das friſche Horn verhärtet, und zugleich verhütet, daß ſich kein Sand in der Wunde ſammeln und das noch zu weiche Horn drücken könne; und wenn das Pferd auch ſchon gut geht, ſo kann es doch bey der gut verwahrten Wunde noch gebraucht werden.

Iſt aber bereits die Steingalle zum Schwären gelangt, und verſchaffet man dem Eiter in der Ecke durch Wegſchneiden der Hornſohle nicht bald einen Ausfluß, ſo dringt derſelbe hinter der Wand hinauf, und bricht an der Seite bey dem Saume (der Krone), nahe bey den

(*) No. 3. Man nehme Gummi Elemi 4 Loth, venediſchen Terpenthin 3 Loth, Wachs 8 Loth, Baumöhl 4 Loth; dieſes ſchmelze man über gelindem Feuer unter einander, und miſche zuletzt 4 Loth fein gepülverte runde Hohlwurzel, und 2 Loth Drachenblut hinzu, laſſe es erkalten, und hebe es zum Gebrauche auf.

den Ballen, hervor. Hiebey leidet das Pferd groſſe Schmerzen, wobey ſich gemeiniglich ein Fieber einfindet; das Bein iſt am Feſſel, und auch wohl über dem Feſſelgelenke, von dem Fuße bis zum Knie hinauf, geſchwollen. In dieſem Falle muß die Hornſohle überall dünn ausgewirket, und da, wo der Eiter ſich befindet, mit dem Hakenmeſſer ſo weit weggenommen werden, als ſie abgeſondert iſt. Alsdann wird die Wunde, ſowohl im Fuße, als auch da, wo der Eiter bey dem Saume hervor gedrungen iſt, mit der, aus Balſ. Arcæi und Ungu. baſil. vermiſchten, heiß gemachten Salbe verbunden, und in allem, auf die oben vorgeſchriebene Art, ſo lange damit continuiret, bis die Wunde nur wenigen und dicken Eiter giebt. Hierauf verbinde man täglich einmal mit der Eſſenz von der runden Hohlwurzel, oder mit einer aus Myrrhen- und Aloeeſſenz zu gleichen Theilen vermiſchten Mixtur, worauf die Wunde austrocknet, und die Fleiſchſohlen mit neuem Horne gar bald bedecket werden. Die Geſchwulſt am Beine wird dadurch gehoben, wenn man dieſelbe täglich drey und mehrmal mit dem oben, S. 555, angezeigten Mittel No. 4, wäſcht, oder, in deſſen Ermangelung, ſich des warmen Eſſigs, worunter etwas Salmiak gemiſcht worden iſt, dazu bedienet. Wofern das Pferd dabey ein ſchmerzhaftes Fieber bekäme, ſo kann ihm, wenn es vollblütig iſt, am Halſe eine Ader geöffnet, und täglich der Trank, *No.* 4 (*) eingegeben werden, bis die Schmerzen, und mit dieſen zugleich auch das Fieber, nachgelaſſen haben.

Je-

(*) Trank, *No.* 4. Man nehme gereinigten Salpeter, präparirte Auſterſchalen, von jedem 1 Loth, und gebe es mit 1 ℔ kalten Waſſers zum Maul ein.

In Ermangelung der präparirten Auſterſchalen, kann man blos 2 Loth Salpeter nehmen.

Jedesmal wird bey Hufſchäden, ſo bald die Hornſohle, der Geſchwüre wegen, an einem Orte hat weggenommen werden müſſen, die Fleiſchſohle in die Höhe ſteigen, welches die Schmiede das Vordringen des Lebens zu nennen pflegen. Sie ſind aus Unwiſſenheit ſogleich beſchäftigt, dieſe vorgedrungene Fleiſchſohle, welche bis jezt noch entzündet und geſchwollen iſt, zurück zu treiben; in dieſer Abſicht gießen ſie Scheidewaſſer und andere freſſende Mittel darauf, und bringen dadurch dem bereits leidenden Thiere noch mehr Schmerzen zuwege. Nicht viel beſſer iſt es, wenn ſie ſogleich die Wunde mit einem Gemiſche von Kalk, Ofenruß und rothem Bolus belegen. Man muß vielmehr die Wunde mit erweichenden und zugleich balſamiſchen Mitteln vom Anfange verbinden, und hiemit ſo lange fortfahren, bis das Eitern nachläßt, und die Fleiſchſohle ausgetrocknet zu werden geſchickt iſt. Alsdann erſt können die austrocknenden Mittel mit Nutzen aufgeleget, und dadurch die Verhärtung der neuen Hornſohle befördert werden, wozu insbeſondere die Mittel *No.* 5 (*) und *No.* 6 (**) dienen.

Die hin und wieder in der Hornſohle befindlichen rothen Flecken verrathen, daß das Pferd zu Entzündung der Füße geneigt ſey; oder ſie ſind vom Druck des Hufeiſens, insbeſondere, wenn das Pferd vollhufig iſt, entſtanden. Zu dergleichen Flecken ſcheinen die weißen Füße mehr, als die ſchwarzen, geneigt zu ſeyn. Sie wer-

(*) *No.* 5. Man nehme in der Luft gelöſchten Kalk und Ofenruß, von jedem gleich viel; dieſes mache man mit Eſſig zu einem Brey.

(**) *No.* 6. Man nehme gemeinen Vitriol 8 Loth; dieſes brenne man in einem eiſernen Gefäße oder einem Schmelztiegel auf ſtarkem Feuer, bis es eine rothe Farbe erhält; alsdann laſſe man es kalt werden, ſtoße es zu Pulver, und gieße 1 ℔ ſtarken Eſſig darauf. Es muß beym Gebrauche jedesmal umgeſchüttelt werden.

werden bloß dadurch vertilget, wenn man alle 14 Tage die Sohle mit dem Wirkmeſſer etwas weniger ausſchneidet, d. h. nur das obere Horn, welches bereits abgeſtorben iſt, wegnimmt; hierauf beſchmiere man die ganze Hornſohle mit gemeinem Terpenthin, nehme eine heiß gemachte Schmiedezange, und fahre mit derſelben auf der mit dem Terpenthine beſchmierten Hornſohle hin und wieder herum, damit nicht nur der Terpenthin zerſchmelze, ſondern gleichſam in die Hornſohle hinein ziehe. Nachdem dieſes geſchehen iſt, wird das Eiſen wieder aufgeſchlagen, und man braucht in der Zwiſchenzeit nichts, als jeden andern Tag einen erweichenden Einſchlag auf die Hornſohle zu legen. Hiemit wird eine Zeitlang fortgefahren, worauf die Flecken nach und nach blaſſer werden, und endlich ganz verſchwinden. Es verſteht ſich aber auch, daß bey dem Beſchlagen dahin geſehen werde, daß das Hufeiſen nicht ſehr auf die Hornſohle drücke, und daß hiedurch die vorherige Urſache der Flecken vermieden werde.

Kerſtings Unterricht, Pferde zu beſchlagen ꝛc. S. 235, fgg.

2. Flecken von dem Harze in dem Tangelholze, welches Spalten und Riſſe in demſelben machen, werden im Forſtweſen Harz-Gallen genannt; ſiehe Harz.

3. Fehlerhafte Stellen in der Seele einer gegoſſenen Kanone, heißen gleichfalls Gallen.

4. Ein heller Schein am Himmel, wie der Fuß eines Regenbogens, der Sonne gegen über, ſo für ein Zeichen eines bevorſtehenden Sturmes gehalten wird, führt im gemeinen Leben den Namen einer Wind-Galle; ſo wie 5. ein unvollkommener Regenbogen, oder ein Stück von einem Regenbogen, eine Regen-Galle, oder Waſſer-Galle genannt wird.

6. Die Fäulniß. Im Niederſ. heißt die Fäulniß in dem Käſe, die Galle. Im Weſtphäl. bedeutet galmen, einen widrigen Geruch und Geſchmack haben, wie z. B. der Knoblauch.

3. Galle,

3. Galle, (*) eine im gem. Leben übliche Benennung verſchiedener Arten von Feuchtigkeit, und deren Zuſammenfluſſes.

1. Naſſe Stellen auf den Aeckern, beſonders, wenn ſie von kleinen Quellen herkommen, werden in der Landwirthſchaft Gallen, Ackergallen, Naßgallen, Märzgallen, oder Waſſergallen, ingleichen Springflagen, Quellgründe genannt.

Man wird ſelten Felder antreffen, in welchen ſich nicht an einem oder dem andern Orte eine aus verborgenen Quellen entſpringende Verhaltung des Waſſers findet, welche insgemein Naß- oder Waſſergalle genannt wird. Dieſe, wenn ihnen nicht der benöthigte Ablauf oder Abzug (in den gemeinen Mundarten Ober- und Niederdeutſchlandes eine Dohle) verſchaffet wird, greiſen durch die Länge der Zeit immer weiter um ſich, und ſind in naſſen Jahren wenig oder gar nicht zu benutzen, weil der darein gebrachte Same gänzlich verfaulet; und daher können ſolche nur zur Noth mit Hafer oder Treſpe angebauet werden.

Die überflüſſige Feuchtigkeit verurſachet, daß der Nahrungsſaft allzu roh bleibt, auch, weil hinlängliche Wärme mangelt, ſich in der Getreidepflanze nicht gehörig vertheilen kann, indem das Wäſſerige, welches durch die Ausdünſtung fortgehen ſoll, nicht ſchnell genug geſchieden wird. Daher bleiben in den Naßgallen, bey allzu feuchtem Sommer, die Halme klein,

(*) In der Bedeutung einer Quelle oder eines feuchten Ortes iſt dieſes Wort gleichfalls ſehr alt. Schon im Hebr. iſt גל und גלה, ſowohl eine Quelle, als auch eine Welle. Im Alban. bedeutet Ggjoll einen Sumpf. Pictorius braucht Güllen von einer Pfütze und Miſtgüllen, von einer Miſtpfütze. Steingalle iſt bey ihm die Feuchtigkeit, welche aus den Steinen tröpfelt; güllachtig und waſſergällig, ſumpfig. Gähl bedeutet um Bremen einen niedrigen mit Buſchwerk bepflanzten Grund, durch welchen ein Waſſerlauf geht; ſiehe Quelle, welches genau mit dieſem Worte verwandt iſt, und Welle. Im Alemann. Geſetze iſt Gall. und im Franz. la Galle, die Krätze, vermuthlich um der damit verbunden Näſſe willen.

klein, ſchoſſen nicht völlig aus, und bringen ſchlechte Körner; Erbſen und Linſen vergelben gar, und es wird nichts daraus. Hiezu kömmt noch, daß der von den Wurzeln angezogene Saft meiſtentheils verderben muß, wenn dieſelben von allzu vieler Näſſe in Fäulniß geſetzt worden ſind.

Ein fleißiger Landmann ſucht zwar ſeine mit dergleichen Naßgallen beſchwerte Aecker durch Abzüge (ausdohlen) auszutrocknen, und dieſes iſt auch das einzige Mittel, dieſem Uebel abzuhelfen; allein, es verſteht nicht ein jeder einen tüchtigen und dauerhaften Abzug zu führen; und wenn ein Abzug nicht mit aller Vorſicht gemacht wird, ſo bringt er in der Folge der Zeit mehr Schaden als Nutzen. Denn, wenn dieſer ſich verſchlämmet, und das Waſſer ſeinen Fortgang nicht hat, ſo bricht dieſes zum öftern an dem beſten Orte und Boden des Ackers aus; und es koſtet viele Arbeit und Mühe den ſchadhaften Ort zu finden.

Die gemeine Art, einen Abzug zu machen, iſt, daß man in den gemachten Graben zween gleiche Steine, etwa einer Hand breit oder einer Spanne lang, von einander aufſtellet, ſelbige mit einem breiten Steine bedecket, Moos darauf leget, und ſodann mit Erde überſchüttet. Wen der Acker hoch liegt, und das Waſſer einen Zug oder Fall hat, ſo thun zwar dergleichen Abzüge lange Jahre gute Dienſte; wo aber die Lage des Ackers ſo beſchaffen iſt, daß jener faſt durchaus in gleicher Tiefe geführet werden muß, und das Waſſer, wegen Mangel des Ablaufes, keinen beſtändigen Fortgang hat, ſo muß ſich ein ſolcher Abzug in kurzer Zeit verſenken und verſchlämmen.

Eine andere und beſſere Art, einen beſtändigen und dauerhaften Abzug zu führen, iſt dieſe: man ſchlägt einen 1 Schuh breiten Graben aus, wirft in denſelben 1 Schuh hoch kleine Steine oder Mauerbrocken, beleget dieſe Moos, und ſchüttet ſodann die ausgeworfene Erde darauf. Ein ſolcher Abzug wird ſich niemals verſchlämmen; und man hat die Probe damit gemacht

auch

auch ſo gar das Waſſer aus den Kellern durch dergleichen beſchütteten Abzug abgeführet. Das Hauptwerk bey Anlegung eines Abzuges in einem Acker kömmt darauf an, daß man den zu machenden Abzug nicht an dem Orte, wo ſich die Naßgalle befindet, ſondern da, wo der Zufluß ſich herzieht, anlege, und dieſen vermittelſt des Abzuges abführe, da alsdann jene in kurzer Zeit von ſelbſt austrocknen, und die darauf verwendeten Koſten reichlich erſetzen wird.

Es giebt aber auch Aecker, welchen, theils weil ſie zu tief liegen, und mithin dem Abzuge der Ablauf oder Zug nicht verſchaffet werden kann, und theils, um der Nachbarn willen, welche ihre daran liegende geſunde und keiner Abzüge benöthigte Felder nicht durchgraben laſſen wollen, und das Waſſer nicht anzunehmen ſchuldig ſind, mit den Abzügen ſchlechterdings nicht geholfen werden kann. Dieſen muß man auf eine andere Art zu Hülfe kommen, und zwar folgendermaßen. Man macht zunächſt der Quelle oder Naßgalle, an dem Orte, wo ſich der Zufluß herzieht, ein weites Loch, gräbt ſolches ſo tief, bis man ſo genannten Triebſand findet, und füllt es, ſo hoch als man will, jedoch je höher je beſſer, mit Kieſelſteinen von Aeckern, oder andern kleinen Steinen, an; dieſe werden mit Waſſermoos überleget, worauf endlich der gute Boden wieder geworfen, eingeebnet, und der übrige ſchlimme Boden weggeſchaffet wird. Der Sand führt das Waſſer unter der Erde weg; und der vorhin naß und kalt geweſene Acker wird vollkommen geſund und zum Feldbau tüchtig werden. Sollte ebenfalls der Boden keinen Sand bey ſich führen, ſo müßte die Grube an einem Ende des Ackers, wenn ſolches, ohne Beſchädigung der Nachbarn, allenfalls an einem Gemeingrundſtücke geſchehen kann, deſto tiefer gemachet, und die Waſſergalle in dieſelbe durch einen Abzug geleitet werden. Man wird in kurzer Zeit den erwünſchten Nutzen davon ſpüren.

Alle 50 oder 60 Schritt werden lange Steine aufgerichtet, damit, wenn der Abzug nicht tüchtig gemacht, oder etwa Quellen das erſtemal überſehen worden wären, ſolche noch nachgeholet werden können, und man nicht erſt in den Acker oder in die Wieſe wühlen, und den Abzug ſuchen dürfe. Auch werden da, wo der Abzug ausgießt, zu deſto mehrerer Dauer, große Steine geleget. Wenn ſich ein Abzug verſchlämmt, geſchieht es allemal da, wo derſelbe ausgießt; doch kann er mit einem Stocke oder einer hölzernen Krücke leicht geräumet werden.

Die Abzüge werden nach dem Gedinge gemacht. Die Steine und den Moos muß man an Ort und Stelle liefern. Für das Ausgraben des Abzuges und der Quelle, für das Ausſetzen der Steine, und das Wiedereinebnen, zahlet man pro Elle 10 Pfennige, bis 1 Groſchen.

38. St. der öcon. Nachrichten, Lpz. 1752, 8. S. 128, f.
No. 33. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1766, S. 306, f.
Hrn. Paſt. Mayers Lehrbuch für die Land- und Hauswirthe ꝛc. Nürnb. 1773, 8. S. 89, f.

2. Hieher ſcheint auch die Glasgalle zu gehören, worunter man den weißen flüſſigen Schaum verſteht, welcher ſich in den Glastöpfen von dem geſchmelzten Glaſe ſcheidet; wovon an ſeinem Orte ein Mehreres.

4. Galle, (*) L. Bilis, Fel, Fr. Bile, Fiel, eine bittere ſeifenartige gelblichgrüne, und zuweilen ſchwarze Feuchtigkeit in den thieriſchen Körpern, welche zur Verdauung der Speiſen ſehr nothwendig iſt, aber wenn ſie ſich zu häufig in den Magen ergießt, auch allerley Krankheiten verurſachet.

1. Ei-

(*) Bey dem Ottfried und Notker Gallun; bey dem Raban Maurus Galla, im Niederſ. Galle, im Angelſ. Gealla, im Engl. und Isländ. Gall, im Schwed. Galla, im Griech. χολη. Auch das Lat. Fel und Bilis ſcheinen hieher zu gehören, weil der Uebergang der Lippen- und Blaſe-Laute in die Gaumen- und Hauch-Laute nichts ſeltenes iſt. Bey dem hohen Alter dieſes Wortes iſt es ungewiß, ob es von gelb, im mittlern Lat. giallus, Engl. yallow, oder von einem der vorigen Wörter herſtammet. Im Oberd. lautet es in der zweyten und den folgenden Endungen auch Gallen. Sie geben mir Gallen zu eſſen, Pſ. 69, 22. Eſſig mit Gallen vermiſcht, Matth. 27, 34. Das Recht in Gallen wenden, Amos 6, 12, welche Form auch in vielen der folgenden Zuſammenſetzungen beybehalten worden iſt.

1. Eigentlich. Die Galle läuft ihm über, die Galle wird bey ihm rege, Fr. ſa bile s'echauſe; il ſe met en colére, ſagt man im gem. Leben von einem Menſchen, der zornig wird. Bitter wie Galle, Fr. amer comme fiel.

Es iſt die Galle eine etwas dicke, zähe, gelbe, oder auch mehr oder weniger grauliche und bittere Feuchtigkeit, welche aus dem öhlichten, fetten und zähen Blute, das durch die Pfortader von den mehreſten fetten Eingeweiden des Unterleibes geſammelt, und in der Leber, als ihrem dazu beſtimmten Werkzeuge, abgeſondert wird. Man theilt ſie in die Lebergalle, Bilis hepatica, und in die Blaſengalle, Bilis cyſtica, ein. Die Lebergalle, oder diejenige, welche unmittelbar aus der Leber abfließt, und durch den Lebergang und gemeinſchaftlichen Gallengang immerfort in den Zwölffingerdarm ſich ergießt, iſt viel dünner, und weniger bitter, als jene und hat eine hellere Farbe; die Blaſengalle hingegen iſt viel dicker, außerordentlich bitter, und ſehr dunkelfarbig. Dieſe letztere kommt nicht, wie man vormals geglaubt hat, durch unmittelbare Wege, die man zur Zeit noch nicht einmal hat entdecken können, aus der Leber in die Gallenblaſe, ſondern ſie entſteht gleichſam durch Zurückfließen der Lebergalle in die Gallenblaſe. Denn da die Galle in der Leber ſowohl außer der Verdauung, als auch in derſelben, ununterbrochen abgeſondert wird, jedoch aber zu der Zeit, wenn keine oder doch nur ſehr wenige Verdauung vor ſich geht, verſchiedener Verhinderungen wegen, ſich nicht ſo häufig in den Zwölffingerdarm ergießt, als ſie immer vorräthig iſt, ſo geſchieht es, daß dieſe übrige Galle aus dem Lebergange, durch den Gallenblaſen Gang, in die Gallenblaſe zurück tritt, und von derſelben aufgenommen wird. Die auf ſolche Weiſe entſtandene Blaſengalle, wird in dieſem Behältniſſe einige Zeit lang aufbewahret, und erhält eben hiedurch jene beſondere Eigenſchaften, welche ſie ſo ſehr

von der Lebergalle unterſcheiden, nämlich die höhere dunkle Farbe, den bittern Geſchmack, und ihr dickeres Weſen. Endlich wird ſie zur Zeit der Verdauung, theils durch die wechſelsweiſe zuſammenziehende und ausdehnende Bewegung der Gedärme, theils gleichſam durch das Schütteln der übrigen angränzenden und nahe gelegenen Eingeweide, und durch andere Urſachen, welche alle zuſammen genommen, auf die Gallenblaſe wirken, aus derſelben ausgepreſſet, und fließt alſo durch den Blaſengang und durch den gemeinſchaftlichen Gallengang mit der Lebergalle zugleich in den erwähnten Darm ein.

Die Gallenblaſe, L. Veſicula fellea. Cyſtis fellea, Fr. Veſſie, Veſicule oder Follicule du fiel, Reſervoir de la bile, iſt eine kleine Blaſe, welche faſt die Geſtalt einer Birn hat, und in einer Vertiefung der flachen Seite der Leber liegt, an welche ſie auch zum Theil vermittelſt eines zellichten Gewebes angewachſen iſt. Ihr breites Ende, welches den größten Umfang hat, wird der Grund, fundus, das ſchmälere und zugeſpitzte hingegen der Hals, collum, genannt. Ihrem Bau nach kömmt ſie mit dem Magen und Gedärmen überein, und beſteht aus verſchiedenen häutigen, fleiſchigen, nervigen und Gefäßſchichten, welche über und auf einander liegen, und durch ein dazwiſchen kommendes zellichtes Gewebe unter ſich verbunden ſind. An den wilden fleiſchfreſſenden Thieren, z. B. dem Löwen, Tiger u. a. m. theilen groſſe Falten die Gallenblaſe gleichſam durch eine Scheidewand. Es muß die Gallenblaſe auch in ihrer äußern Fläche gewiſſe Dunſtlöcher haben, aus welchen etwas Galle unvermerkt ausſchwitzen kann; welches daraus erhellet, weil ein großer Theil des Blind- und Grimmdarmes, welche ſie berührt, mit galligen Flecken bezeichnet und gefärbt wahrgenommen wird. Aus dem etwas höher liegenden und gekrümmten Halſe der Gallenblaſe entſpringt zuletzt ein dünner Ausführungsgang, deſſen

Structur der Structur der Gallenblaſe ähnlich iſt. Er wird von ſeinem Urſprunge der Gallenblaſengang, Ductus cyſticus genannt, iſt inwendig runzelig und mit verſchiedenen Falten verſehen, welche man für beſondere Klappen (Valvuln) anſieht, und verbindet ſich mit einem andern, welcher gleich mit ihm fortläuft, und unmittelbar aus der Leber entſprungen iſt, oder dem ſo genannten Lebergange, Ductus hepaticus, aus welcher Verbindung endlich noch ein dritter oder gemeinſchaftlicher Gallengang, Ductus choledochus communis, entſteht, der ſich endlich an der Hinterſeite des Zwölffingerdarmes einſetzt, und inwendig entweder mit einer kleinen beſondern Mündung wieder zum Vorſchein kömmt, oder ſich unvermerkt mit dem Ausführungsgange der großen Gekrösdrüſe zugleich verliert. Der Nutzen und die eigentliche Beſtimmung der Gallenblaſe iſt leicht einzuſehen, nämlich: die Blaſengalle von der Lebergalle theils anzunehmen, theils dieſelbe bey ſich eine Zeitlang aufzubewahren, und ſie zur Verdauungszeit durch den Blaſengang und gemeinſchaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm auszuſchütten. Vielen andern Thieren von andern Arten und Geſchlechtern fehlt die Gallenblaſe gänzlich, und es behelfen ſich dieſelben daher bloß mit der Lebergalle, welche bey ihnen durch den Lebergang und gemeinſchaftlichen Gallengang in den beſtimmten Ort einfließt. Unterdeſſen läßt ſich über dieſen Mangel der Gallenblaſe nichts gewiſſes beſtimmen, man müßte denn annehmen, daß ſich derſelbe vornämlich bey den kraut- und grasfreſſenden Thieren fände, weswegen ſie ſchon keine ſo ſcharfe Galle, als die Blaſengalle eigentlich iſt, vonnöthen zu haben ſcheinen, welche jedoch bey den fleiſchfreſſenden Thieren, wegen der Fettigkeiten, die ſie alsdann zugleich mit genießen, erfordert würde.

Die eigentlichen Beſtandtheile der Galle ſind, außer einer großen Menge wäſſeriger Theilchen, auch viele öhlige, erdige und flüchtige, laugenſalzige, welche verſchie-

ſchieden und verhältnißmäßig unter einander gemiſcht und mit einander verbunden ſind, welches ſich theils aus ihrer brennbaren Eigenſchaft, theils aus der Erzeugung der Gallenſteine, theils aus ihrer geſchwinden Fäulniß, beweiſen läßt. Man rechnet ſie daher zu den ſeifenartigen Säften des Körpers, deren Eigenſchaften man aus ihrer Wirkung und Nutzen, welchen ſie in dem Körper ſtiften, ſehr genau und deutlich abnehmen kann. Sie beſitzt nämlich nicht nur die Kraft, alle grobe und zähe Theile des Nahrungsbreyes (Chymus,) welche im Magen noch nicht gehörig verdauet und gekochet worden ſind, ferner noch beſſer zu zertheilen, ſondern ſie widerſteht auch, vermöge der ihr ganz beſonders eigenen, Bitterkeit, aller Säure, welche etwa von dem Genuſſe der Speiſen aus dem Pflanzenreiche entſtehen möchte. Hienächſt iſt die Galle das Hülfsmittel, wodurch die fettigen und öhligen Theile der Speiſen mit den wäſſerigen in eine genaue Miſchung und Verbindung gelangen. Es hat auch die Galle eine reinigende Kraft, und es wird durch ſie aller Schmutz und Unreinigkeit, welche nach geſchehener Verdauung an der innern Fläche der Gedärme hängen bleibt, von ihnen gleichſam abgewiſchet und abgewaſchen. Endlich beſteht auch ihr Nutzen darin, daß ſie vermöge einer ihr eigenen gelinden Schärfe, welches beſonders von der Blaſengalle gilt, die Gedärme reizet, und ihre wechſelsweiſe zuſammenziehende und ausdehnende Bewegung vermehrt, und ſolchergeſtalt die gehörige Leibesöfnung und den Stuhlgang befördert. Bey andern Thieren unterſcheidet ſich die Galle bisweilen an Farbe, an Geſchmacke, oder auch in Anſehung ihres Weſens ſelbſt, indem ſie bald bitterer und ſchärfer oder auch gelinder, bald hellgrüner, oder auch ganz ſchwarz und dunkel, bald dicker oder auch mehr wäſſerig und dünn, ausfällt.

Die verderbte Galle verurſachet beſchwerliche Krankheiten. Wenn ſie ſcharf und häufig iſt, zeuget ſie Bauchgrim=

grimmen; wenn ſie flüchtig iſt, die Gallenſucht und Brechfieber; wenn ſie fett und öhlicht iſt, Ekel und brennende Schmerzen in den Gedärmen oder ganzem Leibe; wenn ſie dünn und wäſſerig iſt, den Bauchfluß; wenn ſie kleberig und dick iſt, Verſtopfungen.

Bey den Rindviehſeuchen, ſowohl derjenigen Art, welche mit einer Verſtopfung begleitet iſt, und wo die Eingeweide der daran crepirten Stücke ſich ganz verbrannt zeigen, hart, von allen Säften entblößt ſind, als auch derjenigen, wo ſich die Krankheit mit einem ſtarken, heftig ſtinkenden, und öfters blutſtriemigen Durchfalle anfängt, welcher ſo lange dauert, bis das kranke Vieh entweder crepirt oder beſſer wird; in beyden Arten der Seuchen trifft man jederzeit bey dem daran crepirten Viehe, eine außerordentlich große Galle an; und es iſt ſolches ein untrügliches inneres Kennzeichen, daß das Vieh an der Seuche geſtorben, und dieſelbe anſteckend ſey. Die Urſachen dieſer Erſcheinung, und wie deshalb in dem Falle, wenn die fremden Viehhändler, zur Zeit graſſirender Viehſeuchen, die Verkürzung der Quarantaine verlangen, das Abſchlachten eines Stückes aus der die Quarantaine haltenden Heerde, und die Unterſuchung der in denſelben befindlichen Galle nothwendig ſey, werde ich in dem Art. Vieh-Seuche zeigen.

Die Aerzte reden von zweyerley Galle, der grünen, und ſchwarzen. Jene iſt die ſchon beſchriebene; dieſe aber, die ſchwarze Galle, atra bilis, iſt ein von der vorigen Galle unterſchiedener, brauner dicker Saft, welcher von dem Blute abgeſondert wird, ſich in den Nebennieren (Renes ſuccenturiati, Capſulæ atrabilariæ) befindet, und ein Merkmahl eines mürriſchen, verdrießlichen und zornigen Temperamentes iſt. Die Galle plaget ihn, ſagt man von einem mürriſchen Menſchen, deſſen dickes zähes Blut viele ſchwarze Galle abſondert.

Die Galle wird auch unter die vier Haupttemperamente gerechtet, und zwar das choleriſche der grünen,

das melancholiſche aber der ſchwarzen zugeeignet; daher von einem zornmüthigen Menſchen geſaget wird, daß er gallreich ſey, oder viel Galle habe; und von einem zornigen, daß ihm die Galle überlaufe. Siehe Temperament.

In den Apotheken wird unter andern aufgehoben und verkaufet: die Hechtgalle, Fel lucii piſcis; Hühnergalle, Fel gallinæ; Rebhühnergalle, Fel perdicis; Ochſen- oder Rinds-Galle, Fel tauri. Von dem in der letztern steckenden oft ſehr koſtbaren Gallenſteine, ſiehe den Art. Gallen-Stein.

Von dem Nutzen der Bärengalle, wie auch der Galle von einem jungen Ziegenbock, inſonderheit aber von einem Ochſen oder einer Kuh, wider die fallende Sucht, ſiehe Th. XI, S. 141. Vom Gebrauche der Bocksgalle, zum Wegbringen der überflüſſigen Haare der Augenbraunen; ſiehe Th. III, S. 13.

Vom Nutzen der Schweinsgalle bey Dornſtichen, ſiehe Th. IX, S. 438, und bey erfrornen Gliedern der Menſchen und Thiere, oben, S. 279. Es wird dieſelbe auch in den Ohrengeſchwüren mit Nutzen gebrauchet.

Inſonderheit iſt die Fiſchgalle als ein Mittel wider die Augengebrechen berühmt; ſie muß aber allemal mit etwas gelindem, z. B. mit Honig oder Fenchelwaſſer, verſetzet werden; ſiehe Th. III, S. 20, No. 14.

Ob man gleich nicht eigentlich weiß, von was für einem Fiſche die Galle geweſen iſt, welche der junge Tobias, auf Anrathen des Engels, zu Wiederherſtellung des Geſichts bey ſeinem Vater gebraucht hat, (Tob. 6,10 und 11, 13 fgg.:) ſo behaupteten doch zu allen Zeiten viele Naturforſcher und Aerzte, daß die Galle beſonders vom Hechte, oder auch von einem andern Fiſche, die weißen Flecken in der Hornhaut der Augen zu vertreiben, ſehr dienlich ſey.

In Pakis will man unlängſt das Geheimniß, welches ehedem der Engel dem jungen Tobias entdeckt hat, die Blindheit durch eine Fiſchgalle zu heben, von neuem erfunden haben. Die wahren Umſtände dieſer Begebenheit, welche in Paris ſehr viel Aufſehen gemacht hat, werden in No. 43 der Gazette ſalut.

v. J.

v. J. 1767, folgendermaßen erzählet. „Die Ehefrau des Herrn Baradelle, eines geſchickten Inſtrumentenmachers, kaufte auf der Straße von einem Fiſchhändler etliche Barben. Bey dem Ausnehmen und der Zubereitung dieſer Fiſche, bat ſie ihr Sohn um eine Galle von denſelben, welche er zu Vermiſchung gewiſſer Farben probiren und gebrauchen wollte. Sie gab ihm ſolche, und ſagte, daß eben dieſe das heilſame Mittel geweſen ſey, wodurch ehemals der junge Tobias ſeinem Vater wieder zum Geſicht verholfen habe. Ein Uhrmacher und Gehülfe des Herrn Baradelle hörte dieſes, und bat gleichfalls um eine Galle von dieſen Fiſchen, um an ſeiner Schwiegermutter einen Verſuch damit zu machen. Dieſe hatte ſeit 6 Monaten hitzige Geſchwüre an den Augen gehabt, bis ſich endlich ein weißer Fleck an denſelben geſezt und eine völlige Blindheit verurſachet hatte. Ihr Schwiegerſohn drückte die erhaltene Fiſch-Galle in eine kleine Schale aus, und träufelte ihr, noch an demſelben Abend, mit der Spitze einer Feder etwas davon in die blind gewordenen Augen. Alsbald empfand ſie einen heftigen Schmerz darin, welcher aber nur eine halbe Stunde anhielt, worauf ihr viel Waſſer aus den Augen lief. Am folgenden Morgen wollte der Schwiegerſohn ſehen, was das Mittel für Wirkung gethan hätte. Die Augen waren von den dicken, aus denſelben gefloſſenen Feuchtigkeiten zugeklebt; nachdem er ſie aber mit gemeinem Waſſer aufgeweicht hatte, konnte die Kranke ſchon, beſonders mit dem einem Auge, in welches die meiſte Galle gekommen war, ziemlich deutlich ſehen. Er wiederholte demnach das Mittel noch an den zween folgenden Abenden, und in dieſer Zeit verlor ſich die Entzündung völlig. Die Augen erhielten ihre natürliche Farbe; die blind geweſene Frau ward wieder ſehend, ja, ſie bekam gleichſam ein neues, heiteres und geſtärktes Geſicht.“

Berlin. Samml. 3. B. 5. St. S. 350, fgg.

Vom Nutzen der Galle der Frösche im viertägigen Fieber, ſiehe oben, S. 177.

Aus der Hecht- und Aalgalle, läßt ſich folgendermaßen eine ſehr gute Farbe bereiten, welche anſtatt des Gallenſteines, den die Farbenhändler verkaufen, als eine gelbbräunliche Farbe, welche in der Miniatur das Gummigutt ſehr wohl ſchattirt, gebraucht werden kann. Man läßt gedachte Gallen an einem warmen Ofen trocknen, löſet ſie nachher in reinem Waſſer auf, und zer-

quetſcht

quetſcht ſie darin. Wenn die Galle im Waſſer völlig zergangen iſt, nimmt man alle Fäſerchen und Häutchen davon weg, und läßt endlich dieſes Waſſer in Gefäßen durch die Evaporation an der Sonne, oder an einem warmen Orte, trocknen.

Von dem Gebrauche der Galle zum Waſchen, Bleichen und Reinigung der Leinwand, ſ. unter Leinwand.

* * *

2. Figürlich. 1) Der Schwanz des Rothwildbretes bey den Jägern, weil derſelbe der Sitz der Galle ſeyn ſoll, daher er auch ſehr bitter iſt. 2) Unangenehme Empfindungen, und was dieſelben verurſachet. Das Volk mit Galle tränken, Jer. 9, 15. 3) Bitterkeit des Herzens, feindſelige zum Schaden geneigte Geſinnung. Honig im Munde, Galle im Herzen. Du biſt voll bitterer Galle, Apoſtelgeſch. 8, 23.

Galle, (Aal=) ſiehe oben, S. 747.
— (Acker=) ſiehe oben, S. 737.
— (Bären=) ſiehe oben, S. 746.
— (Barben=) ſiehe oben, S. 747.
— (Blaſen=) ſiehe oben, S. 741.
— (Erd=) ſiehe Tauſendgüldenkraut.
— (Fiſch=) ſiehe oben, S. 746.
— (Fluß=) ſiehe oben, S. 716, fgg.
— (Froſch=) ſiehe oben, S. 747.
— (Glas=) ſiehe oben, S. 740.
— (Grüne=) ſiehe oben, S. 745.
— (Hahnen=) ſiehe unter Hahn.
— (Harz=) ſiehe oben, S. 736.
— (Hecht=) ſiehe oben, S. 746 und 747.
— (Hühner=) ſiehe oben, S. 746.
— (Leber=) ſiehe oben, S. 741.
— (März=) } ſiehe oben, S. 737.
— (Naß=) }
— (Ochſen=) ſiehe oben, S. 746.
— (Regen=) ſiehe oben, S. 736.

Galle, (Rebhühner=) } ſiehe oben, S. 746.
— (Rinds=) }
— (Schwarze=) ſiehe oben, S. 745.
— (Schweins=) ſiehe oben, S. 746.
— (Spat=) ſiehe oben, S. 716.
— (Stein=) ſiehe oben, S. 720, fgg.
— (Waſſer=) } ſiehe oben, S. 736.
— Wind=) }
— (Ziegenbocks=) ſiehe oben, S. 746.

Gallen=Blaſe, ein häutiges Gefäß im untern Theile der Leber, in welchem ſich die überflüſſige Galle verſammelt; ſiehe oben, S. 742.

An den Bienen wird das Säcklein im Leibe, worin ſie ihren Stachel tragen, (ſ. Th. IV, S. 481, f.) gleichfalls die Gallenblaſe oder Giftblaſe genannt.

Gallen=Blaſen=Stein, ſiehe Gallen=Stein.

Gallen=Fieber, L. Febris biliosa, dasjenige Fieber, welches von allzu vieler und ſcharf gewordener Galle entſteht, wenn ſich dieſelbe mit dem Blute vermiſchet, daſſelbe ſcharf macht, und die innern Häute der Blutgefäße reizet; ſiehe Th. XIII, S. 300, fgg.

Es giebt auch epidemiſche Gallenfieber, dergleichen z. B. in Schleſien, im Monat Julius, Auguſt, und bis in die Mitte des Septembers des 1775ſten Jahres, geherrſcht haben. Nach den genauen breslauiſchen Witterungsbeobachtungen, war in der erſten Hälfte des Junius die Witterung heiß und trocken. Auf 4 kühle Tage folgte eine Hitze, mit vielen Gewittern. Im Julius ſchmachtete jedermann vor Hitze, welche beſonders um das Ende des Monats unerträglich und merkwürdig war. Im Auguſt zählte man 24 heiße Tage; und die Nächte waren auch ungewöhnlich warm. Die Wirkung einer ſo anhaltenden Hitze nun mußte auf den menſchlichen Körper beträchtlich ſeyn. Die Säfte mußten in Bewegung geſetzt, zertheilt und durch den Verluſt der flüchtigſten und dünnſten Theile verdickt werden. Es mußten

ten die öhligen und ſalzigen Theile deſſelben ſcharf werden, und eine gallichte Verderbniß derſelben erwecken, die zu einer vermehrten Abſonderung, und widernatürlichen Schärfe der Galle, Anlaß gaben. Zugleich mußten die feſten Theile des Leibes ſchlaff und matt werden, und zu einer verminderten Ausleerung der Schärfe durch die Leibesöffnung und Urinwege Gelegenheit geben. So lange noch der durch die Hitze verurſachte Schweiß ununterbrochen fortgieng, konnte ſich die Galle im Blute nicht ſo ſehr anhäufen, daß ſie die Geſundheit geſtört hätte; ſo bald aber die verführeriſche Luſt zur Abkühlung durch leichte Kleidung oder kaltes Trinken, den Schweiß zurück trieb, legte die gallichte Schärfe ſich zum Theil in dem Magen und in den Gedärmen an, zum Theil häufte ſie ſich in der Maſſe des Blutes dermaßen an, daß ſie die Kräfte des Umlaufes zur Erregung eines Gallenfiebers reizte. Und dieſes iſt die Entſtehung der ſo gewöhnlichen Gallenfieber, welche gewiß den vierten Theil der Krankheiten des menſchlichen Geſchlechtes ausmachen.

Die Erfahrungen der Aerzte, von **Hippocrates** an, bis auf unſere Zeiten, beſtätigen einmüthig, daß man unfehlbar nach einer großen Hitze Gallenfieber, Gallenkrankheiten und Ruhren erwarten und vorher ſagen könne; und die Gallenfieber ſowohl, als die Ruhr, welche, in vorgedachter Gegend, die Monate Julius, Auguſt und September durch ihre Epidemie ſo ſehr auszeichneten, hatten auch nichts anders als die heiße Witterung deſſelben Sommers, zur Urſache. Sie waren in den meiſten Gegenden Schleſiens gemein, und äußerten ſich durch die gewöhnlichen Zufälle des Fiebers, als: Froſt und brennende Hitze, welche beſonders in den erſten Tagen der Krankheit ſehr heftig war. Zugleich waren faſt allemal ein bitterer Geſchmack, Ekel, und eine unreine mit gelblichem Schleim überzogene Zunge, als die Kennzeichen einer gallichten Verunreinigung des Magens und

der

der Gedärme, zugegen. In vielen Fällen entledigte ſich die Natur von dieſer gefährlichen Schärfe, durch das Erbrechen und den freywilligen Durchfall; in den meiſten aber kam, oder mußte vielmehr die Kunſt der Natur zuvor kommen, und alsdann ließen die fieberhaften Zufälle gewiſſe Stunden auch wohl ganze Tage nach, und veränderten ſich in all- oder dreytägige kalte Fieber, welche endlich, nach vorangeſchickten Ausleerungen, entweder durch kritiſche Schweiße, oder, wenn dieſe nicht hinlänglich waren, durch das gewöhnliche Fiebermittel, gehoben wurden.

Diejenigen, welche den Anfang der Krankheit nicht achten, oder ſchweißtreibende Mittel brauchen, und ſich dabey zu heiß halten, oder die Hülfe der Natur durch Mittel, die das Brechen und den Durchlauf anhalten, ſtören, oder den Schweiß hintertreiben, fallen entweder in eine Entzündung der Gedärme, oder in langſam abzehrende Fieber, welche insgemein tödlich werden.

Gegen eine ſo gewöhnliche Krankheit, vor der wir keinen Sommer ſicher ſind, eine Heilungsart bekannt zu machen, iſt, meines Erachtens, ein Gegenſtand von Wichtigkeit und Nutzen, beſonders, da dieſe Krankheit den hülfloſen Theil des menſchlichen Geſchlechts, das Landvolk, am meiſten befällt.

Der Hauptendzweck der Cur, iſt die Verdünnung, Einwickelung und Ausleerung der Galle. Hiezu kann ich kein einfacheres und wohlfeileres Getränk, als das abgekochte Waſſer von Gerſten-Graupen, vorſchlagen. Man nimmt eine Handvoll Gerſtengraupen, kocht ſie eine Stunde lang mit 4 Quart Waſſer, und gießt, weil es einkocht, von Zeit zu Zeit etwas nach. Wenn dieſes Getränk kalt geworden iſt, thut man 8 Eßlöffel voll Weineſſig, oder, in deſſen Ermangelung, 12 Eßlöffel voll Biereſſig hinzu, und läßt es den Kranken oft, und in kleinen Portionen, den Tag über trinken. Wenn der Patient dieſes Getränkes überdrüſſig wird, läßt man

2 Hän-

2 Händevoll friſchen Sauerampfer mit 4 Quart Waſſer eine Viertelſtunde lang kochen, und dieſes ihn, abgekühlt, trinken. Je mehr der Kranke davon trinkt, deſto kürzer währt die Krankheit.

Wenn große Uebelkeiten und eine Neigung zum Brechen ſich einfinden, iſt ein geringes Brechmittel das geſchwindeſte Hülfsmittel, den Magen zu reinigen. In dieſer Abſicht giebt man $\frac{1}{2}$ Quent fein pulveriſirte Brechwurzel (Ipecacuanha,) welche kurz vor dem Gebrauche zu Pulver geſtoßen werden muß, und läßt, ſo bald ſich die Neigung zum Brechen äußert, lauliches Waſſer mit Honig verſüßt, oder worin man etwas Butter hat zergehen laſſen, oder Kamillenthee, häufig und ſo lange zwiſchen dem Brechen trinken, bis das getrunkene Waſſer keinen fremden Geruch mehr ſpüren läßt. In Fällen aber wo keine Neigung zum Brechen vorhanden iſt, oder wo man die Brechmittel nicht ohne Gefahr geben darf, als: bey Schwangern, Kindbetterinnen, oder bey Perſonen, die mit Blutſtürzen, oder einem Bruche, oder Zufällen am Kopfe, beſchwert ſind, giebt man um den andern Tag $\frac{2}{3}$ eines Quentes fein geſtoßene Rhabarber mit einer Meſſerſpitze voll gereinigten Salpeter, welches man nach 6 Stunden wiederholen kann, wofern das erſte nicht ſeine Wirkung thut. In der Zwiſchenzeit, und auch während der Wirkung der Rhabarber, und nach dem Brechen, giebt man dem Patienten, die ganze Krankheit hindurch, alle zwey Stunden 2 Eßlöffel voll nachſtehender Salz=Mixtur.

Man gießt auf 4 Loth Weinſtein=Rahm (*Cremor tartari,*) 1 Nößel kochendes Waſſer, und läßt beydes eine Viertelſtunde lang, unter beſtändigem Umrühren, kochen. Alsdann nimmt man es vom Feuer, ſchüttet eine Meſſerſpitze voll reine Pottaſche hinein, und rührt es um. Es brauſet zwar heftig auf, allein man darf ſich daran nicht kehren, ſondern, wenn das Aufbrauſen vorbey iſt, nur wieder

eine

eine Meſſerſpitze voll Pottaſche hinein thun, es umrühren, und damit ſo lange fortfahren, als ſich nach der Beymiſchung der Pottaſche ein Aufbrauſen zeigt. Brauſet es nicht mehr davon auf, ſo iſt es fertig. Es iſt aber hiebey zu merken, daß die Vermiſchung der Pottaſche mit der Auflöſung des Weinſtein-Rahmes in einem weiten und großen Gefäße geſchehen muß, weil ſonſt die aufbrauſende Maſſe überlaufen würde.

Dieſe Mixtur nun muß mit dem im Waſſer unaufgelöſet gebliebenen weißen Pulver gebrauchet, und deswegen allemal bey dem Gebrauche wohl umgerühret werden.

Dieſe Cur wird ſo lange fortgeſetzt, bis der bittere Geſchmack verſchwunden, und das Gallenfieber in ein all- oder dreytägiges kaltes Fieber übergegangen iſt. Alsdann wird das in dieſen Fiebern unfehlbare Mittel, die Chinarinde, gereichet, deren Gebrauch aus Th. XIII, S. 287, f. zu erſehen iſt.

Nur ſelten findet bey den Gallenfiebern der Aderlaß Statt; ſind es indeſſen junge vollblütige Perſonen, und Patienten, deren Puls ſehr heftig ſchlägt, die ſchwer und geſchwinde Athem holen, und eine außerordentlich heftige und mit Phantaſieren (Faſeln) verknüpfte Hitze haben: alsdann iſt ein einziger Aderlaß zureichend. In den meiſten Fällen aber iſt, und beſonders bey dem arbeitſamen Landmanne, der täglich im Schweiße zerfließen möchte, die Vollblütigkeit nicht gefährlich. Das Phantaſiren iſt ein gewöhnlicher Zufall der erſten Periode dieſer Krankheit, wider welchen ein Senfpflaſter auf die Waden gelegt, oder 10 bis 12 Blutegel an die Schläfe oder in das Genicke geſetzt, anzurathen ſind.

16. St. der öcon. Nachr. der patriot. Geſellſch. in Schleſien, v. J. 1776, S. 122, fgg.

Ein faulendes Gallen-Fieber, Febris biliosa putrida, welches von verdorbenen, faulenden, inſonderheit gallichten Materien im Magen, in den Gedärmen, in den Eingeweiden des Unterleibes, oder von ſolchen, die ſchon in das Blut übergegangen ſind, ſeinen Urſprung nimmt, meldet ſich einige Tage vorher mit groſ-

ſer Mattigkeit, mit Kopf-Lenden- und Knieſchmerzen, übeln Athem vor Mittage, Mangel des Appetits, und unruhigem Schlafe an. Zuweilen geht ein außerordentlich ſtarker Kopfſchmerz, ohne alle andere Zufälle, einige Tage vorher. Hierauf folgt ein Schauer, und nach dieſem eine ſcharfe und trockne Hitze. Der Puls, welcher unter dem Schauer klein und geſchwinde iſt, erhebt ſich in der Hitze, und iſt oft ſehr ſtark; hat aber nicht die Härte, wie in den Entzündungsfiebern, wofern nicht, wie zuweilen geſchieht, das faulende Fieber mit einem ſolchen vergeſellſchaftet iſt. In dieſer Zeit iſt der Kopfſchmerz gemeiniglich ſehr heftig: der Kranke hat faſt beſtändig Eckel, ja auch zuweilen ein Erbrechen, er verwandelt ſich, hat übles Aufſtoßen, bittern Geſchmack im Munde, und läßt wenig Urin. Dieſer Zuſtand der Hitze dauert viele Stunden, zuweilen die ganze Nacht. Vor Mittage lindert ſich die Hitze ein wenig, und der Puls iſt weniger, obgleich noch immer fieberhaft; und ob ſich gleich der Kranke etwas leidlicher befindet, ſo iſt er doch ſehr entkräftet. Die Zunge iſt weiß und unrein, wie auch die Zähne; und der Athem riecht übel. Die Farbe, Menge und Beſchaffenheit des Urins iſt ſehr veränderlich. Einige Kranke ſind verſtopft; einige gehen oft, mit wenig Abgange und ohne Erleichterung, zu Stuhle. Die Haut iſt zuweilen trocken, zuweilen dunſtet ſie aus, ohne einige Beſſerung des Kranken. Das Fieber erneuert ſich täglich, und oft ohne eine gewiſſe Zeit zu halten. Außer der großen Verſchlimmerung, die bey allen Kranken bemerkt wird, haben einige auch noch oft kleinere.

Wenn dieſe Krankheit ſich ſelbſt überlaſſen, oder ſchlecht behandelt wird, oder wenn ſie, wie nicht ſelten geſchieht, der Hülfe der Kunſt ſpottet, ſo vermehrt ſich das Fieber; die Verſchlimmerungen kommen öfter, unordentlicher, und dauern länger; es giebt keine gute Zwiſchenzeiten; der Bauch ſpannet ſich, wie eine Blaſe;

ſe; es kommen Phantaſien hinzu; der Leib entledigt ſich ohne Wiſſen des Kranken; der Patient will nicht einnehmen, redet beſtändig, und ſein Puls iſt geſchwinde, klein und unordentlich. Zuweilen zeigen ſich auf der Haut, beſonders am Halſe, am Rücken und auf der Bruſt, kleine braun und blaue Flecken; alles, was aus dem Körper weggeht, hat einen heftigen Geſtank; es kommen convulſiviſche Bewegungen, inſonderheit im Geſichte hinzu; der Kranke kann nur auf dem Rücken liegen, und ſinkt unvermerkt nach den Füßen des Bettes nieder; er greift auf dem Bette und in die Luft; der Puls wird ſo klein und geſchwinde, daß man ihn kaum fühlen und nicht zählen kann; die Angſt ſcheint unausſprechlich zu ſeyn; der Elende iſt mit Angſtſchweiße bedeckt; die Bruſt wird voll, und der Tod tritt hinzn.

Wenn die Krankheit nicht ſo heftig iſt, oder gehörig behandelt wird, und die Arzeneyen anſchlagen, ſo bleibt dieſelbe einige Tage ſo, wie in ihrem anfänglichen Zuſtande, ohne weder ſchlimmer, noch beſſer zu werden; und an ſtatt daß ſich nachher die oben beſchriebenen Kennzeichen des ſchlimmen Zuſtandes einfinden ſollten, fangen vielmehr alle Zufälle an, ſich zu vermindern. Die Verſchlimmerungen dauern nicht ſo lange, und ſind minder heftig; der Kopfſchmerz iſt erträglicher; die Leibesöffnung kömmt nicht ſo oft, aber reichlicher, und ſchaffet Erleichterung: der Urin fließt häufig, ob er gleich immer noch veränderlich bleibt; es kömmt ein wenig Schlaf, der ruhiger iſt; die Zunge reinigt ſich, und die Geneſung nimmt täglich zu.

Dieſe Krankheit hat keine gewiſſe Gränzen weder in Abſicht der Geneſung, noch des Todes. Wenn ſie ſehr heftig iſt, oder ſchlecht behandelt wird, ſo folgt zuweilen am neunten Tage der Tod; zuweilen am 18ten, am 20ſten, manchmal wohl erſt, nach abwechſelnder Beſſerung und Verſchlimmerung, am vierzigſten. Iſt

ſie leicht, ſo endigt ſie ſich zuweilen, nach den erſten Ausführungen, in wenig Tagen mit der Geneſung. Es giebt Kranke, welche erſt nach 6 Wochen, und wohl noch ſpäter, außer Gefahr ſind. Allein, es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe ſo langwierige Krankheiten, oft größtentheils von der Curart herrühren, und daß ordentlicherweiſe ihr Ausgang zwiſchen dem 14ten und 30ſten Tage beſtimmt ſeyn muß.

Bey der Cur dieſer Krankheit iſt Folgendes zu beobachten. 1) Wenn eine Entzündung vorhanden iſt, welches man aus der Stärke und Härte des Pulſes, und aus dem Temperamente des Kranken ſchließt, wenn er ſtark und robuſt iſt, oder wenn er ſich durch Strapazen, in heißer Luft, durch heiße Speiſen oder Getränke, Wachen und Ausſchweifungen erhitzt hat: ſo muß er Blut laſſen, und dieſes wohl gar, wenn es nöthig iſt, nach einigen Stunden wiederholen. Es pflegt aber ſelten eine Entzündung dabey zu ſeyn, und es würde alsdann der Aderlaß ſchädlich ſeyn. 2) Der Patient muß die für hitzige Krankheiten vorgeſchriebene Diät (ſ. Th. XIII, S. 298, f.) beobachten; und ob gleich der Leib offen, ja wohl gar ein kleiner Durchfall vorhanden iſt, muß er dennoch täglich ein Klyſtier haben. Sein beſtändiges Getränk muß Gerſtenwaſſer mit Weinſteinrahm ſeyn. Man kocht nämlich 4 Loth Gerſte und 2 Quent Cremor tartari ſo lange mit 2½ Quart Waſſer, bis die Gerſte zerplatzt iſt, und ſeihet es durch. Noch beſſer iſt es, wenn man, an ſtatt der Gerſte, 8 Loth Hundsgras- (Quecken-) Wurzel mit 2 Quent Weinſteinrahm ½ Stunde lang mit 5 Nößel Waſſer (Seidel) kochet und durchſeihet. Zum beſtändigen Getränke kann auch Limonade genommen werden. 3) Wenn der Kranke von dergleichen Getränken 2 Tage reichlich getrunken hat, und der Geſchmack im Munde noch übel, auch ſtarke Neigung zum Erbrechen vorhanden iſt, löſet man 6 Gran gemeinen Brechweinſtein (Tartarus emeticus) in

in $1\frac{1}{2}$ Pfund laulichem Waſſer auf, und läßt den Kranken davon alle halbe Viertelſtunden ein Glas, oder ungefähr 6 Loth am Gewichte, trinken. Weil aber dieſe Arzeney ein Brechen verurſachet, ſo muß ſie nicht eher genommen werden, als bis man ſicher iſt, daß kein Umſtand das Erbrechen verbiete. Wenn nach den erſten Gläſern ein heftiges Brechen erfolgte, müßte man nicht mehr davon eingeben, und nur eine ſtarke Menge lauliches Waſſer zu trinken verordnen. Erfolgt kein Erbrechen, oder nur ſehr wenig, ſo wird der Gebrauch der Arzeney fortgeſetzt. Man kann auch, an ſtatt des Brech-Weinſteines, 35 Gran gepülverte Ipecacuanha nehmen, und zwiſchen den Wirkungen viel lauliches Waſſer nachtrinken; doch iſt das erſte Mittel in ſchweren Fällen vorzuziehen. Uebrigens aber muß, wo eine Entzündung vorhanden iſt, keines von beyden gebraucht werden, weil es alsdann ein wahres Gift ſeyn würde; ja, wenn auch gleich keine Entzündung vorhanden, das Fieber aber doch ſehr ſtark wäre, muß man die Brechmittel nicht geben. Die rechte Zeit des Gebrauches derſelben, iſt die, nach den Verſchlimmerungen, wenn ſich das Fieber um vieles gemäßigt hat. Der Brechweinſtein purgirt gemeiniglich noch nach, wenn das Erbrechen vorbey iſt; die Ipecacuanha thut dieſes ſelten. Wenn das Erbrechen geendigt iſt, giebt man dem Kranken ſein gewöhnliches, oben beſchriebenes Getränk wieder, aber keine Fleiſchbrühen, ob man gleich ſagen möchte, daß nun der Leib gereinigt wäre. An den folgenden Tagen verfährt man eben wieder ſo, wie an den erſten, nur ohne Blut zu laſſen. Weil es aber ſehr nöthig iſt, den Leib offen zu erhalten, ſo muß der Kranke alle Tage eine Abführung nehmen. Man gießt, in dieſer Abſicht, auf 6 Loth Tamarinden 1 Nößel kochendes Waſſer, läßt es ein Paar Minuten zuſammen kochen, und gießt es durch. Dieſes iſt die Arzeney für jeden Tag. An ihrer Statt könnte man auch, weil es wohlfeiler

 wäre,

wäre, täglich nur $1\frac{1}{2}$ Gran Brechweinſtein, in 5 bis 6 Taſſen, oder in 36 Loth Waſſer auflöſen, und davon, von früh an, alle zwo Stunden eine Taſſe voll, oder 6 Loth, trinken laſſen. Iſt aber das Fieber heftig, ſo verdient der Tamarindentrank den Vorzug. 4) Wenn nach der Wirkung des Brechmittels das Fieber anhält, der Abgang bey der Leibesöffnung faulend bleibt, der Leib ein wenig geſpannt bleibt, und der Urin ſparſam fließt: ſo muß man alle zwo Stunden eine Taſſe voll Fliederthee gegeben werden, wo in 2 Loth deſſelben 2 Loth Eſſigmeth von Meerzwiebeln (Oxymel ſquilliticum) aufgelöſet ſind. Dieſe Arzeney thut der Fäulniß Einhalt, und mindert das Fieber. Bey dringender Noth giebt man dieſes Mittel alle Stunden. 5) Wenn, dieſer Beyhülfe ungeachtet, das Fieber fortdauert, und das Gehirn nicht frey iſt, ſondern der Kranke über heftiges Kopfweh klaget, und unruhig iſt, muß man an die Waden Blaſenpflaſter von ſpaniſchen Fliegen legen, und die Stellen, ſo lange als möglich iſt, eitern laſſen. 6) Bey ſehr ſtarkem Fieber muß der Kranke ſchlechterdings nicht ſpeiſen. 7) Wenn das Brechmittel nicht Statt findet, muß man, zween Tage hinter einander, des Morgens, drey Stunden auf einander, alle Stunden 1 Quent Weinſteinrahm geben, welches einigemal von unten gallichte Unreinigkeiten abführt, wovon das Fieber ſich mindert, und die Heftigkeit der Krankheit mächtig gebrochen wird. Dieſe Arzeney wird in denen Fällen, wo das allzu heftige Fieber das Brechmittel verbietet, mit gutem Erfolge gebrauchet; und man muß ſich allezeit damit begnügen, wenn es die Umſtände ungewiß machen, ob das Brechmittel dienlich ſey, welches man außerdem auch in ſehr vielen Fällen entbehren kann. 8) Wenn die Krankheit um vieles gemindert iſt, wenn die Verſchlimmerungen ſchwach ſind, und das Fieber einige Stunden ausbleibt, müſſen die purgirenden Arzeneyen nicht mehr täglich verordnet, ſondern nur das beſtän-

beſtändige Getränk fort gebrauchet, und alle zween Tage, vor Mittage, zwo Stunden hinter einander, jedesmal 1 Quent Cremor tartari genommen werden, wodurch allen übeln Folgen der Krankheit am beſten vorgebeuget wird. 9) Wenn das Fieber den größten Theil des Tages ausbleibt, die Zunge gut, und der Kranke wohl gereinigt iſt, gleichwohl aber doch täglich ein Fieberanſtoß wiederkömmt: ſo muß man täglich in der Zwiſchenzeit beyder Anfälle viermal 1 Quent Chinarinde nehmen, und damit einige Tage continuiren. Wer dieſe Rinde nicht haben kann, oder dieſelbe verabſcheuet, der kann zwiſchen den Anfällen, in vier gleich abgetheilten Zeiten, 4 Gläſer, oder jedesmal 6 Loth, von einem bittern Kräuterthee trinken, welcher aus gleichen Theilen, der Spitzen von Gamanderlein, klein Tauſendguldenkraut, Wermuth und Kamillen, von jedem eine Handvoll, mit reichlich 3 Pfund heißem Waſſer gezogen, und, nachdem es erkaltet, durch Leinwand gedrückt, zubereitet worden. 10) Weil in dieſer Krankheit die Verdauungswerkzeuge ſehr gelitten haben: ſo muß man lange Zeit, ſowohl in der Art, als auch Menge der Speiſen, behutſam ſeyn, und, ſo bald es die Kräfte erlauben, die Leibesübung zu Hilfe nehmen, damit man der Gefahr, in eine auszehrende Krankheit zu verfallen, vorbeuge.

Von dem faulenden Fieber, welches eine Fäulniß in den Verdauungswegen, beſonders der Galle, zum Grunde hat, haben uns zwey vortreffliche Schriftſteller dreyerley Arten, nebſt ihren Curen beſchrieben, deren Gegeneinanderhaltung den vollkommenen Begriff von demjenigen an die Hand giebt, was die Kunſt in dieſer gefährlichen Gattung von Krankheiten bisher entdeckt hat. In dem Vorhergehenden habe ich die Beſchreibung und Cur dieſer Krankheit, ſo wie ſie ſich gemeiniglich im Lande zu äußern pflegt, nach der Vorſchrift der Herren Tiſſot und Unzer mitgetheilt. Bey dieſer Cur kam alles darauf an, der Entzündung, wenn eine

vorhanden war, durch Blutlaſſen zu begegnen, die Verdauungswege von der Gallenſchärfe und Fäulniß, durch Brechmittel, Rharbarber und Weinſteinrahm, zu reinigen, das Fieber durch dienliche Mittel zu heben, im ſchwachen Zuſtande, wo das Gehirn angegriffen iſt, durch Blaſenpflaſter daſſelbe zu befreyen, und endlich mit der Chinarinde, ſo bald es der Zuſtand des Kranken erlaubt, dem traurigen Schauſpiele ein Ende zu machen. Eben dieſelben Maßregeln wird man in dem Verfahren des Hrn. Pringle wahrnehmen, welcher uns dieſes faulende Fieber, ſo wie es bey einer Armee im Felde und in den Lagern ſich zu offenbaren pflegt, und ſo, wie es ſich äußert, wenn das Lager in ſumpfigen Gegenden, wo faulende Dünſte die Luft verunreinigen, ſteht, beſchrieben, und aus einer großen Menge von Verſuchen die beſten Regeln der Cur hergeleitet hat. Das faulende oder Gallenfieber, welches bey einer Armee, die auf trocknem Boden ſteht, zu graſſiren pflegt, nennt Hr. Pringle, das Lager-Fieber; dasjenige aber, welches die Soldaten in dumpfigen und ſumpfigen Lagern beſchweret, das Sumpf-Fieber. Ich werde dieſe Benennungen beybehalten.

Das Lager-Fieber fängt ſich mit Schauer, Müdigkeit, Kopfweh, Schmerzen in den Füßen, und einer Unordnung im Magen, an. Die Verſchlimmerungen kommen in der Nacht mit ſtarker Hitze und großem Durſte, dürrer Zunge, heftigem Kopfweh, Schlafloſigkeit und Phantaſien. Gegen Morgen erleichtert ein unvollkommener Schweiß alle dieſe Zufälle, die aber am Abend, ohne neuen Schauer, wieder zunehmen. So verwandelt ſich die Krankheit täglich durch vormittäglichen Nachlaß und Abendverſchlimmerungen ſo lange, bis nach und nach das Fieber entweder völlig anhaltend und hitzig, oder zum Wechſelfieber wird. Bisweilen vertreibt ein kleiner Durchlauf die Anfälle, und erſetzt die Stelle der Schweiße; zuweilen wechſeln die Verſchlim-

ſchlimmerungen um den andern Tag, und geben der Krankheit das Anſehen eines dreytägigen Fiebers. In den erſten drey Tagen findet bey einigen gar kein Nachlaß ſtatt, zumal wenn das reichliche Blutlaſſen verſäumt worden iſt. Das Naſenbluten in der ſtärkſten Verſchlimmerung beſchleuniget den Nachlaß, und macht ihn vollkommener. Eben dieſes bemerkt man nach dem Brechen und Purgiren. Doch pflegt keine natürliche Ausführung eine vollſtändige Cur zu bewerkſtelligen, wenn es etwa eine hiezu kommende Gallenruhr (wovon ich weiter unten in einem beſondern Artikel handeln werde,) iſt. Nach dem erſten Anfalle geht vor der Verſchlimmerung ſelten ein Schauer vorher. In den Anfällen iſt der Puls allezeit voll und geſchwinde, und auch in den guten Zwiſchenzeiten behält er noch etwas Febriliſches. Das Blut hat, ſo gar im Anfange der graſſirenden Krankheit, einige Zeichen von Entzündung; gegen den Winter aber bekömmt es die Haut, welche bey den Entzündungen gemein iſt, weil zu ſolcher Zeit, mit den andern Zufällen, Seitenſtechen, rheumatiſche Schmerzen oder catarrhaliſche Huſten vergeſellſchaftet ſind. Ueberhaupt ſind die Zufälle des gallichten Fiebers am häufigſten, ſo lange das Wetter warm bleibt; ſo wie aber der Winter heran nahet, behalten die Kennzeichen der Entzündungsfieber die Oberhand. Der Urin iſt roth, doch ſtark gefärbt, bis ſich das Fieber in ein Wechſelfieber verwandelt. Die durch das Erbrechen oder den Stuhlgang weggehenden Materien ſind insgemein faulend und gallicht. Der Leib iſt oft vor und in der Krankheit verſtopft, und ſodann hart anzufühlen und mit Blähungen erfüllt. Obgleich nicht alle Kranke ſich wirklich erbrechen, ſo empfinden ſie doch alle eine Uebelkeit, beſonders bey heißem Wetter. Oft gehen Würmer von unten und oben ab, und ſolche Perſonen haben ein hartnäckigeres Kneipen und Magenſchmerzen. Sie empfinden auch oft Seitenſtiche, welche durch keinen

Aderlaß gelindert werden, weil ſie blos von Blähungen ihren Urſprung nehmen. Einige Kranke bekommen eine gelbe Haut, welcher Zufall weder ein gutes noch ſchlimmes Zeichen iſt. Die Dauer der Krankheit iſt ungewiß; und da ſie keine Criſis hat, ſo iſt ihr beſter und gewöhnlichſter Ausgang der, wenn ſie ſich in ein Wechſelfieber verwandelt, wogegen es immer gefährlich iſt, wenn ſie ganz anhaltend und bösartig wird, welches zu geſchehen pflegt, wenn ſie im Anfange vernachläſſigt worden iſt, oder wenn die Kranken im Lazarethe zu dicht zuſammen geſtecket werden.

Nach den heißen Sommern ſind dieſe Gallenfieber bey den Armeen häufiger und heftiger, als nach mäßig warmen. Die Zeit, da ſie ſich eigentlich offenbaren, iſt das Ende des Sommers und der Anfang des Herbſtes.

In eben derſelben Jahrszeit ereignen ſich bey dem Heere, welches in ſumpfigen Gegenden campirt, diejenigen ſchlimmern Arten von Gallenfiebern, welche **Pringle** mit dem Namen der Sumpf-Fieber beleget. Alle feuchte Länder veranlaſſen Wechſelfieber, welche aber, wenn die Feuchtigkeit rein iſt, eine regelmäßige Ordnung drey- oder viertägiger Fieber halten, und leicht zu curiren ſind. Wenn aber die Feuchtigkeit von lange ſtillſtehendem Waſſer, worin Pflanzen, Fiſche und Inſecten verfault ſind, entſteht, ſo verurſachen dieſe faulenden Dünſte gefährliche Fieber, die, wenn ſie auch anfänglich zu wechſeln ſcheinen, doch bald anhaltend werden, und die Natur der faulen und bösartigen Fieber annehmen.

Dieſe ſumpfige Gallen-Fieber offenbarten ſich den Beobachtern auf folgende Weiſe. Die Leute wurden entweder auf einmal mit einer brennenden Hitze und heftigen Kopfſchmerzen befallen, oder es gieng ein kleiner kurzer Schauer vorher. Bey der Hitze war Durſt, Schmerzen im Rücken und in den Beinen, große Müdigkeit und Unruhe, Ekel, Uebelkeit oder Magenſchmerz, der mit einem Erbrechen von grün und gelber, widerig riechender Galle begleitet war. Der Puls war, nach dem

erſten

erſten Anfalle, gemeiniglich niedergedruckt (depreſſus) erhob ſich aber nach dem Blutlaſſen. Einigen ward der Kopf ſo jähling und heftig angegriffen, daß ſie ohne vorhergängige Beſchwerden auf eine wilde Art umher liefen, und für unſinnig gehalten wurden, bis die Linderung des Anfalles durch einen Schweiß und ſeine periodiſche Wiederkunft die wahre Beſchaffenheit des Uebels entdeckte. Mehrentheils war nach den Anfällen der Zuſtand der Kranken noch immer fieberhaft. Diejenigen, bey denen ſich in den Zwiſchenzeiten das Fieber einige Stunden völlig legte, befanden ſich in keiner ſo großen Gefahr, ob ſie gleich im Anfange eben ſo heftig raſeten. Von den erſten bekamen einige um den neunten Tag critiſche Schweiße, worauf die Krankheit ein reguläres Wechſelfieber wurde. Einige wenige hatten eine Criſe durch den Urin oder Stuhlgang; einige lagen drey Wochen im anhaltenden Fieber, ohne merklichen Nachlaß, worauf es ſich mit einigen alltäglichen Paroxysmen endigte. Dieſe Leute lagen, die ganze Krankheit über, in einem gelinden Schweiße. Die triefenden Schweiße hatten allezeit einen faulenden Geruch, und der Ausfluß von den Blaſenpflaſtern gab einen unausſtehlichen Geruch. Von denen, die ſich im Anfange der Krankheit erbrachen, gingen einigen mit der Galle, von oben und unten, Würmer ab. Vor dem Tode hatten die Kranken ſchon einige Tage einen Leichengeruch, und gleich nach dem Tode zeigten ſich ſchwarzrothe Flecken und andere Zeichen des Brandes. Einige von denen, die gleich anfangs plötzlich zu raſen anfingen, ſind nach überſtandener Krankheit epileptiſch geblieben, und überhaupt ſind die meiſten Geneſenen häufigen Rückfällen von kalten Fiebern ausgeſetzt geweſen. Die ſtinkenden Nebel, welche des Morgens über dem Lande ſchwebten, ſchienen die nächſte Veranlaſſung zum Ausbruche dieſer Krankheit zu ſeyn.

Die häufigen Rückfälle dieſer Fieber waren, ob ſie gleich nur die Geſtalt der Wechſelfieber hatten, ſehr hartnäckig und irregulär, zumal, da ſie bey vielen eine Verſtopfung der Eingeweide, worauf die Gelb- oder Waſſerſucht folgte, oder auch eine Geſchwulſt der Füße, oder die Trommelſucht ſich ereignete. ohne daß man ſolches bey denen, die keine Chinarinde gebraucht hatten, weniger hätte bemerken ſollen, als bey denen die ſie gebraucht hatten.

An dem Sumpffieber ſelbſt ſtarben vergleichungsweiſe nur ſehr wenige. Die Gefahr deſſelben und der Rückfälle war während dem heißen Wetter am größten; gegen das Ende des

Herb-

Herbſtes war ſie ſchon geringer, und, als ſich das Froſtwetter einſtellte, am allergeringſten.

Obgleich dieſe beyde jetzt beſchriebene Arten von Fiebern offenbar von einer Fäulniß der Säfte, und beſonders der Galle, herrühren, mithin, ihrer Natur nach, nicht eigentlich Entzündungskrankheiten ſind: ſo werden ſie doch bald, von der Heftigkeit der Paroxysmen, inflammatoriſch. Denn es iſt leicht zu begreifen, daß eben dieſelbe Urſache, ſie ſey auch welche ſie wolle, die eine ſo brennende Hitze, Naſenbluten, heftige Kopfſchmerzen und Raſerey verurſachet, öfters auch vermögend ſeyn müſſe, Entzündungen hervor zu bringen. Daher ſind die Gallenfieber in ihrer größten Wuth allezeit von der vermiſchten Natur der faulenden und Entzündungsfieber, auf welchen Umſtand man bey der Cur ganz beſonders ſehen muß. Wenn aber bey dem Abſchiede des Herbſtes das Wetter kühl wird, ſo iſt die Urſache der Fäulniß und Erregung der Galle geſchwächt, da dann das Fieber, deſſen Anfälle mäßiger werden, insgemein mit wenig oder gar keiner Entzündung begleitet iſt, und reguläre Paroxysmen mit völlig guten Zwiſchenzeiten hat.

Die Cur des Lager=Fiebers kömmt, ehe es anhaltend wird, auf die nöthigen Abführungen und auf den Gebrauch der Mittelſalze und Fieberrinde an. Gleich anfangs muß man, nach Beſchaffenheit der Umſtände, ein= auch wohl mehrmal Blut laſſen. Die nachlaſſenden Fieber im Frühlinge und im ſpäteren Herbſte, ſind mit Seitenſtichen, Rheumatiſmen und andern Entzündungen vergeſellſchaftet, und erfordern um deswillen, mehr Blut zu laſſen, als in den andern Jahrszeiten. Die Ader kann, gleich ſicher, in der Zeit des Nachlaſſes, oder im ſtärkſten Paroxysmus, geöffnet werden; nur muß man dazu die Zeit wahrnehmen, da der Kranke nicht im Schweiße liegt. Nach dem Aderlaß iſt ein Brechmittel nöthig; und dieſes muß zur Zeit des Nachlaſſes, oder der völligen Abweſenheit des Fiebers, und lieber bald

nach

nach einer Verſchlimmerung, als kurz vor derſelben, gegeben werden. Doch muß man kein Brechmittel verordnen, wenn der Magen entzündet iſt, oder wenn das Fieber ſchon eine Zeitlang gedauert, und eine anhaltende Geſtalt angenommen hat. Wenn das Fieber ſtark iſt, und nur wenig nachläßt, oder wenn bereits eine Neigung zum Erbrechen vorhanden iſt, iſt die Brechwurzel (Ipecacuanha) das beſte; wenn aber das Fieber völlig ausbleibt, oder merklich nachläßt, ſind die Brechmittel aus Spießglanze, entweder allein, oder mit ihr vermiſcht, vorzuziehen. Man kann zu 20 Gran Brechwurzel 2 Gran Brechweinſteln geben. Dieſe Brechmittel, welche auch mit von unten abführen, ſind die allernützlichſten, inſonderheit wenn ſie ſtark genug ſind, die verdorbene Galle ganz auszufegen, da ſie manchmal allein, ohne alle andere Arzeneyen, die Cur bewerkſtelligen.

Bey Verſtopfung des Leibes iſt es nöthig, denſelben mit einem gelinden Laxiermittel zu eröffnen, zumal, wenn ſich ein Stuhlzwang und Schmerzen in den Gedärmen dabey befinden. Hiezu iſt der Tamarindentrank am dienlichſten. Die Mittelſalze dienen dazu, die Fieber eher in irreguläre Wechſelfieber zu verwandeln. Eine Mixtur von Wermuthſalz und Citronenſaft, iſt zu dieſer Abſicht am beſten. Zu 2 Quent des Salzes, welche mit Citronenſafte völlig geſättigt worden ſind, gießt man 12 Loth Brunnenwaſſer, und thut 2 Loth ſpirituöſes Zimmetwaſſer, und 1½ Loth Pomeranzenſchalen-Syrupp hinzu. Statt dieſer theuern Arzeney, kann man 1 Quent Wermuthſalz in 12 bis 14 Loth Waſſer auflöſen, und ſo viel Vitriolſpiritus hinein tröpfeln, bis ſich das Salz geſättigt hat. Alsdann thut man 1 Loth Pomeranzenſyrupp und eben ſo viel von einem ſpirituöſen Waſſer, hinzu. Anſtatt dieſer Mittelſalze, kann man ſich auch der Gerſtenptiſane mit Weinſteinrahm bedienen.

Wenn nach den Anfällen die Schweiße verhältnißweiſe nicht häufig genug ſind, giebt man, noch ehe die

Verſchlimmerung ganz zu Ende geht, ungefähr 2 Loth Spiritus Mindereri, in 2 oder 3 Schlücke abgetheilt, um damit, ohne Erhitzung, den Schweiß zu treiben.

Ungeachtet die Lagerfieber im Anfange niemals ohne Entzündung ſind, und ſelten vollkommene Paroxysmen haben, ſo kann doch, wenn der Urin ſich bricht, und das Fieber auch nur ein Paar Stunden völlig aufhört, die Chinarinde ſicher gegeben werden. Wollte man dieſelbe vor dem Blutlaſſen geben, ſo würde ſehr leicht ein Entzündungsfieber davon entſtehen; es iſt aber ihr Gebrauch eben ſo gefährlich, wenn die Verdauungswege noch nicht gereinigt ſind, weil alsdann entweder das Fieber wiederkömmt, oder eine Trommelſucht darauf erfolgt. Die Rinde thut in Subſtanz die beſten Dienſte, wenn ſie mit Rheinwein infundirt wird. In der Latwerge kann man zu 2 Loth pulveriſirte Rinde, 1 Quent rohen Salmiak miſchen. Wäre die Reinigung der Verdauungswege verſäumet worden, ſo thut man zur Fieberrinde ſo viel Rhabarber, daß der Leib in den erſten Tagen des Gebrauches der Rinde offen erhalten wird. Wenn die Paroxysmen täglich kommen, und ſehr kurze Zwiſchenzeiten laſſen, muß man bisweilen mit der Rinde den Anfang machen, ehe noch der Schweiß ganz vorüber iſt, um den folgenden Anfall zu verhüten.

Iſt die Krankheit im Anfange vernachläßigt worden, oder verwandelt ſich dieſelbe aus einem nachlaſſenden oder Wechſelfieber in ein anhaltendes: ſo muß, wenn der Puls voll und hart iſt, eine Ader geöffnet werden; ſind aber Phantaſien, Kopfweh und kleiner Puls vorhanden, ſo dienen Blutegel an den Schläfen beſſer. In einem ſolchen Falle ſind Blaſenpflaſter das beſte Hilfsmittel, es möge nun der Aderlaß habe geſchehen müſſen, oder nicht. Zu der Zeit ſchicken ſich weder Brech- noch Purgiermittel, ſo ſehr auch die Verdauungswege überladen ſeyn mögen; doch können Klyſtiere oder gelinde Abführungen nöthig ſeyn, ob ſie gleich nicht ohne Vor-

ſicht

ſicht wiederholet werden dürfen. Hier können auch die Mittelſalze zu Hülfe genommen werden.

Ungeachtet ein Schweiß die eigentliche Criſis iſt, ſo muß derſelbe doch niemals durch Theriak, und flüchtige, hitzige Arzeneyen erreget werden, außer wenn der Puls ſinken, und Flecken oder andere Zeichen eines bösartigen Fiebers ſich äußern ſollten, da die hitzigen Arzeneyen nöthig ſind.

Bisweilen verwandelt ſich dieſe Krankheit in eine Ruhr, welche ihre beſondere Cur erfordert. Wenn aber ein Durchlauf dazu kömmt, ſo iſt es oft dienlich, ihn, jedoch allemal nur nach und nach, durch Opiate zu ſtillen, und den Schweiß zu befördern. Wenn der Puls beym öftern Durchlaufe ſinkt, ſo kann Theriak und die virginianiſche Schlangenwurzel gegeben werden. Obgleich ein Durchlauf die ſchlechteſte Criſis iſt, ſo muß man doch, wenn die Natur durch Kolik, und Spannung des Bauches, bey trockener Haut, dieſen Weg ſuchet, durch ein Klyſtier, oder einen Aufguß von Rhabarber mit Manna, welcher, nach Befinden, zu wiederholen iſt, dazu beförderlich ſeyn.

Das Sumpf-Fieber iſt nichts anders, als ein faules Gallenfieber von bösartiger Natur. Die Cur, welche **Pringle** dafür verordnet, ſetzt die vom Lagerfieber völlig, voraus, und beſteht außerdem in Folgendem.

Wenn das Sumpffieber wüthend hitzig (ardens) iſt, ſo erfordert es reichlichen Aderlaß. Da aber in dieſer Krankheit die Säfte überhaupt eine große Neigung zur Fäulniß haben, ſo verſtattet ſie den Aderlaß weniger, als das Lagerfieber, wo das Blut von viel ſtarken Erkältungen zäher wird, und die Entzündung ſich mehr feſtgeſetzt hat. In den meiſten Fällen iſt es am erſten, oder, wenn das Fieber nicht völlig aufhörte, am folgenden Tage nöthig, eine Ader zu öffnen. Wiederholter Aderlaß hingegen thut, außer bey offenbaren Zeichen einer Entzündung, ſo wenig gute Dienſte, daß es vielmehr das Fieber bösartiger zu machen pflegt.

Die Brechmittel ſind hiebey noch wirkſamer, als im Lagerfieber, und oft bleibt das Fieber davon weg, wenn ſie die Galle

ganz ausfegen. Die Brechwurzel thut aber dieſes ſo wenig, daß ſie vielmehr die folgenden Paroxysmen länger und heftiger gemacht hat; daher man den Brechweinſtein dazu nehmen muß.

In der heißen Jahrszeit verwandelt ſich dieſe Krankheit gern aus einem einfachen Wechſelfieber in ein doppeltes, oder in ein anhaltendes; daher mußte man, nach gehöriger Vorbereitung, die guten Zwiſchenzeiten, da es ganz wenig war, wohl in Acht nehmen, um es zu vertreiben. Hiezu dient die Fieberrinde vortrefflich; allein, ob man ſie gleich in großer Menge gab, ſo waren doch die Rückfälle gewiß zu erwarten, wenn der Gebrauch derſelben nicht öfter wiederholt ward. Man mußte nämlich den ganzen Herbſt hindurch, alle 10 bis 12 Tage, 2 Loth davon nehmen; dabey mußten die Geneſenden wenig oder gar keine kühlende Sachen, kein Obſt, dünnes Bier, noch blähende Speiſen genießen, hingegen mäßig Branntwein trinken.

Wenn nach der langen Dauer, oder nach öftern Recidiven dieſer Fieber, Verſtopfungen der Eingeweide folgen, die ſich in Waſſer- und Gelbſucht endigen: ſo fängt im erſten Falle die Geſchwulſt an den Füßen an, und ſteigt allmählich bis zum Unterleibe. Wenn aber der Unterleib, nach dem unzeitigen Gebrauche des Opium in der Ruhr, oder der Fieberrinde in Wechſelfiebern, allein und plötzlich aufſchwillt: ſo iſt es eine wahre Trommelſucht, deren Cur ich an ſeinem Orte anzeigen werde.

Gallen-Fluß, ſiehe Gallen-Ruhr.

Gallen-Gang, ſiehe oben, S. 743.

Gallen-Kolik, eine Kolik, welche von verdorbener Galle herrührt, und bey welcher durch Erbrechen oft eine grüne und gelbliche Materie abgeht. Ein mehreres davon ſiehe im Art. Kolik.

Gallen-Krankheit, eine jede Krankheit, welche von allzu häufiger oder auch von verdorbener Galle verurſachet wird; ſiehe Gallen-Fieber, Gallen-Kolik, Gallen-Ruhr, Gallen-Stein, Gallen-Sucht.

Gallen-Kraut, ſiehe Galbanum.

Gallen-Pulver, ſiehe Jalappe.

Gallen-Ruhr, Gallen-Fluß, Cholera, Gr. und L. Cholera morbus, Paſſio felliflua, Cholerica paſſio, Fr. Cholera morbus, Trouſſe-galand, iſt eine Art des Durchlaufes, welche zwiſchen der gemeinen Diarrhoe, und

und der rothen Ruhr gewiſſermaßen das Mittel hält, und ſich zuweilen in letztere verwandelt. Sie beſteht in einem plözlichen heftigen Erbrechen und Purgiren, und iſt eben ſo ſchmerzhaft, als gefährlich. Zuerſt iſt der Unterleib von Winden aufgetrieben und ein wenig ſchmerzhaft, wobey aber der Kranke ſchon ganz kraftlos iſt. Hernach folgt ein ſehr häufiges Erbrechen oder Purgiren, gemeiniglich beydes bald auf einander. Das Purgiren, iſt mit großer Schwierigkeit und Angſt verbunden, und die Schmerzen und Ausſpannung des Leibes werden entſetzlich. Die abgehenden Materien ſind gelb, grün, braun, weiß, ſchwarz. Eine große Herzensangſt martert den Kranken. Der Puls iſt gemeiniglich nur eine ſehr kurze Zeit ſtark und fieberhaft, und wird bald von der erſtaunlichen Abführung matt, klein, ſchnell und ungleich. Die Menge der Abführungen erſtreckt ſich oft in wenig Stunden auf hundert. Der Kranke wird zuſehends mager, und iſt, bey einer heftigen Krankheit von dieſer Art, in 3 bis 4 Stunden kaum mehr kennbar. Hiezu kömmt die Hitze, die Angſt, und der unerträgliche Ekel. Wenn die Abführungen den Kranken ſehr mit genommen haben, wird er, außer dem Bauchgrimmen, auch von den peinlichſten Krämpfen in Armen und Beinen gemartert; und wenn es nicht bald die gehörigen Arzneyen bekömmt, ſo erfolgen Ohnmachten, Schlucken, Convulſionen, kalte Glieder, kalte Schweiße, und oft ſchon in 24 Stunden der ſchmerzhafteſte Tod.

Dieſe Krankheit iſt gemeiniglich die Folge einer erhitzten und ſcharfgewordenen Galle, und ihr eigentlicher Termin pflegt, nach Sydenhams Beobachtung, der Auguſt und der Anfang des Septembers zu ſeyn, wiewohl man ſie auch im Julius hat, beſonders wenn er ſehr heiß iſt, und die Sommerfrüchte rar ſind. Wenn ſie von hitzigen Getränken und Ueberladungen erreget wird, bindet ſie ſich an keine gewiſſe Zeit.

Wenn man ihr zeitig zu Hülfe kömmt, ſo läßt ſich oft das Leben des Kranken noch retten. Das erſte, was

man zu thun hat, beſteht darin, die Gallenſchärfe in einer großen Menge flüſſiger Getränke zu erſäufen, welche aber auf keine Weiſe die ſchon allzu ſehr gereizten Gedärme angreifen müſſen. Man nimmt hiezu entweder bloß abgekochtes Gerſtenwaſſer, oder die dünnſte Mandelmilch, oder Waſſer, wovon 12 Pfund mit 1 Pfund geröſtetem Brod eine halbe Stunde lang gekocht worden. Brod von Habermehl iſt am beſten. Man kann auch Weizenkorn röſten, daß es gemahlen, und wie ein dünner Kaffee mit Waſſer gekocht werden kann. **Sydenham** ließ ein junges Huhn, (es kann aber auch ein Pfund mageres Kalbfleiſch ſeyn,) in 6 bis 8 Quart Waſſer, ungefähr 1 Stunde kochen, ſo daß die Brühe kaum einigen Geſchmack vom Fleiſche bekömmt; oder er nahm Biermolken, an deren Statt auch andere ſüße Molken oder Buttermilch gebraucht werden können. Man wähle hievon, was am erſten zur Hand iſt, beobachte aber dabey, daß von allem eine große Menge nicht nur getrunken, ſondern auch durch Klyſtiere beygebracht werde. Die letztern ſind alle zwo Stunden nöthig; die Getränke werden indeſſen stromweiſe und lauwarm verſchlungen, ſo daß die oben angegebene Portion von 6 bis 8 Quart, binnen 3 Stunden ſchon beygebracht ſey.

Starken blutreichen Leuten wird Anfangs, da der Puls noch ſtark, und der Schmerz ſehr heftig iſt, ein oder zweymal die Ader geöffnet, um die Heftigkeit des Uebels zu mindern, und zur übrigen Cur Zeit zu gewinnen. Zuweilen hat ſich ſogleich nach dem erſten Aderlaſſe das Erbrechen geleget.

Nach Verlauf von vier bis ſechs Stunden, hält die Wuth der Krankheit bey dieſen Hülfsmitteln etwas ein; allein, ſie kömmt bald mit gleicher Heftigkeit wieder. Daher muß man dieſelbe Cur ununterbrochen fortſetzen. Ein lauliches Bad ſchaffet Linderung, ſo lange man darin ſitzt; ob aber gleich nachher oft alles wieder ärger wird, ſo iſt doch die Hülfe zuweilen dauerhafter, und darum muß man es nicht hintan ſetzen. Der Kranke muß

lange darin ſitzen; und in dieſer Zeit muß er ſich eines Trankes von 6 Loth Tamarinden in 1 Pfund heißen Waſſer ein Paar Minuten aufgekocht und durchgegoſſen, dergeſtalt bedienen, daß er davon 7 bis 8mal, jedesmal ein Glas voll, welches ungefähr 6 Loth hält, trinke. Hr. Tiſſot, welcher dieſen Rath ertheilt, verſichert, daß ſich nach dieſer Arzney das Erbrechen geſtillet, und daß der Kranke nach dem Bade einige außerordentliche ſtarke Abführungen gehabt, wonach ſich die Krankheit merklich gemindert habe.

Sydenham verordnete gleich nach den vier erſten Stunden, worin die Menge der Getränke von oben und unten beygebracht worden war, ein opiatiſches Mittel. Er war ein großer Verehrer dieſer Arzneyen, und trieb es damit unſtreitig in manchen Fällen zu weit, wie er denn auch wirklich, wider eben dieſe Krankheit bey Kindern, denen er nicht ſo viel Getränk beyzubringen wußte, das einzige Laudanum zur Cur verordnete, welches ſie doch unmöglich retten konnte. Tiſſot, welcher die Gränzen des Gebrauches der Opiate enger, als einer der neuern Boerhaaviſchen Aerzte, einſchränket, giebt eine Warnung, welche dieſer Maxime des Sydenham widerſpricht, und hier angeführt zu werden verdient. „Wenn man ſich durch die Menge „der Ausführungen erſchrecken läßt, und ſie zu zeitig mit Theriak, Krauſemünzenwaſſer, weißen Mohnſyrupp, Opium, „Mithridat u. d. gl. anhalten will: ſo wird entweder das Uebel „ärger, an ſtatt ſich zu mindern; oder, wenn ja der Durchlauf „ſich ſtopft, ſo wird der Zuſtand des Kranken deſto gefährlicher. „Ich habe einem Manne, dem man die Gallenruhr mit einer „Arzney aus Theriak, Mithridat und Oehl, geſtopft, und ihn „dadurch in ein heftiges Fieber mit Raſerey geſtürzt hatte, eine „Purganz geben müſſen, um die Gallenruhr wieder in Gang „zu bringen. Man muß dieſe Mittel nicht eher geben, als bis „der kleine Puls, die große Schwachheit die anhaltenden heftigen Krämpfe, und ſelbſt das Unvermögen, ſich mehr zu erbrechen, Furcht erregen, daß der Kranke unterliegen möchte. „in dieſem Falle giebt man alle Viertelſtunden einen Speiſelöffel voll, oder 1 Loth von einer Vermiſchung des weißen Mohnſyruppes mit gleich viel Fliederwaſſer, und ſetzt dabey den Gebrauch der Getränke fort. Wenn dieſes in einer Stunde viermal geſchehen iſt, ſo wird daſſelbe Mittel fernerhin nur alle „Stunden, und zwar noch 8 Stunden hinter einander, gegeben.“

Dieſes iſt die ſicherſte Cur der Gallenruhr, welche aber nach Beſchaffenheit der Umſtände, zuweilen verändert werden muß. **Riverius** curirte ſie einſtmals von ungefähr mit einer Humpe Eſſigwaſſer (Oxicratum,) welches er einer Frauensperſon unterdeſſen verordnete, bis ihr Arzney zubereitet werden konnte. Sie trank einen Becher voll davon aus, und es verlor ſich das Erbrechen, das Purgiren und der Schmerz alſobald, ſo daß die verordneten Arzneyen unnöthig waren. Eben Derſelbe hat ſchon bey einer Gallenruhr, die beynahe zur rothen Ruhr geworden wäre, die Cur des laulichen Bades an ſich ſelbſt bewährt gefunden, und ſich damit allein hergeſtellt. **Ettmüller** rieth, das Decoct der Brechwurzel in dieſer Krankheit zu verſuchen, und **Riverius** glaubte auch, daß das Erbrechen nützlich ſeyn könnte. Eben der Letztere hat auch ſchon den Aderlaß, deſſen **Sydenham** nicht gedenkt, unter den obigen Bedingungen, im Anfange der Krankheit, angeprieſen.

Wenn der Kranke gerettet werden ſoll, ſo müſſen die Schmerzen und Abführungen allmählich nachlaſſen, die Alteration muß geringer, der Puls, ob er gleich ſehr ſchnell bleibt, doch ordentlicher werden; und es muß ein wenig Schlaf kommen, denn der rechte lange Schlaf bleibt noch lange aus. Bey dieſem Anſcheine der Geneſung, müſſen die erſten Hülfsmittel, wiewohl mit mehrerer Mäßigung, fort gebrauchet werden. Man kann ein wenig Bouillon mit Brod oder Mehl ſpeiſen; und wenn die Ausführungen aufgehört haben, und kein Schmerz, ſondern nur eine große Schwäche und Empfindlichkeit noch übrig iſt, ſo kann man einige Tage dieſelben Bouillons, wie auch friſche Eyer, wenig oder gar nicht gekocht, erlauben. Endlich verweiſet man den Kranken zur Diät der Geneſenden, (wovon im folgenden Theile ein eigener Artikel vorkommen wird,) und befördert die Geneſung durch den Gebrauch der Fieberrinde.

Herr

Herr D. Carl Anton Douglaß in Edinburgh, hat eine andere Curart der Gallenruhr beſchrieben, welche ich ebenfalls hier anzeigen muß, da ſie eigentlich denen, die keine Aerzte ſind, zum Nutzen gereicht, und man dieſe Krankheit, welche öfters, wenn keine Arzneyen bey der Hand ſind, in 24 Stunden tödtet, mit einer auch in den Häuſern der ärmſten Bauern ſogleich bey der Hand habenden Arzney curiren kann, und die Hr. Douglaß oftmals verſucht, und allemal bewährt gefunden zu haben, verſichert.

„Wenn die Kranken“, ſagt Derſelbe: „ehe ich gerufen werde, nicht ſehr erſchöpft ſind, laſſe ich ſie drey bis viermal warmes Waſſer hurtig hinein trinken, welches ſie allemal wieder wegbrechen; dieſes verdünnt und dämpfet die Schärfe der Feuchtigkeit, und evacuiret ſie auch zu gleicher Zeit. Hernach rathe ich ihnen ein Decoct von Haberbrod häufig zu trinken, welches ohne Sauerteig oder Hefen gebacken, und ſorgfältig ſo braun als Kaffee geröſtet, aber nicht verbrannt iſt. Dieſes Decoct muß wie ſchwarzer Kaffee ausſehen. In Ermangelung des Haberbrodes, kann man auch Weizenbrod, oder gut gebranntes Roggenmehl nehmen. Iſt aber der Kranke durch heftiges Brechen und Purgiren ſehr erſchöpft, ſo gebe ich ihm zuerſt einen ſtarken Trunk von dem erwähnten Decocte, und wenn der Ekel ſich ziemlich geſtillt hat, verordne ich öfters eine Pille von Opium zu nehmen, die für eine erwachſene Perſon ⅓ Gran beträgt, und vermehre oder vermindere die Doſin nach dem Alter oder der Stärke der Krankheit.“ ꝛc. ꝛc.

Die Gallenkrankheit oder Gallenruhr, iſt auch eine bey den Schafen nicht ſeltene Krankheit, und man curirt dieſelbe mit folgenden Mitteln. Man verbrennt Farnkraut zu Aſche, und miſchet 1 Theil derſelben mit 2 Theilen zerſtoßener Erlenknoſpen, etwas Ruß und Salz; hievon giebt man, nach dem Grade der Krankheit, 2 bis 3mal eine kleine Handvoll ein.

Folgendes iſt in Schweden ebenfalls mit Nutzen gebraucht worden. Man nimmt Blätter und Wurzeln von Schwalben Kraut (Chelid majus) 4 Loth; Curcumawurzeln 1 Pfund; Wachholderbeeren 4 Loth; trock-

nen Gänſekoth ½ Pfund; engliſch Salz 8 Loth; machet alles zu einem Pulver, und dieſes mit Mehl und Waſſer zu kleinen Kuchen, wovon man alten Schafen ½ Loth, jungen aber 1 Quent in das Maul ſtecket.

18. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſenſch. a. d. J. 1756, S. 145, f.
Schrebers neue Cameralſchr. 5. Th. S. 445.

Gallen-Stein, Gallenblaſen-Stein, Gr. und L. Cholelithus, Calculus veſicae felleae, ein Stein, der ſich in der Gallenblaſe oder in den Gallengängen, ſowohl bey Menſchen als Thieren, erzeuget. So lange dieſe Steine noch in der Gallenblaſe ſtecken, ziehen ſie wenig oder gar keine nachtheilige Folgen nach ſich; wenn aber dieſelben in die Gallengänge eintreten, und den Ausgang der Galle in die Gedärme hindern, verurſachen ſie Gelbſucht und Schmerzen, wovon ich in dem Art. Gelbſucht ſprechen werde.

Vom Gebrauche der Gallenſteine der Ochſen und Kühe, welche Ochſen-Bezoar genannt werden, ſiehe im Art. Rind.

Gallen-Sucht, Gall-Sucht, eine Krankheit, welche aus einer Verſtopfung der Gallengänge, entweder durch Stein, oder durch ein dickes und zähes Blut, oder auch durch eine heftige Erſchütterung der Galle, entſteht, ſo daß dieſe durch die Zweige der Pfortader geht, und ſich mit dem Blute vermiſchet. Weil dabey der ganze Körper, beſonders aber die Augen, mit einer gelben Farbe überzogen ſind, ſo wird ſie auch die gelbe Sucht, oder Gelbſucht genannt. Siehe Gelbſucht.

Gallen-Weſpe, ſiehe Gall-Inſect.

1. **Gallen** mit Galläpfeln zubereiten, in den Seidenmanufacturen, wo die Seide gegallet wird, wenn ſie durch ein oder zwey Bäder von Galläpfeln gezogen wird; ſiehe oben, S. 689.

2. **Gallen**, ſo nur bey den Jägern üblich iſt, ſein Waſſer laſſen, feuchten, in dem gemeinen Umgange der Meißner ſchollen. Siehe Galle 3.

3. Gallen,

3. Gallen, ſo nur im gemeinen Leben einiger Gegenden üblich iſt. Einen Fiſch gallen, die Galle aus demſelben heraus nehmen.

Galleote, ſiehe Galeote.

Gallerie, aus dem Franz. Galerie, und Ital. Gallaria, Gr. Xyſtus, L. Porticus, Ambulatorium, ein anſehnlicher zum Spazierengehen bequemer Gang; oder auch ein angebauter Gang, wo entweder eine ſchöne Ausſicht iſt, oder welcher zu verſchiedenen Zimmern eine Communication und bequemen Zugang geſtattet. Man belegt daher auch wohl die Gänge oder Corridors vor den Zimmern, wie auch hölzerne, gebrückte oder untergewölbte Gänge, über welche man in der Höhe von einem Gebäude in ein benachbartes kommen kann, mit dem Namen Gallerie. Ein ſolcher mit einer Bruſtlehne verſehener, inwendig oder auswendig ganz um ein Gebäude herum geführter, bedeckter oder unbedeckter leichter Gang, um von einem Orte zu einem andern kommen zu können, und das Tageslicht nicht zu verhindern, damit noch andere Plätze im Gebäude erleuchtet werden, heißt im Franz. Galerie de pourtour; und ein mit architectoniſcher Arbeit nach einer gewiſſen Säulenordnung verzierter langer Gang, Galerie d'architecture.

Inſonderheit heißt in Palläſten Gallerie, Fr. Galerie magnifique, ein Sal, welcher ungleich länger, als breit, iſt, oder auch eine Folge von Sälen und Zimmern, worin Gemälde und andere Werke der bildenden Künſte, auch allerey Naturalien und andere Seltenheiten, aufbehalten werden; z. B. eine Bilder-Gallerie, ein Bilderſal, Fr. Galerie de peinture; eine Gallerie, worin Statüen, Bruſtbilder, Basreliefs u. d. gl. aufbehalten werden, Fr. Galerie de ſculpture; Gewehr-Gallerie, u. ſ. f. Kleinere Sammlungen ſolcher Werke der Natur und Kunſt, die ebenfalls auch reiche Privatperſonen haben können, werden Cabinete genannt, weil insgemein ein einziges, und auch wohl ein mit-

telmäſſiges Zimmer oder Cabinet dazu hinreicht; aber nur große Herren, deren Palläſte als der Mittel-Punct, wo alle Werke der ſchönſten Künſte verſammelt werden, anzuſehen ſind, haben Gallerien, in denen große Werke aus allen berühmten Kunſtſchulen zu ſehen ſind. Von dieſen Gallerien iſt die florentiniſche, welche Cosmus III, Herzog von Florenz und nachher Grosherzog von Toscana, angelegt hat, die berühmteſte und wichtigſte. In Deutſchland ſind die Gallerien von Dresden, Düſſeldorf, Sansſouci und Wien die berühmteſten.

Dergleichen Gallerien ſind für die zeichnenden Künſte, was die öffentlichen Bibliotheken für die Gelehrſamkeit; Schätze zum öffentlichen Gebrauch der Künſtler. Sie müſſen deswegen den Künſtlern und Liebhabern zum Studiren beſtändig offen ſtehen. In dieſer Abſicht aber ſollten ſie auch nach einem beſonders dazu entworfenen Plane angelegt ſeyn, nach welchem jeder Theil der Kunſt ſein beſonderes Fach hätte. Ein Theil müßte der Zeichnung; einer der Zuſammenſetzung; ein anderer der Haltung u. ſ. f. gewidmet ſeyn.

Hrn. Prof. Sulzer allgem. Theorie der ſchönen Künſte Art. Gallerie.

Auf den Schiffen, verſteht man unter Gallerien, Holl. Galderyen, oder Galeryen, Fr. Galeries, Ital. Giardini, L. Fori, die zu beyden Seiten der Kajüte gegen das Hintertheil über den Bord heraus gebaueten offenen oder bedeckten Gänge, welche nicht nur zur Zierde des Schiffes, ſondern auch zur Bequemlichkeit des Capitäns, dienen. Man leget auch wohl, wenn ſie bedeckt ſind, allerley Sachen darein, um ſie bald bey der Hand zu haben. Sie ſind etwa 10 bis 12 Fuß lang, und 8 Fuß hoch.

Auf Schiffen welche mehr als 50 Kanonen führen, heißen die im Raume angebrachten, 3 Fuß breiten Gänge, längs der innern Verkleidung des Vorder- und Hintertheiles, Galeries du fond de cale. Dieſe Gallerien im Schiffsraume dienen inſonderheit zur Bequemlichkeit der Zimmerleute, um die bey dem Gefechte im Schiffe durch die Kanonnenſchüſſe entſtandenen Löcher und Oeffnungen zu verſtopfen und auszubeſſern.

In

In der Feſtungs-Baukunſt, heißt Gallerie, L. Vinea, Fr. Galerie a paſſer un foſſé, ein kleiner hölzerner Gang, welcher oben und auf beyden Seiten mit ſtarken Bohlen bedeckt und umgeben iſt, und den die Belagerer über einen mit Faſchinen ꝛc. angefüllten Graben hinüber führen und mit Erde bewerfen, damit die Minirer vor dem Muſketenfeuer der Belagerten geſichert ſeyn, bis an den Fuß eines Werkes gelangen, und eine Mine anbringen können. Dergleichen Gallerien ſind aber heut zu Tage nicht ſonderlich mehr im Gebrauche, weil man mit wenigern Umſtänden beyzukommen weiß.

Kleinere Minengänge, welche längs den beyden Seiten der ordentlichen Minengänge angelegt ſind, um in einem gewiſſen Abſtande von einander Leute hin zu ſtellen, welche horchen müſſen, was der Feind in der Nachbarſchaft für Arbeit vornimmt, um davon zu berichten, werden **Lauergallerien**, Fr. Galleries d'écoute, genannt.

In den Statüengießereyen, heißen Gallerien, Fr. Galeriers, die mit Thon ausgelegten, und durch Mauern von Sandſtein oder Backſteinen von einander abgeſonderten Räume, worein man das Holz und die Kohlen leget, deren Feuer das Wachs des Modelles ausſchmelzen, und die ganze Form ausbrennen ſoll. Dieſe ſo genannten Gallerien werden nur in dem Falle angeleget, wenn die Form zu einer ſehr großen Statüe verfertiget werden ſoll, und vertreten die Stelle eines Ofens unter der Form. Sie werden mit einem ſehr ſtarken eiſernen Roſte überſeꝛt, der das Fundament abgiebt, welches die Stäbe trägt, die das ganze Gerüſte (d. i.) den Kern und die fertige Statüen unterſtützen müſſen.

In einem Ballhauſe verſteht man unter Gallerie den langen und bedeckten Gang, wo man den Ballſpielern zuſieht. Er iſt ungefähr mannshoch, und mit einem ſchrägen Dache von Bretern bedeckt. Im Franzöſiſchen werden die Zuſchauer auf der Gallerie, gleichfalls la galerie genannt.

Gallerte, (*) L. Gelatina, Fr. Gelée, im Oberd. die Sulze, in der Küchenſprache einiger Gegenden, eine geſtandene Schüſſel, nennt man ein ſchleimiges, durchſichtiges und dem gefrornen Waſſer ähnliches Weſen von einer gewiſſen Conſiſtenz, welches man inſonderheit aus thieriſchen Theilen erhält, wenn man ihnen eine gewiſſe Menge von ihrem überflüſſigen Waſſer entzogen hat. Inſofern eine ſolche Gallerte zum Eſſen beſtimmt iſt, behält man oft auch im Deutſchen das franzöſiſche Wort Gelee bey.

In der Chemie und Pharmacie macht man einen Unterſchied zwiſchen Gallerte (Gelatina), und Schleim (Mucilago). Das Wort Gallerte gebraucht man gewöhnlicher von thieriſchen Theilen, und das Wort Schleim von Vegetabilien; wiewohl man auch aus manchen Pflanzen eine Gallerte, und aus manchen Thieren einen Schleim erhalten kann. So kann man z. B. aus den friſchen ausgepreßten Pflaumen eine wirkliche Gallerte bekommen. Und ſelbſt die Vegetabilien, welche einen Schleim geben, haben eine mit einer Gallerte verbundene ſchleimige Materie. Der Unterſchied zwiſchen Gallerte und Schleim iſt dieſer, daß in dem Schleime mehr erdige Theile, als bey der Gallerte ſind, und in dieſer, nach Proportion, mehr öhlige und ſalzige Theile gefunden werden. Ferner iſt auch zwiſchen der vegetabiliſchen und thieriſchen Gallerte ein Unterſchied. In jener haben die ſaliniſchen Theile eine ſäuerliche Natur, in der thieriſchen aber haben ſie faſt die Natur eines Mittel-

(*) Dieſes Wort, welches bey den Schriftſtellern der vorigen Jahrhunderte Galrey, Gallhart, Gallrad, Gallraid, und im mittlern Lateine Galatina, Geltina, Galreda, Galadria u. ſ. f. lautet, ſtammt wohl nicht von dem Lat. gelatus her, wie Friſch will, ſondern von einem guten alten deutſchen Stamme. Im Dithmarſiſchen bedeutet Keller noch jetzt geronnene Milch, und kellern, gerinnen, geliefern. Ob das Griech. γαλα, Milch, gleichfalls dahin gehöre, iſt ungewiß. Siehe Gällig.

Mittelſalzes, und es ſind alſo die ſauern Salze ſchon verändert. Ueberhaupt betrachtet aber können alle dieſe Subſtanzen, nach Beſchaffenheit der Verdauungskräfte nähren. Geſunde und ſtarke Perſonen z. B. können die ſchleimigen Subſtanzen ſo verdauen, daß ſie davon genähret werden, da hingegen ſchwache Perſonen gar keine Nahrung davon erhalten. Zu hitzigen Krankheiten nähren die Vegetabilien, welche eine wirkliche Gallerte geben, recht gut, und ſchaden nicht; da hingegen bloße thieriſche Gallerten ſchaden, und nicht nähren.

Es ſcheint, daß der Körper aller Thiere größtentheils aus einer gallertartigen Materie beſtehe. Denn wenn man Fleiſch, Knochen, Häute, Flechſen, Nerven, Hörner, Haut, mit einem Worte, alle die verſchiedenen feſten oder weichen Theile, welche den Körper eines Thieres ausmachen, in Waſſer kochen, und hernach dieſes Waſſer bis zu einem gehörigen Grade abrauchen läßt: ſo gerinnt es in der Kälte zu einer wirklichen Gallerte; und wenn man dieſes Abrauchen bis zur Trockne, aber bey einer ſolchen Wärme fortſetzt, welche, dieſe gallerartige Materie aus ihrer Miſchung zu ſetzen, nicht vermögend iſt, ſo macht ſie zuerſt einen Leim, und hernach eine Art eines mehr oder weniger durchſichtigen, harten und feſten Hornes.

Die Gallerte iſt, nach Beſchaffenheit der Theile eines Thieres, unterſchieden. Diejenige z. B. welche man aus gekochtem Fleiſche erhält, iſt feiner und beſſer, als die von Knochen, Häuten und Flechſen. Sie können zwar alle nähren; aber mit welchem Unterſchiede! Die Gallerte vom Fleiſche wird geſchwinder durchgearbeitet, als die andern Arten, weil ſie weniger erdige Theile enthält. Es iſt auch in Anſehung der Thiere ein Unterſchied. Die Gallerte von Hühnern iſt feiner, als die vom Kalbfleiſch, Rindfleiſch u. ſ. f. Ja, manche Thiere haben eine ſo feine Gallerte, daß ſie den Menſchen faſt nicht nähren können, weil ſie in dem Magen und Gedärmen ſo durchgearbeitet werden, daß ſie keinen ſolchen Milchſaft, welcher den Menſchen zu nähren geſchickt wäre, liefern können.

Das Blut, das Blutwaſſer, der Same der Thiere, ſind beynahe nichts anders, als ganz reine gallertartige Materie; die Milch ſelbſt enthält eine ſehr große Menge von ſelbiger. Kurz, beynahe alle thieriſche Feuchtigkeiten, diejenigen ausgenommen, welche als Excremente zu betrachten ſind, dergleichen der Urin und der Schweiß iſt, ſind nichts anders, als Arten von wäſſerigen Gallerten.

Dieſe gallertartige Materie der Thiere, hat in ihrem natürlichen Zuſtande faſt gar keinen Geruch, noch eine ſaure oder alkaliſche Eigenſchaft; ihr Geſchmack iſt ſüßlich; wenn ſie aber in einer hinlänglichen Quantität Waſſer, und vermittelſt anderer zur Gährung nöthiger Umſtände verdünnt worden ſind, ſo geräth ſie ſofort in Gährung, ſobald ſie ihrer zum Leben nöthigen Bewegung beraubt worden ſind, und dieſes ſo gar bisweilen, wenn das Thier noch lebt, von welchem ſie einen Theil ausmacht; ſie bringt verſchiedene Krankheiten, und in der thieriſchen Oeconomie eine merkliche Unordnung zuwege. Anfänglich gelangt ſie zu einer gelinden Bewegung der ſauern Gährung eben ſo, wie man bey der Milch, dem Blute dem Fleiſche, und den Fleiſchbrühen, bemerkt; und hernach geräth ſie ſehr geſchwinde in eine völlige Fäulniß, welche ſie in eine Art einer ſehr ſtinkenden Materie verwandelt.

Wir müſſen die Eigenſchaften und Wirkungen der Gallerte, in ſo fern wir ſie in den thieriſchen Speiſen genießen, etwas näher betrachten. Es giebt bereits erwähnter Maßen, einige Thiere, welche mit einem gewiſſen Leime vor andern überhäuft ſind. Das Schwein hat einen ſehr großen Ueberfluß davon; und alle junge Thiere haben deſſen nach Proportion mehr, als die ältern. Es läßt ſich faſt aus allen Theilen des Schweines, aus den Kälberfüſſen und Lämmern und jungen Hühnern, mit leichter Mühe, eine ſolche Brühe heraus kochen, welche, nachdem ſie erkaltet iſt, ſteht

und

und zittert. Viele Leute glauben, daß dieſes die rechte Kraft und das eigentliche Nahrhafte des Fleiſches ſey, und ſie bemühen ſich ſorgfältig, es daraus zu erhalten. Wenn man das wenige Flüſſige, welches in der bebenden Gallerte noch übrig iſt davon jaget: ſo kann man trockne Täfelein daraus verfertigen, welche die Franzoſen Tablettes de jus de viande nennen, und die nur in heißem Waſſer aufgelöſet werden dürfen, wenn man ohne Fleiſch und ohne viele Umſtände in der Geſchwindigkeit Fleiſchſuppe haben will; ſiehe Th. VI, S. 270, fgg. Es iſt aber weit gefehlt, daß dergleichen Suppen die Kraft und Nahrhaftigkeit der wahren Fleiſchbrühen beſitzen ſollten. Eine kleine Ueberlegung wird uns hievon überzeugen.

Die Gallerte iſt einer der allerzäheſten thieriſchen Säfte, und ſolchen Thieren eigen, die überhaupt dicke Säfte und wenig Bewegung haben. Das Fleiſch ſolcher Thiere ſelbſt iſt zähe und kleberig, und ihre Gallerte enthält viel erdige Theilchen. Sie nimmt, ihrer Natur nach, von ſelbſt eine Fäulniß an, und wird von flüchtiger Art. Ihre Beſtandtheile ſind Erde, Waſſer, etwas Salz, und ein wenig Oehl. Wenn ein ſolches zähes Weſen dem menſchlichen Körper zu einer guten Nahrung dienen ſoll, ſo muß es ſchnell verdauet werden, weil es zur Fäulniß geneigt iſt. Soll es aber ſchnell verdauet werden, ſo muß eine ſtarke Verdauungskraft in daſſelbe wirken, weil ſich die Speiſen deſto ſchwerer auflöſen, und von den Verdauungs Säften in einen guten Nahrungsſaft verwandeln laſſen, je zäher ſie ſind. Wenn dieſe zähe Materien nicht auf das nachdrücklichſte und geſchwindeſte verdauet werden, ſo erzeugen ſie natürlicher Weiſe im Magen einen zähen Schleim, welcher alle übrige gute Speiſeſäfte mit in ſich verwickelt und verdirbt. So bald aber die Gedärme mit einem ſolchen Schleime überzogen ſind, wird nicht allein kein guter Milchſaft mehr aus den Speiſen zubereitet, ſon-

dern es erzeugen ſich auch viele Blähungen in den Gedärmen, welche zu verdrießlichen Krankheiten Anlaß geben. Von dieſem Schleime werden auch ſelbſt die Drüſen der Gedärme ſchlaff gemacht, und alsdann ergießen ſie, ſtatt ihrer gewöhnlichen dünnen Flüſſigkeit, ebenfalls zähere kleberige Säfte in die Gedärme, welche ſich mit den guten Speiſeſäften vermiſchen, und ſie verderben. Wenn der Schleim lange in den Gedärmen verweilet, wird er endlich entweder ſchon faulend, oder noch unſchuldig mit in das Blut übergeführet. Dieſes geſchieht nicht ſchnell und merklich, ſondern nur allmählich; und daher kann die dadurch verurſachte Verſchleimung der Säfte lange verborgen bleiben, welches zuletzt ihre Cur deſto ſchwerer macht. Es iſt aber nicht das Blut allein, welches durch dieſe Verſchleimung zähe gemacht wird, ſondern es nehmen auch die feinern Säfte in den zärtern Gefäßen hieran ihren Antheil. In dieſen Gefäßen fließen die zähern Säfte langſamer, und dieſe Hemmung ihrer Bewegung verurſachet ein Aufſchwellen derſelben. Auf dieſe Weiſe entſtehen Geſchwülſte von der Erſchlaffung der feſten Theile, welche verdorbene Säfte zum Grunde haben. Will man ſie curiren, ſo muß man ſtärkende Arzneymittel dazu gebrauchen.

Man ſieht aus dieſer leichten und natürlichen Herleitung, daß die thieriſchen Speiſen, welche viel Leim in ſich enthalten, oder ſehr gallerthaſtig ſind, an ſich keine gute Nahrungsſäfte erzeugen; und daher habe ich im XVI. Th. S. 212, fgg. ſchwächlichen und kränklichen Perſonen gerathen, ihre Fleiſchſuppen nicht zu ſtark zu kochen, weil durch das ſtarke kochen und Dämpfen des Fleiſches ein großer Theil ſeiner Gallerte mit der Fleiſchbrühe vermiſchet wird. Da aber doch dieſe zähe Gallerte jederzeit mit Brühe und Fleiſchfaſern vermiſcht iſt, ſo können ſtarke Magen noch wohl Nahrung heraus arbeiten; und ihnen halten ſolche zähe Speiſen auch beſ-

ſer

ſer vor, als die dünnen Suppen. Allein, da ſie ſtarke Verdauungskräfte erfordern: ſo iſt es allemal, inſonderheit ſchwächlichen Perſonen, zu rathen, bey dem Genuſſe derſelben alles zu Hülfe zu nehmen, was ihre Verdauung erleichtern kann. Man muß ſolche Speiſen mit andern aus dem Gewächsreiche zugleich genießen, um ihrer Neigung zur Fäulniß Einhalt zu thun, und muß viel Brod, welches wohl ausgebacken und gut gegangen iſt, dazu eſſen. Außerdem aber muß man auch Salz und ſtarke Gewürze zu Hülfe nehmen; denn keine Speiſen leiden mehr Salz als dieſe; und die ſtärkenden Gewürze reizen, vermöge ihres flüchtigen öhlichten Salzes, nicht allein den Magen und die Gedärme zu deſto beſſerer Verdauung, ſondern hindern auch, daß ſich der Schleim nicht zu ſchnell erzeuge. Daher iſt es eine gute Gewohnheit, das ſchleimvolle Schweinefleiſch mit ſaurem oder anderm Kohle, ſtark geſalzen und wohl gewürzt, geräuchert oder gebökelt, oder in Form einer kalten gewürzten Sulze mit Eſſig und Peterſilie ꝛc. zu genießen. Durch dieſe Zuſätze werden die zähen Speiſen beſſer aufgelöſet und durchdrungen, daß ſie der Gewalt des geſtärkten Magens leichter nachgeben, ihre gute Säfte fahren laſſen, und dadurch dem Menſchen zur Nahrung dienen, wogegen der zäheſte Schleim mit den übrigen groben Theilen der Speiſen in den Gedärmen zurück bleibt, und ſeinen Ausgang anderwärts findet.

Aber dieſer guten Hülfsmittel ungeachtet, iſt es doch ſchwachen Perſonen, inſonderheit Frauenzimmern, Gelehrten, und ſolchen Leuten, die eine ſitzende Lebensart führen, nicht zu rathen, daß ſie ſich ſolcher zähen Speiſen öfters bedienen. Man kann ihnen zur Noth im Winter ſolche Freyheit geſtatten, wo ihre Verdauungskräfte am ſtärkſten ſind. Am meiſten aber ſolten ſie von Perſonen, welche ohne dieß zähe phlegmatiſche Säfte haben, oder welche Präſervationscuren, Brunnen- oder Molkencuren ꝛc. gebrauchen, vermieden werden.

den. Daß Kindern eine ſolche Nahrung ſchlechterdings unzuträglich ſeyn müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

Auch der häufige Gebrauch der Geleen muß bey Geſunden und Kranken eingeſchränket werden. Sie nähren weit weniger, als man glaubt; und ſie würden gewiß den Magen, die Gedärme und alle Säfte verſchleimen, wenn man ſie häufig, ohne Gewürze, genießen wollte. Man muß ſie mit Zucker und Citronenſaft ſpeiſen, oder ſie in dünnen Suppen zergehen laſſen, und ſich eines guten alten und ſtärkenden Weines dabey bedienen. Von den Getränken aus Hirſchhorn oder Eyerdottern, welche man den Kranken oft zu reichen pflegt, findet ein gelinderes Urtheil Statt. Sie theilen dem Waſſer einige Nahrhaftigkeit mit, und weil ſie ihm nicht ſo viel Gallerte einverleiben, daß es davon dick werden und gerinnen könnte, ſo können ſie den Verdauungskräften auch nicht ſonderlich zur Laſt fallen. Doch iſt es allezeit nützlich, ſie ein wenig ſäuerlich zu machen.

Wie die Gallerten zubereitet werden müſſen, findet man bey Abhandlung der Eſſen und bey deren Zurichtung beſchrieben. Was aber die eigentlich ſo genannten Geleen, und das Färben derſelben betrifft, ſo werde ich davon im Art. Gelee handeln.

Eine Gallerte mit Bruſtkräutern, wird folgender Geſtalt zubereitet. Man nimmt weiße Eibiſchwurzel, Lungenkraut, Leberkraut, und die Herzen von blauem Kohl, von jedem 1 Handvoll, ſchneidet alles klein; thut 3 Löffel voll kleine Grütze, einen gehackten Kälberfuß mit dem Knie an der Keule, 2 gehackte Schaffüße, und eine Meſſerſpitze voll Muskatenblumen hinzu; ſetzt alles zuſammen mit 3 Quart Waſſer in einem feſt zugeklebten Topfe an das Feuer, und läßt es 3 Stunden lang kochen; drückt es hernach durch einen feinen Durchſchlag, oder durch ein härenes Sieb, und läßt es in einem Topfe im Keller zugedeckt ſtehen, bis es zu einer Sulze gerinnet.

Dieſe Gallerte iſt nicht bloß erweichend und nährend, ſondern auch reinigend, und gelinde ſtärkend. Man nimmt davon morgens und Nachmittags einen Eßlöffel voll, in dünner Rindfleiſchbrühe zerlaſſen.

Bey

* * *

Bey den neuern Schriftſtellern des Pflanzenreiches, wird ein gewiſſes Pflanzengeſchlecht von der unvollkommenſten Art Gallerte genannt, welches aus einem gleichförmigen, durchſichtigen, häutigen, gallertartigen Weſen beſteht, und in ſelbigem einige, vielleicht dem Samen ähnliche Körper einſchließt, und im Lat. Tremella genannt worden iſt. Verſchiedene Arten ſind den Flechten ähnlich; es fehlen aber bey allen die Schilderchen und Warzen. Die Arten ſelbſt ſind unter ſich gar ſonderbar verſchieden; vornämlich haben die Naturforſcher die faltige Blatt-Gallerte aller Aufmerkſamkeit gewürdiget. Schon der Name Himmels-Blume oder Himmels-Blatt, Coelifolium oder Ciniflonum, Spuma aëris, welchen Paracelſus dieſer Pflanze beygelegt hat, giebt ganz deutlich zu erkennen, daß man derſelben einen beſondern Urſprung angedichtet, und von allen andern Pflanzen unterſchieden hat; wie dann ſolche in vorigen Zeiten von vielen für die aſtraliſche Quinteſſenz, von andern aber für ausgebrannte Abgänge von Sternen, welche man Stern-Putzen, Stern-Schneutzen, Stern-Schnuppen zu nennen pflegt, gehalten worden iſt. In neuern Zeiten haben Reaumür, Dillenius und andere, die wahre Beſchaffenheit dieſer Pflanze genauer unterſucht, und theils als ein eigenes Geſchlecht unter dem Namen Noſtoc oder Linkia beſchrieben, oder mit der Tremella vereinigt. Hr. v. Haller ſetzt dieſelbe unter die gallertartigen Flechten. Es iſt ſolche die Tremella Noſtoc *Linn.*; ſie wird im Deutſchen auch Erd-Blume genannt, ob gleich noch Niemand etwas, ſo einer Blume ähnlich ſeyn könnte, daran entdeckt hat. Es iſt ein unordentlicher, dunkelgrüner, durchſichtiger Körper oder Blatt, welches, wenn man es anrührt, gleichſam wie eine Gallerte zittert, zwiſchen den Fingern aber nicht ſchmilzt, auch, weil es zähe iſt, ſich nicht leicht von einander reißen läßt. Man bekömmt

es nicht eher, als nach dem Regen, zu ſehen. Es findet ſich alsdann an allerley Orten, beſonders auf einem unbearbeiteten Erdreiche, Wieſen, ſandigen Wegen, in den Gartengängen u. d. gl. Man findet es zu allen Jahrszeiten, niemals aber häufiger, als im Sommer nach vielem Regen. Der geſchwinde Urſprung iſt beſonders merkwürdig. Es entſteht gleichſam in einem Augenblicke. Wenn man des Sommers in einem Gange des Gartens ſpaziren geht, kann man nicht die geringſte Spur davon wahrnehmen; fällt aber Regenwetter ein, und man kömmt in kurzer Zeit wieder in eben dieſen Gang, ſo findet man dergleichen ſo viel, daß der ganze Gang damit belegt zu ſeyn ſcheint. Die ganze Pflanze iſt gleichſam ein Blatt, welches wie ein Schwamm das Waſſer häufig an ſich zieht, und ſo lange in ſeinem natürlichen Zuſtande ſich befindet, ſo lange es mit Waſſer angefüllt iſt. Ein Sonnenſchein oder ein ſtarker Wind aber entzieht ihm das Waſſer in wenig Stunden wieder, und alsdann falten und ſchrumpfet es ſich zuſammen, wird ganz klein, undurchſichtig und verliert ſeine Farbe; es zerfällt in ein trocknes ſchwarzbraunes Blatt, welches kaum noch ſichtbar iſt: und dieſes iſt die Urſache des vermeinten geſchwinden Wachsthumes nach dem Regen. Ein neuer Regen bringt das verdorrte und unſichtbar gewordene Blatt wieder zum Vorſchein. Dieſe Verwandlung hat bey dem nämlichen Blatte mehrmals Statt.

Geoffroy will an dieſem Blatte Wurzeln beobachtet haben, welche aber Reaumür nicht hat finden können; hingegen hat Dieſer viele kleine runde Körner auf der Oberfläche geſehen, ſolche für Samen gehalten, und in beſondere Gefäße ausgeſäet; ſie ſind auch aufgegangen, haben aber niemals Wurzel getrieben. Reaumür hat hernach die jungen Blätter umgekehrt, und die untere Seite, auf welcher doch die vermeinten Wurzeln ſeyn müßten, von der Erde entfernt, und ſie ſind nichts deſto weniger fortgewachſen. Vermuthlich ziehen ſie das ernährende Waſſer durch die Oberfläche ihrer Haut in ſich, und werden nur alsdann immer größer, wenn es ſich voll geſogen hat. Die

Sa-

Samen des Reaumür hält Hr. v. Haller für Knoſpen, und vergleichet die Vermehrung dieſer Gallerte mit den Polypen. Es iſt nur ſichtbar, wenn ſie ſich nährt, und bleibt ſo lange unſichtbar, bis es wieder zu wachſen anfängt. Reaumür verſichert, daß es ſolchergeſtalt abwechſelnd wohl ein Jahr über fortwachſe.

Wenn das Blatt eine gewiſſe Größe erlangt hat, bekömmt es Falten, welche, wenn es dürre geworden iſt, tiefer und deutlicher erſcheinen; es bleiben ſolche auch nachher, wenn es auch von neuem Waſſer angezogen hat. Wenn Dürre und Näſſe mehrmals abwechſeln, vermehren ſich die Falten immerfort, und endlich ſieht das Blatt auch im friſchen Zuſtande von den vielen Falten ganz zerkrünkelt aus.

Die jungen Pflanzen, welche Reaumür aus Samen erzogen hat, waren Anfangs kugelförmig, nachher wurden ſie platter, und endlich wie ein Blatt ausgebreitet. Dillenius aber muthmaßet, daß viele dergleichen runde Körperchen an einander wüchſen und eine Haut vorſtellten.

Paracelſus, Knöffel, Tournefort, Geoffroy und andere, haben dieſer Gallerte ganz beſondere Tugenden zugeeignet. Sie ſoll Wunden heilen, der Fäulung widerſtehen, die Nerven beſänftigen. Die Alchymiſten erzählten davon gar wunderbare Sachen, und ſuchten darin beſonders ein auflöſendes Mittel zum Golde. Allein, obgleich ſelbige viel Oehl und flüchtiges Salz enthält, und daher wirkſam ſcheint, iſt ſie doch jetzt kaum mehr als ein Arzeneymittel bekannt, auch die Sperniola, welche Knöffel als ein, von Noſtoch und andern zuſammen geſetztes Mittel, ſo hoch angeprieſen hat, und die deswegen in einigen Apotheken aufgenommen worden iſt, gänzlich in Vergeſſenheit gerathen. Unter den neuern Schriftſtellern, erwähnt Vogel des Noſtochs als eines bewährten Mittels, den Branntweinſäufern die Luſt zu dergleichen Getränke zu benehmen, wenn ſolches in Branntwein eingeweicht, denſelben heimlich beygebracht wird.

Gallerte, (See-) Holothuria Phyſalis *Linn.*; ſ. in S.

Galles, (*Princeſſe de*) eine Nelkenſorte; ſ. unter Nelke.

Gallina, ſiehe Huhn.
Galimache, der braſilian. Geier; ſ. unter Geier.
Gallinage, L. Gallinago; ſiehe Schnepfe.
Gallinaſſa, Fr. Gallinaſſe; ſiehe unter Geier.
Galline, L. Rubellio, ein Meerfiſch; ſ. Roth = Feder.
Gallinella, Morſus gallinæ, Hühnerbiß; ſ. Alſine media.
Gallion, (das) L. Roſtrum navis, Holl. Galjoen, Fr. Avantage, Cap, Eperon, Poulaine, Serpe, der Schiffsſchnabel, heißt am Vordertheile des Schiffes, hinter der Sirene oder dem ausgeſchnitzten Löwen, derjenige Raum, wo die Soldaten und Matroſen ihren Abtritt nehmen, und wo (auf Kriegsſchiffen) die Gefangenen geſchloſſen liegen. Dieſer Raum iſt aus verſchiedenen bogenförmigen und vorn ſich zuſammenſpitzenden Hölzern zuſammen geſetzt, nämlich den Regelingen oder Geländern (Porte-vergues,) Knie = oder Krummhölzern (Courbatons,) den Schneiden (Eguilles,) und dem Kamm (Friſe.) Das Gallion dient, den Maſt des Boegſprietes feſt zu halten, und das Vordertheil des Schiffes zur Durchſchneidung des Waſſers geſchickter zu machen. Das Gallion gegen Land kehren. Siehe auch Gelte und Gölle.
Gallione, (die) eine Art großer Kriegsſchiffe von 3, 4 oder mehr Verdecken, ſo ungefähr 400 Tonnen führt. Vor Zeiten hatte man dergleichen in Frankreich und Spanien; jetzt aber iſt dieſer Name bey der Schiffahrt nicht viel mehr im Gebrauche, außer nur bey den Spaniern, welche noch einen Theil derer Schiffe, die ſie zu der Handlung nach Weſt-Indien gebrauchen, alſo zu nennen pflegen; Span. Gallione. Man muß dieſes Wort mit Galeone, eine große Galeere, (ſ. oben S. 660) nicht verwechſeln. Es gehen nämlich aus Spanien zu Friedenszeiten alle Jahre, zu Kriegszeiten aber etwas ſeltener, zwo Flotten nach Amerika ab; die eine nach Mexico, welche man die Silber-Flotten nennt, und die andere nach Peru, welche man die Gallionen

nennt

nennt. Daher wird in Spanien ein Kaufmann, welcher an derjenigen weſtindiſchen Handlung, die durch Gallionen getrieben wird, Antheil hat, ein Gallioniſt genannt; im Gegenſatze der Flottiſten, welche ihren amerikaniſchen Handel durch die Schiffe der nach Veracruz abgehenden Silberflotte treiben.

Die Gallionen ſind auf eine Art gebauet, die heut zu Tage überall, außer in Spanien, ganz aus der Mode gekommen iſt. Die Urſache, warum man ſich derſelben dort noch bedienet, iſt, weil ſie einen großen Raum haben, Kaufmannswaaren einzunehmen, mit welchen die königlichen Schiffe ſo vollgepreſſet werden, daß ſie gemeiniglich außer Stande ſind, ſich gehörig zu vertheidigen. Richard Walter, in ſeiner Beſchreibung der Reiſe des Lord Anſons um die Welt, legt ihnen eine ungeheure Größe bey, ſagt aber doch, das größeſte wäre wenig kleiner, als ein engliſches Kriegsſchiff vom erſten Range, und die kleinern wären von 1100 Tonnen, das größere aber habe, zum Kriege gerüſtet, 1200 Mann geführt, gemeiniglich aber hätten ſie nur 350 bis 600 Mann, und etliche 50 Kanonen. Er geſteht aber doch, daß die vom Lord Anſon eroberte viel größer geweſen, als der Centurion, das Hauptſchiff Lord Anſons, welches 60 Kanonen und 400 Mann am Bord gehabt hat, da jene mit 555 Mann, 36 Kanonen und 28 Steinſtücken beſetzt geweſen iſt. Nun iſt, nach einer genauen Ausrechnung, ein engliſches Kriegsſchiff vom erſten Range, auf dem oberſten Verdecke 159 bis 174 Fuß lang, und 44 bis 50 breit, und führt 706 bis 800 Mann, und 96 bis 110 Kanonen; ein Schiff vom vierten Range aber, wie der Centurion war, iſt auf dem oberſten Verdecke 118 bis 146 Fuß lang, und führt 226 bis 400 Köpfe, nebſt 48 bis 60 Kanonen. Carreri aber meldet, daß die 1694 gebaute Gallione, St. Joſeph, welche nachher im Sturme untergieng, einen Kiel von 62 Ellen (Coudées, deren jede 1½ Palmi gehalten, einen Palm rechnet man aber auf 9 Zoll,) lang gehabt. Der Kiel einer andern, Santo Chriſto genannt, ſey 60 Ellen lang geweſen, und er ſelbſt habe den S. Franciſcus Borgia, mit einem Kiele von 55 Ellen bauen geſehen. Merkwürdig iſt dabey, daß ihr Bau ſo feſt, und das Holz ſo dauerhaft und ſtark gefüttert iſt, daß keine Kugel leicht durchdringen kann. Ein ſolches Schiff wehrte ſich gegen 14 holländiſche, die ihm, zum größten Erſtaunen, nichts anhaben konnten; und als das Gefecht vorbey war, zog man 90 Stückkugeln aus einer

ner Seite heraus, die es wie eine ſteinerne Mauer aufgefangen hatte, weil es ſich nicht wenden konnte, da es auf dem Trocknen lag.

Die Flotte, unter welche die Gallionen gehören, beſteht aus acht ſolchen Kriegsſchiffen. Drey davon ſind von ausnehmender Größe, und führen die Namen la Capitana, la Admirante, und il Governo; zwey andere ſind kleiner, nämlich la Patacha, und la Margaritha, jede von 50, und eine Advis-Fregatte von 40 Kanonen; die übrigen haben keine beſondere Namen. Alle dieſe Schiffe ſind für königliche Rechnung, und Kriegsſchiffe, gemeiniglich aber mit ſo vielen und ſchweren Waaren beladen, daß es, wie bereits erwähnt worden iſt, im Fall eines Treffens ſchwer iſt, ſich zu vertheidigen. Außer dieſen königlichen Gallionen aber ſind noch 12 bis 15 Kauffarteyſchiffe, welche Privatperſonen zugehören, und die, weil in Spanien keine Handlungscompagnie für Amerika errichtet iſt, unter Bedeckung und in Geſellſchaft der Gallionen, mit nach Amerika gehen; daher ſie dann ebenfalls mehrentheils mit dem Namen der Gallionen belegt werden. Dieſe den Privatperſonen gehörigen Gallionen aber müſſen die Erlaubniß dazu von dem großen Rathe von Indien zu Madrit erlangen, oder erkaufen, welches von einer jeden Gallione, nach dem ſie klein oder groß iſt, 70 bis 80000 Realen, oder 3 bis 6000 Reichsthaler koſtet. Dieſe Schiffe führen wenigſtens $\frac{1}{3}$ Güter mehr am Bord, als in ihren ordentlichen Frachtbriefen angegeben iſt. Es können auch wohl einige Privatperſonen mit den Gallionen, auf ihre Unkoſten, mit nach Weſt-Indien gehen; ſie müſſen aber ebenfalls erſt von dem Könige Erlaubniß dazu haben, und ſich zu Sevilien, in dem Hauſe der Contractation, einſchreiben laſſen; alsdann aber dürfen ſie doch nicht weiter, als bis auf die Seiten von St. Domingo, Honduras, Caracas und Buenos Ayres.

Die

Die Ausrüſtung der Gallionen ſelbſt geſchieht zu Cadiz, von wannen ſie zu aller Zeit unter Segel gehen können, welches auf des Königs Willen und auf die Bequemlichkeit der Kaufleute ankömmt. Ihre Abfahrt aber geht gemeiniglich etliche Monate vor der Abreiſe der Silberflotte vorher, indem die Gallionen gewöhnlichermaßen im März oder April unter Segel gehen, da hingegen die Silberflotte wegen der Winde, eher nicht, als im Julius oder Auguſt, abſegeln kann. Von Cadiz richten die Gallionen ihren Lauf nach Cartagena und Porto-bello, die Patache ausgenommen, welche ſich unterweges bey dem Golfo de las Jagues, oder de las Yeguas ſcheidet, und nach der Margareta (Inſula Margaritæ) geht, daſelbſt Perlen einzunehmen. Zu gedachtem Porto-bello wird nun, nach der Ankunft der Gallionen ein anſehnlicher Jahrmarkt gehalten, auf welchen nicht allein die Indianer und ſpaniſchen Coloniſten, von Lima, Panama und andern Orten aus Peru und Terra-firma, mit Gold, Silber und andern amerikaniſchen Waaren kommen, um europäiſche Waaren zu kaufen, oder einzutauſchen, ſondern auch alles aus den königlichen Bergwerken in Peru gewonnene Gold und Silber dahin gebracht wird.

Porto-bello, Portobelo, oder **Portovelo,** iſt eine Stadt und ein Hafen in Amerika, auf der nördlichen Küſte der Landenge von Panama, und in der Provinz gleiches Namens, an dem Nordmeere, und unter dem 8ten Grade der Norderbreite. Sie iſt die reichſte Handelsſtadt in der Welt; jedoch nur ſo lange, als ihre Meſſe währet, d. i. 4 bis 6 Wochen lang, wenn und ſo lange nämlich die ſpaniſchen Gallionen ſich daſelbſt befinden, indem außer dieſer Zeit die vornehmſten Kaufleute ſich das ganze Jahr zu Panama an dem Südmeere aufhalten. Während dieſer Meſſe, oder ſo lange die Gallionen zu Portobello bleiben, iſt der Zulauf daſelbſt ſo groß, daß die ſchlechteſten Buden oft für 1000 Rthlr. und eine ſehr mittelmäßige Kammer für 120 Rthlr. auf die kurze Zeit vermiethet werden, und auch die Lebensmittel nach Proportion ſteigen; wie dann das Rindfleiſch, von dem man ſonſt das ganze

 Jahr

Jahr hindurch 13 Pfund für ½ Real (1 Ggr. 6 Pf. oder 3 holländ. Stüver) kaufen kann, alsdann das Pfund für 2 Realen (oder 6 Ggr.) verkauft wird, und das Federvieh, welches ſonſt kaum 1 Real gilt, 12 Realen koſtet. Eben zu dieſer Zeit aber iſt auch die Luft daſelbſt am allerungeſundeſten, indem kein Jahr vergeht, daß nicht währender Meſſe allda an die 500 Perſonen, vornämlich von den Europäern, ſterben ſollten.

Der Transoport derjenigen Waaren, die von Panama nach Portobello auf die Meſſe, und der mit der Flotte aus Europa gekommenen Waaren, die von Portobello nach Panama zurück geführt werden, geſchieht gewöhnlich durch 2000 Mauleſel zu Lande, weil es nur 16 Meilen von einer Stadt zur andern iſt. Den Ort der Verwahrung der Waaren zu Portobello betreffend, ſo wird 1) das Gold und Silber, ſo von Panama nach Portobello gebracht wird, und worin die vornehmſte Ladung der 2000 Maulthiere beſteht, auf dem öffentlichen Markte abgeladen, von den königlichen Bedienten daſelſt gewogen und gezeichnet, und bleibt, nachdem ſolches geſchehen iſt, bis zu ihrer Einladung in die Schiffe, hier mit größter Nachläſſigkeit liegen, als man bey uns in den Gewölben der Kaufleute das Bley etwa in einem Winkel derſelben liegen ſieht. 2) Die andern Waaren werden unterdeſſen, bis ſie entweder auf die Gallionen zu Schiffe gebracht, oder nach Panama abgeführt werden ſollen, in Niederlagen verwahrt, welche den größten Theil der Gebäude der Stadt ausmachen, wobey große Ställe ſind, in welchen ſie ihre Maulthiere und andere Laſtthiere ſo lange ſtehen haben, als ſie zu Portobello bleiben.

Die Ladung anlangend, ſo werden auf die Gallionen insgemein die königlichen Einkünfte, und die Gold- und Silber-Stangen, welche den Privatperſonen zugehören, geladen; die andern Waaren, als: Indig, Cochenille, Cacao, Zucker, Toback, Leder u. d. gl. ladet man auf die Kauffarteyſchiffe, welche, oben erwähntermaßen, jederzeit unter Convoy der königlichen Flotte mit nach Portobello kommen. Nachdem die Ladung der königlichen Gallionen und der mit ihnen gehenden Kauffahrteyſchiffe geſchehen iſt, ſegelt die Flotte von Portobello nach Cartagena ab, wie ich weiter unten erzählen werde; vor dieſer Abreiſe aber werden die Schiffe insgeſamt von den königl. Beamten viſitirt, um zu ſehen, ob nicht etwa Waaren, die dem Könige nicht die gebührenden Abgaben entrichtet haben, eingeladen ſeyn.

Die

Die Waaren, welche mit den ſpaniſchen Gallionen aus Spanien nach Portobello gehen, und auch für die andern Handelsplätze der Spanier in Amerika dienen, ſind vornämlich folgende: 1) Verſchiedene Gattungen von Leinwand; 2) verſchiedene wollene Zeuge; 3) Tuch von allerley Gattungen; 4) wollene Strümpfe und Mützen; 5) verſchiedene Gattungen von Seidenwaaren; 6) allerhand Eiſenkram- und Galanteriewaaren, als: weißer Zwirn von allerley Gattungen; Zwirn aus Bretagne von allerley Farben; leinene Unterhoſen und Strümpfe bis auf die Ferſen, aber ohne Füße, für Manns- und Weibsperſonen; ſpaniſcher Toback von Sevilien, blaue Farbe zum Leinwandſtärken, Bleyweiß, holländiſche Meſſer, Hüte, zwirnene Spitzen, Schnuptücher, Handſchuhe, Schlöſſer, Schnupftobacksdoſen, Scheeren, Biſam, weiß Wachs ꝛc.; 7) verſchiedene Gattungen Weine: 8) Oehl; 9) Saffran, Weihrauch, Benzoe, und allerley andere Spezereywaaren. Der Profit an allen dieſen Waaren iſt insgemein ſehr groß. Es beſteht aber des Handels Vortheil mehrentheils darin, daß man zweyerley wiſſe: a) ob die Anzahl der Waare, welche die ſpaniſche Flotte jährlich von Europa aus, nach Portobello bringt, größer, oder geringer ſey, als die Gold- und Silberbarren, Stücke von Achten, und andere Waaren, welche die peruvianiſchen und weſtindiſchen Kaufleute auf dieſen Markt bringen. Denn, wenn ſie nach Portobello Gold, Silber und andere Waaren bringen, die ſich höher belaufen, als diejenigen, welche die Spanier dahin gebracht haben, ſo iſt es gewiß, daß der Verkauf für die Spanier vortheilhaft, und daß dabey viel zu gewinnen ſey. Die Urſache iſt, weil die Indianer vielmals ihr Gold und ihre Waare wieder zurück nehmen, daher ſie dann alles für wenig hingeben. Sind hingegen die Waaren weit größern Werthes, als die indianiſchen, ſo iſt wenig daran zu gewinnen, vielmehr oft zu verlieren, weil die ſpaniſchen Negotianten alsdann genöthigt ſind, dieſelben um einen geringern Preis wegzugeben, damit ſie derſelben los werden. b) Iſt zu wiſſen, welche Waaren am meiſten begehrt werden, und den Indianern am nothwendigſten ſeyn.

In Anſehung der Unkoſten, welche für die Waaren, ſo nach Portobello geſchickt werden, aufgehen, wird von Cadiz aus, wo das Verzeichniß derſelben gemacht wird, 5 bis 6 pro Cent Schifflohn bezahlt; für die Ausladung ungefähr 6 pro Cent; für den Zoll, welchen man dem Könige zu entrichten hat, und Indult, d. i. Erlaubniß und Paß, 8 Achtort und 2 Real de

 plata

plata für jeden Ballen, welches etwa 2½ pr. C. beträgt. Oft werden die Waaren von Portobello, wenn ſie nicht alle mit Nutzen daſelbſt verhandelt werden können, nach Cartagena gebracht, und das Schifflohn für jeden Ballen mit ungefähr 5 Franken, welches beynahe ½ pr. C. macht, bezahlt.

So bald der Jahrmarkt zu Portobello geendigt iſt, kehren die auf Rechnung des Königs ausgerüſteten Gallionen nach Cartagena zurück, wo ebenfalls ein großer Handel mit indianiſchen Waaren geſchieht. Hierauf gehen ſie nach der Havana, die Nothwendigkeiten zu ihrer Rückreiſe nach Spanien einzunehmen, und die unterdeſſen nach Portorico, Veracruz und Mexico, in Neu-Spanien gegangenen Kauffarteyſchiffe, welche in ihrer Geſellſchaft gekommen waren, und wieder mit zurück wollen, imgleichen die nach Margareta gegangene Patache, zuweilen auch die Silberflotte, zu erwarten. Die Reiſe der Gallionen von und nach Hauſe, pflegt insgemein 7 bis 9 Monate zu währen, von denen 2 auf die Hinreiſe, 2 auf die Rückreiſe, und die übrigen auf den Handel in Amerika hingehen. Oftmals bleiben auch die Kauffarteyſchiffe gar zurück, und kommen erſt in 13 bis 14 Monaten wieder nach Cadiz zurück. Zuweilen ſegeln die Gallionen und die Silber-Flotte mit einander in Geſellſchaft aus Spanien ab, und kommen auch in Geſellſchaft zurück; alsdann aber trennen ſie ſich auf der Höhe der antilliſchen Inſeln, da dann die Gallionen, vorgedachtermaßen, ihren Lauf nach Cartagena und Portobello richten, und die Silberflotte den ihrigen nach Veracruz nimmt; bey der Rückfahrt aber vereinigen ſie ſich ſodann wieder in der Havana.

Was die Handlung ſelbſt betrifft, welche mit dieſen Gallionen nach dem ſpaniſchen Amerika getrieben wird: ſo iſt ſolche ſehr beträchtlich. Eigentlich ſollte ſie zwar nur von dem Könige und denjenigen ſpaniſchen Kaufleuten, denen der König die Erlaubniß dazu giebt, geführt werden; allein, es haben wirklich die Ausländer, inſon-

inſonderheit Franzoſen, Holländer und Engländer, mehrentheils wo nicht mehr, doch eben ſo viel Antheil daran, als die Spanier ſelbſt. Der König hat zwar dieſen Handel allen Nationen, außer ſeinen Unterthanen ſcharf verboten; man weiß aber ſchon, ſolchen auch im Namen ſeiner eigenen Unterthanen mit großem Nutzen zu treiben, und der König ſieht durch die Finger, weil er wohl weiß, daß ſeine Unterthanen den Handel nach Amerika ohne Hülfe der Fremden nicht wohl allein beſtreiten können. Man ſchickt nämlich die Waaren, welche nach Amerika beſtimmt ſind, nach Cadiz an ſeine Correſpondenten, die ſolche gebornen Spaniern gegen einen Schein oder eine Handſchrift, daß ſie ſolche empfangen haben, und bey ihrer Zurückkunft Rechnung davon ablegen wollen, anvertrauen, die dann mit nach Amerika reiſen, die ihnen anvertrauten Waaren in Amerika verkaufen oder vertauſchen, und dafür Gold und Waaren wieder zurück bringen, welche dann von Spanien nach Frankreich und Holland geſchickt werden.

Es ſind aber dieſe Waaren, die mit den Gallionen nach Amerika gehen, außer denjenigen Waaren, die Spanien an und für ſich ſelbſt dahin verſendet, hauptſächlich franzöſiſche, engliſche, holländiſche, italiäniſche, deutſche und oſtindiſche Waaren und Manufacturen, welche man in Bohns Kaufmann, Th. 1, S. 692, f. ſpecificirt findet. Gegen dieſe Waaren bringen die Gallionen aus Amerika wieder zurück: Gold, etwa für 2 bis 3 Millionen Thaler; Silber, ungefähr für 18 bis 20 Millionen Thaler; Perlen, für 200000 Thaler, wovon der König den fünften Theil genießt; Smaragde für 2 bis 300000 Thaler; Bezoar, Amethyſte, und andere ſchlechte Edelſteine, für 20 bis 30000 Thaler; Wolle von den Vigognes, für 40 bis 50000 Thaler; Chinarinde, für 20000 Thaler; Häute, etwa für 70000 Thaler; Campecheholz, für ungefähr 60000 Livres; Indig, etwa für 600000 Livres; des Zuckers, Cacao und anderer geringerern Specereyen und Kaufmannswaaren, die meiſtens in Spanien bleiben, nicht zu gedenken; das meiſte aber von dieſen hier benannten Waaren kömmt nach Frankreich, Holland und England. Inſonderheit haben die Holländer und

Eng-

Engländer von dem mit den Gallionen kommenden Golde und Silber den beſten Antheil.

Alles Geld, welches geraden Weges aus Amerika an den König kömmt, wird in eine Gallione eingeladen, und einem königl. Münzmeiſter unter Händen gegeben, welcher vor dem Antritte jeder Reiſe dem Könige 6000 Rthlr. bezahlt, und hingegen 1 pro Cent von ſeinem unter Händen habenden Gelde wieder einbehält, welches ein weit mehreres, als ſein Vorſchuß, beträgt. Was der Particulierkaufleute ihre Gelder betrifft, ſo können ſie ſolche einladen, wo ſie wollen, und muß ihnen der Schiffscapitän allezeit Rede und Antwort dafür geben; wiewohl es doch zuweilen geſchieht, daß auf ausdrücklichen Befehl des Königs kein Particulierkaufmann einiges Gold oder Geld auf die königlichen Gallionen mit geben darf. Derjenige welchen der König zum General der Gallionen erwählt, ſchießt demſelben gemeiniglich 80 bis 100000 Rthlr. vor, welche ihm hernach mit ſtarken Intereſſen wieder bezahlt werden. Ein gleiches muß, auch jeder Schiffscapitän nach Proportion der Größe ſeines Schiffes thun.

Seit den Jahren 1735 und 1737, ſind keine Flotten und Gallionen mehr abgeſchickt worden, ſondern der Handel nach Amerika wird durch die ſo genannten Regiſter-Schiffe getrieben, wovon ich an ſeinem Orte handeln werde; man hofft aber, daß nach dem alten Fuße die Schifffahrt mit der Flotte und den Gallionen werde wieder hergeſtellt werden.

Zum Beſchluß iſt noch anzumerken, daß dasjenige, was die Spanier eine Gallione nennen, bey den Portugieſen eine Caracke heißt. S. Caracke und Flottille.

Galliote, Fr. Galiote, oder Galiotte. Bey den Franzoſen führen dieſe Benennung allerley hochbemaſtete, mit Segeln und Rudern gehende Fahrzeuge auf dem Meere, worunter diejenigen, welche höher, ſchwerer und ſtärker bemaſtet ſind, zum Laſttragen, die leichtern und ſchmälern aber als eine Art Avisjachten gebraucht werden. Noch kleiner ſind die Fiſcher-Galliote; und bey dieſen iſt der Raum in Fächer eingetheilt, die Fiſche hinein zu legen. Es giebt auch Gallioten, deren man ſich auf Flüſſen und Canälen zum Ueberführen bedient, und welche daher Fluß-Gallioten und Canal-Gallioten heißen.

Eine

Eine Bombardier-Galliote, Fr. Galiote à bombes, nennt man ein galliotenartig gebauetes Fahrzeug, welches ſehr ſtark von Holz und ohne Oberverdeck iſt, nach Maßgabe ſeiner Länge 1 oder 2 Maſten führt, und einen platten Boden mit Bettungen hat, auf welchen, unter einem falſchen Verdecke (faux-pont) etliche Mörſer ſtehen. Vor dem Abfeuern der Mörſer werden die Maſten nieder gelegt.

Bey den Holländern heißt Galliote ein Fahrzeug, welches wie ein Heu bemaſtet iſt, ſeine größte Breite vorn, und, nach Art der Pinaſſen, ein viereckiges Hintertheil hat. Eine ſolche Galliote iſt gemeiniglich 85 bis 90 Fuß lang, und die Holländer thun oft ſehr weite Reiſen damit, ſo gar bis nach Indien. Wenn aber dergleichen Fahrzeuge nach Art der Flüten ein rundes Hintertheil haben, ſo heißen ſie nicht Gallioten, ſondern Bothe oder Böthe.

Mit der Galliote iſt die, oben S. 667, beſchriebene Galeote, eine kleine Galeere, nicht zu verwechſeln; obgleich ihre Benennungen aus einer Quelle herfließen. Siehe Gelte und Gölle.

Gallipoli de Toulouſe, nennen die Blumiſten eine feuerrothe mit Weiß vermiſchte Anemonenſorte.

Gallium, Galium; ſiehe Lab-Kraut.

Gallivate, oder Gallwette, Fr. Galivate, eine Art von Laſt- und Kriegesſchiffen, welche in den oſtindiſchen Gewäſſern gebräuchlich ſind, und einen ſehr ſchräg ſtehenden Maſt haben.

Gallmey, ſiehe Galmey.

Gallo, eine Silbermünze im Königreiche Camboya, in Oſt-Indien, welche 1 Maß und 5 chyneſiſche Condorins wiegt. Der Gehalt dieſer Münze war ſonſt von 80, ſeit 1718 aber iſt derſelbe nur von 60 Tocquen.

Gallon, ein in Groß-Brittannien ſowohl, als auch in einigen Provinzen Frankreichs, gebräuchliches Maß, deſſen man ſich zum Meſſen theils feuchter theils trockener Dinge bedient.

1. In

1. In Groß-Brittannien hat man ein doppeltes Maß, welches dieſen Namen führt, nämlich eines zu feuchten, und eines zu trockenen Waaren.

1) Das zu feuchten Waaren iſt wieder von dreyerlerley Gattung: eines zu Wein, eines zu Ale oder ſüßem Biere, und eines zum Hopfenbiere (Beer.) Das zum Weine iſt das kleinſte unter allen, das zum Hopfenbiere aber das größte; und das zum Ale hat zwiſchen beyden das Mittel. Denn 5 Gallons Weinmaß betragen $4\frac{1}{8}$ Gallons Ale, und 4 Gallons Hopfenbier. Ueberhaupt hat ein Gallon zu flüſſigen Dingen 2 Bottle; 1 Bottle, 2 Quart; 1 Quart, 2 Pinten. Da nun 1 Pinte ungefähr 1 Pfund Troygewicht, oder etwas weniges mehr, als ein deutſches Pfund wiegt: ſo folgt, daß ein Gallon zu feuchten Dingen ungefähr 8 bis 9 Troypfund haben muß; wobey dann der Unterſchied wieder nur auf die damit zu meſſenden Dinge ankömmt, indem ein Gallon Wein gerade 8, ein Gallon Ale $8\frac{1}{8}$, und 1 Gallon Hopfenbier 9 Troypfund wiegt. Oder, ein Gallon macht 8 Londoner, oder 4 Pariſer Pinten, oder 233 franzöſiſche Kubikzoll aus, und hält beynahe 5 Dresdner Kannen. 43 Weingallons machen 45 Stübchen Hamburger Maß.

Acht Gallons machen ein Firkin; wiegt im kleinen Maße 64, im großen 72 Pfund. Sechszehn, oder in großem Maße achtzehn, Gallons machen ein Kilderkin; $18\frac{1}{2}$ Gallons, ein Rumlet: 32 (oder 36) Gallons, ein Barrel; 64, ein Hogshead; 84, ein Tertian; 126, eine Pipe; 252, eine Tonne.

2) Der Gallon zu trockenen Waaren, als: Korn, Samen, Hülſenfrüchten, und andern feſten Körpern, iſt größer als der Gallon zum Weine, aber kleiner als der zum Ale. In der Provinz Cornwallis machen 2 Gallons einen Pec oder Pecotin; 4 Pecs machen einen Scheffel; 4 Scheffel, einen Comb oder Carnok; 2 Carnoks, eine Carte; 10 Cartes, eine Laſt, welche 5120 Pinten, oder eben ſo viel Pfunde Troygewicht hält.

hält. In Ireland und Scotland hält ein Scheffel 18 Gallons.

In der Provinz Cornwallis meſſen die Zinngießer ihr ſchwarzes Zinn, d. h. den zu Pulver gemachten Erzſtein, mit dem Gallon, bey welcher Gelegenheit derſelbe eine Gattung von einem Scheffel iſt. Ein Kubikfuß ſchwarz Zinn thut 2 Gallons.

2. An einigen Oertern in Frankreich, inſonderheit aber in der Normandie, in der Gegend von Caen, iſt der Gallon ein Maß zu flüſſigen Sachen, welches 2 Pots, oder die Hälfte von einem Septier enthält, und alſo mit dem Gallon der Engländer meiſt überein kömmt.

3. In der franzöſiſchen Provinz Touraine, verſteht man unter dem Worte **Gallon**, eine Schachtel oder einen einfachen Scheffel, welcher daſelbſt gebraucht wird, die ſchönſten getrockneten (gedörrten) Pflaumen, welche man Brunellen nennt, darein zu legen, und ſolchergeſtalt zu verſchicken.

Endlich nennen auch 4. die Spacereyhändler, Gewürzkrämer und Confectbäcker, eine Art runder Schachteln, die oben und unten einen gemalten breiten Saum haben, und aus Flandern kommen, **Gallons** oder **Galons**, worin ſie allerley Gewürze und Materialwaaren, oder auch trockene Confitüren aufbewahren. Ein jeder ſolcher Gallon hat eine Cartouche, oder einen Zettel, welcher mit großen Buchſtaben die darin befindlichen Droguiſtereyen oder Waaren anzeigt.

Galloſche, **Galluſche**, Fr. Galoche, hölzerne Schuhe der Bauern und gemeinen Leute; ſiehe Holz-Schuh im Art. Schuh.

Auch nennt man **Galloſchen**, Fr. Galloches, eine Art Ueberſchuhe oder Ueberzüge über die Schuhe, deren man ſich bey ſchlechtem Wetter bedient, damit dieſe nicht naß oder kothig werden.

Gallus, ſiehe Hahn.

Gallus-Apfel, ſiehe Gall-Apfel.

Gallus=Sommer, Filamenta Mariæ; ſiehe Sommer=Faden.
Galluſche, ſiehe Galloſche.
Galluſchel, ſiehe Milch=Schwamm.
Gallwette, ſiehe Gallivate.
Galm, ſiehe Gall.
Galmen, ſiehe Gällen, und 2 Galle, 6.
Galmey, iſt ein feſter, harter, zimlich ſchwerer, bald dunkel= bald hellbrauner, bisweilen auch bleichgelber und weißlicher, mineraliſcher Körper, welcher allemal aus Zink, Eiſen und einer alkaliſchen Erde beſteht, zuweilen auch wohl andere Metalle und Mineralien enthält, mit Kupfer geſchmolzen, das Meſſing darſtellt, durch die Deſtillation aber den Zink giebt. Er kömmt ſowohl in lockerer, als derber Geſtalt vor. In jener wird er Galmey=Erde, in dieſer aber Galmey=Stein, Calamint=Stein, L. Cadmia naturalis, nativa, foſſilis, oder lapidoſa, Cadmia foſſilis metalli expers. Lapis calaminaris, Zincum Calaminaris *Linn.* Fr. Calamine, Calamite, oder Pierre calaminaire, genannt. Dieſes iſt der natürliche oder gegrabene Galmey, den man aber von dem Ofen=Galmey aus Goslar, L. Cadmia fornacum oder furnorum, unterſcheiden muß. Dieſer letztere iſt kein natürliches Product, ſondern entſteht, wenn das goßlariſche Erz geſchmolzen wird, da ſich dann der Rauch, welcher aus verbranntem Zinke und andern in die Höhe geriſſenen und veränderten Metallen beſteht, an den Wänden und Kammern des Ofens unter allerley Geſtalten anlegt; es iſt alſo der Ofengalmey eigentlich ein Ofenbruch, wie er dann auch insgemein galmeyiſcher Ofenbruch genannt wird.

Der weißliche, gelbliche und gelbe Galmey findet ſich vornämlich bey Aachen, Limburg und Stollberg, imgleichen bey Villach, bey Beuthen und Tarnowitz in Ober=Schleſien, bey Commotau in Böheim, bey Ulkuſch in Polen, bey Kremnitz in Ungarn, und an verſchiedenen

nen Orten in England; der röthliche, bräunliche und bunte aber wird in England, imgleichen in Frankreich, gegraben. Wie denn derſelbe auch nunmehr in Schweden angetroffen wird.

In den Gegenden von Aachen, Limburg und Stollberg, giebt es verſchiedene Galmeygruben. Ihre Teufe iſt nicht über 6 bis 7 Lachter; und die Bergleute fahren daſelbſt, vermöge der gewöhnlichen Fahrten, ein und aus. Dieſer Stein beſteht aus runden Klumpen, und liegt lagenweiſe in einer gewiſſen gelben Erde, welche von einer andern ſanften und weichen, oder von einem gelbbraunen Lehme umgeben iſt, worauf diejenigen, welche auf Galmey einſchlagen, ſorgfältig Acht haben. Oefters findet man ihn auf ebenem Felde, faſt zu Tage; öfters aber auch in der Nähe blätteriger Gebirge. Derjenige, welcher ſich in der Erde findet, geht in Lagern oder Schichten fort, die ſich zuweilen nach und nach ſo lange erheben, bis ſie zu Tage ausſtreichen. Er ſöndert ſich auch leicht von der Erde ab, von welcher er gleichſam umwickelt iſt. Vom Waſſer werden die Arbeiter in dieſen Gruben ſelten beläſtigt; und wenn auch dieſes geſchieht, ſo leitet man daſſelbe in Vertiefungen oder unterirdiſche Gräben, wo es ſich verliert. Der Galmey, oder Calmeſen, wie man ihn in dieſem Lande nennt, iſt mit verſchiedenen gefärbten Steinen vermengt, ſowohl rothen, als blauen, die man aber nicht achtet. Man hält ihn um ſo viel beſſer, je ſchwerer er iſt. Er wird mit einem Hammer in gröbliche Stücke geſchlagen, damit man die Erde oder andere ſchlechtere Stücke, ſo damit vermiſcht ſind, gehörig davon abſöndern könne; ſodann, wie ich weiter unten beſchreiben werde, geröſtet, zu Mehl gemacht, durch ein Sieb geſchlagen, und endlich in die Meſſinggießerey geſchickt.

In England, gewinnt man eine große Menge Galmey, vorzüglich in den Bleygruben. Er liegt daſelbſt nicht in Lagern, ſondern bricht in Bleyerze; ſeine blaßrothe Farbe unterſcheidet ihn auch leicht von der Erde, die noch überdieß mit unter bricht; wie er dann auch weit ſchwerer iſt, als dieſe. Oefters iſt Bleyglanz in dieſem Galmey eingeſprengt, und es iſt derſelbe wie eine ſanfte und fette Erde anzufühlen. Da man den meiſten Galmey, welcher in England verbraucht wird, aus Aachen bekömmt, ſo entſteht hieraus für den einländiſchen ein weit geringerer Preis. Hier nennt man die Galmeygruben Calamine-Pits, deren Teufe ſich von 2

oder 3, bis zu 10 und 12 Lachter erſtreckt. Ihr Streichen iſt das Streichen des Bleyganges.

Unter den engländiſchen Galmeyarten, iſt inſonderheit der aus Sommerſet und Nottingham berühmt. Der erſte iſt auswendig röthlich, inwendig aber gelblich; er iſt ſchwer, ſchlägt Feuer, und löſet ſich mit Brauſen in Säuern auf. Zuweilen iſt er kryſtalliſirt, und zwar pyramidenförmig, zuweilen ſtellt er zwo mit den Grundflächen an einander gewachſene Pyramiden dar. Der Galmey aus Nottingham iſt weiß, feſter, doch ſchlägt er nicht Feuer. Die Kryſtallen der erſtern ſind oft hohl, und haben zuweilen Bleyglanz in ſich. Ueber beyde Arten hat Sage Unterſuchungen angeſtellt, welche man in den Pariſer Memoires, a. d. J. 1770, desgl. in Deſſen Examen chymique de differentes ſubſtances minérales, à Paris, 1769, wovon wir eine mit des Hrn. Prof. Beckmann lehrreichen Anmerkungen vermehrte deutſche Ueberſetzung, u. d. T. Des Hrn. Sage chymiſche Unterſuchung verſchiedener Mineralien, haben, antrifft.

In der Grafſchaft Namur, wird der Galmey in den Fluren der kleinen Dörfer Laudenne, Velaine und Havemonet, gegraben, welche alle drey unter einerley Gerichtsbarkeit ſtehen, 3 Meilen von Namur und ½ Meile von dem linken Ufer der Maas entfernt liegen. Bey Havemonet, welches auf einer Anhöhe liegt, bricht der Galmey mit einer mittelmäßigen Teufe, woſelbſt man kein Kunſtgezeug zur Gewältigung der Grubenwaſſer nöthig hat. Der daſige Galmey iſt zwar eben ſo gut, als der aus den beyden andern Gegenden; allein, er bricht in keiner ſo großen Menge. Mit demjenigen, welcher bey Terne an Grive bricht, welches auf einem Berge am rechten Ufer der Maas liegt, verhält ſich beydes eben ſo.

Das Gewinnen und Fördern des Galmeyes geſchieht auf folgende Art. Man macht zwo Gruben, (Puits) 10 bis 12 Lachter von einander, welche man Schächte (Bures) nennt. Jeder Schacht iſt 10 bis 12 Fuß ins Gevierte mit Holz ausgezimmert, damit das Erdreich nicht nachſtürze; und man geht ſo lange nach der Teufe zu, bis man auf eine gute Ader (Veine) von Galmey kömmt. Hier ſchlägt man Gänge, (Galleries) welche die Bergleute Strecken (Chaſſes) nennen; und damit ſie nicht zuſammen ſinken, werden ſie mit Bretern und Stämmen ausgezimmert. Beym Niederſinken des Schachtes, ehe man auf den Galmey kömmt, werden die Berge (le déblai) zu Tage gefördert, und bey

der Grube auf eine Halde geſtürzt; diejenigen aber, welche man antrifft, wenn man die Strecken treibt, werden in die alten abgebauten Strecken geſtürzt, aus welchen man die Auszimmerung nach und nach wegreißt, ſo wie dieſe zugeſtürzt ſind, von welchen man das Holzwerk zu neuer Arbeit anwendet. In einen dieſer beyden Schächte werden die Pumpen zur Gewältigung der Grubenwaſſer geſezt; weshalb er auch tiefer iſt, als derjenige, durch welchen man den Galmey zu Tage fördert. Die beyden erſten Strecken, welche von den Schächten aus, einander paralell (oder doch beynahe) getrieben werden, haben, vermittelſt anderer Querſtrecken, Gemeinſchaft mit einander, ſo, daß vermöge dieſer der Zug der Luft durch die beyden Schächte erhalten wird. Nachdem aber dieſe Strecken zu weit von den Schächten weggetrieben werden, und das Athemholen den Grubenarbeitern zu beſchwerlich wird, ſinket man neue Schächte ab, die man Wetterſchächte (Bures d'airage) nennt, weil ſie blos dazu dienen, die Bewegung der Luft zu erleichtern. Bisweilen theilt man den großen Schacht in der Mitte von einander, in die eine Hälfte werden die Pumpen geſezt, der andern aber bedient man ſich zum Ein- und Ausfahren, wie auch um Fördern des Galmeyes, vermittelſt eines darüber errichteten Haſpels. In dieſem Falle aber ſind die Wetterſchächte allemal nöthig. Werden die Waſſer in den Strecken zu beſchwerlich, ſo wird der große Schacht noch etwas tiefer gemacht, und von da aus ein kleiner Graben bis an den Ort geführt, wo es nöthig iſt, damit das Waſſer ablaufen könne. Dieſen Graben nennt man eine Röſche. (un arêne) Man hat auch einige Höhlen, in welchen ſich das Waſſer durch verſchiedene Riſſe, die man Schwindgruben (égougeoires) nennt, verliert.

Die Teufe des großen Schachtes iſt 43 Ruthen daſigen Maßes, welches nach dem franzöſiſchen 39 Ruthen 1 Zoll und 6 Lin. beträgt. (*) Eine Kunſt (Machine) hebt die Waſſer aus einer Bley, und die andere aus einer Galmeygrube. Jede dieſer Künſte hat ein großes Rad, von 25 Fuß im Durchmeſſer, welches 19 Fuß tief unter der Erde hängt und von zwo Mauern getragen wird, auf welchen es 6 Fuß über die Oberfläche der Erde ragt. In dem Mittelpuncte

(*) In Frankreich hält die Ruthe 6, zu Namur aber 5 Schuh, 5 Zoll und 6 Lin.; der Unterſchied iſt alſo 6 Zoll und 6 Linien.

puncte dieſes Rades iſt eine Kurbel, welche das Kunſtgeſtänge bewegt, an deſſen Enden die Pumpenſtämpel der Kunſtröhren ſind, welche in die Schächte gehen. Das Waſſer fällt auf den obern Theil des Umkreiſes der Räder, welche mit Schaufeln (Aubes) verſehen ſind, und ſetzt ſie dadurch in Bewegung. Das eine Rad wird durch einen Kunſtgraben, welcher aus einem Teiche kömmt, getrieben. Daſſelbe Waſſer wird in einem Graben weiter geleitet, und treibt das untere Kunſtrad, welches die Wäſſer aus der Galmeygrube hebt. Jedoch würde das Waſſer aus dem Teiche nicht allein hinlänglich seyn, den beyden Rädern ſo viel Gewalt, als ſie nöthig haben, zu geben, wenn die Grubenwäſſer nicht mit aufgeſchlagen würden, welche durch einen Stollen, (Canal ſôuterrain) der ſich beym Ausguſſe der Kunſtröhren des großen Schachtes anhebt, auf ein Gerinne geführt werden, welches ſie, etwas über den horizontalen Durchmeſſer des Rades, auf dieſes gießt.

Eine ausführliche, mit einem Riß begleitete Beſchreibung dieſer Anſtalt, findet man in Hrn. Gallons Kunſt, Meſſing zu machen; ſ. den 5. B. des Schaupl. der Künſte und Handwerke, S. 1, fgg.

Von dem in Schweden entdeckten Galmey, ertheilt Hr. Benzelſtierna, im 3. B. der überſ. Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. a. d. J. 1741, S. 283, f. Nachricht.

Da der Galmey, wie aus dem bisher Angeführten erhellet, mit allerley Erde und Bergarten, auch andern metalliſchen Körpern, beſonders Eiſen und Bley, vermiſcht zu ſeyn pflegt: ſo iſt deſſen Farbe, Härte und Schwere ſo verſchieden, daß ſich keine ſichere, aus der äußern Beſchaffenheit genommene Kennzeichen angeben laſſen. Seine Farbe iſt, wie wir geſehen haben, bald hell- bald dunkelgelb, bald hell- bald dunkel- und braunroth. Sein Gefüge iſt oft mürbe, und hat das Anſehen einer zuſammen gebackenen, halb verſteinerten Erde; oft iſt er hart, und bisweilen von ſo glaſigem Anſehen, wie eine halb verſchlackte Bergart; und ſo wie ſein Gefüge dicht oder locker, derb oder druſig iſt, oder nachdem leichte oder ſchwere Berg- oder metalliſche Gangarten damit vermiſcht ſind, iſt der Galmeyſtein ſchwer oder leicht. Es kann jedoch durch folgenden an jedem Orte leicht anzuſtellenden Verſuch der Galmey erkannt wer-

werden, wenn man einige Loth oder Pfunde davon gröblich zerſtößt, und auf ein friſches Kohlfeuer wirft, welches ebenfalls vor einer Schmiedeeſſe geſchehen kann; es müſſen aber die Kohlen wenigſtens eine Spanne hoch liegen, und nicht größer als ungefähr Haſelnüſſe ſeyn, damit der Galmey nicht ſogleich zwiſchen den Kohlen durchfallen und ſich der Hitze entziehen könne. Es entſteht alsdann, wenn es Galmey iſt, gar bald ein dicker, weißlicher Rauch, welcher ſich von allen andern mineraliſchen Dämpfen dadurch unterſcheidet, daß er ſich an ein kaltes, eine Zeitlang darüber gehaltenes eiſernes Blatt häufig, weißblau und weicher als ein Spinnengewebe anlegt, welches, ſo viel man weiß, kein anderes Mineral thut; zugleich wird die dampfige Flamme wie von hineingeworfenem Zinke gefärbt, als welcher mit einer hellen blendenden angenehmen gelbgrünen Flamme brennt, welche bey mehr zunehmenden Feuer mit blau und röthlich abwechſelt. Läßt ſich dieſer Rauch nicht ſpüren, ſo iſt auch kein Galmey in der Probe befindlich.

Wer noch zuverläſſiger zu wiſſen verlangt, ob ein ſolches rauchendes Mineral wirklich Galmey ſey, der brenne einige Loth davon, gröblich zerſtoßen, in einem offenen Schmelztiegel, eine gute Stunde lang, mit ziemlich hellem Glühfeuer, reibe es zu Pulver, und vermenge es mit ungefähr dreymal ſo viel, dem Maße nach gerechnet, angefeuchteter zerſtoßener Kohlen; thue das Gemenge wieder in einen Schmelztiegel, welcher ſo groß ſeyn muß, daß er beynahe voll davon werde, lege einige Stückchen Kupferblech oder kupferne Pfennige dazwiſchen und darüber, decke alles mit kleinen Kohlen zu, ſetze es einige Stunden in einen Windofen, oder vor ein Gebläſe, damit es anfänglich ſtark glühe und endlich ſchmelze; ſo wird es ſeine rothe Farbe verlieren, und zu gelbem Meſſing, mit einem gar merklichen Zuwachſe am Gewichte werden. Wenn auch das Kupfer ſchon

nicht geſchmolzen, ſondern nur dem Schmelzen nahe geweſen iſt, ſo zeigt ſich dennoch dieſe Wirkung vom Galmey; und man kann die Veränderung, durch Vergleichung mit Kupfer, wenn beydes mit einer Feile geſtrichen wird, deutlich wahrnehmen.

Was den Urſprung des Galmeyes betrifft, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß derſelbe eben auf die Art, wie der Eiſen- und Kupferocher, nämlich durch die Zerſtörung gewiſſer Zinkerze, erzeuget werde, daher man denſelben füglicher einen Zinkocher nennen könnte, indem ſich in demſelben vom Zinke nichts weiter, als die flüchtige Grunderde deſſelben, befindet, welche aber dennoch durch Zuſetzung eines Phlogiſton, ſo wie alle Ocherarten, zu reduciren iſt; wie ſolches aus dem von Herrn Marggraf, in den 2. Band der Memoires de l'Acad. R. d. Sc. de Berlin, S. 49—57, eingerückten Proceſſe erhellet, und wovon die Verfertigung des Meſſings den deutlichſten Beweis vor Augen legt, indem dieſe Erde durch das brennliche Weſen der Kohlen reducirt, und vom Kupfer, unter der Geſtalt des Zinkes, aufgenommen wird.

Um Zink aus dem Galmey herzuſtellen, röſtet man ihn Anfangs in einem gelinden Feuer, damit die flüchtigen Mineralien, deren eingeſprengte Schwefel und der Arſenik davon kommen; ſodann reibt man ihn auf das zarteſte, vermiſcht ihn mit (dem Maße nach) eben ſo viel reinem und zart pulveriſirten Kohlenſtaube, und mengt es auf das ſorgfältigſte unter einander. Dieſes thut man in eine heſſiſche oder waldenburgiſche Retorte, legt dieſes dergeſtalt in einen Windofen, daß man ihr ein gutes Glühfeuer geben kann, und lutirt eine Vorlage mit kaltem Waſſer daran. Man fängt hierauf an, ein gelindes Feuer zu geben, welches man aber allmählig verſtärket, bis die Retorte wohl glüht. Mit dieſer Glut hält man 4, 6 bis 8 Stunden an, nach dem es mehr oder weniger iſt; endlich läßt man alles von ſelbſt erkalten. Wenn alsdann die Vorlage abgenommen, und die Retorte zerſchlagen wird, findet man den Zink, der im Gemenge war, theils in der Vorlage, theils im Retortenhalſe, den man wiegen und ſeinen Gehalt berechnen kann, wenn man vorher den Galmey gewogen hat.

Uebri-

Uebrigens legt dieſes Mineral ſeinen Zinkgehalt auch durch den bereits oben erwähnten, weißen Rauch, den es im Feuer von ſich giebt, und der ſich, wenn er gehörig aufgefangen wird, in wirkliche Zinkblumen verwandelt, hinlänglich an den Tag.

Man ſagt, wenn Gold mit Galmey cämentiret würde, ſo bekomme es eine höhere Farbe; wenn man es aber mit Meſſing cämentire, verlöre es ſeine Geſchmeidigkeit, wegen der Beymiſchung aus dieſem Steine.

Wenn der Galmey, mit 2 Theilen Salpeter vermiſcht, der Deſtillation übergeben wird, ſo geht ein durchdringender Spiritus von gelber Farbe über, das zurück bleibende Caput mortuum aber hat eine dunkelgrüne Farbe und einen ſtechenden Geſchmack. Die Auflöſung deſſelben in Waſſer zeigt eine grasgrüne Farbe, welche aber verſchwindet, nachdem ſich ein rothes Pulver zu Boden geſetzt hat. Der mit dieſem grünen Caput mortuum digerirte Weingeiſt, zieht eine blutrothe Farbe aus.

Wenn deſtillirter Weineſſig auf Galmey gegoſſen wird, nimmt er eine braune Farbe an; evaporirt man ihn aber bis zur Trockne, ſo läßt er glänzende Schüppchen zurück. Gießt man Weinſteinöhl in dieſe Solution, ſo entſteht kein Aufbrauſen, ſondern es ſchlägt ſich aus dieſem Mengſel lebendiger Kalk nieder. Uebrigens verhält ſich die natürliche Schwere des Galmeyes, zu der ſpecifiſchen Schwere des Waſſers, wie 469 zu 100.

Ehe der Galmey in die Meſſingbrennereyen geliefert wird, pflegt man ihn zu röſten, und zu mahlen. Nach dem Röſten wird der Galmey nicht nur leichter, ſondern auch an Farbe weißlicher; bisweilen aber ſind ſchwarze Fleckchen eingeſprengt, welches von der Wirkung des Feuers herrührt. Ich werde hier das Röſten und Mahlen des Galmeyes, ſo wie es in der Grafſchaft Namur bewerkſtelligt wird, nach des Hrn. Gallon Anleitung beſchreiben.

Den Galmey zu röſten, macht man einen Röſthaufen, wie die Pyramide A B C, Fig. 844. zeigt, welche

che man folgendergeſtalt zubereitet. Erſtlich legt man den Grund G F, von 10 bis 12 Fuß im Durchmeſſer, und 15 bis 18 Zoll hoch von ſtarkem Holze, dem man Stroh, dünnes Holz und andere leicht feuerfangende Materien untergelegt hat; doch ſo, daß 4 Züge, ungefähr 1 Fuß breit, gelaſſen werden, die ſich in der Mitte H endigen, aber gleichfalls mit Holz ausgefüllt ſind. Hernach ſchüttet man eine Schicht rohen Galmey, 7 bis 8 Zoll hoch, auf den Galmey wieder Holzkohlen, aber weit dünner, und ſo, daß der Galmey noch nicht gänzlich bedeckt iſt; und auf dieſe Art wird wechſelweiſe fortgefahren, bis eine coniſche Geſtalt, C A B, oder auch eine Pentagonalpyramide zum Vorſchein kömmt. Es möge die Grundfläche viereckig oder rund ſeyn, ſo muß man bey H 2 Reisbünde über einander auf die hohe Seite ſetzen, und, ehe noch die erſte Schicht Galmey gelegt wird, den Anfang dazu machen, damit in der Mitte des Röſthaufens ein Rauchfang oder Schorſtein bleibe, wie B zeigt. Gemeiniglich röſtet man 140 bis 150 Centner Galmey in in einem ſolchen Röſthaufen auf einmal. Nachdem die Pyramide dergeſtalt zubereitet iſt, zündet man ſie an; da alsdann ihr Brand 8 bis 10 Stunden, bisweilen auch wohl länger, dauert. Die größte Sorgfalt, welche man jetzt anzuwenden hat, iſt dieſe, daß der Galmey nicht verbrenne. Um dieſes zu vermeiden, zieht man die Schichten eine nach der andern weg, und macht bey denen, die den Eindruck des Feuers zuerſt erlitten haben, den Anfang. Es laſſen ſich hierüber keine gewiſſe Regeln geben, ſondern die Uebung allein kann den Arbeiter unterrichten, wie ſtark die Röſtung ſeyn müſſe. Nachdem endlich der Galmey geröſtet und erkaltet iſt, ſäubert man ihn; man lieſet nämlich die verbrannten Stücke, Steine und andere fremde Körper, welche ſich dabey befinden, davon aus. Sodann wird er in trockne Käſten gepackt, damit man ihn in die Mühle ſchaffen könne.

Die

Die Mühle Fig. 845 a) b), und c), hat 2 Läufer I L, deren Achſen an eine ſenkrechte Welle M N befeſtigt ſind, und von einem Pferde umgetrieben werden. Dieſe beyden Mühlſteine laufen frey auf einem großen eingegrabenen Steine P, deſſen Umfang mit einem breternen Schutze S eingefaßt iſt, den verſchiedene Pfähle R feſt halten. Der untere Zapfen N, Fig 845 b) bewegt ſich in einer metallenen Pfanne, die in einen viereckigen Baum eingelaſſen iſt, welcher in der Mitte des Steines, durch ein Loch von der nämlichen Geſtalt geht; der obere Zapfen M aber geht in zwey zuſammengeſetzten Stücken V, welche in einem Loche, im Balken des Gebäudes, mit zween Bolzen, die durch den Balken gehen, ſtark befeſtigt werden. Der Arbeiter O wendet ſtets den Galmey mit einer Schaufel um, damit er durchgängig unter die Mühlſteine komme, und gleichförmig zerdrückt werden könne. Das Pferd kömmt in einer Minute viermal herum, und kann täglich 20 Maß Galmey mahlen. Ein ſolches Maß hält oben 15 Zoll und 6 Linien im Durchmeſſer, auf dem Boden 13 Z. 6 L. und iſt 13 Zoll hoch. Es hat die Geſtalt eines Eimers, und iſt mit eiſernen Reifen beſchlagen. Am Gewichte enthält es 150 Pfund Galmey; mithin machen die 20 Maß zuſammen 30 Centner, welches das gewöhnliche Tagewerk iſt.

Auf dieſer Mühle werden, außer dem Galmey, auch alte Tiegel und Holzkohlen gemahlen. Wird Tiegelerde darauf gemahlen, ſo werden in einer Stunde 4 ſolche Maße fertig; ſind es aber alte Tiegel, ſo können in einer Stunde nicht mehr als 3 Maß gemahlen werden, weil der gebrannte Thon härter iſt. An Holzkohlen werden ſtündlich 6 Körbe gemahlen, welche nicht mehr als 3 Körbe Geſtübe oder Kohlenmehl geben.

Die Steine zu dieſer Mühle bekömmt man aus den Steinbrüchen der namuriſchen Gegend. Sie ſind ſehr hart, von einem feinen Korne, und wohl ausgearbeitet. Die Läufer nutzen ſich wenig ab; und wenn ſie gut ausgeſucht und be-

arbeitet ſind, dauern ſie 40 bis 50 Jahre; der untere Stein aber, welcher den Bodenſtein vorſtellt, dauert nicht ſo lange.

Nachdem der Galmey und die Kohlen gemahlen ſind, läßt man ſie durch ein Sieb (Blutoir) Fig. 846 a) b), und c), gehen, welches die Geſtalt eines abgekürzten Kegels hat, und aus verſchiedenen Ringen über einer Welle beſteht, welche mit Haarſieb überzogen ſind. Es hängt in einem Kaſten C D, nach ſeiner Länge, ſo, daß er bey B höher iſt, als bey A. An dem Ende B iſt eine Kurbel, wodurch es herum gedreht wird; und an dem Theile A, iſt noch ein Bret, E F, Fig. 846 b), worauf das grobe fällt, ſo nicht durch das Sieb gehen kann; das feinſte aber fällt durch, und ſammelt ſich unter dem Siebe. Die Materie, welche man durchſieben will, ſchüttet man oben über das Sieb in G, und der Arbeiter, welcher mit der einen Hand die Kurbel dreht, zieht zugleich mit der andern den Galmey nach der Rinne H I, welche ihn inwendig in die Trommel leitet. Und da die beyden Böden oder Grundflächen dieſes hohlen abgekürzten Kegels völlig offen ſind, ſo fällt auch das grobe abwärts auf das Bret E; und man bringt es wieder in die Mühle, um es nochmals zu mahlen. Der Galmey, welcher durch das Sieb gefallen iſt, iſt ſo fein wie Mehl.

In England, bringt man den Galmey, nachdem man die größten Stücke zerſchlagen hat, um das Bleyerz davon ſcheiden zu können, und dieſe Steine durch das Ausleſen geſchieden worden ſind, ſofort auf eine Mühle, deren Stein ſenkrecht liegt, wo er zerdrückt und zu einem Mehl gemacht wird, welches man erſt alsdann röſtet. Der Ofen, worin man ihn röſtet, iſt wie ein gewöhnlicher Reverberierofen. Die Feuerung wird mit klein geſpaltenem oder Knüppelholze darin gemacht, deſſen Flamme durch eine dazu gemachte Oeffnung in den Ofen geht, wo der Galmey 3 bis 4 Querfinger hoch ausgebreitet liegt, auf deſſen Oberfläche ſie alsdann wegſtreicht; der Zug der Flamme aber wird durch einen kleinen Rauchfang, welcher an der einen Seite des Ofens iſt, gemäßigt und reglert. Die Quantität dieſes Galmeymehles ſo man auf einmal röſtet, iſt 1 Tonne, oder 7½ Schiffpfund, (welches 3900 Pfund beträgt.) Man fährt mit dem Röſten

bey

bey einem ſtets mittelmäßigen und gleichen Feuer fort, unterdeſſen aber wendet man es von Zeit zu Zeit um, damit alles durchgängig und gleichförmig geröſtet werde. Nach dem Röſten hat es ſeine mehlartige Geſtalt verloren; daher wird es nochmals gemahlen.

In Schweden, bedient man ſich (weil der Galmey, den man daſelbſt findet, nicht zureichend iſt) desjenigen, den man theils aus Polen, theils aus Ungarn, kommen läßt. Ehemals machte man von dem aus Aachen ſtarken Gebrauch; auch hat man ſich des engländiſchen ſtark bedient; allein, man hat geſehen, daß er nicht beſſer iſt, und keinen größern Nutzen giebt, welches man dem Bleye, womit er verunreinigt iſt, zuſchreibt. Der ungariſche Galmey iſt weißer und ſchwerer, als der polniſche, welcher auch brauner iſt; welches um ſo viel mehr in die Augen fällt, nachdem man ihn zu Pulver gemacht hat. Der ungariſche vermehrt auch das Gewicht des Kupfers ſtärker, als der polniſche; dieſer aber giebt ein Meſſing von einer beſſern Beſchaffenheit, weil es zäher und ſchmiedbarer iſt. Nachdem der Galmey geröſtet und gemahlen iſt, bringt man ihn nach Schweden. Jetzt iſt er von weißer Farbe, die er vor dem Röſten nicht hatte; er wird aber nochmals geröſtet, ehe er zu Pulver gemacht wird. Dieſe neue Röſtung geſchieht unter dem Gewölbe eines Ofens, der inwendig viereckig iſt, und deſſen jede Seite 8 Fuß breit, und 5 hoch iſt. Der Eingang des Ofens iſt an einer ſeiner Seiten, und wird durch eine eiſerne Thüre verſchloſſen; der Heerd iſt unten, und treibt die Hitze durch zwo Oeffnungen unter das Gewölbe. Der Boden des Ofens iſt von Ziegelſteinen gemacht, und dient, den Galmey zu faſſen, um ihn aufs neue zu röſten. Von da bringt man ihn auf die Mühle, ihn daſelbſt zu Pulver zu machen, welches ſehr ſchwer iſt, wenn man ihn vorher nicht gut gebrannt hat. Die Steine der Mühle ſind denen gleich, mit welchen Korn und Gerſte gemahlen wird.

Was mit dem Galmey, und zwar dem Berggalmey ſowohl, als dem Ofengalmey, weiter vorgenommen wird, um aus demſelben, vermittelſt Cämentation, Meſſing zu machen, wird im Artik. Meſſing vorkommen.

Beyde Arten werden auch in der Heilkunſt bey Augenkranheiten, als zuſammenziehende und austrocknende

nende Arzneyen gebraucht. Ferner nimmt man den präparirten Galmey nicht nur zu denen Streupulvern, womit die kleinen Kinder, wenn ſie wund ſind, oder auch diejenigen, welche ſich wund (fratt) geritten haben, beſtreuet werden, ſondern gebraucht ihn auch zum Heilen aller Schäden und Wunden; wie denn nicht allein die bekannte Salbe aus Galmey, Weineſſig und Baumöhl, ſondern auch einige Pflaſter, als: das ſogenannte Zeltenpflaſter, Empl. e lapide calaminari, daraus verfertigt werden. Man will bemerkt haben, daß, wenn der Galmey allein gebraucht wird, die Narben an den Wunden roth werden; wenn er aber mit Oehl oder Fett vermiſcht iſt, dieſelben, wie andere Haut, weiß werden.

An account of digging and preparing the Lapis Calaminaris, in a letter from Mr. GILES POOLEY, Wrington, Oct. 25, 1684, ſt. in No, 198 der Philoſ. Tranſact. for March 1693, S. 672—677.

EMAN. SWEDENBORGII regnum ſubterraneum, ſ. minerale de cupro & orichalco: de lapide calaminari &c, Dresd. & Lpſ. 1734, f.

De lapide calaminari, ejusque præparatis & viribus; ſ. JO. JAC. MANGETI biblioth. pharm. med. T. II. Genev. 1703, f. S. 124.

Bifolium chemico-phyſico-metallicum, beſtehend in zwo beſondern Abhandlungen, deren die erſte den Zink und Galmey, die andere aber den Arſenik unterſucht; von *J. L. ab Indagine*, Amſt. und Lpz. 1771, 8.

Galmey-Flug, ein weißer, wollichter Körper, welcher von dem Galmeye in offenem Feuer in die Höhe ſteigt, und auch Galmey-Blumen, Almey, weißer Nicht; Augen-Nicht ꝛc. genannt wird, ſiehe Nicht.

Galoche, ſiehe Galloſche.

Galone, (*) aus dem Franz. Galon, eine Gattung Gewebe von Gold, Silber, Seide oder Wolle, und manchmal auch nur von Zwirn; Fr. un galon d'or, d'argent, de ſoie, de laine, de fil. Die goldenen und

(*) In der Strasburg. Polizeyordn. von 1608. heißen ſie ſchon Galaunen.

und ſilbernen Galonen dienen zu Beſetzung der Kleidungen für Standesperſonen beyderley Geſchlechts, oder wenigſtens für diejenigen, welche reich ſind, oder dafür angeſehen ſeyn wollen. (Daher eine galonirte Mannsperſon, Fr. un homme galonné, einer, deſſen Kleid galonirt oder mit Treſſen beſetzt iſt.) Man braucht ſie auch zum Kirchenornat ſowohl, als auch zu verſchiedenen Ausmeublirungen der Paläſte und großen Häuſer. Jedoch braucht man zu dieſen beyden letztern Arten öfters nur Galonen von unächtem Golde und Silber. Die goldenen und ſilbernen Galonen, welche bloß zur Beſetzung oder Einfaſſung der Kleidungen, des Kirchenornats und der Meublen gebraucht werden, nennet man auch Borten; insbeſondere aber giebt man dieſen Namen den Galonen, welche man auf die Hüte der Cavaliers und der Militärperſonen ſetzt. Die in Frankreich verfertigten Galonen wurden vormals, wegen ihrer ſaubern Arbeit und geſchmackvollen Deſſeins, vor andern geſchätzt: es giebt aber nunmehr in Berlin, Dresden, Leipzig, Wien ꝛc. nicht minder berühmte Galonenfabriken, von allen Arten und Façons, wie ſie Jedermann ſelbſt verlangen kann. Ich werde in den Art. Gold und Silber mit mehrern davon zu ſprechen Gelegenheit haben.

Die ſeidenen und wollenen Galonen, verfertigen die Bortenwirker oder Poſamentirer; ſiehe Th. VI, S. 246—248.

Die ſogenannten Livree-Galonen, oder Livree-Borten, Fr. Galon de livrées, ſind gemeiniglich ſammetartige Gewebe von verſchiedenen Farben und Façons, womit man die Kleidungen der Bedienten auszieret und verbrämet, um ſowohl die Pracht ihres Herrn ſehen zu laſſen, als auch ſeinen Stand und ſein Haus zu unterſcheiden und kenntlich zu machen.

Alle dieſe Sorten von Livreegalonen verfertigen die Bandmacher.

Zu Paris erfand man, vor einigen Jahren, die ſo genannten Galons à la grecque, eine Art durchbrochener Galonen, welche wie geſtickte Arbeit ausſahen, und von Blumen zuſammengeſetzt waren, die ſich um einen Stab ſchlangen, und einen leeren Raum ließen.

Galons, ſiehe Gallon 4.

Galop, Galopade, galoper; ſiehe Galopp.

Galopin, nennt man in Frankreich zuweilen ein kleines Maß flüſſiger Dinge, welches aber gewöhnlicher ein halber Septier heißt; ſiehe Pinte.

Galopp, (*) derjenige Gang eines vierfüßigen Thieres, beſonders eines Pferdes, wobey es die beyden Vorderfüße faſt zugleich etwas hoch erhebt, und mit den Hinterfüßen auf gleiche Weiſe folgt, welches der mittlere Gang zwiſchen dem Trotte, und der Carriere, oder dem gezogenen Galoppe, iſt. Daher galoppiren, Fr galoper, a) als ein Neutrum, im Galoppe gehen, den Galopp gehen; dieſes Pferd galloppirt gut, (geht einen guten Galopp) ce cheval galope bien; (oder ſur le bon pied) b) als ein Activum, ſein Pferd im Galoppe gehen laſſen; auf dem ganzen Wege hat er beſtändig, (oder in einem fort) galoppirt, il n'a fait que galoper ſon cheval pendant tout le chemin; und Galoppade, Fr. Galopade, das Galoppiren, un cheval qui a la galopade brillante, ein Pferd, das prächtig galoppirt. Man nennt auch Galoppade einen gewiſſen Raum, den man im Galopp durchſtreicht; Es iſt noch um eine kleine Galoppade zu thun, ſo ſind wir im Schloß, une petite galopade nous conduira au château.

(*) Wir haben dieſes Wort freylich zunächſt aus dem Franz. Galop und Ital. Galoppo entlehnt; allein eigentlich ſtammt es doch aus dem Deutſchen her. Bey dem Ulphilas iſt klaupan, und im Angelſ. kleapan, laufen. ſpringen, Niederſ. lopen, im Jßländ. hleipa, wohin auch das Griech. καλπαν, καλπαζειν, καλπη, und das Hebr. חלף, transiit, und חלרף, transitus. zu gehören ſcheinen. Siehe Laufen.

Der Galopp iſt theils ein natürlicher, theils ein künſtlicher Gang der Pferde. Man gehe auf Weiden, ſo wird man an den daſelbſt ſich befindlichen Pferden dieſen Gang beobachten, welcher durch die Kunſt ſie noch nicht hat gelehrt werden können. Es iſt derſelbe die ſchnellſte Bewegung, wobey die Vorderſchenkel noch nicht zur Erde geſetzt ſind, wenn ſich die hintern ſchon heben, ſo, daß, einen faſt nicht zu bemerkenden Augenblick hindurch, alle 4 Füße zugleich in der Höhe ſind. Die Muskeln des Rückens und des Beckens wirken bey dem Galoppe eben ſo ſehr, als die Muskeln der Füße. Indem die Rückenmuskeln ſich beſtreben, die Vordertheile des Körpers zu erheben und fort zu ſtoßen, ziehen ſich die Muskeln, welche den Tarſus und das Schienbein auf dem Schenkelbeine beugen, zuſammen, brechen die Gewalt, und mildern den Stoß. Je biegſamer und weicher alſo die Kniekehle iſt, deſto ſanfter iſt der Galopp. Auch iſt er um deſto ſchneller und fortreißender, je ſtärker die Muskeln des Tarſus und des Schienbeines ſind; und deſto anhaltender, je ſtärker die Muskeln des Rückens und der Lenden ſind.

Die Pferde pflegen gemeiniglich auf dem rechten Fuße zu galoppiren; bisweilen aber thun ſie es auch auf dem linken. Wenn ſie rechts galoppiren, ſo tritt der rechte Vorder- und Hinterfuß weiter vor, als der linke. Bey dem Galoppe auf der linken Hand iſt es umgekehrt.

Der künſtliche Galopp beſteht in einer ununterbrochenen, nach drey Zeitpuncten wohl abgemeſſenen Reihe von Sprüngen, welche das Pferd in einer guten Stellung wohl beyſammen, den Kopf nach der Hand, auf welcher es geht, mit gebogenen Hanken, auf der Erde, gerade vor ſich, macht.

Bey dem Galoppe machen die Vorderfüße eigentlich keine eigenthümliche Bewegung aus, ſondern ſie werden vielmehr durch die Schnellkraft der Kniebeugungen

gen und der Hanken fort bewegt; weil aber ſelbige dennoch die Erde verlaſſen, und wieder niederſetzen, ſo bemerkt man bey dieſem Gange dennoch drey Zeitpunkte, wovon ich weiter unten ſprechen werde. Dieſer Gang beſteht alſo in einer Reihe auf einander folgender Sprünge, welche nicht unterbrochen werden ſollen. Folglich darf nicht auf einen Sprung ein anderer Gang, und wieder ein Sprung u. ſ. w. folgen, ſondern das Pferd muß mit dieſen Sprüngen fortfahren, bis es überhaupt dieſen Gang zu verändern angewieſen wird. Wenn ſich ein Pferd in dieſe ſpringende Bewegung ſetzt, ſo ſtämmt es den einen Hinterfuß auf die Erde, welches der erſte Zeitpunkt iſt, und gleich darauf erheben ſich der andere Hinterfuß nebſt dem ihm entgegengeſetzten Vorderfuße, welchem unmittelbar der andere Vorderfuß folget, dergeſtalt, daß die Erhebung dieſer drey Füße, wie zugleich geſchehen, ſich unſerm Auge darſtellt. Die beyden einander entgegengeſetzten Füße, welche ſich nach dem ſtehenden auch zugleich aufgehoben haben, fallen auch zugleich nieder, ſo, daß der Hinterfuß einen Vorſprung vor demjenigen bekömmt, der zuerſt auf die Erde geſtämmt war, welches den zweyten Zeitpunct ausmacht. Gleich darauf fällt nun auch der andere Vorderfuß nieder, welcher ebenfalls einen Vorſprung vor dem zuerſt niedergeſetzten Vorderfuße erhält. Hieraus folgt, daß beyde Füße auf einer Seite vor dem auf der andern Seite hervorragen, und gleichſam den Weg zeigen. Da hier drey Zeitpunkte bemerkt werden, ſo müſſen nothwendig zwo Zwiſchenzeiten Statt finden, die ſich aber auch nicht gleich ſind.

Dieſe Sprünge müſſen 1) wohl abgemeſſen ſeyn, d. h. es muß bey den Zeitpuncten keine Veränderung vorgehen, auch müſſen die Schritte nicht vergrößert werden, ſondern es muß vielmehr die einmal angenommene Cadenze beybehalten werden. 2) Es müſſen dieſelben in einer guten Stellung geſchehen, nämlich in einer ſolchen, wie ſie durch die Regeln der Reitkunſt vorgeſchrieben iſt, als: mit aufgerichtetem Halſe,

herbey

herbey gebrachtem Kopfe, u. ſ. w. 3) Das Pferd muß dieſen Gang wohl beyſammen, d. i. mit vereinigten Kräften, verrichten. 4) Der Kopf muß nach der Hand, auf welcher es geht, d. i. einwärts, gebogen ſeyn. 5) Die Hanken müſſen dabey gebogen ſeyn, weil dadurch die Schnellkraft in dem Hintertheile vergrößert, und die Kräfte mehr vereiniget werden. 6) Dieſe Sprünge müſſen auf der Erde geſchehen, wodurch ſie ſich von den Sprüngen über der Erde unterſcheiden. 7) Dieſer Gang geht gerade vor ſich. Er gehört unter die natürlichen Gänge, welche ſämtlich, in Anſehung ihrer Bewegung, durch die Kunſt nicht verändert, ſondern nur verbeſſert werden. Man wird es bey dieſem Gange auch leicht wahrnehmen, daß ein Pferd, welches denſelben gehörig und regelmäßig verrichten ſoll, entbundene Schenkel haben müſſe, daß dieſer Gang einen gehörigen, regelmäßigen Trab voraus ſetze, und daß dieſer es zum Galopp zubereite, auch ſo gar der Galopp daraus entſtehe.

Wenn ich ſage, daß aus dem Trab der Galopp entſtehe, ſo deutet dieſes zweyerley an: 1) will es ſo viel ſagen: wenn ein Pferd gehörig trabet, und durch den Trab ſeine Glieder ſowohl entbunden hat, als es auch mit dem Gebrauche ſeiner Hanken beſſer bekannt geworden iſt, ſo iſt es in den Stand geſetzt, den Galopp regelmäßig zu gehen; 2) bedeutet es: wenn ein Pferd gehörig trabet, ſo entſteht aus dem Trabe der Galopp von ſelbſt; oder, das Pferd fällt ohne Mühe aus dem Trabe in den Galopp. Der Beweis dieſer beyden Wahrheiten iſt folgender.

Der Galopp iſt ein natürlicher Gang, und als einen ſolchen betrachtet, kann man nicht ſagen, daß er aus dem Trabe entſtehe; denn es entſteht kein natürlicher Gang aus dem andern, ſondern ein jeder beſteht vor ſich; allein, die Kunſt iſt mit der Natur in dieſem Stücke nicht zufrieden, ſondern hat Regeln, nach welchen die natürlichen Gänge verbeſſert werden ſollen, und dieſe ſind, in Anſehung des Galoppes, von der Beſchaffenheit, daß ſie ganz nothwendig entbundene Glieder voraus ſetzen. Weil nun, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde, die Entbindung der Glieder durch den Trab bewirket wird, ſo folgt daraus, daß der Galopp einen gehörigen Trab voraus ſetze, oder, welches einerley iſt, daraus entſtehe, wodurch die erſte Erklärung bewieſen iſt.

Wenn ein Pferd gehörig trabt, ſo ſind ſeine Glieder frey und beweglich, es ſetzt ohne Mühe ſeinen Hintertheil unter ſich,

ſich, und nimmt auf ſelbigen die Laſt des Vordertheiles, wodurch es ohne Beſchwerden in die ſpringende Bewegung des Galoppes fällt, wodurch die zweyte Erklärung bewieſen iſt. Dieſes iſt ſodann auch der Zeitpunct, in welchem man, ein junges Pferd zum Galoppe abzurichten, anfangen muß.

Es giebt einige Reiter, welche im Gegentheil die Güte des Trabes aus dem Galoppe erweiſen wollen, und ſagen: wenn ein Pferd im Trabe von ſelbſt zu galoppiren anfängt, ſo iſt es ein Zeichen, daß der Trab gehörig und gut ſey. Dieſe Meinung iſt nicht als allgemein zu behaupten; denn es giebt Pferde von außerordentlicher Leichtigkeit, welche lieber galoppiren, als traben, und bey welchen es Mühe koſtet, ſie in Trab zu bringen; auch giebt es einige, welche feſte Schultern haben, und doch feurig ſind, die da ſie im Trabe nicht fort können, gleich in Galopp ſpringen, von welchen man insgeſamt nicht behaupten kann, daß ſie gehörig traben, weil ſie gar nicht traben können.

Wenn alſo ein Pferd gern trabet, und deſſen Trab von der Beſchaffenheit iſt, daß er frey und auf den Hanken geſchieht, und es fängt an, ſich vorn zu heben, und in eine ſpringende Bewegung, nämlich den Galopp, zu fallen: ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß es vereinigt trabe, und Zeit, es dieſen Gang, den Regeln gemäß, zu lehren. Man iſt Anfänglich zufrieden, wenn es einige Schritte gehörig fort galoppiret; und in dieſer Arbeit hält der Bereiter, ſo bald es von ſelbſt in Galopp gefallen iſt, die Zügel etwas ſtärker an ſich, und feuert es an, wodurch es ſeine Kräfte noch mehr zu vereinigen, und im Galoppe fortzufahren angetrieben wird. Hat es einige Schritte, oder im ganzen Reithauſe herum galoppiret, und es fällt von ſelbſt wieder in Trab, ſo läßt man es in dieſem Gange fort; oder wenn es den Galopp nicht von ſelbſt endiget, ſo hält man einen Zügel um den andern ſanft an, um es aus dem Galoppe wieder in den Trab zu ſetzen; denn es iſt nicht gut, wenn man ein Pferd im Anfange zu lange mit dem Galoppe unterhält, weil es dadurch ermüdet und wider den Gang eingenommen wird. Auf ſolche Art fährt man eine Zeitlang mit dem jungen Pferde fort, daß man es ſowohl auf der rechten als linken Hand zuweilen zwiſchen dem Trabe galoppire.

Iſt ein Pferd ſo weit, daß es einen täglichen Unterricht im Galopp bekömmt, ſo pflegt man die Repriſen des Trabes zu verkürzen, und daſſelbe, nachdem es auf beyden Händen getrabet und die gehörige Zeit zwiſchen durch pariret iſt, in Galopp zu ſetzen, und es auch darin regelmäßig zu unterrichten. Man bringt es auf zweyerley Art zum Galopp; nämlich, man läßt es 1) in den Galopp fallen, welches geſchieht, wenn das Pferd aus dem Trabe ſich in die ſpringende Bewegung von ſelbſt oder durch eine leichte Anfeuerung ſetzt, wie ich kurz vorher gezeigt habe; oder 2) man ſprenget es dazu an, welches geſchieht, wenn man es aus dem Schritte, oder von der Stelle, vermittelſt Anhaltung der Zügel, und eines dazu gegebenen Zeichens der Ermunterung, welches man Hülfen nennet, bringt.

Anfänglich, um ein Pferd den Galopp zu lehren, läßt man es vorher allemal in Trab gehen; und wenn es alsdann nicht von ſelbſt aus Munterkeit in den Galopp fällt, wird es durch Hülfen dazu gebracht.

Es giebt bisweilen Pferde, bey welchen es ſchwer hält, ſie in den Galopp zu ſetzen, woran entweder Faulheit, Mattigkeit, oder, weil ſie dazu durch den Trab noch nicht gehörig zubereitet ſind, Schuld iſt. Dieſe drey Fälle muß ein Bereiter wohl zu unterſcheiden wiſſen, wenn er mit Nutzen das Pferd zum Galoppiren zu bringen gedenkt. Iſt die Faulheit die Urſache davon, ſo hat man Mittel genug, dergleichen Pferde aus dem Schlafe zu ermuntern, und einige tüchtige Ruthenhiebe werden von vortrefflicher Wirkung ſeyn. Iſt es Mattigkeit, ſo muß man Geduld haben, bis es mehr Kräfte bekömmt; ſonſt ermüdet man es, und macht es verdrießlich. Iſt es durch den Trab noch nicht gehörig zubereitet, ſo iſt es thöricht, von einem ſolchen Thiere etwas zu verlangen, zu deſſen Leiſtung es kein Geſchick hat. Die Folgen davon ſind, daß man das Thier quälet, widerſpänſtig macht, und es auf die Schultern arbeitet; woraus von neuem folgt, daß es auf des Reiters Fauſt eine Stütze ſuchen, und ein elendes Pferd ſeyn und bleiben wird.

Wenn ein junges Pferd ſo lange getrabet, und in den Pilaren gearbeitet iſt, daß es ſich von ſelbſt zum Galopp darſtellt, ſo muß daſſelbe nunmehr darin unterrichtet werden, damit es nach unſerm Belieben auch darin anſprenge. Am bequemſten geſchieht dieſes anfänglich in einer Ecke. Ich nehme den Fall an, daß es in einem zuſammengenommenen Trabe geht, und durch die Ecke wenden will. In dieſem Augenblicke wird es dergeſtalt verhalten, daß der auswendige Zügel ſo ſtark angezogen bleibt, daß die Groppe (Croupe) nicht aus der Linie, auf welcher es geht, fallen könne, wobey man es durch den Zungenſchlag oder Anſtoß des auswendigen Schenkels anfeuert, wodurch es nothwendig in den Galopp fallen muß. Es wird angefeuert, und doch verhalten, weshalb es ſich nothwendig in eine ſpringende Bewegung ſetzen muß; und weil es zugleich eine Wendung macht, und durch die Ecke will, ſo muß es die inwendigen Füße vorgehen laſſen, und alſo gehörig galoppiren. Ein Pferd galoppirt aber auf der Reitbahn gehörig, wenn die inwendigen Füße den auswendigen vorgehen; und da nun das Pferd zwo Seiten hat, ſo wird der Galopp nach der vorhergehenden Seite benannt. Gehen alſo die rechten Füße vor, ſo ſagt man: es galoppire rechts; und gehen die linken vor, es galoppire links. Hieraus folgt nun, daß man ein Pferd, wenn es rechts anſprengen ſoll, links verhalten müſſe, weil in dieſem Falle der linke Zügel, die Groppe zu erhalten, einer Anſtrengung bedarf, weil es ſonſt mit der auswendigen Seite eben ſo leicht vorgreifen könnte, die aber wegen des angeſtrengten äußern Zügels zurück bleiben muß; und daß mithin auf gleiche Art das Pferd rechts verhalten werden müſſe, wenn es links anſprengen ſoll.

Manchen Pferden iſt die Hülfe der Zunge, oder der Stoß des auswendigen Schenkels, nicht hinreichend, ſondern es will noch ſtärker geholfen ſeyn, wie z. B. ein faules

les Pferd; und in ſolchem Falle pflegt man wohl mit der Spitze des innern Fußes, gegen den innern Schenkel des Pferdes, in eben dem Augenblicke zu ſtoßen, in welchem es die vorerwähnte Hülfe des äußern Schenkels des Reiters erhält. Durch den Stoß des inwendigen Fußes erſchrickt das Pferd, und wirft die innere Seite vor, zumal da es durch den auswendigen Schenkel, welcher hinter die Gurte gegen den Leib fährt, und das Anhalten des auswendigen Zügels, die Groppe zu bewahren, gezwungen wird.

Man unterſcheidet den Galopp, 1) in den Feld-Galopp und Bahn-Galopp, welcher Unterſchied auf dem Gebrauche der Hanken beruhet; 2) in den wahren und falſchen.

Bey dem **Bahn-Galopp**, *Fig.* 847, geht das Pferd ſehr zuſammen; es ſenkt ſich mit der Groppe ſehr zur Erde, greift mit dem Hintertheile weit vor, verkürzet die Schritte mit den Vorderfüßen ſowohl, als es die Zwiſchenzeiten verlängert, und nimmt alſo eine langſamere Cadence an. Bey dem **Feld-Galopp** hingegen braucht es die Hanken weniger, es nimmt ſich weniger zuſammen, ſondern ſtreckt ſich mehr, und verkürzet die Cadence. Jenen muß man einem jeden abgerichteten Pferde, ſo viel möglich, beyzubringen ſuchen, wenn es auch gleich der Endzweck, daſſelbe zu einem Campagnepferde abzurichten, ſeyn ſollte; denn durch dieſen wird es mit dem Gebrauche ſeiner Hanken bekannt, und es iſt eine ſehr leichte Bemühung, dem Pferde den Galopp zu verlängern, wozu man im Felde gar leicht gelanget, wenn man es nur im Galopp fleißig fortläßt, wodurch ſich der Gebrauch der Hanken nur gar zu leicht verliert.

Hier entſteht die Frage, wozu es nöthig ſey, ein Pferd auf die Hanken zu ſetzen, wenn man es doch wieder davon entwöhnen will? Die Urſachen davon ſind dieſe: 1) Das Pferd geht,

geht, ungeachtet der Galopp verlängert wird, dennoch viel leichter und freyer, weil es, ob es gleich nicht ſo ſtark zuſammen geht, doch mit ſeinem Hintertheile weit vorgreift. 2) Es kann ſich eine Gelegenheit ereignen, daß man ein Pferd in völliger Carriere pariren muß, wenn man ein Unglück vermeiden will; z. B. im Kriege, oder man ſieht plötzlich eine jähe Tiefe vor ſich, die man in der Ferne nicht hat beobachten können; dieſe alſo nöthige ſchleunige Parade kann nur ein Pferd machen, welches den Gebrauch ſeiner Hanken in ſeiner Gewalt hat; denn durch die geringſte Anſtrengung der Zügel geht es zuſammen, und hält ſich auf ſeinen Hanken, da ein anderes, welches den Gebrauch der Hanken nicht kennt, ſich in die Gefahr hinein ſtürzt. 3) Der Gebrauch der Hanken verſchaffet dem Pferde eine richtige Anlehnung auf das Mundſtück, und erhält das Maul weich und empfindlich; denn, wenn es im Galopp die Vorderfüße auf die Erde zu ſetzen im Begriff iſt, ſo iſt es auch geneigt, eine Stütze auf dem Mundſtücke zu ſuchen; und bey dieſer Gelegenheit hat der Bereiter Zeit, ihm die Zügel empfinden zu laſſen, wodurch ihm die Wirkung der Stange am beſten bekannt wird, und es ihr nachgeben lernt. Auf ſolche Art läßt ſich auch umgekehrt ſagen, daß durch die Zäumung das Pferd mehr auf die Hanken geſetzet, und der Galopp ſo vollkommen gemacht werden könne, daß er völlig nach der Cadence eingerichtet iſt, wie die Abbildung, Fig. 847, zeigt, worin man jeden Zeitpunct und Zwiſchenzeit wahrnehmen kann, die ſich bey dieſen vermehren, indem man wirklich 4 Zeitpuncte und 3 Zwiſchenzeiten bemerkt, welche ſich folgendergeſtalt auszeichnen. Z. B. zuerſt ſtämmet es den auswendigen Hinterfuß auf die Erde, welchem der inwendige folgt; nach dieſem fällt der auswendige Vorderfuß, und zuletzt der inwendige Vorderfuß nieder. Von dieſen Zwiſchenzeiten ſind die erſte und dritte einander gleich, die zweyte aber iſt länger.

Aus dieſen Gründen muß man nun ſuchen, auch ein Campagnepferd ſo ſtark, als möglich, und ſo viel es deſſen Bau und Kräfte zulaſſen, auf die Hanken zu ſetzen, damit es im Nothfalle den Bahngalopp annehmen und gehen könne. Mit einem jungen abzurichtenden Pferde iſt man nun noch anfänglich zufrieden, wenn es nur galoppiret, in dem Galopp die Cadence behält, und die Füße nicht wechſelt,

wo-

wobey man ſich nach und nach bemühet, daſſelbe anzufeuern, daß es mit dem Hintertheile mehr vorgreiſe, welches man durch ein ſanftes Anrühren der Waden zu bewerkſtelligen ſuchet, wodurch ein allmählicher Gebrauch der Hanken entſteht, auf welchen in eben der Maße eine Erleichterung des Vordertheiles erfolgt.

Ferner wird der Galopp, vorgedachtermaßen, in den wahren und falſchen eingetheilet. Wenn das Pferd die inwendigen beyden Füße vorſetzt, ſo iſt es ein wahrer; ſo bald aber die geringſte Veränderung darunter vorgeht, iſt es ein falſcher Galopp. Wenn z. B. ein Pferd auf der rechten Hand galoppiret, ſo ſetzt es die beyden rechten Füße weiter vor, als die linken; es geſchieht aber öfters, daß, zumal ein junges Pferd, den linken Hinterfuß, oder den linken Vorderfuß, oder aber beyde linke Füße weiter vorſetzt, als die rechten, und alsdann galoppiret es falſch. Auf gleiche Art geſchieht es auch, wenn das Pferd auf der linken Hand galoppiret; daher es eines Bereiters Hauptaugenmerk ſeyn muß, daß er nicht zugebe, daß ein junges Pferd bey Erlernung des Galoppes einen Fuß verwechſele, weil es ſich ſonſt zu ſehr daran gewöhnet, und nicht leicht den Galopp halten lernt. So bald alſo dieſer Fall eintritt, muß er es, durch Anhalten eines Zügels um den andern, wieder in den Trab bringen, und es bald darauf von neuem wieder in den Galopp ſetzen. Iſt das Pferd ſo weit, daß es mit den Paraden bekannt iſt, ſo pariret er es in dem Augenblicke, da es einen Fuß wechſelt, und ſprenget es auf der Stelle von neuem an; oder wenn die Correction noch nicht hinreicht, ſo läßt er es nach der Parade zur Strafe ſcharf zurück treten, und darauf wieder anſprengen, womit er ſo lange continuiret, bis es nicht mehr wechſelt. Hieraus folgt aber auch, daß ein Bereiter nothwendig ein gutes Gefühl haben, und den Galopp ſowohl, als einen jeden Fußtritt, ſpüren muß.

Wenn das Pferd aus dem Galopp fällt, d. i. nachdem das Pferd, beym Anfange des Galoppes, den rechten Fuß zuerſt vorgeſetzt hatte, ſo hat es nachher mit den Füßen gewechſelt, und ſetzt jetzt den linken Fuß vor den rechten her; nennen die Franzoſen: ce cheval eſt déſuni. Wenn es hingegen die Hüften nach ſich zieht, d. i. wenn es im Galoppiren den rechten Hinterfuß zu gleicher Zeit mit dem rechten Vorderfuße vorſetzt, ſagen ſie: ce cheval eſt déſuni du derrière.

Ein fehlerhafter Gang, iſt auch der ſo genannte Mittelgalopp, Fr. Aubin, wenn das Pferd vorn galoppiret, und hinten trabet.

An einigen Orten verlängert man noch die Reihe der Schulen durch den ſo genannten Galop gaillard, welcher darin beſteht, daß ein Pferd im Galopp zuweilen einen Sprung mit einmiſche. Man kann aber dieſe angebliche Schule gar nicht als eine ſolche anſehen, zumal da die untermiſchten Sprünge zu keiner von den erhabenen Schulen gezählet werden können, weil ſie nicht nach Regeln geſchehen, ſondern dermaßen irregulär ſind, daß man ihnen gar keinen Namen beylegen kann. Dieſer mit den Sprüngen untermiſchte Gang iſt völlig fehlerhaft, und darf an einem Pferde nicht geduldet werden, weil die Sprünge, zumal einem unerfahrnen Reiter, ſehr beſchwerlich werden, und ihn ſattellos machen.

Endlich habe ich noch von der Bequemlichkeit und dem Endzwecke des Galoppes etwas zu ſagen. Der Galopp iſt ein bequemer Gang für den Reiter, weil der Mittelpunct der Schwere des Pferdes nur eine geringe Bewegung dadurch leidet, welche noch immer mehr verringert wird, je mehr ſich das Pferd auf die Hanken ſetzt. Aus dieſem Grunde muß der Endzweck des Galoppes nothwendig der ſeyn, daß es auf die Hanken gebracht werde; woraus denn folget, daß der Bahngalopp noch be-

bequemer ſey, als der Feldgalopp, weil jener mehr auf den Hanken geſchieht, als dieſer.

Die Bequemlichkeit, welche ein Reiter beym Galoppe verſpüret, iſt einem Jeden bekannt: und es kömmt dieſelbe allerdings von der geringen Bewegung her, welche der Mittelpunct der Schwere bey dieſem Gange leidet, und von der einförmigern und gelindern Ausdehnung der Kniekehle, wodurch die Bewegung des Galoppes ſanfter wird. Dieſe einförmige und gelinde Ausdehnung aber wird erhalten, wenn ſich das Pferd auf die Hanken ſetzt; woraus folget, daß der Galopp deſto bequemer ſeyn müſſe, je mehr er auf den Hanken geſchieht. Die Bequemlichkeit und der Unterſchied derſelben bey dieſem Gange iſt ſo merklich, daß er auch von ganz unerfahrnen Reitern empfunden wird.

Bey der Anweiſung eines Pferdes zum Galopp, darf es nicht von ſelbſt wechſeln; wenn es aber geſchieht, ſo muß, nach Beſchaffenheit der Umſtände, eine Verbeſſerung vorgenommen werden. Ich habe oben, S. 823, der Wechſelung, welche junge Pferde bey dem Galoppe von ſelbſt vorzunehmen pflegen, Erwähnung gethan, auch angezeigt, wie und auf was Art ſelbige zu verbeſſern ſeyn. Hier bemerke ich nur noch, daß der Bereiter dem Pferde keine Gelegenheit oder Veranlaſſung zu der Wechſelung geben müſſe, welches zum öftern durch einen unſteten Sitz und durch das Rücken der Zügel geſchieht; bey welchem letzten man die Abſicht hat, es nach und nach mehr zu verhalten, damit es hinten mehr vorgreifen, und ſeine Hanken brauchen lerne. Die Abſicht iſt nicht zu tadeln, nur muß das Anhalten der Zügel ſo ſanft und unmerklich geſchehen, daß das Pferd den Zeitpunct der Veränderung der Zügel zu bemerken nicht im Stande ſey. Das ſicherſte iſt, daß man daſſelbe anfänglich fort galoppiren laſſe, ohne ſich zu ſehr um den Gebrauch der Hanken zu bekümmern, damit es nur erſt den Galopp halten lerne; und wenn

es nicht mehr darin wechſelt; ſo bemühe man ſich, denſelben zu verbeſſern. Es verſteht ſich, daß ein junges Pferd vor jedesmaliger Lection in den Pilaren gearbeitet wird, wovon zu der Zeit, da es im Galoppiren geübet wird, die Abſicht iſt, es nicht nur immer mehr und mehr zu entbinden, ſondern es auch auf die Hanken zu ſetzen, welches den Unterricht bey dem Galoppiren gar ſehr erleichtert. Man fährt alſo mit dem Galoppiren fort, bis es darin völlig befeſtigt iſt; um den Gang aber zu verbeſſern, iſt es auch Zeit, daſſelbe in der Schule, Schulter *einwärts*, zu reiten. Dieſe Arbeit und ihren Nutzen, werde ich an ſeinem Orte erklären.

Nachdem ein Pferd die Hanken mehr oder weniger gebraucht, iſt die Zeit zu beſtimmen, da es angewieſen werden ſolle, auf die gegebenen Hülfen zu wechſeln. Dieſes kann ihm am bequemſten beygebracht werden, wenn man vermittelſt einer geraden Linie über die Bahn von einer Hand auf die andere geht.

Ein Pferd wechſeln, bedeutet überhaupt von der einen Hand auf die andere gehen, und wird dieſe Wechſelung bey allen Gängen vorgenommen. Im Schritte und Trabe bleibt die Bewegung der Beine unverändert; im Galoppe aber geht mit der Veränderung des Weges, welchen das Pferd durch die Wechſelung nimmt, auch eine Veränderung mit den Beinen vor, indem die Seite des Pferdes, welche vorhin zuletzt auf die Erde fiel, nunmehr den Erdboden zuerſt berühren muß.

Dieſe Wechſelung muß ſo geſchehen, daß ſie in eben dem Gange, ohne zuvor in einen andern zu fallen, gemacht werde; und auf ſolche Art muß das Pferd in dem durch die Wechſelung veränderten Galoppe mit eben der Cadence fortfahren, in welcher es zuvor war. Man kann leicht einſehen, daß kein Pferd ohne Unterricht zu dieſer Geſchicklichkeit gelangen könne, und daß man alſo Hülfen wählen müſſe, es zu dieſer Handlung zu beſtimmen. Der Zeitpunct iſt dazu da, ſo bald es auf den Hanken ſteht.

Wie ein Pferd anfänglich, durch Verhalten und eine dabey gegebene Hülfe, zum Galopp angeſprengt werde, habe ich oben, S. 819, f. gezeigt. Nach und nach, da das Pferd mehr an das Galoppiren und Anſprengen gewöhnet wird, verfeinert man die anfänglich dazu nöthig geweſenen Hülfen, bis ein bloßes Verhalten nebſt einem Zungenſchlage es ſchon dazu beſtimmen, ohne daß man nöthig hätte, einen Schenkel zu bewegen. Da das Pferd, einen Unterſchied zwiſchen dem rechten und linken Verhalten zu machen, die Fähigkeit beſitzt, ſo richtet es auch danach ſein Anſpringen ein, nachdem es durch den Zungenſchlag benachrichtiget wird, daß es galoppiren ſolle. Nur für einen Soldaten iſt der Zungenſchlag keine ſchickliche Hülfe, weil er dadurch die Pferde ſeiner Cameraden zugleich mit anfeuert, weshalb ſie beſſer thun, daß ſie den Schenkel gebrauchen. Wäre das Pferd auf der rechten Hand, oder es galoppirte rechts, ſo würde man ihm die Hülfe zum linken Anſprengen geben müſſen, damit es im Galopp wechſele. Ehe ich die Art erzähle, wie man dazu am leichteſten gelangen kann, einem Pferde dieſe Wechſelung beyzubringen, will ich erſt die Regel zum voraus feſt ſetzen: daß das Wechſeln nothwendig allemal in einem ſolchen Zeitpuncte geſchehen müſſe, in welchem es ſein Vordertheil von der Erde erhebt, und auf den Hanken ſteht. Denn ruhet es mit ſeinen Füßen auf der Erde, ſo kann es zwar einen andern Galopp anfangen, als es zuvor gegangen war, es iſt aber eben daſſelbe, als ob es von neuem dazu angeſprenget würde, und man kann nicht ſagen, daß es wechſele: imgleichen, wenn das Pferd über der Erde iſt, die eine Seite ſchon vorgeworfen, und im Begriff ſteht, mit dem inwendigen Vorderfuße nieder zu fallen, ſo iſt auch keine Wechſelung mehr möglich, weil die auswendige Seite alsdann, wenn die Hülfe zur Wechſelung kömmt, gewiß ſchon ſteht. Dieſes zum vor-

vorausgeſetzt, iſt es wohl die leichteſte und bequemſte Art, wenn man ein Pferd anfänglich darin unterrichten will, daß man einen Ort wähle, wo man mit dem Wechſeln eine Wendung verbinden kann; denn wenn ihm die Hülfen zu einem gegenſeitigen Galopp gerade zu der Zeit gegeben werden, da es zugleich wendet, ſo muß es ſchlechterdings mit der inwendigen Seite vorgreifen, und alſo wechſeln. Man ritte z. B. auf der rechten Hand in Galopp, und wollte wechſeln, ſo müßte man gerade über die Bahn reiten, und unweit der Mauer ſodann wechſeln und wenden, um auf der linken Hand weiter zu gehen. Um es deſto beſſer zu bewerkſtelligen, reitet man erſt einigemal über die Bahn, ohne zu wechſeln, und alsdann, da das Pferd es am wenigſten vermuthet, und in der Meinung iſt, wieder rechts zu wenden, kömmt auf einmal eine gegenſeitige Wendung und Hülfe. Iſt dieſe Wechſelung gut von Statten gegangen, ſo wird es bald darauf pariret und geliebkoſet, um es ihm bemerklich zu machen, daß es recht gehandelt habe. Dadurch wird das Pferd aufmerkſam, und erwartet beſtändig die Wechſelung, ſo bald es wieder auf die Stelle kömmt, wenn es nur einige Zeit darin geübt iſt; und man wird bemerken, daß es ſo gar von ſelbſt wechſelt, welches man aber nicht zugeben darf. Wie man von der rechten zur linken gewechſelt hat, eben ſo verfährt man von der linken zur rechten, jedoch mit gegenſeitigen Hülfen. Wie man ſich dieſer Wechſelung nur zu Anfange bey einem jungen Pferde bedient, ſo muß man mit dem Wachsthume ſeiner Geſchicklichkeit auch darauf bedacht ſeyn, ſie zu verfeinern, und es dazu anhalten, daß es auch auf jeder geraden Linie, ohne eine Wendung dabey zu machen, wechſele.

Ein Pferd dahin zu bringen, daß es auf jeder geraden Linie, ohne irgend eine andere Hülfe, bloß durch eine Bewegung der Hand wechſele, geſchieht, nach Hrn. Hauptm. Prizelius Anweiſung, folgendergeſtalt. Nachdem das Pferd an die Wechſelung nahe an der Mauer gewöhnt, und darin ſo lange geübt iſt, daß es ſelbige befolget, nimmt man es an einem etwas von der Mauer entlegenen Orte, und läßt es, ohne zu wenden, auf der geraden Linie, bis an die Mauer mit verändertem Gallopp fortgehen, und wenn man an die Mauer kömmt, wendet man erſt. Hier wird man wider die Gewohnheit, daß es bey der Wechſelung wenden wolle, zu ſtreiten haben; und es wird neue Arbeit koſten, um es bis an die Mauer gerade zu erhalten. Das dawider zu ergreifende einzige und wirkſame Mittel iſt, daß man den auswendigen Zügel (welcher vor der Wechſelung der inwendige war,) feſt halte, daß es nicht von der Linie weichen könne. Dieſe Uebungen werden fleißig wiederholet, und ſie ſind um ſo mehr nöthig, weil es dem Pferde zuträglich iſt, daß es im Felde bald auf die eine, bald aber auch auf die andere Hand galoppire, wozu der Reiter durch die Wechſelung gelangen muß; und überdem ſind ſie vortheilhaft, das Pferd in Gehorſam und Unterwürfigkeit zu bringen und zu erhalten. Große Herren, und auch Privatperſonen, welche keine geübte Reiter ſind, verlangen zuweilen, daß ein Pferd beſtändig rechts galoppire, und nicht wechſele; in welchem Falle die Wechſelung ein Pferd nicht gelehret werden darf, ſondern man galoppiret ſie beſtändig rechts; und um ſie deſto mehr in dem Galoppe zu befeſtigen, läßt man ſie auch auf der linken Hand rechts galoppiren, wobey man ſich wohl vorzuſehen hat, daß man ſie nicht tief in die Ecken führe, ſondern die Ecke abſchneide, damit ſie nicht durch eine plötzliche Wendung zum Wechſeln genöthiget werden.

Hiebey iſt die Frage zu erörtern, ob es dem Pferde nicht nachtheilig ſey, es beſtändig auf einem Schenkel zu galoppiren? Es iſt allerdings nachtheilig; denn der linke Hinterſchenkel, welcher zuerſt bey dem Galopp auf der rechten Hand auf die Erde geſtämmet wird, muß den Körper beſtändig allein tragen und fort treiben, daher er auch am ſtärkſten angegriffen wird. Die rechte Seite geht allemal weiter vor, als die linke, und die Schenkel auf dieſer

Sei-

Seite werden auch ſtärker gebogen, als die auf jener, daher die linken Schenkel durch die immerwährende Laſt, welche auf ihnen ruhet, und durch die wenige Bewegung, welche ſie zu machen haben, nothwendig abgenuzet werden müſſen. Aus dieſem Grunde wird ein geübter Reiter ſein Pferd fleißig im Galopp wechſeln laſſen, und es bald rechts, bald links, im Felde galoppiren.

Wenn das Pferd gezäumet iſt, bemüht ſich der Reiter, die Wechſelungen dergeſtalt einzurichten, daß die bloße Bewegung der Hand das Pferd dazu beſtimmet, ohne daß irgend eine andere Hülfe dazu komme. Zur Uebung reitet er in der Mitte der Reitbahn in die Länge herunter, und wechſelt auf dieſer Linie zwey bis dreymal, bis es nach und nach dieſe Handlung mit vorzüglichſter Leichtigkeit und Geſchicklichkeit verrichtet, die er eben ſo wohl im Felde zu üben nicht unterlaſſen darf, weil ein Pferd draußen wegen der ihm vorkommenden vielen Gegenſtände nicht ſo ſehr auf ſeinen Reiter achtet, als im Reithauſe, da es nichts ungewohntes um ſich ſieht.

Die Methode: welche Hr. v. Sind, in ſeiner neuen und ſichern Lehrart, die Pferde in kurzer Zeit fein und ſchulmäßig zu dreſſiren ꝛc. S. 69. ein Pferd zum Wechſeln im Galopp abzurichten, angiebt, wird von Herrn Prizelius in ſeiner vollſtänd. Wiſſenſchaft, Leipz. 1777, gr. 4. S. 478, beurtheilet und mit Recht verworfen.

Zum Beſchluß gedenke ich noch mit wenigem des Galoppes der Kutſchpferde. Wenn es Kutſcher giebt, die, um ihren jungen Herren zu gehorchen, ihre Pferde in Galopp ſetzen, weil ſie einen ſehr leichten Wagen, oder ſehr raſche Pferde haben: ſo iſt dieſes kein Beyſpiel für andere Kutſcher. Der Galopp iſt niemals der Gang für Kutſchpferde geweſen, und wird es auch niemals, beſonders in großen Städten, werden, es ſey denn, daß man die Pferde zu Grunde richten, den Wagen in Stücken, und dem Herrn Arm und Beine zerbrechen wollte. Giebt es aber dringende Gelegenheiten, wo man

man im freyen Felde die Pferde in Galopp ſetzen muß, ſo muß es mit Behutſamkeit geſchehen. Gemeiniglich ſind die Kutſchpferde zu ſchwer, um den Galopp zu laufen. Folgendes iſt inzwiſchen dabey zu beobachten.

Die Pferde müſſen willig und leicht laufen, ohne die Vorderfüße gar zu ſehr zu heben, welches anzeigen würde, daß ihnen das Galoppiren ſauer würde, weil die Schultern nicht folgen. Sie müſſen beſtändig in einer ſchönen Stellung bleiben, den Kopf hoch, die Schultern niedrig halten. Das Hintertheil muß ſo gut folgen, daß man nicht bemerken könne, wie die Hinterfüße nach den Vorderfüßen auf die Erde kommen, ſondern alle viere müſſen gleichſam immer in der freyen Luft ſeyn. Pferde, welche allzu lange Hüften haben, können keinen kurzen Galopp, ſondern nur den geſtreckten gehen, weil ſie die Knie nicht beugen, und unter ſich greifen können. Wenn die Pferde die Füße im Galopp zu ſehr heben, ſo verlieren ſie an der Geſchwindigkeit; und es iſt ein Zeichen, daß ſie keinen Athem haben.

Der vollkommene Kutſcher, nach der 2ten franzöſ. Ausgabe überſ. vom *E. M. S. A.* Frf. und Lpz. 1778. gr. 8. S. 228. f.

Galreda, ſiehe Gallerte.

Galſtrig, ſiehe Ranzig.

Gamache, ſiehe Stiefelette.

Gamander (der,) oder das Gamanderlein. (*) Dieſe Namen führt überhaupt das ganze linnäiſche Geſchlecht des Teucrium, welches zu den Pflanzen mit zwey ungleich langen Paaren von Staubfäden und einem nackten oder bloßliegenden Samen gehört, und die Erd-

(*) Im Engl. lautet dieſer Name Germander, Fr. Germandrée, welche Namen, ſo wie der deutſche, vermuthlich aus dem Griech. und Lat. Chamædrys verunſtaltet ſind, welchen dieſe Pflanzen bey den alten Kräuterkennern führen.

Erd⸗Kiefer, das Katzen⸗Kraut, den Lachen⸗Knoblauch, die Scorodonie, und den Bathengel unter ſich begreift. Von der Erd⸗Kiefer, Teucrium Chamæpytis, ſiehe Th. VIII, S. 513, f. Von dem Katzen⸗Kraute, Teucrium Marum, ſ. Marum⸗Kraut. Von dem Lachen⸗Knoblauch, ſiehe Scordien. Von der Scorodonie, und dem Bathengel, werde ich jetzt handeln.

1. Die Scorodonie, der ſalbeyblätterige Gamander, Teucrium Scorodonia *Linn.* wächſt hin und wieder in Deutſchland, auch England, Frankreich, Italien, an den Hecken und auf Wieſen. Die dauerhafte kriechende Wurzel treibt haarichte, aufrecht ſtehende, ungefähr 2 Fuß hohe viereckige Stängel. Die geſtielten, herzförmig ſpitzigen, eingekerbten Blätter ſind dunkelgrün, runzelig, und mit kurzen Haaren hin und wieder beſetzt, diejenigen aber, welche bey den Blumen ſtehen, viel kleiner, rundlich, völlig ganz, und an beyden Enden ſpitzig. Die Wirtel ſtehen dicht bey einander, und ſtellen gleichſam eine einſeitige Aehre vor. Das Blumenblatt iſt blaßgelb, und deſſen Blumenähre lang und gekrümmt. Die Pflanze vermehrt ſich häufig durch die Wurzel, oder man kann dieſe nach Belieben theilen. Sie dauert füglich in jedem Erdreiche, und in freyer Luft. Der Geruch kömmt einigermaßen mit dem Waſſer⸗Gamander (Lachen⸗Knoblauch, Scordien) überein; die Kräfte aber ſind weit geringer.

2. Der Bathengel, in einigen oberdeutſchen Gegenden der Frauenbiß, Chamædris major repens *Bauh.* Teucrium Chamædrys *Linn.* Fr. Calamandrier, wovon das Gamanderlein, Chamædrys minor repens *Dod.* & *Bauh.* Chamædris vulgaris ſ. ſecunda *Cluſ.* Fr. Petite germandrée, le petit chêne, petit chêne vert, oder la chênette, eine Varietät iſt, welche für kräf⸗

tiger

tiger gehalten wird, und daher officinell geworden iſt. Dieſe Pflanze wächſt in Deutſchland an vielen Orten, inſonderheit aber in der Schweitz, in Oeſtreich und Ungarn, an den Wegen, und in ſteinigen, ſandigen Gegenden. Sie treibt aus der faſerigen dauernden Wurzel viele mit Aeſten beſetzte Stängel, welche mehr auf der Erde hin kriechen, als aufrecht ſtehen, und gleichfalls den Winter über aushalten. Die ganze Pflanze erreicht ſelten die Länge eines Fußes; mehrentheils iſt ſie nur eine Spanne lang. Sie iſt überall mit Blättern beſetzt, welche einander gegen über und paarweiſe ſtehen, geſtielt, länglichrund und am Rande eingekerbet ſind. An den obern Theilen der Aeſte, welche ſich zur Zeit der Blüthe, nämlich im Junius und Julius, aufrichten, ſtehen zwiſchen den Blättern die röthlichen Blumen; und zwar treiben gemeiniglich aus jedem Winkel drey derſelben. Der Geburtsort ändert zuweilen das Anſehen dieſer Pflanze. Man findet zuweilen mehrere, öfters wenigere Blumen an dem Blattwinkel bey einander; manchmal ſtehen die Blätter und Blumen gedrungen bey einander, ein andermal ſparſam und mehr von einander entfernt. Meiſtentheils hat die Pflanze keinen, ſelten einen angenehmen und ſtarken Geruch.

Man findet die getrocknete Pflanze in allen Apotheken, indem ſie jederzeit häufig gebraucht worden iſt; und ſie beſitzt auch wirklich gute Eigenſchaften. Sie enthält bittere, eröffnende, balſamiſche und zuſammenziehende Beſtandtheile, und wird daher von Vielen, beſonders **Proſp. Alpin** und **River**, mit Wein abgekocht, bey den Wechſelfiebern angerühmet, ja, von **Chomel'n** der Chinarinde vorgezogen. Sie ſtärket den Magen, ſtillet die Blutflüſſe, verbeſſert die Bleichſucht, eröffnet die Verſtopfungen der Lunge, Leber und übrigen Eingeweide, und dient folglich bey der Gelbſucht und Eng-

Engbrüſtigkeit. Vornämlich will man ſie als ein bewährtes Mittel wider Gliederſchmerzen und die laufende Gicht ausgeben; wie denn ſchon Veſal gemeldet hat, daß die genueſiſchen Aerzte den Gebrauch derſelben dem Kaiſer Carl V. wider dieſes Uebel angerathen haben. Der Cardinal Fleury ſoll durch einen Thee aus gleichen Theilen Bathengel, Schlag-Kraut (Teucrium Chamæpytis) und Oſterluzey (Ariſtolochia Clematis,) von dieſer Krankheit befreyet worden ſeyn. Andere Exempel zu geſchweigen. Boerhave aber erinnert, daß man bey dem Gebrauche vorſichtig verfahren ſolle, indem dadurch die Bewegung der Säfte vermehret, und die Hitze erreget werde.

Gambetta, ſiehe Schnepfe. (Waſſer-)

Gambienſer Gummi, Gummi Gambienſe, gehört zu den neuern, und denjenigen Materialwaaren, von welchen wir noch keine hinlängliche Kenntniß haben. Fothergill hat daſſelbe einigermaßen, im 1. B. der überſ. Bemerk. der Aerzte in London, S. 327, bekannt gemacht. Es iſt ein hartes, zerbrechliches, dunkelrothes, oder beynahe ſchwarzes, undurchſichtiges Gummi, von welchem jedoch die allerkleinſten Stückchen roth und durchſichtig erſcheinen. Es giebt keinen Geruch von ſich, auf der Zunge aber zerfließt es geſchwinde in ein ſchleimiges Weſen, und verurſachet ein ſtarkes, jedoch angenehmes Zuſammenziehen. Wenn es gröblich geſtoßen iſt, löſet es ſich im Waſſer größtentheils auf, und theilet demſelben eine dunkelrothe Farbe, und einen ſtarken zuſammenziehenden Geſchmack mit. Was in dem Waſſer unaufgelöſet bleibt, ſcheint harzig zu ſeyn. Es unterſcheidet ſich von dem ſenegaliſchen Gummi, weil es weit zerbrechlicher iſt; und von dem Drachenblute, mit welchem es leicht verwechſelt wird, weil es ſich im Waſſer auflöſet. Es ſoll dieſes Gummi wie ein

ein rother Saft aus einem Baume fließen, welcher Pau de Sangue genannt wird, ſonſt aber unbekannt iſt.

Bey eingewurzelten Durchfällen, dem weißen Fluſſe, allzu häufigem Abgange der monatlichen Reinigung, und überhaupt in allen Fällen, welche von einer Schlaffheit und Schärfe herrühren, ſoll dieſes Gummi vorzüglich und nützlich zu gebrauchen ſeyn.

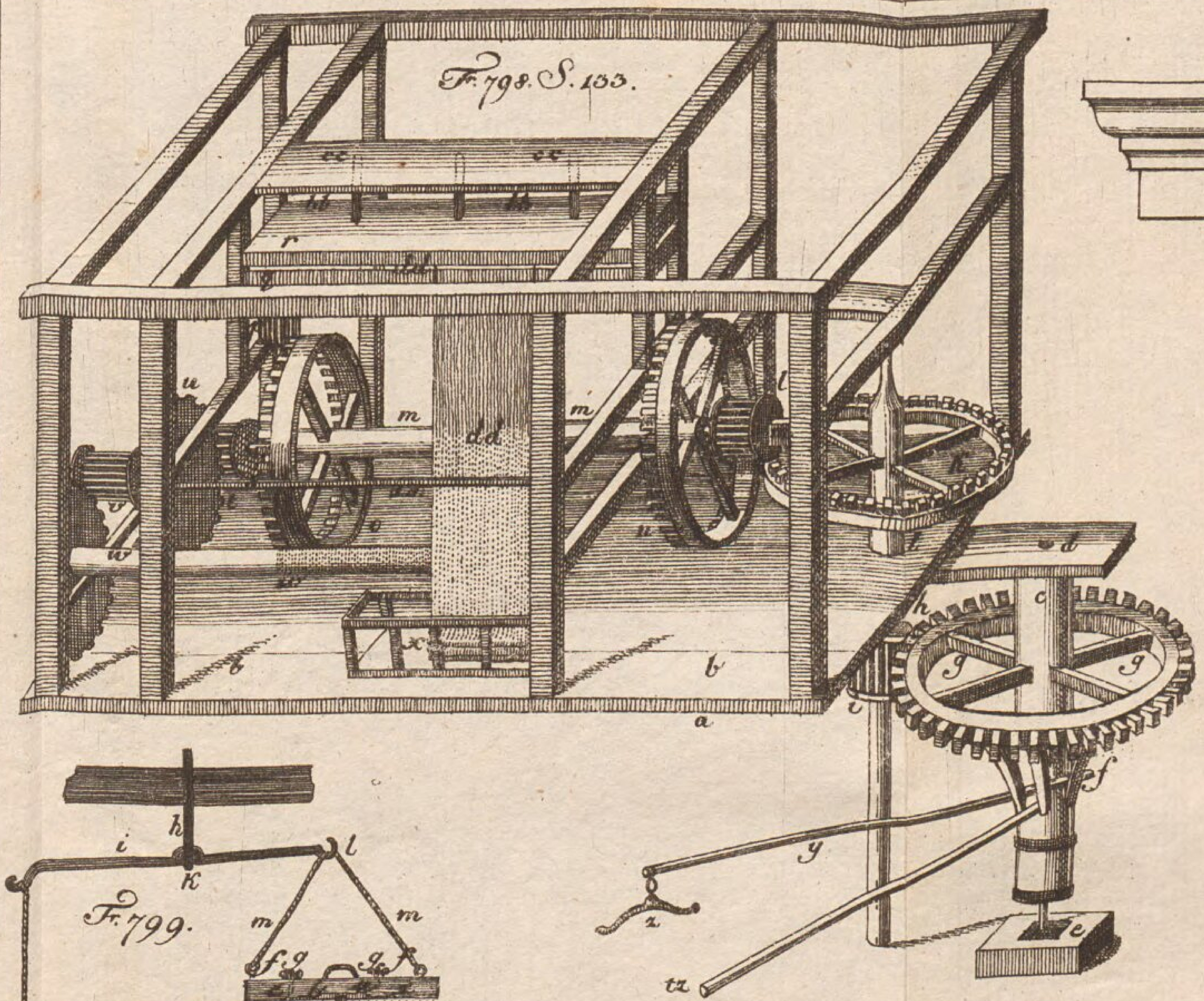
Gamelo, ein Beyname des Copahu-Balſames; ſiehe Th. III, S. 453.

Gampferkraut, ſiehe Abrotanum.

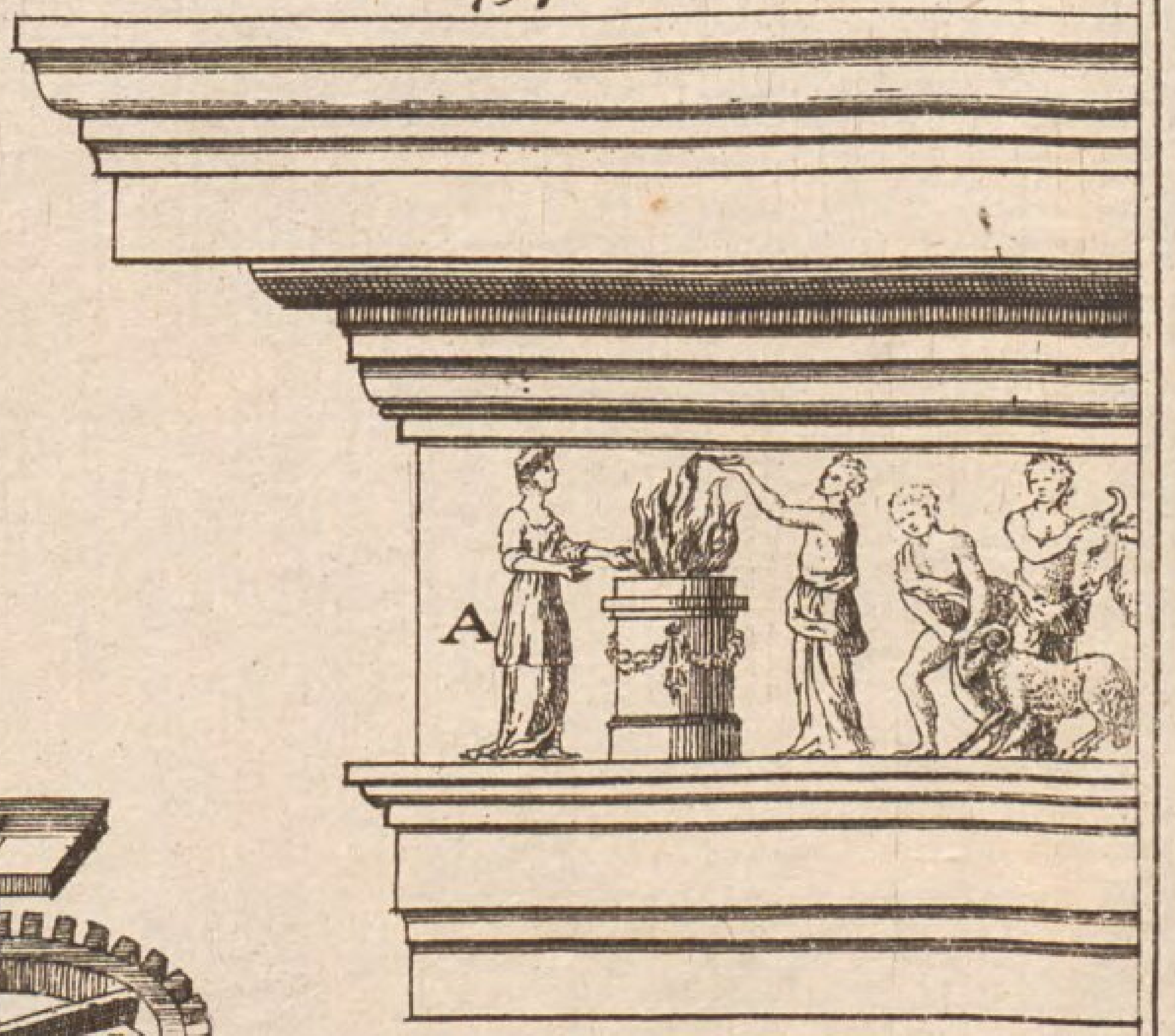
Ende des fünfzehenten Theiles.

F.792. S.70.
FERDINAND·DUX·BRUNS·ET·LUNEB·
OMN·IN GERM·UNIT·
LIB·MURAR·SUPR·MODERATOR·
VIDI·VICI·QUIESCO·
OB·FELICI·REUNION·MURAR
LIBEROR·GERMAN
CAROLUS·SACKVILLE·MAGISTER·FL·
L·NATTER·1733·
F.793. S.70.
AB·ORIGINE
L·NATTER·F·
FLORENT·
F.796. S.71.
STUDIO·SAPIENTIA·SILENTIO
ET NON FUCATA AMICITIA QUID NOBILIUS.
HALÆ·MDCCXL·IV
D·XXIV·IUN·
F.794. S.71.
FACIES SUPREMI EADEM.
HAMBURGI
F.795. S.71.
FAVETE LINGUIS.

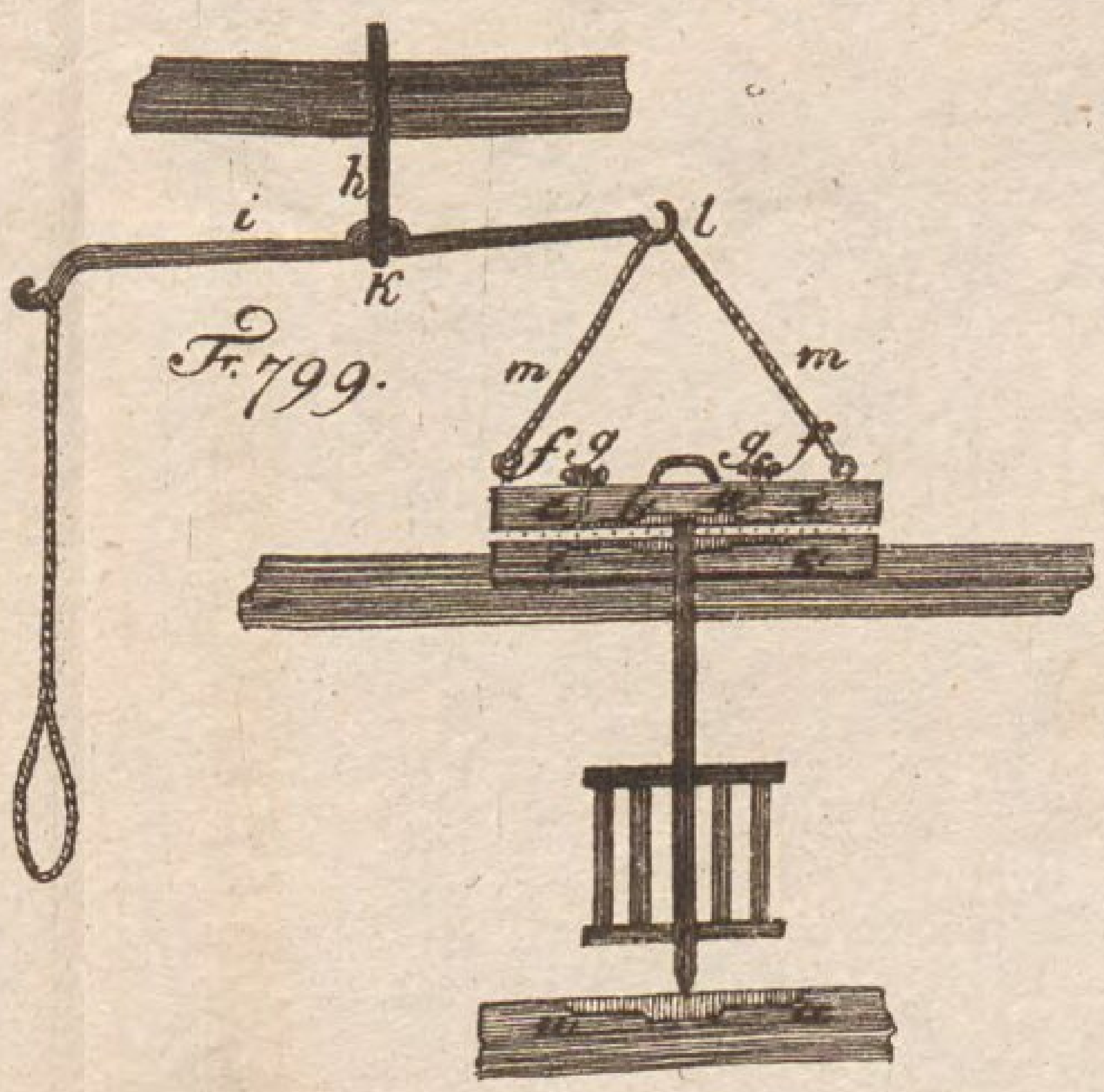
Fr. 798. S. 133.



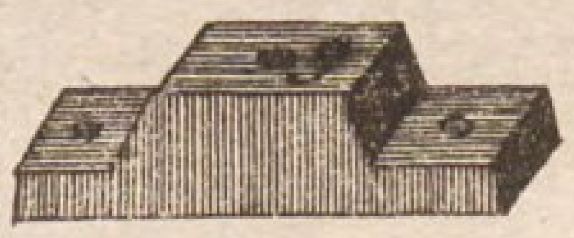
Fr. 797. S. 108.



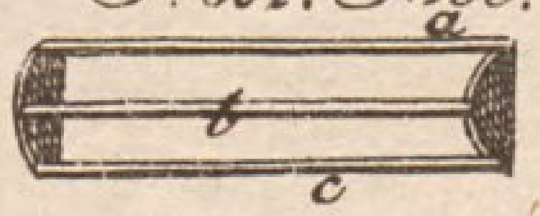
Fr. 799.



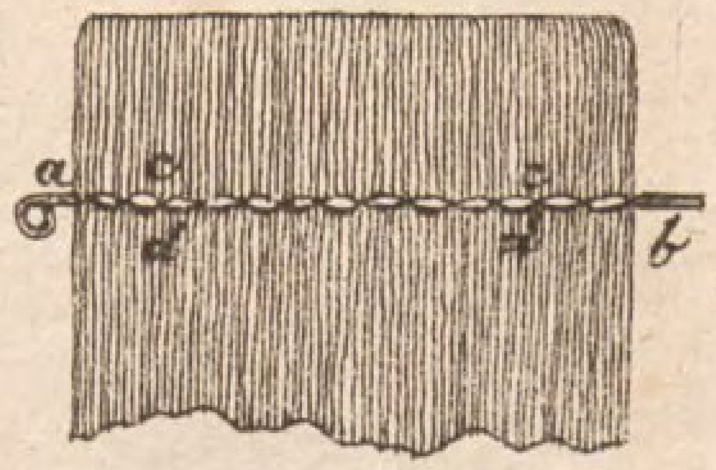
Fr. 800.



Fr. 801. S. 135.

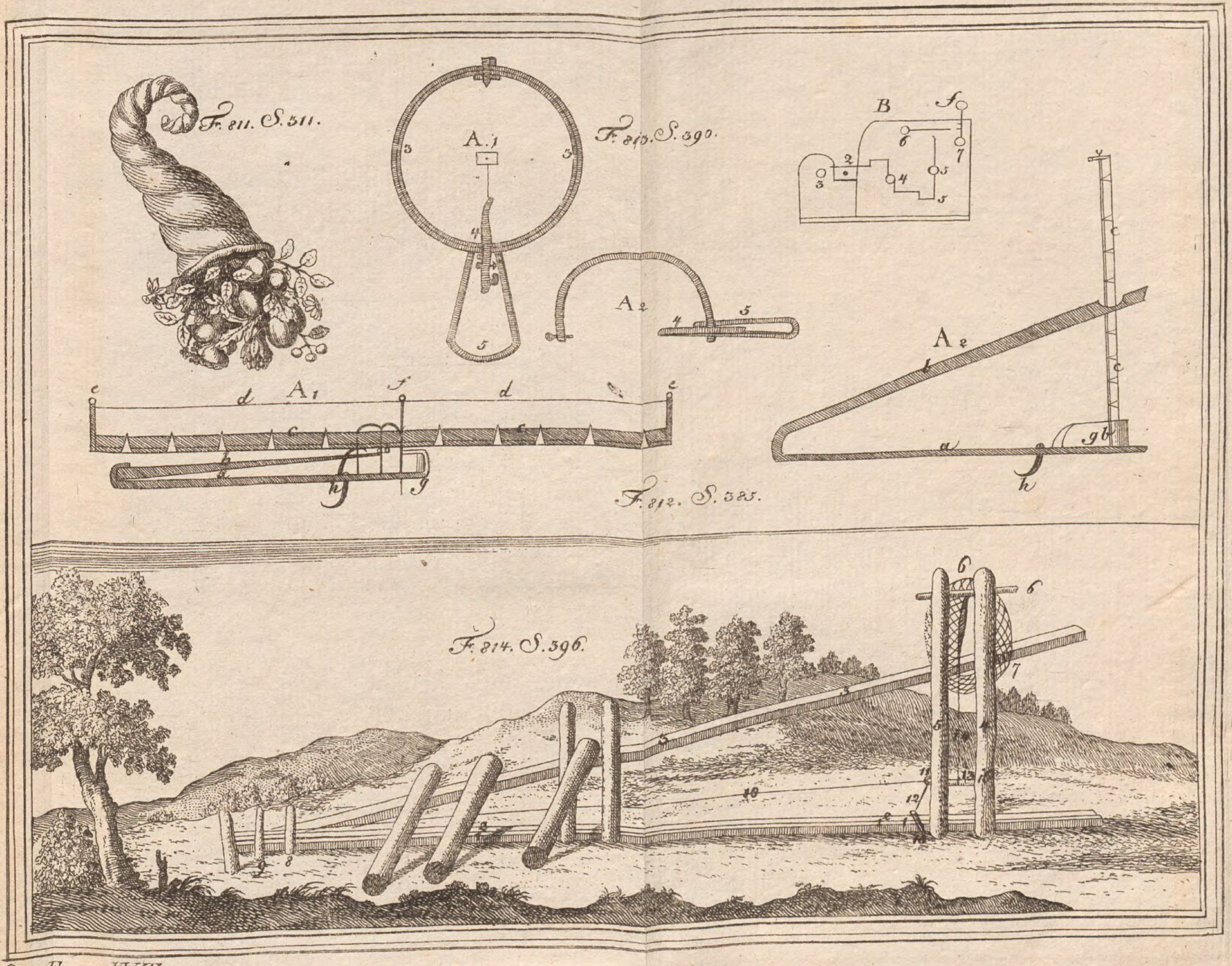


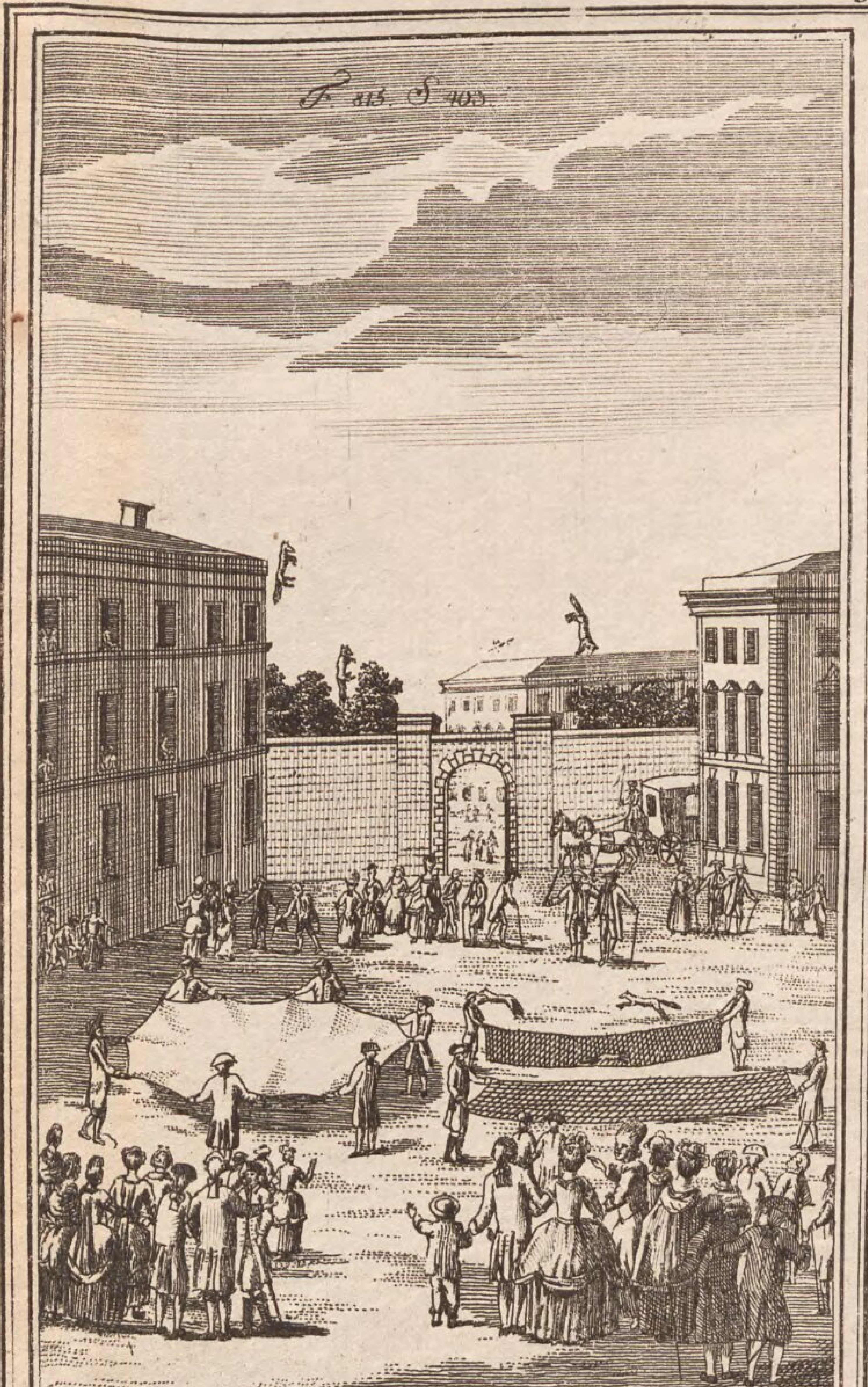
Fr. 802. S. 136.



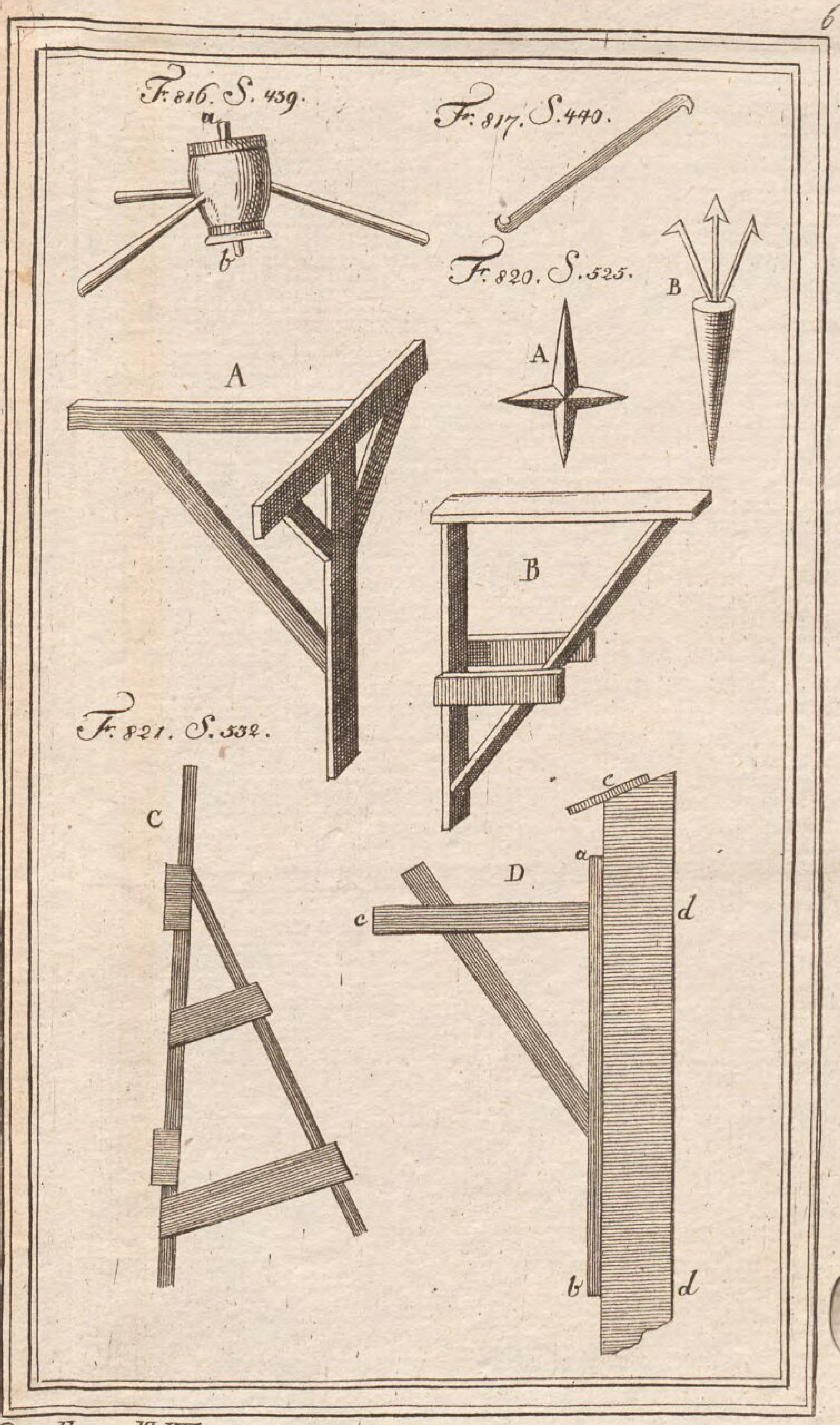
F. 804. S. 141.
F. 803. S. 138.
a
F. 805.
F. 807. S. 145.
F. 810. S. 145.
a
b
b
F. 806. S. 144.
d
d
e
F 808. S. 145
F. 809. S 145
f
b
a
g
h
c

Oec. Enc. XV. T.


F. 811. S. 311.
F. 813. S. 390.
A. 1
A 2
B
A 1
A 2
F. 812. S. 385.
F. 814. S. 396.



Oec. Enc. XV. T.


Fr. 816. S. 439.
a
b
Fr. 817. S. 440.
Fr. 820. S. 525.
A
B
A
B
Fr. 821. S. 532.
C
D
a
c
c
d
b
d

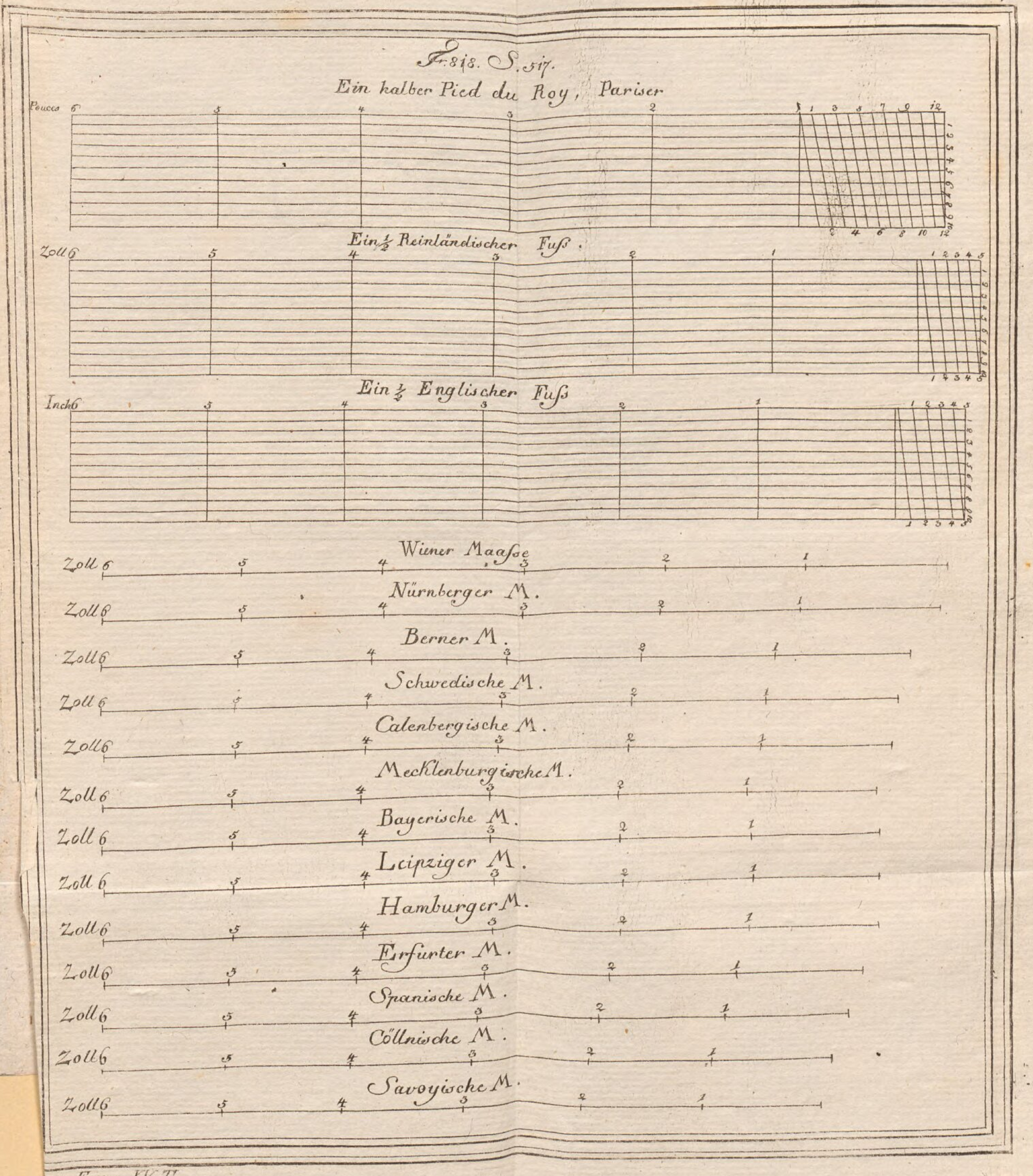
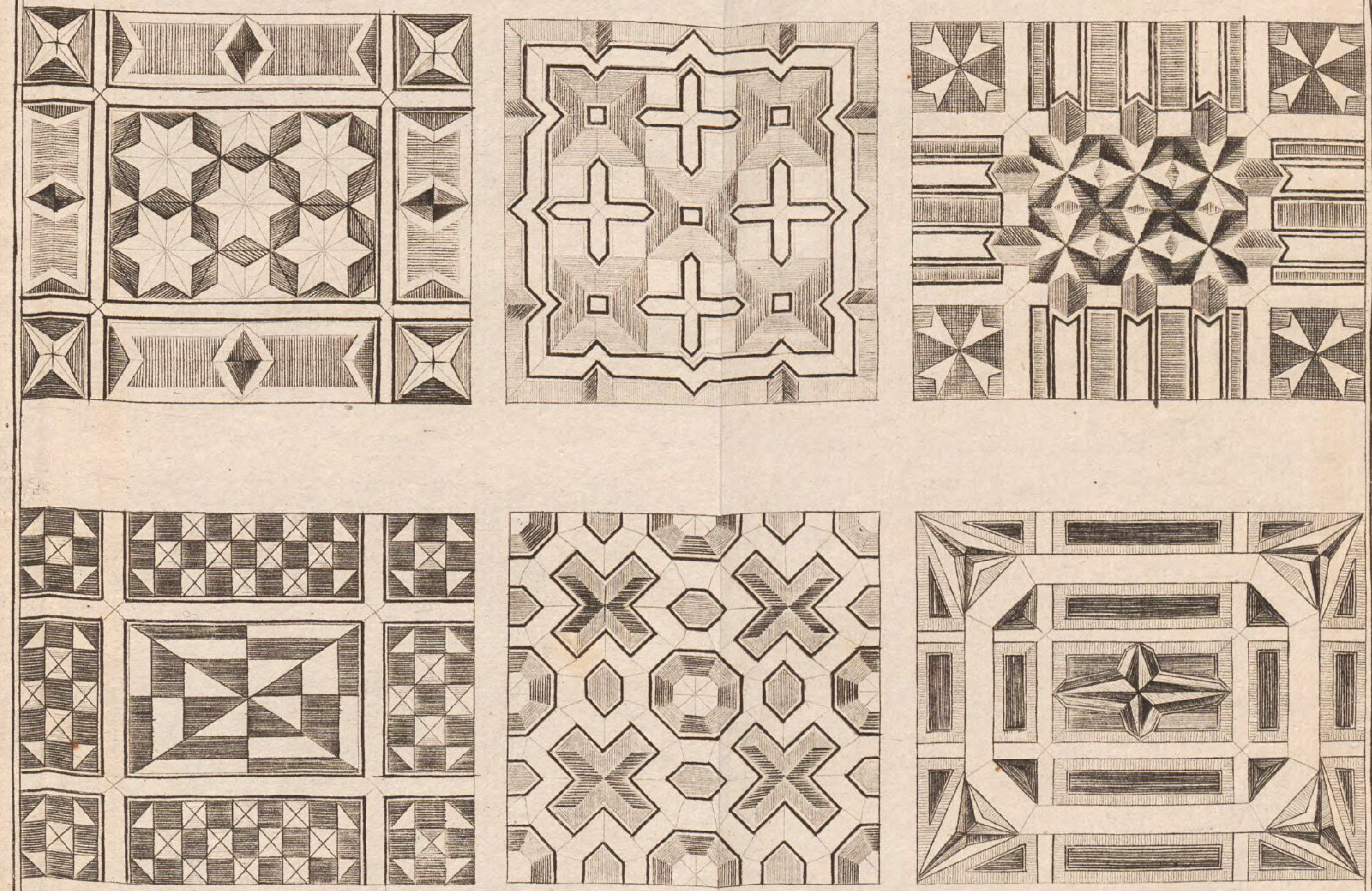

Fr. 818. S. 517.
Ein halber Pied du Roy, Pariser
Pouces 6 5 4 3 2 1 3 5 7 9 12
Ein ½ Reinländischer Fuſs.
Zoll 6 5 4 3 2 1 1 2 3 4 5
Ein ½ Englischer Fuſs
Inch 6 5 4 3 2 1 1 2 3 4 5
Wiener Maaſse
Nürnberger M.
Berner M.
Schwedische M.
Calenbergische M.
Mecklenburgische M.
Bayerische M.
Leipziger M.
Hamburger M.
Erfurter M.
Spanische M.
Cöllnische M.
Savoyische M.
Zoll 6 5 4 3 2 1

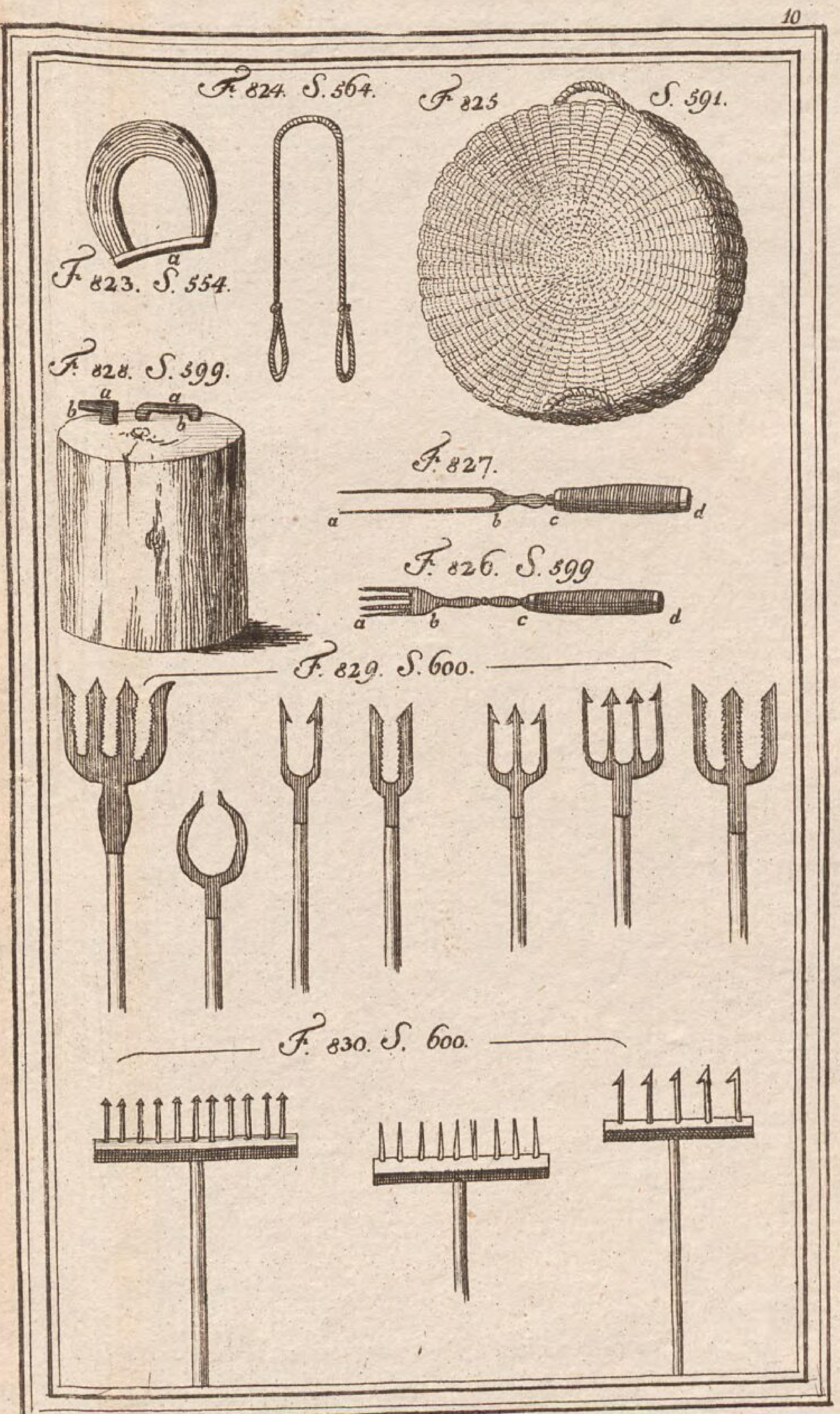
Fig. 89. S. 523.

Oec. Enc. XVI. T.

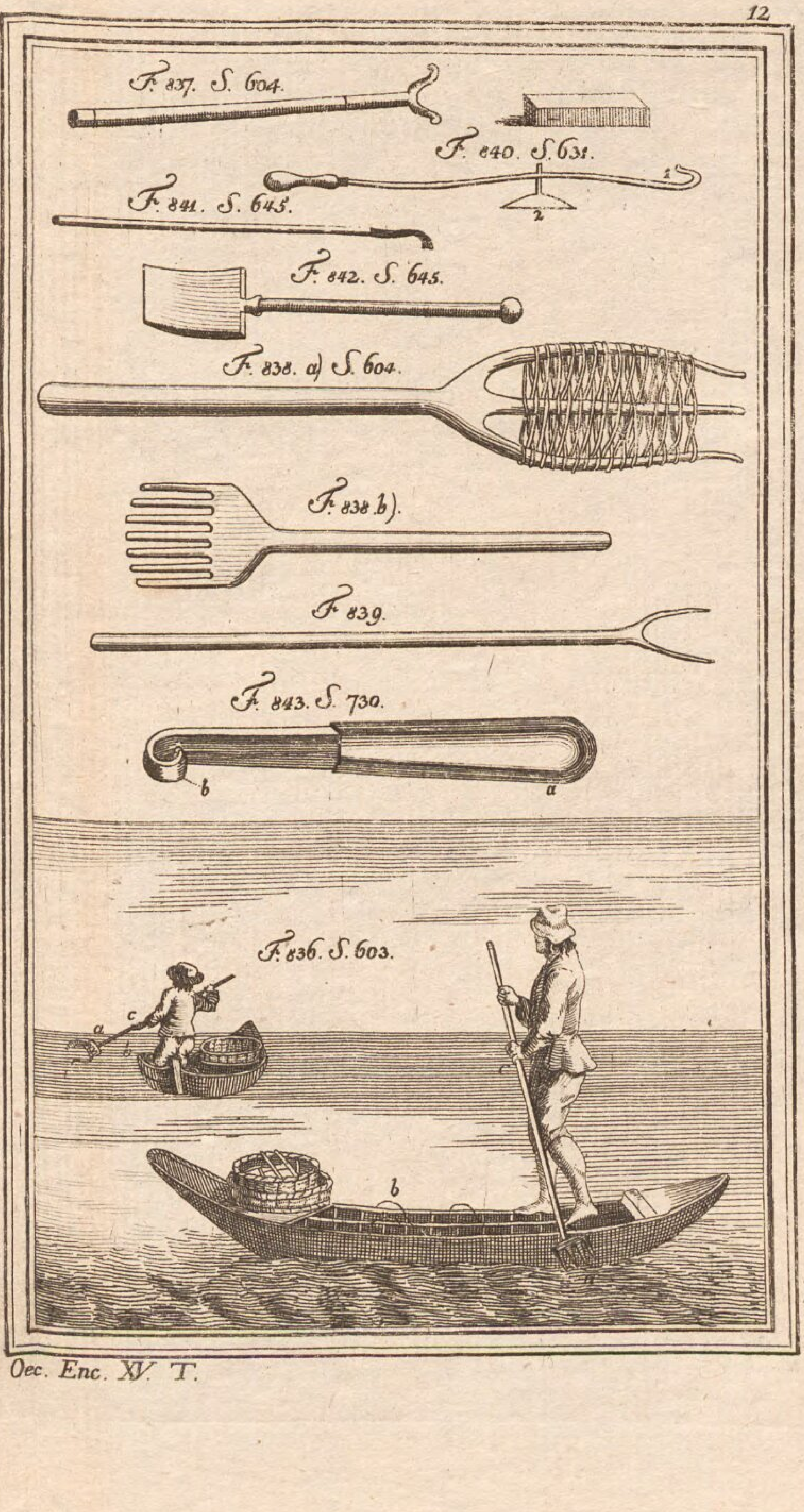
Fig. 822. S. 536.

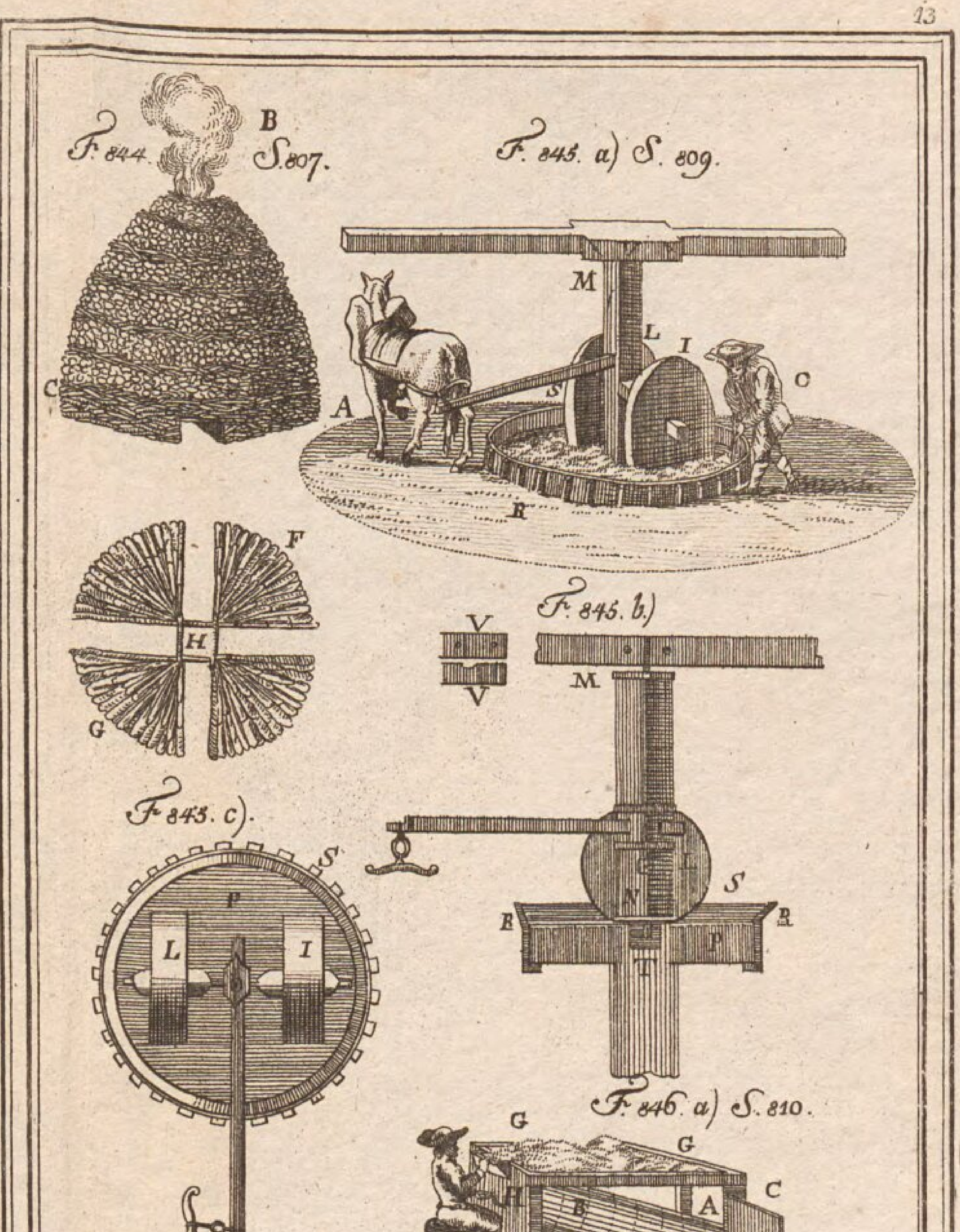


Oec. Enc. XV. T.


F. 824. S. 564.
F. 825
S. 591.
F. 823. S. 554.
a
F. 828. S. 599.
a
a
b
b
F. 827.
a
b
c
d
F. 826. S. 599
a
b
c
d
F. 829. S. 600.
F. 830. S. 600.

Oec. Enc. XV. T.


F. 837. S. 604.
F. 840. S. 631.
1
2
F. 841. S. 645.
F. 842. S. 645.
F. 838. a) S. 604.
F. 838. b).
F. 839.
F. 843. S. 730.
b
a
F. 836. S. 603.
a
b
c
b
c
a


F. 844. S.807.
B
C
F. 845. a) S. 809.
M
L
I
C
A
S
R
F
H
G
F. 845. b.)
V
V
M.
F. 845. c).
S
P
L
I
L
S
N
R
R
P
T
F. 846. a) S. 810.
G
G
C
H
B
A
D
F. 846. b.)
G
G
H
B
C
F
D
E
F. 846. c).
B
Maaſst. v. Fuſz
1 2 3 4 5 6 12 18

F. 847. S. 821

..ERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

14.-

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krünitz, Johann Georg,

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft in alphabetischer Ordnung

Bd.: 15

Brünn 1788

Oecon. 1033-15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296847-2
VD18 90040155